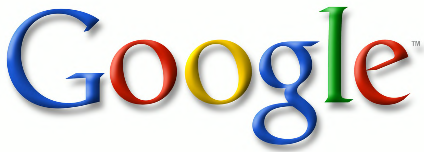




Jahresschrift

für die

VORGESCHICHTE

der

sächsisch-thüringischen Länder.

Herausgegeben

von dem

Provinzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. d. S.

4. Band.

Mit 9 Tafeln und einem Bildnis.

HALLE,

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1905.

Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder. • Band IV. 1905.



Dr. Förtsch.

Aufn. von F. Möller, Halle a. S.

Lichtdruck von Gebr. Plettner, Halle a. S.

Dr. Oscar Förtsch.

Die Historische Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt hat in diesem Jahre 1905 zwei überaus schwere Verluste erlitten. Am 7. Februar 1905 starb Dr. Gustav Brecht, einst Oberbürgermeister von Quedlinburg. Er war der eigentliche Gründer der Historischen Kommission, die treibende Kraft zu ihrem Gedeihen; mit idealer Hingabe unausgesetzt bestrebt, die Mittel zu ihrem Wirken zu schaffen und ihre Aufgaben zu erweitern.[1]) Einer der ersten Schritte zu dem großen Zwecke, die historischen Denkmäler der Provinz zu wissenschaftlicher und gemeinnütziger Bearbeitung zu sammeln, war die Errichtung des Provinzial-Museums in Halle, das nach langdauernden Vorarbeiten im Jahre 1884 dem Besuch geöffnet werden konnte. Rasch ist dann das Museum gewachsen und aufgeblüht. Seit 1899 war sein Direktor Dr. Oscar Förtsch, und er ist der andere hochverdiente Mann, über dessen frühen Hingang wir trauern.

Otto Karl Oscar Förtsch hat ein reiches und vielseitig tätiges Dasein durchlebt. Geboren am 18. Februar 1840 in Naumburg an der Saale als Sohn des Direktors des dortigen Domgymnasiums Dr. Gottlob Förtsch und seiner Gattin Aline geborenen Ziesler aus Meißen, empfing er vom Vater neben einer tüchtigen Grundlage reiche geistige Anregung und Interesse für die höheren Triebe des menschlichen Seins in ihrer Mannigfaltigkeit. Nachdem er am 25. März 1859 die Maturitätsprüfung abgelegt hatte, widmete er sich anfangs dem Bergfache in Eisleben, allein den kraftstrotzenden Jüngling zog die militärische Laufbahn mehr an, so daß er sich im folgenden Jahre bei dem Magdeburger Festungs-Artillerie-Regiment No. 4 als Freiwilliger auf höhere Beförderung meldete. Im Dezember 1861 zum Leutnant ernannt, nahm er 1864 an dem Feldzuge gegen Dänemark und der Belagerung von Düppel teil, ebenso machte er 1866 den Feldzug gegen Österreich,

[1]) Einen Nachruf nebst Bildnis hat Oberlehrer Dr. Brinkmann in Zeitz in dem Jahrbuch der Denkmalspflege in der Provinz Sachsen für 1904 veröffentlicht.

die Kämpfe bei Münchengrätz, Königgrätz und Preßburg mit und erhielt die Allerhöchste Belobigung für Tapferkeit im Felde. Im Jahre 1869 führte er seine Gattin heim, Friederike geborene Steinbrück aus Erfurt, die ihn mit zwei Töchtern und zwei Söhnen beglückte. Später wurde Förtsch nach Mainz und Castel versetzt. Der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich führte ihn in die erste leichte Reserve-Batterie der Division Kummer, bei der er in der Schlacht bei Noisseville und in einer Reihe von Ausfallgefechten vor Metz mitfocht; später belagerte und beschoß sein Truppenteil die Festung Longwy. Bei der Rückkehr nach Castel schmückte das Eiserne Kreuz seine Brust. Die Beförderung zum Hauptmann 1873 veranlaßte die Übersiedelung nach Cassel, wo er Lehrer an der Kriegsschule wurde, dann folgte ein mehrfacher Garnisonwechsel: Frankfurt a. O., Stettin, Bromberg und Graudenz. 1884 zum Major, 1886 zum Abteilungskommandeur befördert, nahm er im Juni 1888 den Abschied.

Er schlug seinen Wohnsitz in der von der Jugendzeit her vertrauten Stadt Halle auf, entschlossen, sich den wissenschaftlichen Studien zu widmen. Ein merkwürdiger Zufall fügte, daß er der erste Student war, der sich bei dem Verfasser dieser Zeilen, der eben den Ruf an die Universität Halle erhalten hatte, als Zuhörer meldete, und von diesem Augenblick an verband beide treue Freundschaft.

Förtsch, der sich trotz seiner fast fünfzig Jahre immatrikulieren ließ, war der fleißigste Student an der Universität, und alle Dozenten, bei denen er hörte, hatten ihre Freude an diesem gereiften Wissensdrange. Auch als Offizier hatte Förtsch seine angeborene Liebe zu den Wissenschaften gepflegt, mit hellem verständnisvollem Auge Länder und Menschen beobachtet, Kenntnisse aller Art gesammelt. Ihm kam zugute die früher erworbene Bekanntschaft mit den geologisch-mineralogischen Verhältnissen, und so wandte er ihnen nun ernste Studien zu. Indem er zugleich die Geschichte zu seinem Hauptfach erwählte, ergab sich gewissermaßen von selbst die Vorliebe für die Prähistorie. So konnte er bereits im sechsten Semester seine Dissertation: „Die Entstehung der ältesten Werkzeuge und Geräte“ der Fakultät vorlegen und auf ihren Grund am 5. März 1892 zum Doktor der Philosophie promoviert werden. Die mündliche Prüfung fiel in allen Fächern so glänzend aus, daß sie mit dem seltenen Prädikat „summa cum laude“ ausgezeichnet wurde; der Professor der Philosophie hatte es zuerst beantragt.

Nachdem Förtsch seine prähistorischen Studien weitergeführt und einige Aufsätze in der Zeitschrift für Naturwissenschaften veröffentlicht

hatte,[1]) begehrte die Historische Kommission ihn schon 1897 nach dem Tode des hochverdienten Dr. Julius Schmidt als Museumsdirektor, doch lehnte er ab, weil er durch sein Ehrenamt als Stadtrat und andere Verpflichtungen zu stark in Anspruch genommen war. Als jedoch Schmidts Nachfolger, Dr. Rudolf Kautzsch, einem Rufe nach auswärts folgte, entschloß sich Dr. Förtsch, die einstimmig erfolgte Wahl anzunehmen, und trat am 1. Januar 1899 das Amt an, das er bis zu seinem Tode bekleidete. Seiner allgemeinen Kenntnisse wegen wählte ihn 1903 auch die Historische Kommission zu ihrem Mitgliede. Außerdem gehörte er dem Ausschusse des Vereins für Denkmalspflege an, so daß er mitten in der gesamten historischen Arbeit der Provinz stand.

Eine ungemein umfassende Tätigkeit entfaltete der neue Direktor, die nur derjenige voll würdigen kann, der weiß, welche Schwierigkeiten die unzureichenden und alten Räume, die beschränkten Mittel des Museums der Verwaltung und wissenschaftlichen Fortführung bereiten. Wo allmählich mit dem Wachstum der Sammlungen mehrere Kräfte erforderlich gewesen wären, überwältigte Dr. Förtsch mit seiner eisernen Tatkraft und aufopfernden Liebe zur Sache allein mit einem Hauswart die Arbeit, die beständig anschwoll, weil der Direktor sich berufen fühlte, nicht nur innerhalb der engen Mauern des Museums zu wirken, sondern die ganze Provinz in den Bereich seiner Tätigkeit zu ziehen, um so die Aufgaben des Museums allseitig zu erfüllen. Er besuchte die vielen örtlichen Sammlungen, hielt außerhalb anregende Vorträge, veranstaltete ergebnisreiche Nachgrabungen und führte einen ausgedehnten Briefwechsel, immer bereit, zu helfen, zu belehren, Rat zu erteilen.

So wurden die Arbeiten der Vorgänger gründlich und zum Teil mit neuen Gedanken fortgesetzt. Die chemischen Kenntnisse, die Dr. Förtsch besaß, das mechanische Geschick, das ihn auszeichnete, befähigte ihn ganz besonders dazu, die Altertümer zu reinigen und zu konservieren, schadhafte Stücke herzustellen, aus Trümmern ein Ganzes zu schaffen. Manch neue Entdeckung war dadurch möglich.

[1]) Gewinnung und Verarbeitung des Feuersteins in England, 1892; Über vorgeschichtliche Töpfereigeräte aus der Umgebung von Halle, mit Tafel, 1894; Tongefäße der Bronzezeit aus der Provinz Sachsen, 1896; Die Bodensenkungen in Gräfentonna und Burgtonna, 1895. Von anderen Aufsätzen sei nur genannt der im Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft No. 9, 1900 abgedruckte: „Über die vor- und frühgeschichtlichen Verhältnisse der Provinz Sachsen".

Die Anordnung der Gegenstände nach örtlichen Gesichtspunkten, schon vor ihm begonnen, wurde übersichtlich weitergeführt. Nicht bloß die prähistorischen Stücke, so sehr sie nach der Natur des Museums besondere Aufmerksamkeit erforderten, erfuhren sorgfältige Beachtung, auch die übrigen Teile der Sammlungen nahmen zu an Zahl, Wert und wissenschaftlicher Bedeutung; so manche Abteilung, die bisher nicht hatte berücksichtigt werden können, nahm er neu in Angriff. Die zahlreichen Ausgrabungen, für die der Direktor besondere technische Fertigkeit besaß, ergaben schöne Ausbeute, und keine Ungunst des Wetters konnte ihn von diesem mühevollen Werke abhalten.

Daher nahm der Beschäftigungskreis fortwährend zu. Förtsch arbeitete eifrig mit an der prähistorischen Fundkarte für Thüringen; besonders viel Arbeit machte ihm die von dem Museum herausgegebene Zeitschrift. Dr. Schmidt hatte 1894 bereits ein erstes Heft „Mitteilungen aus dem Provinzialmuseum" veröffentlicht, dem Förtsch 1900 ein zweites folgen ließ. Gemäß dem Beschlusse der Historischen Kommission wurden diese Mitteilungen erweitert zu einer „Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder", von der 1902 der erste, 1903 der zweite, 1904 der dritte Band erschien.

Außer der nicht leichten und kostbare Zeit verschlingenden Herausgabe dieser Zeitschrift hat Förtsch auch umfangreiche Abhandlungen für sie geschrieben, die hier nicht besonders aufgezählt werden sollen, weil sie aus der Zeitschrift ersichtlich sind.

Die wissenschaftlichen Leistungen entbehrten nicht lebhafter Anerkennung. Schon auf dem Totenbette liegend, konnte Förtsch noch das Urteil des Professors Dr. Julius Naue über den dritten Band seiner Jahresschrift lesen[1]):

„Dieser neue Band der Veröffentlichungen des Provinzial-Museums der Provinz Sachsen, der mit zahlreichen, meist sehr guten Abbildungen nach photographischen Aufnahmen ausgestattet ist, bietet eine so reiche Fülle von interessanten und wichtigen Berichten über alle vorgeschichtlichen Kulturperioden, daß es uns zu unserem aufrichtigen Bedauern nicht möglich ist, eingehende Mitteilungen darüber, wie es die Berichte erfordern, zu geben. Wir fügen deshalb nachstehend nur das Inhaltsverzeichnis an, bitten aber dringend um ein wiederholtes Studium der Arbeiten, zu denen der verdienstvolle Direktor des Provinzial-Museums, Major Dr. phil. O. Förtsch, recht

---

[1]) Prähistorische Blätter von Prof. Dr. Julius Naue, München, XVII. Jahrgang 1905, No. 5, S. 72.

viele beigesteuert hat. Aufrichtig wünschen wir, daß ihm bei seinen ferneren Unternehmungen und Ausgrabungen das Glück wie bisher zur Seite stehen möge, so daß es ihm gelingt, dem Provinzial-Museum noch viele wichtige vorgeschichtliche Fundgegenstände zu sichern und einzuverleiben, nicht minder aber auch, daß dieselben dann der vorgeschichtlichen Wissenschaft in gleicher Weise wie bisher zugänglich gemacht werden."

Der vorliegende vierte Band der Jahresschrift enthält die letzte Arbeit von Dr. Förtsch über den Depotfund von Dieskau. Mit Wehmut erfüllen die Worte auf S. 30: „Näher darauf einzugehen (daß schon in der älteren Bronzezeit eine zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung bei Halle ansässig gewesen sein muß), muß ich mir leider versagen; ich hoffe jedoch, an dieser Festlegung mit arbeiten zu können, sobald die Herausgabe einer Fundkarte auch dieses Teiles unserer Provinz in Angriff genommen werden wird." Bereits dem Tode nahe las Dr. Förtsch noch die Korrektur; das Erscheinen des Bandes, dessen Beschleunigung er eifrig betrieben hatte, sollte er nicht mehr erleben.[1])

Doch mit der Tätigkeit für das Museum ist die Summe seiner Leistungen noch nicht erschöpft. Wo ein tüchtiger Mann zu haben ist, fehlt es nicht an der Inanspruchnahme seiner Kräfte, wenn er bereitwillig ist, der Allgemeinheit zu dienen. Mehrere Jahre lang war Förtsch Stadtrat von Halle im Ehrenamt, gar nicht aufzuführen sind alle die Vereine, die zu ihm ihre Zuflucht nahmen und seine Verwaltungstalente sich nutzbar machten. Der Männerzweigverein vom Roten Kreuz in Halle, der Hallesche Zweigverein der Viktoria-National-Invalidenstiftung, der Harzverein, der Naturwissenschaftliche Verein in Halle wählten Förtsch zum ersten oder zweiten Vorsitzenden; es gab wohl kaum einen gemeinnützigen Verein in Stadt und Provinz, dem er nicht mehr als bloßes Mitglied war.

Diese ungeheuere Arbeit hätte Förtsch nicht leisten können, wenn ihm nicht die Natur zu seinem regen Geiste einen scheinbar unverwüstlichen Körper gegeben hätte. Ein Hüne, ein prachtvoller schöner Mann, erregte er überall Wohlgefallen und Aufsehen, und der auf der äußeren Erscheinung beruhende Eindruck bestätigte und vertiefte sich, wenn man den inneren Menschen kennen lernte. Ein liebenswürdiger fröhlicher Gesellschafter, fesselte er unerschöpflich in packenden Erzählungen die Zuhörer. Nicht bloß über ernste Dinge wußte er zu

---

[1]) Die Herausgabe hat Herr Prof. Dr. Höfer in Wernigerode übernommen.

reden, mit köstlichem Humor, zu dem die lustigen Augen schalkhaft blitzten, wußte er Selbsterlebtes und Erfahrenes zu berichten. Immer zeigte sich dabei die Güte des Herzens, aber auch tiefes Verständnis für das Leben. Daß er auch den nationalen Fragen hingebende Teilnahme entgegentrug, braucht kaum erwähnt zu werden. In seiner Jugend nannten ihn die Kameraden „Deutschlands Eiche"; in der Tat, Dr. Förtsch war ein deutscher Mann von echtestem Schrot und Korn.

Niemand, er selbst ahnte nicht, daß wohl schon seit Jahren an seinem starken Leibe heimlich ein tückisches Leiden fraß; er beachtete nicht gewisse Zeichen, nur auf seine Pflicht bedacht. Plötzlich brach daher über ihn das Geschick herein; eine kleine unscheinbare Verletzung wurde die Ursache schwerer Erkrankung, der er rasch am 22. Oktober erlag. Auf dem Nordfriedhofe in Giebichenstein wurde Oscar Förtsch zur letzten Ruhe gebettet unter den Klagen von Zugehörigen aller Stände und Berufe; jeder empfand in seinem Hinscheiden einen persönlichen Verlust.

Theodor Lindner.

Auszug aus dem Jahresbericht des Provinzial-Museums für heimatliche Geschichte und Altertumskunde der Provinz Sachsen in Halle a. S. 1904/05.

Ein Jahr erfreulicher Weiterentwicklung liegt hinter uns. Haben auch die verfügbaren Räume, die schon vor Jahren als unzureichend bezeichnet werden mußten, keine Vermehrung erfahren, so konnte doch die Raum beanspruchende Ordnung der umfangreichen vorgeschichtlichen Sammlung nach Kreisen noch beibehalten werden, eine Ordnung, welche gerade in der Provinz Sachsen von besonderer Wichtigkeit sein dürfte.

Die Zahl der Besucher hat stetig zugenommen und erreichte in dem letzten Jahre die Höhe von 5365.

In nicht geringem Maße ist auch der Verkehr mit verwandten auswärtigen Instituten und mit Fachgelehrten gewachsen. In Schriftenaustausch steht das Provinzial-Museum mit 25 Sammlungen und Vereinen. Band III der von dem Direktor alljährlich herauszugebenden Jahresschrift („Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder“) ist im November 1904 erschienen (Otto Hendels Verlag in Halle a. S.) und enthielt 22 Berichte und Mitteilungen aus verschiedenen Perioden der Vorgeschichte und „eine Übersicht über vorgeschichtliche Veröffentlichungen des letzten Jahres im Gebiete der sächsischen und thüringischen Länder“.

Die Vermehrung der Bestände verdankt das Museum umfangreichen Ausgrabungen, Ankäufen und Zuwendungen.

Durch die vor einigen Jahren erfolgte Schenkung eines größeren, „zum Zwecke von Ausgrabungen“ bestimmten Kapitals ist der Museumsdirektor in die angenehme Lage versetzt worden, sich diesem ganz besonders wichtigen Zweige seiner amtlichen Tätigkeit mehr widmen zu können, als dies früher möglich war.

Von den unter seiner Leitung unternommenen neun Ausgrabungen galten vier der neolithischen Periode, eine der älteren Bronzezeit, drei der Latène- und eine der Völkerwanderungszeit. Besonderen Erfolg hatte die Erforschung eines steinzeitlichen Wohnplatzes (Bernburger

Typus) in Thüringen, in Gemeinschaft mit Dr. Götze-Berlin unternommen, und die latènezeitlicher Gräber im Norden der Provinz. Untersucht wurden ferner drei frühmittelalterliche Burgstellen und mehrere der Stein- und Bronzezeit angehörende Fundplätze; auch gelang es, auf der Hainleite belegene „Hochäcker" festzustellen.

Wenn auch die jedem Museumsleiter bekannten Schwierigkeiten beim Ankauf von Altsachen und nicht zuletzt von vorgeschichtlichen Altertümern in unserer Provinz besonders große zu sein scheinen, so ist es doch in einzelnen Fällen gelungen, „geschlossene Funde" preiswert zu erwerben.

Recht bedeutsame Ergänzungen erfuhr das Museum durch Zuwendung von seiten alter und neuer Gönner. In Anbetracht des Umstandes, daß nur ausnahmsweise die in Privathänden befindlichen Altertümer der wissenschaftlichen Verwertung zugänglich sind, wurden diese Schenkungen mit doppeltem Danke entgegengenommen. Von Neuerwerbungen sind hervorzuheben:

Vorgeschichtliches.

Steinzeit: Eine größere Sammlung von Werkzeugen und Gefäßen aus der unmittelbaren Nähe von Merseburg sowie Grabgefäße und Steinwaffen aus dem Kreise Eckartsberga.

Bronzezeit: Frauenschmuck aus dem Saalkreise; Fibeln, Messer, Pinzette und Gefäße aus dem Kreise Salzwedel; Schmuckplatten, verziertes Messer, Lanzenspitze aus dem Kreise Jerichow I; Gefäße aus Trotha bei Halle.

Eine Grabkiste aus dem Ende der Bronzezeit von Staßfurt hat nebst Inhalt in einem Gewölbe des Museums Aufstellung gefunden.

Latènezeit: Zahlreiche Gefäße nebst den üblichen Beigaben und einem Pferdeschmuck aus dem Kreise Salzwedel.

Eine Grabkiste nebst Inhalt von Staßfurt hat ebenfalls in dem Museum Aufstellung gefunden.

Völkerwanderungszeit: Ein Perlenkettchen aus dem Kreise Calbe a. S.

Merowingisch-Fränkische Zeit: Perlenkette, Lanzenspitze, Kurzschwert, Gefäße; die letzteren aus rheinischen Gräbern.

Slawische Zeit: Ein mittelgroßes Gefäß aus Merseburg und langer Haarkamm aus Giebichenstein bei Halle.

Geschichtliches.

Waffen: Ein Knebelspieß ältester Form von Giebichenstein, Langschwert des XIV. Jahrhunderts, gefunden in der Heide bei Halle, geschmiedete Sturmhaube für Stadtknechte, burgundischer Reiterhelm,

Beil des XIV. Jahrhunderts; ferner Waffen und Ausrüstungsstücke der beiden letztvergangenen Jahrhunderte.

An alten Trachten, Schmuck, Haus- und Küchengerät war der Zuwachs ein ebenso reicher wie an keramischen Erzeugnissen; auch die Sammlung an Schlosser- und Schmiedearbeiten wurde nicht unwesentlich vermehrt.

Die seit langem hier mit Eifer geförderte Ausstellung von Produkten des Hausfleißes und der Kleinkunst bildet, dank den in jüngster Zeit in größerem Umfange aufgenommenen Bestrebungen des „Bundes Heimatschutz", einen hervorragenden Anziehungspunkt.

Die ebenfalls in dauerndem Wachstum begriffene Sammlung kirchlicher Altertümer wird eine richtige Würdigung erst finden, wenn sie in weiteren und helleren Räumen aufgestellt sein wird. Ein Gleiches ist von unserer Münzsammlung zu berichten.

Viele der hier aufgespeicherten Urkunden, Aufzeichnungen, Albums u. dergl. harren noch der wissenschaftlichen Erschließung.

Unsere Handbibliothek ist seit Jahren systematisch vermehrt worden, so daß nur in seltenen Fällen eine größere Bibliothek in Anspruch zu nehmen war. Durch Zuwendung seitens der „Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt" ist die Museums-Verwaltung in die angenehme Lage versetzt, die Veröffentlichungen der Historischen Kommission leihweise ausgeben zu können.

Förtsch.

Ein Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle.

(Hierzu Tafel I, II, III und IV.)

Am 29. November 1904 wurde beim Ausheben einer Miete durch Arbeiter des Königlichen Kammerherrrn Herrn v. Bülow auf Dieskau im Saalkreis dicht beim Dorfe in der Tiefe von $^3/_4$ m ein großer Rauhtopf ohne Deckel aufgefunden, der, „mit dem Gefäßboden untenstehend", einen reichen Schatz an Bronzen und Bernstein enthielt. Leider sind von dem Gefäß nur einzelne, wenn auch große Bruchstücke (Taf. IV, Fig. 5) erhalten geblieben und war eine Rekonstruktion nicht ausführbar. Der Berguug des Fundes ist im übrigen die größte Sorgfalt zugewendet worden und konnte festgestellt werden, daß bei der Niederlegung die Verpackung in dem Gefäß planvoll vorgenommen

worden war, so daß kleinere Gegenstände, wie Bernstein und Spiralröllchen, zu unterst lagerten, darüber Ringe verschiedener Art; ihnen folgten einzelne Klingen und Dolchstäbe mit Bronzeschaft. Die Holzschäfte scheinen vor der Niederlegung abgesägt oder abgeschlagen worden zu sein. Es fanden sich weder lose Niete noch Bruchstücke oder Rohbronze. Alles war unter Ausnutzung des beschränkten Raumes dicht aneinander gepackt.

Bei einer von mir im April 1905 vorgenommenen gewissenhaften Untersuchung der nächsten Umgebung des Fundplatzes kamen in einer Tiefe von $^3/_4$ m nur zwei Herdlöcher mit kleinen Herdsteinen, ein „Quetsch" oder „Schlagstein" und ein handlicher „Reibestein" (Oberstein) zum Vorschein. Asche und Kohlenreste wurden in den darüber liegenden Schichten nicht bemerkt.

Unter mäßig starkem Humus lagert hier eine Schicht von lockerem Diluvialkies, der auf $^3/_4$ m fest und gröber wird, so daß er mit dem Spaten schwer zu durchbrechen ist.

Die Höhe des Gefäßes ist bedauerlicherweise nicht mehr festzustellen; aus einem größeren Stück, an dem Teile des Bodens haften, ist jedoch zu ersehen, daß Durchmesser und dementsprechend wohl auch die Höhe hervorragend gewesen sind. Die Konservierung der Bronzen übernahm der Direktor des Provinzial-Museums, dem sich hiermit Gelegenheit zu einem gründlichen Studium der Objekte bot.

Ein Verzeichnis der Fundgegenstände mit Angabe der Maße und des Gewichts soll, obgleich sie einzeln ausführlich in dem Folgenden behandelt werden, dem Schluß dieser Abhandlung angeheftet werden.

Die in dem Gefäß geborgenen Gegenstände gehören sämtlich der älteren Bronzezeit an.

Die Ähnlichkeit gewisser alter Axtformen, ebenso wie die der Dolche, Ringe und Spiralen ist in ganz Europa eine derartig große, und ihr gemeinsamer Charakter ein so übereinstimmender, daß kein bloßer Zufall die Ursache sein kann.

Andererseits hat, wie Lubbock[1]) sagt, doch wieder jedes Land „seine eigenen kleinen Eigentümlichkeiten, sei es nun in der Form oder in der Ausschmückung, sei es auch, daß die Analysen der Bronze verschiedenartige Beimischungen nachweisen, daß das Kupfer nicht aus nur einem Orte bezogen sein kann."

Wenn Lubbock schreibt, daß offenbar Europa seine Metallkenntnisse einer „großen orientalischen Entdeckung zu verdanken" habe, so können

---

[1]) John Lubbock, „Die vorgeschichtliche Zeit" (Passow), Bd. I, S. 57.

wir ihm nur beipflichten, nicht aber, wenn er hinzusetzt, „daß der Gebrauch des Kupfers nicht früher in unserem Erdteile eingeführt worden sei, als bis man bemerkt hätte, daß ein geringer Zinnzusatz es härter und vor allen Dingen brauchbarer machte."

Es ist hier nicht der Ort, ausführlicher über „eine Kupferzeit" zu reden und darüber, ob es zweckmäßig ist, die ersten aus zinnfreiem Kupfer bestehenden Geräte der Steinzeit zuzurechnen oder in einer „ersten Metallzeit", in Verbindung mit der ältesten Bronzezeit, zu behandeln; sicher ist und durch zahlreiche Analysen in jüngerer Zeit nachgewiesen, daß auch in Nord-Deutschland, Dänemark und Süd-Schweden eine Kupferzeit bestanden hat, d. h. „eine Zeit", wie Montelius[1]) sagt, „mit Stein und Kupfer ohne Bronze. Diese Zeit ist wahrscheinlich nur verhältnismäßig kurz gewesen, kürzer als die Kupferzeit in vielen südlichen Ländern und viel kürzer als das Steinalter und das Bronzealter in unseren Gegenden".

Daß eine zinnreiche Bronze, waren ihre Vorzüge erst klar, das reine Kupfer schnell verdrängen mußte, leuchtet jedem Metallkundigen ein; es soll jedoch hier noch besonders hervorgehoben werden, daß die Überlegenheit der Bronze nicht zum kleinsten Teil darin besteht, daß ein Guß in Bronze weit leichter und sicherer vor sich geht als ein solcher in reinem Kupfer. Bronze wird dünnflüssiger als Kupfer und bildet beim Erkalten keine Blasen, sie dringt in feine Vertiefungen der Form ein und mußte somit zur Herstellung künstlerisch zu gestaltender und auszustattender Gegenstände reizen.

Daß bereits in der Steinzeit ein Sinn für künstlerische Formengebung und Ausschmückung bestanden hat, das dürften die bewunderungswerten Arbeiten in Feuerstein, die hochentwickelte Keramik und selbst die Bearbeitung des Bernsteins hinreichend beweisen, „wenn es auch erst der Bronze vorbehalten blieb, die erste Epoche eines ausgebildeten Gewerbs- und Industrielebens anzubahnen."

„Die Ausbreitung der Bronze brachte", wie Sophus Müller in seiner Urgeschichte Europas (1905) sagt, „die Völker einander näher. Eine gemeinsame Kultur verbreitete sich von Land zu Land."

Auch eine regelmäßige Beschaffung scheint gesichert gewesen zu sein.

Äxte.

Unser Depotfund enthielt, um den am meisten verbreiteten Typus der Bronzezeit zuerst zu nennen, nur eine einzige jener „Randäxte

[1]) Montelius in „Die Chronologie der ältesten Bronzezeit etc." S. 8 ff. zählt auch zahlreiche Kupfersachen aus der Provinz Sachsen auf.

ohne Stielloch" mit stark erweiterter, bogenförmiger Schneide und gewölbten Seitenrändern, welche einer Verschiebbarkeit im Schaft vorbeugen sollten. Eine nur wenig hervortretende „Rast" (Steg), fast in der Mitte, wird dadurch gebildet, daß die Metallstärke sowohl von der Schneide wie von der Bahn aus nach der Mitte hin zunimmt. (Taf. 1, Fig. 1.)

Die älteste Form der Axt haben wir allerdings nicht vor uns; sie ist bereits vervollkommnet und nicht mehr die einfache Nachbildung der Steinaxt, die im Beginn der Metallzeit sogar als Modell für die Gußform gedient hat. Immerhin gehört sie wie alle mit ihr zusammen aufgenommenen Gegenstände der „älteren Bronzezeit" an.

Die Schneide ist durch Dengeln geschärft, ein Verfahren, welches bei Äxten, selbst unbeabsichtigterweise, zur Verbreiterung der Schneide geführt haben mag.

Von den Randäxten des „sächsischen Typus", dessen reichstes Fundgebiet, besonders vertreten durch die Massenfunde von Bennewitz[1]) unweit Dieskau und von Schkopau, nach Lissauer[2]) im Umkreise der Saline Halle liegt, unterscheidet sich unsere Axt dadurch, daß das Klingenblatt in der Mitte nicht eingezogen, vielmehr von mittlerer Breite ist. Auch ist die Rast deutlicher ausgeprägt als bei denjenigen von Bennewitz, welche sich in dem hiesigen Museum befinden und überhaupt eine Anschwellung in der Mitte zeigen. In Richlýs Werk „Die Bronzezeit in Böhmen" sind auf den Tafeln VIII und XXVIII zwei der Dieskauer Axt ähnliche abgebildet, die eine mit, die andere ohne Rast.

Die Breitseite unserer Klinge ist mit zahlreichen, dicht nebeneinander sitzenden schmalen Schlagmarken bedeckt, wie es scheint, mit Hilfe eines stumpfen Meisels erzeugt. Als Ornament ist die Arbeit nicht zu deuten und ein Treiben des Metalls nach den Rändern zu wäre durch so schwache Schläge kaum ausführbar gewesen. Wahrscheinlich haben wir nur eine das Glätten vorbereitende Arbeit darin zu sehen.

Nach Hedinger ist dieses Gerät „Beil, Waffe, Meisel in Skandinavien, England, Deutschland, Frankreich, Spanien, kurz überall da, wo Kelten hingekommen sind, zu finden. Es fehlt bei Römern und Griechen." Die Heimat ist Ägypten.

---

[1]) Vergl. Voß in Verh. d. Berl. Ges. für Anthr. etc. 1879, S. 444 ff.: „Der Bronzefund von Bennewitz."

[2]) Lissauer in Berl. Zeitschr. für Ethn. etc. 1904, S. 546: „Erster Bericht der Kommission für präh. Typenkarten."

Zwei Schmaläxte von fast gleicher Länge (30,50 resp. 30,60 cm) und Schwere: Die kürzere Axt (Taf. I, Fig. 2) ist vortrefflich erhalten und in einer Politur, daß man sie für neu halten möchte, zumal auch die Patina nur eine hauchartige Schicht bildet. Die beiden gleichgerichteten Schneiden sind stumpf gehalten und nicht erst durch den Gebrauch abgenutzt. Längs der vier Ränder laufen etwas ausladende, abgerundete Grate (Leisten). Auch durch die Mitte zieht sich von Schneide zu Schneide eine mit Einhieben verzierte erhabene Linie. Das elliptische Stielloch teilt die Axt der Länge nach in zwei ungleiche Teile, was dazu geführt hat, daß die Schneide des längeren Teils minder stumpf als die des kürzeren ausläuft. Das Metall hat das Aussehen von Kupfer.

Montelius[1]) gibt in seiner Chronologie etc. die Abbildung einer ähnlichen, aber um 7 cm kürzeren Schmalaxt aus der Gegend von Nakel (Provinz Posen). Die Verzierungsweise ist fast die gleiche, auch scheint das Stielloch elliptisch zu sein, wenn auch dem Kreise sich mehr nähernd als bei der Dieskauer Axt.

Die zweite Schmalaxt (Taf. I, Fig. 3) hat durch Oxydation stark gelitten, läßt aber doch die wenig saubere Arbeit noch recht gut erkennen. Ein Ausputz um das Stielloch, welches ebenfalls die Klinge in zwei ungleiche Teile scheidet, ist ganz unterblieben. Ein stumpfer Grat um die Ränder in Gemeinschaft mit Längsrippen auf der oberen und unteren Axtfläche bildet ein Ornament. Auch dieses ist, wie ein Blick auf die Abbildung lehrt, sehr flüchtig gearbeitet, da die mittlere Längsrippe auf dem größeren Axtteil nicht, wie das System verlangte, auf die Schneide zuläuft, sondern nach der Seite abweicht.

Die ungleiche Metallstärke um das Stielloch ist ein Flüchtigkeitsfehler, der sich bei einer eventuellen Benutzung oder beim Fallen auf Stein schwer gerächt haben würde: Wir besitzen in unserem Provinzial-Museum eine verwandte Schmalaxt aus der Gegend von Eilenburg, die an dieser schwachen Stelle geborsten ist. Auch eine von Klemm[2]) beschriebene, bei Neunheilingen, Kreis Langensalza, 1834 aufgefundene „schlanke Spitzaxt war über das Loch gebrochen". Klemm hielt die Axt weniger für ein dem Gebrauche gewidmetes Werkzeug als für das „Zeichen königlicher oder obrigkeitlicher Würde". Und wir können ihm nur beipflichten besonders bezüglich der beiden

---

[1]) Montelius, Chronol. d. ä. Bronzezeit etc. in Fig. 83, S. 35.

[2]) G. Klemm, „Die Werkzeuge und Waffen, ihre Entstehung und Ausbildung", 1858, S. 110, mit Abbildung.

zuletzt erwähnten sehr langen Äxte von Eilenburg und Neunheilingen.

Zwei „Schmaläxte mit erhabenen Leisten" seien hier noch erwähnt: die eine, aus Emersleben, Kr. Halberstadt, stammend, befindet sich im Dom zu Halberstadt, die andere sah ich im Privatbesitz in Hornburg. Letztere stammte aus Börsum im Herzogtum Braunschweig. Beide etwa 25 cm lang.

Bernstein.

Ob die aufgefundenen Stücke — die Zahl beträgt über 120 — zu einer einzigen Kette gehört haben, erscheint in Anbetracht des hohen Wertes des Bernsteins in jener Zeit sehr fraglich: Naue berichtet in „Die Bronzezeit in Oberbayern" S. 129, daß er in einem Grabe eine Kette von 70 Perlen gefunden habe und findet die Zahl recht hoch; anderseits teilt v. Sacken in „Das Grabfeld von Hallstatt" S. 78 mit, daß daselbst 9fach um den Hals geschlungene Bernsteinketten gefunden wären — allerdings aus der Hallstattzeit! Unser Fund besteht in der Hauptsache aus etwa 120, zum Teil kugelrunden, zum Teil mäßig abgeflachten Perlen von 10—15 mm Durchmesser; dazwischen findet sich nur eine doppeltkonische, „faßartig" geformte Perle von 12 mm Länge. Außerdem gehören zu dem Funde noch einige „axt- oder keilförmige", der Länge nach durchbohrte, beschnittene Stücke und zwei rohe, unbearbeitete Brocken, die nicht der Länge nach, sondern quer durchlocht sind. Die axtartigen Stücke können sehr wohl, wie dies wiederholt beobachtet worden ist, als besondere, nicht zu einer Halskette gehörende Anhängsel oder als „Knöpfe für Fransen" anzusehen sein.

Der Erhaltungszustand ist ein leidlich guter und sind Risse und Verwitterung nicht eben tief eingedrungen; dagegen ist ein Teil der Perlen, vielleicht infolge zu raschen Trocknens und minder sorgfältiger erster Behandlung, zersprungen. Der frische Bruch zeigt weinhellen, fast feurigen Glanz.

Ohne Zweifel haben wir es mit nordischem Bernstein (Succinit) zu tun, mit jenem hochgeschätzten Material, das bereits zur Steinzeit auf dem Wege des Handels bis in unsere engere Heimat vorgedrungen war (Nietleben, Lützen, Vippach-Edelhausen).

Als Weg, auf dem dieser „Luxusstoff" hierher gelangt sein dürfte, ist die Elbe und Saale anzusehen und nimmt Montelius an, daß der in älteren Zeiten bei uns eingeführte Bernstein in der Hauptsache

Jütland und nicht etwa Westpreußen entstammt.[1]) Als Tauschobjekte hätten die im Süden beheimateten Händler Metalle, Kupfer, Bronze und Gold, dorthin gebracht; die daraus gefertigten Geräte würden in Jütland weit zahlreicher gefunden als in Westpreußen. Olshausen[2]) spricht sich bezüglich „Ostpreußens" dahin aus, daß ein lebhafterer Handel vom Samlande nach dem Mittelmeere nicht vor dem Jahre 400 v. Chr. stattgefunden habe. „Die Glanzperiode der ostpreußischen Urzeit fällt in das 1. bis 4. Jahrhundert n. Chr. und für sie wird man dem Bernstein einen größeren Anteil am Verkehr zuschreiben dürfen."

In Richlýs Werk „Die Bronzezeit in Böhmen" ist auf Tafel XLVIII eine Halskette abgebildet, bei welcher Spiralröllchen aus Bronze mit abgedrehten und rohen Bernsteinperlen abwechseln. Von einer ähnlichen Anordnung dieser Zierstücke habe ich, wie Tafel I, Fig. 4 lehrt, beim Aufreihen Abstand genommen aus Gründen, welche im nächsten Abschnitt angegeben werden sollen.

Spiralen.

Die zylindrischen Armspiralen sind aus einem einfachen Bronzestab oder -band von 3—4 mm Breite und von elliptischem Querschnitt gewickelt. Beide Enden verjüngen sich in der letzten Windung und zeigen dann an den Schmalseiten schärfere Kanten. Die Zahl der Windungen beträgt 13 resp. 11; Höhe und Durchmesser gleich 7 cm. Bei den noch federnden Spiralen ist das Glätten und Polieren des Bronzebandes mit der größten Sauberkeit ausgeführt (Tafel I, Fig. 5).

Große, zum Teil nicht minder kunstvoll gefertigte Spiralen, z. B. aus den Kreisen Merseburg, Weißenfels, Querfurt und dem Saalkreise, sind in unserem Provinzial-Museum vertreten, darunter solche mit unregelmäßiger Wölbung und mit wechselnder Form und Breite des Bandes. Auch doppeltkonische kommen vor; wogegen „größere aus einem zusammengelegten Drahtring gewickelte" zu fehlen scheinen.

In den bronzezeitlichen Skelettgräbern vom „Kuhtanz" (nicht „Kuhdamm"!) bei Goseck, denen ich ein sehr hohes Alter zuschreibe, fanden sich neben einfachen Armspiralen auch „gereifelte Armbänder",[3]) ein Beweis, daß man sehr früh den Versuch gemacht hat, die Spirale in Guß nachzuahmen, wobei man zur Erzielung einer gewissen

---

[1]) Montelius, „Die Chronologie der ältesten Bornzezeit in Norddeutschland p. p." S. 72.

[2]) Olshausen, „Der alte Bernsteinhandel der cimbrischen Halbinsel etc." in „Verh. d. Berl. Anthr. Ges." 1890, S. 270 ff. und 1891, S. 286 ff.

[3]) Förtsch in Jahresschr. Bd. I, Tafel VIII.

Elastizität für das Auf- und Ablegen des Schmuckstücks einen durchgehenden Spalt beim Guß erzeugt hat. Eines Beweises für das hohe Alter „der Spirale“ auch in unserer Gegend und die Benutzung derselben als Ornament — wenn auch in sehr bescheidener Weise —, bedarf es hiernach nicht, auch muß eine Betrachtung über die vermutliche Heimat dieser anmutigen und weitverbreiteten Dekorationsweise hier als zu weitgehend unterbleiben.

Mir will es scheinen, daß Ranken von Schlingpflanzen und diese selbst in ihrem eigenartigen Wachstum ebenso wie die Anlegung selbstgefertigter Binden um Arme und Beine in verschiedenen Gegenden und Ländern den Menschen frühzeitig auf die Spirale geführt haben müssen, und daß es erklärlich erscheint, daß, war erst die Härte und die gleichzeitig bestehende Elastizität der Bronze erkannt, der Weg nicht mehr weit war bis zur Benutzung federnder Spiralen als Schmuck oder auch Schutz.

Spiralröllchen (Tafel I, Fig. 6), aus feinem Bronzedraht gewickelt: Die Länge schwankt zwischen 3 und 7 cm, der Durchmesser beträgt etwa bei der Hälfte 5 mm, bei den übrigen 3 mm. Sie finden sich besonders häufig in Gräbern sowohl der älteren wie jüngeren Bronzezeit und dienten auf Schnüre gereiht als Halsschmuck; jedoch scheint man sie auch als Ketten in das Haar oder um dasselbe gewunden zu haben.[1]) Dr. Mertins[2]) berichtet von einem Grabfund, in welchem der Schädel des Bestatteten dreimal mit einer Kette aus Spiralröllchen umwickelt war. Im Juni 1905 habe ich in der Nähe von Gerbstedt einen Grabfund der älteren Bronzezeit geborgen. Auf dem Schädel lagen neben einer einzuhakenden flachen Bronzespirale 5 lange Spiralröllchen; kein Zweifel, daß sie zusammen einen Haarschmuck gebildet hatten. Nicht selten hat man bei Halsketten abwechselnd Bernsteinperlen, wohl auch gerollte Blechstreifen aufgereiht. Die letzteren habe ich in großer Zahl unweit von Dieskau, nahe dem bekannten Dorfe Bennewitz, gefunden. Spiralen und Blechstreifen, allerdings in geringer Zahl und von unbedeutender Länge, traf ich in Gräbern der älteren Bronzezeit bei Goseck an.[3])

Bei unserem Dieskauer Funde sind die Röllchen nicht in Gemeinschaft mit den Bernsteinperlen aufgereiht gewesen, sondern für sich,

---

[1]) Vgl. Richlý, „Die Bronzezeit in Böhmen“, Tafel XLVIII.

[2]) Dr. O. Mertins in „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift“, B. 6, 1896, S. 338.

[3]) Förtsch in „Jahresschrift für die Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder“, B. I, S. 72.

und zwar nicht auf eine Schnur oder Sehne, sondern auf Ranken von „wildem Hopfen" oder der „Wildrebe", von denen infolge der Oxydation der Bronze lange Bruchstücke erhalten sind. In den Bernsteinperlen fanden sich derartige Reste nicht vor, auch würde die Durchbohrung der Bernsteinperlen zu eng gewesen sein.

Ringe.

Die offenen Halsringe mit aufgerollten Enden, in der Form einer korrekten Ellipse, haben keine gleiche Größe und Schwere, auch ist nur bei zwei Ringen die Entfernung zwischen den Enden gleich. (Taf. I, Fig. 7.)

Für Depot- und Grabfunde der Bronzezeit sind sie durchaus charakteristisch und hat man ihnen, da sie fast überall und oft in großer Zahl vorkommen, vielfach eine numismatische Bedeutung beigemessen, ähnlich wie gewissen, flachen Ringen, Gold- und Bronzespiralen, sowie den Flachäxten. Richlý bildet wiederholt Ringe wie die unsrigen ab und beschreibt die Technik des Gusses, sowie die der späteren „Bearbeitung durch fortgesetzes Hämmern und nachträgliches Glätten".[1]) Nach ihm „wurde die Gußform jedesmal erneuert, aber immer präzise hergestellt"; Dimensionen und Gewicht sind stets verschieden. Szombathy-Wien erhielt, nach Richlýs Mitteilungen, von einem umfangreichen Bronzefund aus Oberklee bei Saaz in Böhmen 21 solche Halsringe, unter ihnen einen unfertigen, dessen Enden noch stumpf, d. h. noch nicht zu einem Band ausgehämmert und zu Ösen umgelegt waren. Der ganze Fund hatte in einer Schüssel gelegen und neben 50 Äxten 40 Halsringe enthalten.

Auch unser Provinzial-Museum besitzt einen unfertigen Halsring, der aus Josolovic in Mähren stammt. Der Ring ist als Ellipse gegossen, fast kantig und besonders im Innern roh und uneben. Bearbeitet ist er nur an den Enden, und zwar insoweit, als diese zur Bildung der Ösen etwas ausgehämmert, „gestreckt" und umgebogen worden sind. Ich habe diesen Ring neben zwei Dieskauer Ringen mit abbilden lassen (Taf. I. Fig. 7a). Zwei weitere im Provinzial-Museum befindliche Ringe, wenig bearbeitet und mit noch völlig stumpfen Enden (180, II) stammen aus einem Grabfunde von Dederstedt im Mansfelder Seekreise.

Daß die Ringe als „Halsringe" getragen worden sind, hat Jos. Szombathy-Wien, der einen solchen um den Hals eines Skeletts

---

[1]) Richlý a. a. O., S. 74.

liegend gefunden hat, nachgewiesen.[1]) Nach meiner Ansicht ist der Ring so getragen worden, daß ein Band, welches von Öse zu Öse führte, auf die Halswirbel zu liegen kam, wodurch ein Wundscheuern der Haut an dieser empfindlichen Stelle vermieden wurde.

Nicht selten hat man — auch in unserer Provinz ist dies der Fall — eine größere Anzahl solcher Ringe zu einem Halsschmuck vereinigt gefunden, und zwar in der Weise, daß sie nach unten zu an Umfang und Stärke gleichmäßig zunahmen, während die Ösen gleichweit voneinander abstanden, so daß sie durch zwei gerade vertikale Niete oder durch ein Band verbunden werden konnten. Bei unseren Halsringen würde eine gleiche Anordnung nicht ausführbar sein, da die Lücken zwischen den Ösen nicht übereinstimmen, die Ösen sich nicht decken und auch die Ringe an Umfang und Stärke nicht gleichmäßig zunehmen. Nebenbei sei erwähnt, daß besonders im Norden, wo die besprochenen Ringe seltener sind, ein gegossener ringkragenartiger Halsschmuck, bei dem mehrere Ringe zu einer gebogenen Platte vereinigt erscheinen, vorkommt. Man hat sie früher vielfach, durch klassische Vorbilder verleitet, als „Diademe“ gedeutet.

Die Zahl der massiven Beinringe (Fußringe) beträgt acht, von denen die Hälfte „geschlossen“ ist. Diese letzteren tragen an der Stelle, wo bei offenen Ringen der Spalt zu sitzen pflegt, drei; beziehungsweise vier rohe, ringartige, durch Guß erzeugte Erhebungen, die jedoch im Innern des Ringes wegfallen. Ein mäßig hoher Längsgrat, der sich auf der Innenseite hinzieht, ist sauber geglättet. Außen sind die Ringe abgerundet (Taf. I, Fig. 8). Unser Provinzial-Museum besitzt nur einen gleichen Beinring (164, II), der aus Zabenstedt im Mansfelder Seekreise stammt und s. Z. von dem Sächs.-thür. Verein übernommen worden ist. Der Ring hat die Abmessungen der oben genannten Dieskauer Ringe, zeigt den Längsgrat im Innern und auch drei ringartige Erhöhungen an der dünnsten Stelle; er ist jedoch in hohem Maße abgenutzt, und zwar, was zu beachten ist, scheinbar durch langen Gebrauch. Die an einer Stelle erkennbare rote Farbe läßt als Metall „Kupfer“ vermuten.

Zwei weitere ebenfalls elliptische Beinringe von geringerem Gewicht und mit mäßiger Verjüngung sind gespalten, die Enden stoßen fast aneinander. Der Spalt ist nur 2,50 mm weit. An jedem Ende sind je 5 seichte Einkerbungen, „Querriefelungen“, sichtbar. An der dicksten Stelle, sowie 4 cm von jedem Ende entfernt, führen feine,

---

[1]) Richlý a. a. O. S. 77.

nur 2 mm Durchmesser habende Kanälchen durch das Metall. Wie eine Gußnaht im Innern dieser Ringe lehrt, sind dieselben in einer Form, die aus zwei Teilen bestand, gegossen worden, und will es mir scheinen, als ob diese Kanälchen dadurch entstanden sind, daß die beiden Teile der Gußform durch Stifte, „kleine Formkerne", aus vergänglichem Material zusammengehalten worden sind; auch erscheint es nicht ausgeschlossen, daß die Durchlochungen zur Aufnahme einer Schnur bestimmt gewesen sind (Taf. I, Fig. 9).

In Radewell unweit von Dieskau wurde vor einigen Jahren ein offener, weiter Ring mit knopfartigen Enden, an dessen dickster Stelle zwei lange Ketten befestigt sind, ausgegraben. Er gehört jedenfalls auch der älteren Bronzezeit an und zeigt zwei derartige Kanälchen, die nur 2 cm von den Enden abliegen.

Die Deutung dieses Stückes, das ich im allgemeinen Interesse habe abbilden lassen (Taf. II, Fig. 1), ist bisher nicht gelungen. Bemerkt sei, daß die beiden räumnadelartigen Stifte, die sich an den Ketten befinden, weil zu stark, nicht in die Löcher des Ringes einzuführen sind.

Bei zwei anderen ganz gleich gestalteten Dieskauer Beinringen von sehr sauberer Arbeit stoßen die beiden zu einem kleinen Konus gestauchten Enden fast aneinander. Der Querschnitt ist, da eine Seite mäßig abgeflacht erscheint, nicht ganz kreisförmig. Vielleicht ist diese Abflachung durch häufiges Tragen hervorgerufen, Taf. I, Fig. 10.

Dr. O. Mertins[1]) möchte diese schweren Ringe, die auch in Schlesien häufig vorkommen, nicht als Beinringe gedeutet wissen, „da sie entschieden zu schwer wären; außerdem spräche der zuweilen auf der Innenseite hervortretende Längsgrat dagegen." Wie bereits ausgeführt, ist dieser Längsgrat auch bei vier Ringen des Dieskauer Fundes vorhanden, tritt jedoch nicht scharf hervor, sondern ist sauber geglättet und abgeputzt. Seine Entstehung verdankt er vielleicht dem Gußverfahren.

Gegen die Deutung als „Henkel für Gefäße" wendet Mertins ein, „daß sie gerade in Depotfunden massenhaft vorkommen, und daß den Ringen entsprechende Gefäße von einer Größe hätten sein müssen, die niemals beobachtet worden ist". Die Deutung als „Schlag- und Eidringe" hält er für eine „bloße Annahme".

---

[1]) Dr. O. Mertins, „Depotfunde der Bronzezeit in Schlesien" in Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, B VI, S. 312 ff.

Was man unter einem „Schwurring“ zu verstehen hat, ist mir bisher nicht ganz klar geworden, erwähnen möchte ich jedoch hier, daß Sophus Müller in seinem jüngst erschienenen Werke „Urgeschichte Europas“, Fig. 142, eine „gallische Gottheit von dem Gundestruper Kessel“ (Jütland) abbildet, die in der Linken eine Schlange, in der Rechten einen ellipsoidalen Ring hält, der unseren schweren geschlossenen Ringen sehr ähnlich sieht.

Mertins glaubt, „daß man der Rohbronze als Handelsware gern die Form schwerer Ringe gegeben habe, lieber als die Form von flachen Kuchen und Klingen (Ungarn), da der Transport durch Aufreihen erleichtert worden und das gebotene Rohmaterial ansehnlicher erschienen sei.“ Flüchtige Ornamente, wie sie auch bei unseren Dieskauer Ringen vorkommen, hält Mertins für „bedeutungslos, da sich leicht Beispiele dafür anführen ließen, daß auch heute noch Rohprodukte mit einfachen Ornamenten in den Handel gebracht würden“.

In Holstein sollen nach einer wohl nachträglich eingefügten Fußnote in „Sophus Müller, Nordische Altertumskunde“ B I, S. 351, Beinringe an unverbrannten Leichen gefunden worden sein, ein Vorkommnis, das, dem Text nach, der Autor seit langem erhofft hatte. Die Form dieser Ringe ist mir leider unbekannt geblieben.

Lissauer[1]) erwähnt spiralförmig gewundene, mit Gruppen von Dreiecken und vertikalen Strichen verzierte Beinringe auch aus unserer Provinz, aus Neuhaldensleben, Hundisburg und Halle. Der letztgenannte, in der Literatur oft erwähnte Ring aus Halle ist kreisrund und hat das respektable Gewicht von 1256 Gramm. Ein Zweifel, daß je ein Mensch solchen Schmuck getragen haben könnte, wäre berechtigt, wenn wir nicht wüßten, daß bei halbwilden Völkern Beinringe von noch größerem Gewicht und in mehreren Stücken besonders von prunksüchtigen Weibern getragen werden. Die Absicht, durch vermeintliche Verschönerung ihrer Person auf andere Eindruck zu machen, läßt sie die größten Unbequemlichkeiten willig ertragen.

Es ist sehr zu beklagen, daß in dem „2. Jahresbericht des Sächs.-Thür. Vereins von 1822“ über die näheren Fundumstände nichts gesagt ist. Da der der älteren Bronzezeit angehörende Ring, wie schon erwähnt, Halle, also der Nähe von Dieskau, entstammt und oft genannt worden ist, habe ich ihn (Taf. II, Fig. 2) abbilden lassen.

---

[1]) Lissauer, „Westpreußische Bronzeringe und deren Verbreitung“ in „Verh. d. Berl. Ges. für Anthr.“ 1892, S. 472.

Nach v. Sacken[1]) sind in Gräbern der Hallstattzeit hohle Fußringe bei Frauen und Kindern wiederholt gefunden worden und im Wiesbadener Museum sah ich sie vor Jahren an einem weiblichen Skelett der Latènezeit (?) neben Halsring und zahlreichen Armringen. Ebenda konnte man an gleichfalls aus dem Nassauischen stammenden Beinringen an zwei sich gegenüberliegenden Stellen deutliche Abnutzungen bemerken, was man als Beweis ansieht, daß sie wirklich getragen worden sind, und zwar über den Knöcheln. Naue-München hat an den inneren Flächen eines Beinringes Abdrücke eines schmalen Bandes erkannt, woraus zu schließen ist, daß derselbe an dem nackten oder bekleideten Unterschenkel festgebunden war.

In der „Berliner Zeitschrift für Ethnol. etc." 1904, S. 484 ff. beschreibt Dr. Hahne-Magdeburg einen bei Piesdorf im Mansfelder Seekreise gemachten Depotfund, der in einem Tongefäß des „Aunjetitzer Typus" niedergelegt war. Er bestand aus drei geschlossenen Bronzeringen, die auch bezüglich der bescheidenen Verzierungen unseren zuerst genannten Beinringen gleichen dürften. Professor Kossinna-Berlin hat zu diesem Funde Erläuterungen gegeben und verwandte Funde aufgezählt, von denen der Depotfund von Bagow, Kreis Westhavelland, wegen der Ähnlichkeit verschiedener Objekte mit den Dieskauer Altsachen unser besonderes Interesse erweckt. Es befanden sich in dem Bagower Funde zwar keine Dolchstäbe und Klingen, wohl aber Flachbeile, Ösenhalsringe, sehr starke, ovale, offene Armringe mit knopfartigen Stempelenden, ein starker ovaler, weit offener, zugespitzter facettierter Armring und ovale, engschließende Beinringe.

Kossinna weist die Funde der ersten Bronzeperiode, und zwar dem ostdeutschen Typus zu.

Die Armringe sind schwer und dem Unterarm entsprechend elliptisch geformt, nicht kreisrund und dabei offen. Sechs dieser Ringe sind an den Enden gestaucht, mit „knopfartigen Stempelenden"[2]) versehen. Diese Arbeit ist nicht an allen Ringen mit gleicher Sauberkeit ausgeführt worden (Taf. II, Fig. 3).

Zwei andere Armringe sind wuchtig gehalten und noch wesentlich schwerer als die erstgenannten; der eine ist facettiert, sechskantig, der andere abgerundet und an den verjüngten Enden zu einem flachen Stempel gestaucht. Die Längsachse beträgt bei dem kantigen

---

[1]) v. Sacken a. a. O. S. 68.

[2]) Es sei daran erinnert, daß auch der oft genannte und abgebildete goldene Armring von Leubingen diese Stempelenden aufweist.

Ring im Lichten nur 6 cm, bei dem mit rundem Querschnitt 6,50 cm, während bei den zuerst genannten die Länge der langen Axe zwischen 7 und 7,50 cm schwankt.

Die beiden plumpen Armringe (Tafel II, Fig. 4 und 5) gehören ebenfalls der älteren Bronzezeit an. Über einen dem facettierten gleichen Ring äußert sich Kossinna,[1]) „er sei dadurch wichtig, daß er in der zweiten Periode in Böhmen und Ungarn fortlebe".

Die Frage, ob etwa diese sämtlichen Armringe von einer Person gleichzeitig getragen worden sind, kann, da wir einen Depotfund vor uns haben, kaum aufgeworfen werden. Immerhin mag auch bezüglich dieses Schmuckstücks Überfülle gern zur Schau getragen worden sein; wissen wir doch aus Grabfunden, besonders aus solchen jüngerer Perioden, daß nicht selten jeder Arm mit 8, wohl auch mit 10 Ringen, allerdings von leichterem Kaliber, besteckt war.

Zu beachten ist bei unserem Funde noch ein Kinderarmring, Tafel II, Fig. 6, der aus einem minder schweren Armring der eingangs erwähnten Sorte durch Zusammenpressen oder -klopfen, so daß die Enden sich kreuzen, aptiert worden ist. Hierdurch ist er gewissermaßen zu einem geschlossenen geworden, der aber sehr wohl über eine Kinderhand gestreift werden konnte. Keinesfalls ist anzunehmen, daß dieses Zusammenpressen oder -klopfen an dem Arm eines lebenden Kindes vorgenommen worden ist.

Über das Aufstecken der Armringe ist schon viel nachgedacht und geschrieben worden, und gar oft hat man die Ansicht aussprechen hören, daß entweder die Gliedmaßen der Träger und Trägerinnen besonders zierliche gewesen sein müßten, oder man habe sie in jugendlichem Alter aufgesteckt und dauernd tragen lassen, da bei der Sprödigkeit des Metalls ein wiederholtes Auf- und Zubiegen ausgeschlossen erscheint.

v. Sacken[2]) erinnert daran, daß die schmiegsamen Hände der Zigeuner mit Leichtigkeit durch enge indische Ringe aus Horn oder Glas mit der Hand durchzuschlüpfen vermögen, und „daß Gefangenwärter, die mit echten Magyaren und Zigeunern zu tun hätten, bezüglich der Handschellen und Fußfesseln dies bestätigen könnten."

Obgleich nun unsere Dieskauer Armringe in ihren Abmessungen die meisten hier befindlichen, auch die aus jüngeren Perioden der

---

[1]) Kossinna in Zeitschr. f. Ethn. pp. 1902 „Die indogermanische Frage, archäologisch beantwortet," S. 191.

[2]) v. Sacken a. a. O. S. 69.

Bronzezeit, übertroffen und der Spalt eine Weite von 3 bis 4 cm hat, so vermochten doch diejenigen Damen, die ich um einen Versuch bat, es nicht, die Ringe aufzustreifen, wobei ich allerdings betonen muß, daß jeder Versuch, irgendwelche Gewalt anzuwenden, unterblieb.

Bei einem Besuch des hiesigen Zoologischen Gartens, in dem eine indische Truppe Vorstellungen gab, machten einige weibliche Mitglieder denselben Versuch, und da zeigte es sich, daß sie die Armringe aufstreifen konnten und zwar entweder direkt über die feinen Unterarmknochen von der Seite aus oder über die Handfläche. Ein 17- bis 18jähriges Mädchen vermochte sogar den Ring, selbst ohne den Daumen in den Spalt zu legen, über die Hand zu ziehen.

Dolchstäbe und Klingen.

Vier Dolchstäbe, an denen noch der bronzene Schaft oder wenigstens Teile desselben vorhanden waren, enthielt das Gefäß; daneben noch 9 Klingen (Blätter), welche ehedem bereits zu Dolchstäben verarbeitet gewesen sind oder für solche bestimmt waren. Eine zehnte Klinge, von welcher zuletzt die Rede sein wird, ist anderen Fabrikats und vielleicht auch zu einem anderen Zweck bestimmt gewesen. Diese eigenartige Waffe ist aus dem Dolch hervorgegangen und ist dadurch gekennzeichnet, daß eine Dolchklinge nach Art der Axt an einem langen Schaft befestigt wurde. Keine unserer Klingen erreicht die Länge eines „Kurzschwertes", für das es, das muß ich einräumen, ein Normalmaß allerdings nicht gibt. Die längste der Dieskauer Klingen mißt von der deutlich erkennbaren „Grenzlinie" ab, gebildet durch das vordere Ende des Schaftes, bis zur Spitze nur 27 cm; eine für ein mit der Hand zu führendes „Schwert zu Hieb und Stich", zu geringe Länge! Bei dem kürzeren Schwerte des Kuckenburger Depotfundes (Rhonetypus), den ich in unserer Jahresschrift 1904 beschrieben habe, beträgt die Länge der Klinge 46 cm, und doch will uns das Schwert noch recht kurz erscheinen.

Auch dürfte keine unserer Klingen, das darf ich wohl hinzusetzen, als Speerspitze, etwa nach Art steinzeitlicher Speerspitzen an einem langen Schaft befestigt, anzusprechen sein.

Den Ursprung unserer Dolchklingen haben wir in den triangulären Dolchen der älteren italienischen Bronzezeit, etwa um 1500 v. Chr., zu suchen. Als sie etwas später nach Norddeutschland kamen, fanden sie bereits eine entwickelte Bronzezeit vor.

Abbildungen der Dolchstäbe finden sich nach S. Müller[1]) in Felswände eingehauen, an ganz entlegenen Stellen der Seealpen; wirkliche Dolchstäbe in Spanien, auf den britischen Inseln, in Norddeutschland bis nach Posen hin, auch vereinzelt in Litauen und Ungarn. In Griechenland fehlen sie ganz. „In Norddeutschland ist der Schaft dieser Dolchstäbe, der sonst aus Holz war, ganz oder teilweise aus Bronze; man kennt etwa 30 Exemplare. Diese eigentümlichen großen Metallarbeiten müssen demnach in Norddeutschland hergestellt worden sein und stellen also eine Fortbildung der fremden, aus dem Süden empfangenen Form dar.“

Daß durch unseren Fund die Forschung neuen, nicht zu unterschätzenden Stoff erhalten hat, leuchtet ein. Hinzugefügt sei, daß bei keiner einzigen der losen Klingen die „Grenzlinie zwischen ihr und dem Griff“ darauf hinweist, daß sie zu einem Dolche gehört hat. Nach Montelius hat nämlich der „bogenförmige Ausschnitt des Dolchgriffs“ fast stets eine gleichgestaltete Grenzlinie hinterlassen. Bei denjenigen unserer Dolchblätter, welche überhaupt eine Grenzlinie erkennen lassen, ist diese gerade, bei einzelnen schräg zur Mittellinie der Klinge stehend, was seinen Grund darin hat, daß wie bei dem Dieskauer Dolchstab, Tafel II, Fig. 8, und dem bekannten Dolchstab vom Jägerberg in Halle die Klinge zu dem Schaft nicht selten in einem stumpfen Winkel zu stehen pflegte.

Die Anschauungen über Bedeutung und Zweck der Dolchstäbe sind verschieden: Während die einen sie für eine furchtbare Waffe halten, sehen andere in ihnen lediglich Würdeabzeichen oder Kultgeräte, so z. B. das Symbol des „Schwertgottes Ziu“. Daß man zuerst an die Herstellung einer wirksamen Waffe gedacht hat, erscheint sehr wahrscheinlich, aber ebenso, daß man die Unzweckmäßigkeit bald erkannt und das prunkende Gerät nur für Repräsentationszwecke beibehalten hat. Zwei unserer Dolchstäbe und mehrere Dolchblätter legen beredtes Zeugnis dafür ab, wie flüchtig und nur auf Aussehen berechnet gearbeitet worden ist.

Nach Montelius[2]) waren die Schäfte zuerst ganz aus Holz gefertigt, später zum Teil aus Bronze; schließlich besteht der ganze Schaft aus zinnreicher Bronze. Nach ihm haben die ältesten Klingen Kupferfarbe und ergab die Analyse tatsächlich eine sehr zinnarme Bronze, so daß er sie „einem sehr alten Abschnitt seiner I. Periode“ zuweisen kann.

---

[1]) Sophus Müller, „Urgeschichte Europas“ 1905, S. 86.

[2]) Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien, S. 29—30.

Bei dem Dolchstab Taf. II, Fig. 7 ist der die Klinge umschließende Kopf des Schaftes mitsamt der Tülle und den Nietköpfen aufgegossen Dafür spricht das Fehlen von wirklichen Nieten und das Vorhandensein von Gußnarben in den „unechten Nietköpfen". Der Nacken ist schmal und läßt an einem Teil die Grenzen zwischen der dünn gehämmerten Angel der Klinge und den beiden Wangen des Schaftkopfes erkennen. Mir scheint der Bronzekünstler mit Punzen nachgeholfen zu haben, um den Eindruck solider Arbeit zu erwecken; er ist jedoch aus der Rolle gefallen, als er die Arbeit an dem oberen, etwas stärkeren Teile des Nackens fortsetzte: Hier werden nämlich aus den zwei vertieften Linien plötzlich und ganz unmotiviert drei.

Die Länge des Schaftteils beträgt 21,50 cm, von denen 13,50 auf die Tülle kommen. Die lange Achse der elliptischen Tüllenöffnung beträgt 23 mm, eine geringe Weite für einen einzuführenden Holzschaft, mochte das Holz auch noch so hart und zähe sein! Die einfachen Verzierungen an Schaftkopf und Tülle sind auf dem Lichdruck deutlich erkennbar, ebenso der kleine Niet, welcher Tülle und Holzschaft einst verbunden hat.

Die 24 cm lange Klinge zeigt keine besonderen Verzierungen, wohl aber die bei Klingen jener Zeit übliche Verdickung in der Mitte, welche in Dreieckform bis zur Spitze läuft. Geschärft ist die Klinge nur auf $^1/_3$ der Länge von der Spitze aus.

Der 2. Dolchstab Taf. II, Fig. 8 ist dem zuerstgenannten ähnlich, jedoch in seinen Abmessungen kräftiger gehalten. Die Klinge mißt 22 cm und ist in einem stumpfen Winkel nach oben eingefügt. Auch hier ist der Schaft aufgegossen. Die Nietköpfe sind wie bei dem vorhergenannten Dolchstab mit in dem Guß erzeugt, also unecht, nur noch Ornament. In ihren Abmessungen sind sie stärker als die bei Dolchstab Fig. 7.

An dem durch Einhiebe verzierten Nacken erkennt man ebenfalls deutlich das Bestreben des Künstlers, Schaftlappen und Angel der Klinge durch Vertiefungen auseinanderzuhalten, was hier bei den stärkeren Abmessungen auch besser gelungen ist als bei dem vorhergenannten (Fig. 8). Die Länge des Schaftes mitsamt der Tülle beträgt 26 cm; auch die Tüllenöffnung ist von größerer Weite. Der schwache Niet zur Verbindung von Holzschaft und Tülle ist weiter nach oben zu eingefügt. Die durch Punktierung hervorgerufenen Ornamente um die Nietköpfe und Schaftlappen zeigt die Abbildung genügend deutlich, auch ist eine Verzierung durch Einhiebe am Nacken bei Benutzung der Lupe sehr wohl erkennbar.

Die Verstärkung der Klingenmitte ist ebenfalls vorhanden, aber flacher gehalten als bei der vorhergenannten Klinge. Geschärft ist nur die Spitze.

Bei dem dritten Dolchstab (Tafel III, Fig. 1) ist der Schaftkopf zum Teil zerstört, der Nacken fehlt. An der Art der Brüche und einem Sprunge erkennt man die auffallende Sprödigkeit des Metalls. Da abgesplitterte Teile in dem Gefäß nicht vorhanden waren, muß der Dolchstab als Torso geborgen worden sein.

Die Klinge zeigt die bis zur Spitze reichende Verstärkung in der Mitte und beiderseits längs der Schneiden laufende seichte Rillen, eine Bildung der Schneide, die nur noch einmal, an einer losen Klinge, wiederkehrt. Die Länge beträgt von dem stark gewölbten Schaft bis zur Spitze 23 cm. Ornamentiert ist sie auf beiden Seiten durch jenes bekannte langgestreckte Dreieck mit mäßig gekrümmten Längsseiten und durch flüchtig hergestellte, schraffierte kleine Dreiecke an der Basis. Die Klinge ist von oben durch einen bis zu der kurzen gereifelten Tülle reichenden Spalt „eingeschoben". Die unten ganz glatte Tülle ist nicht durch Abbrechen eines Teils verkürzt worden, wie man vielleicht glauben könnte, sondern absichtlich so kurz gehalten worden, weil der hölzerne Schaft, wie erhaltene Reste lehrten, durch den ganzen Schaftkopf hindurchging und man diese Verbindung für hinreichend sicher hielt.

Die Verletzungen des Schaftkopfes gestatten einen Einblick in sein Inneres und lassen deutlich die Verbindung mit der Klinge erkennen (Tafel III, Fig. 1a). Letztere ist zu einer dünnen Angel ausgehämmert und hat nur zwei mäßig weite, nebeneinanderstehende Nietlöcher. Ob ein dritter Niet vorhanden gewesen ist, gegen den sich die etwas ausgebuchtete, hier auch stumpfer gehaltene Angel lehnen konnte, ist nicht zu sagen. Zieht man jedoch Vergleiche mit den uns bekannten Klingen von Groß-Schwechten bei Stendal,[1]) die der unsrigen sehr ähnlich sind, und zieht man in Betracht, daß in der Regel drei im Dreieck stehende Nietköpfe „als erhabenes Ornament" vorhanden sind, so muß man wohl annehmen, daß auch hier ein dritter Niet vorhanden gewesen ist, wenn auch seine Bedeutung eine geringe war.

Der Gang der Arbeit mag für den Bronzekünstler folgender gewesen sein: Für die in seinem Besitz befindliche „Klinge mit nur zwei Nietlöchern" galt es einen Schaftkopf zu gießen, in den die Klinge von oben einzuschieben und ein Holzschaft von unten einzu-

---

[1]) Photogr. Abbildungen der Ausstellung zu Berlin 1880, Sekt. VI, Taf. XII.

fügen war. Ein Modell mit Nietköpfen war in seiner Hand; aber die Lage der Nietlöcher in der Klinge stimmte nicht mit der der Nietköpfe. Er war also gezwungen, in die Gußform „kleine zylindrische Formkerne", welche der Weite der Nietlöcher entsprachen, einzusetzen, um in den Nietköpfen Durchlochungen zur Aufnahme durchgehender Nieten zu erzeugen. Man erkennt nun auch deutlich, selbst auf unserer Photographie die verhämmerten Niete, deren Lage naturgemäß nicht in der Achse der konischen Nietköpfe zu suchen ist. Dem Anschein nach besteht das Nietmaterial aus zinnarmer, leicht zu treibender Bronze oder gar aus Kupfer.

Montelius hat Klingen und Niete der Dolchstäbe von Groß-Schwechten analytisch untersuchen lassen und gefunden, daß die Niete nur 4,5 % Zinn enthielten.[1])

Bei Untersuchung des Fundes konnte ich, wie schon vorher angegeben, dem bronzenen Schaftkopfe noch lange Holzsplitter entnehmen, als Reste des Schaftes, der sich dem Schaftkopfe entsprechend nach oben verjüngte.

Macht man sich klar, in welchem Maße der Holzschaft durch diese Verjüngung, ferner durch die Löcher für Niete und einen Einschnitt für die Angel geschwächt wurde, so wird man die Verbindung eine sehr dürftige nennen müssen. Von einer „leistungsfähigen Waffe" kann nicht die Rede sein![2])

Noch weit weniger könnte man dies von dem vierten Dolchstab behaupten (Tafel II, Fig. 2, 2a und 2b):

Die auffallend schwache und mit Gußfehlern behaftete Klinge mißt von der „Grenzlinie" ab nur 19 cm und hat in einem hölzernen Schaft gesessen, dessen Kopf mit einem ganz dünnen Bronzeblech belegt war (Fig. 2a).

Drei im Dreieck stehende Niete mit kräftigen Nietköpfen sind

[1]) Montelius a. a. O. S. 44.

[2]) Herr Dr. W. Wangerin-Halle hat die Güte gehabt, die splitterartigen Holzreste mikroskopisch zu untersuchen. Da der Erhaltungszustand nicht gestattete, hinreichend dünne, für mikroskopische Untersuchung geeignete Schnitte zu erzielen, es somit nicht möglich war, Struktur und Anordnung der Holzelemente auf Längs- und Querschnitten festzustellen, so war eine „Identifizierung" der Holzart leider ausgeschlossen. Herr W. schrieb mir: „Soviel mir an den fragmentarischen Brocken, die ich unter das Mikroskop bekam, erkennbar, sind Gefäße nicht vorhanden, und dies würde auf Nadelholz, speziell auf Taxus schließen lassen, zumal ich einmal auch spiralig verdickte tracheidenartige Elemente gesehen habe. Da ich aber das Fehlen echter Gefäße nicht als zweifellos hinstellen kann, so ruht auch die ausgesprochene Vermutung auf sehr unsicherem Boden."

erhalten; sie haben jedoch nur eine sehr geringe Bedeutung gehabt, wie denn überhaupt die ganze Arbeit „Blendwerk“ ist und einen Beweis liefert, daß man bereits in der Urzeit den Versuch gewagt hat, „Schundware“ an den Mann zu bringen. Gegen die Annahme, daß wir vielleicht ein als Beigabe für einen Verstorbenen bestimmtes „Scheingerät“ vor uns hätten, spricht die sorgfältige Ausführung, die fast verwickelt zu nennende Technik.

Ursprünglich hat die mit Dreiecken verzierte Klinge wohl zu einem Dolche gehört und hat an der Angel durch irgend ein Mißgeschick Schaden gelitten, und zwar so, daß die einstige Lage der feinen Nietlöcher und selbst deren Zahl nicht mehr klar erkennbar ist. Vielleicht waren ein ganzes Stück der Angel und mit ihm zwei Nietlöcher verloren gegangen. Der Waffenschmied hat sich in sinniger Weise — ein neues Loch zu bohren verstand er nicht — dadurch geholfen, daß er von seitwärts einen schmalen Ausschnitt in die Angel machte, in den ein schwacher Niet geschoben werden konnte.[1]) Ein Blick auf die Abbildung, Fig. 2, lehrt, daß auf der anderen Seite ein zweiter schwacher Niet noch in einem Nietloch der Angel festsitzt.

Nur diese beiden schwachen „Ersatzniete“ haben also Schaft und Klinge verbunden, während die trügerischen schweren Niete auch hier nur als Überreste einer früheren Einrichtung zu betrachten sind und höchstens noch einem Verschieben der Klinge nach hinten vorbeugen konnten. Um diesen „Ersatznieten“ einigen Halt zu geben, hat man sie zwischen die Köpfe der falschen Niete eingeklemmt, was möglich war, da letztere, obgleich hohl gegossen, doch eine genügende Wandstärke besaßen (Fig. 2 b). Wie eine genaue Prüfung ergibt, hat man in drei Nietköpfen je einen spitzen Dorn aus Kupfer oder zinnarmer Bronze festgegossen, die drei anderen „tutuli“ jedoch beim Guß mit einem Kanal versehen, durch den man die Spitze des weichen Niets schob, um ihn dann zu verhämmern.

Vor diesem Aufsetzen und Verhämmern sind die beiden Ersatzniete durch die Löcher in Blech, Holz und Klinge an ihren Platz geschoben worden, und rechnete der Schmied darauf, daß sie durch das Verhämmern gleichzeitig auch eine Stauchung erführen. Wie der Augenschein lehrt, sind sie jedoch mehr verbogen als gestaucht worden, gewiß nicht zum Vorteil des Holzschaftes.

---

[1]) Ein ähnlicher Behelf, ein fehlendes Nietloch zu ersetzen, ist an dem Dolchstab von Bethkenhammer, Kr. Deutsch-Krone, zu erkennen. Abbildung bei Montelius a. a. O. S. 29.

Den Schluß der verwickelten Arbeiten hat die Befestigung des Blechs am Nacken, wo es nicht wie an der Klinge einfach umgebogen und angepreßt werden konnte, gemacht und zwar hat sich der Arbeiter dadurch geholfen, daß er ein gebogenes Blechband durch zahlreiche Stiftchen, die vielleicht gleichzeitig ein Ornament bildeten, aufheftete. Auch die Wangen dieses Schaftkopfes waren verziert, und zwar, wie es scheint, mit Hilfe eines Rändrierrädchens, und nicht durch einzelne Schläge auf Punzen.

Wenn man, wie ich es versucht habe, die einzelnen Stadien der Arbeit verfolgt, so muß man über den Reichtum an verfügbaren Behelfen und über die Aufwendung von Mühe und Zeit staunen; und unwillkürlich fragt man sich, ob nicht ein solider Schaft aus Bronze sich billiger gestellt haben würde, und ob es denn überhaupt möglich gewesen sei, ein solches Machwerk an den Mann zu bringen zu einer Zeit, wo der Käufer ganz gewiß erst genau prüfte, bevor er den Handel abschloß.

Beide Fragen sind wohl nur dahin zu beantworten: der Preis der Bronze muß in unserer ersten Periode noch ein sehr hoher gewesen sein!

Lose Klingen:

1. Tafel III, Fig. 3. In der schweren und scharfen Klinge, welche mit der Verstärkung in der Mitte versehen ist und in der Angel drei weite halboffene Nietlöcher zeigt, sitzen noch zwei schwere Niete mit flachkonischen Köpfen fest. Die Länge der Klinge beträgt 28,50 cm; von der senkrecht laufenden „Grenzlinie“ ab bis zur Spitze 24,50 cm. Die abgerundete Angel ist nur mäßig stark. Die Niete sind in ihrem ursprünglich zylindrischen Teil, der fast 2 cm Stärke hat, durch das Treiben der Nietköpfe „aus der Fasson gekommen“, d. h. sie füllen zwar die Nietlöcher der Klinge aus, werden aber von da ab bis zu den Nietköpfen stetig im Durchmesser stärker und zeigen unregelmäßige Auftreibungen. Es ist wohl anzunehmen, daß der Schaft aus Holz bestand und daß die Löcher in diesem einen größeren Durchmesser gehabt haben als die Niete und die Nietlöcher in der Klinge; mußte doch der Gefahr, daß der Schaftkopf sprang, vorgebeugt werden!

Am obersten Nietloch der Angel ist in dem Metall ein Sprung sichtbar, der, wie auch bei anderen Klingen, durch das Stauchen der Niete hervorgerufen zu sein scheint, wenn nicht etwa schon durch das Ausdrehen und Erweitern der Nietlöcher.

2. Dieser geschilderten Klinge ähnlich ist die in Fig. 4 abgebildete. Die weit offenen Nietlöcher sind bei dem Abreißen oder Abschlagen

alter Niete etwas ausgebrochen. Das Metall der 30 cm langen Klinge zeigt verschiedene Gußfehler und näher der Spitze zu einen durchgehenden Riß in der Schneide und einen Sprung in der Klingenverstärkung.

3. Nur 1,50 cm länger, aber von ähnlicher Form ist eine weitere Klinge, die hier nicht abgebildet ist; auch sie läßt die Grenzlinie senkrecht zur Mittellinie erkennen. Die Angel ist gestreckter; auch sind die Nietlöcher noch weiter offen.

4. Fig. 5. Die Klinge mißt 28,50 cm und ist dünner als die drei vorher beschriebenen; dementsprechend ist auch die Verstärkung in der Klingenmitte flacher, bleibt jedoch bis zur Spitze von gleicher Höhe, so daß sie hier verhältnismäßig stark hervortritt. Die beiden seitlichen Nietlöcher sind weit offen und unregelmäßig; das oberste war für einen schwächeren Niet bestimmt.

Die „Grenzlinie" steht schräg zur Klingenmitte. Die Ornamente sind stark verwischt; mit der Lupe erkennt man aber auch auf dem Lichtdruck sich schneidende Linien mit flüchtigem Sparrenmuster.

5. Fig. 6. 29,50 cm lange, kräftige, scharf und sauber gedengelte Klinge; an der „Grenzlinie" 10 cm breit. Die Verstärkung der Klinge ist beiderseits durch ein langgezogenes Dreieck mit mäßig gekrümmten Längsseiten und durch je 5 kleine und schraffierte Dreiecke verziert.

Zwei weite Nietlöcher an der Seite der abgerundeten Angel sind zu $^{1}/_{4}$ des Kreises offen, während das dritte, am Ende der Angel, nur die Form eines Halbkreises von gleichem Durchmesser (fast 1,50 cm) hat.

Die Klinge, ursprünglich für einen Holzschaft bestimmt, ist später für eine andere Art der Schäftung „aptiert" worden, wie zwei roh eingetriebene kleine Nietlöcher zeigen. Bei dem einen ist das Metall am Rande ausgebrochen, bei dem anderen, wo der Niet nicht genau das Loch getroffen hat, verbeult.

6. Fig. 7. Flache, mit mäßiger Verstärkung versehene, gedengelte Klinge von 29,50 cm Länge.

Die Verzierung besteht aus zwei im spitzen Winkel sich schneidenden Doppellinien, zwischen denen Punkte eingeschlagen sind. Die „Grenzlinie" ist zum Teil verwischt infolge wiederholter Aptierungen der Angel. Ursprünglich hat letztere zwei halboffene weite Nietlöcher an den Seiten gehabt, vielleicht auch einen Nietausschnitt am hinteren Ende. Später sind drei enge Nietlöcher dicht am Ende der Angel hergestellt worden, von denen noch zwei die stark verbogenen Niete enthalten. Beide Niete tragen an den Enden durch Hämmern erzeugte

Bärte. Die Klinge zeigt mehrfache Ausbröckelungen und Risse, so daß sie wohl kaum noch einer Neuschäftung wert gewesen wäre.

7. Tafel IV, Fig. 1. 27,30 cm lange Klinge mit halbkreisförmig abgeschlossener Angel, darin zwei kreisrunde weite Nietlöcher; am Ende ein offenes Nietloch von gleichem Durchmesser. Die Verstärkung der Klinge ist stark gewölbt, aber wesentlich schmaler als bei den bisher betrachteten und verjüngt sich nur wenig nach der Spitze zu; dagegen ist der für das Dengeln bestimmte Rand breiter. Beachtenswert sind zwei Risse, die von den geschlossenen Nietlöchern nach der Außenseite hin laufen, also den Weg genommen haben, wo beim Stauchen der Niete der geringste Widerstand war.

Eine Grenzlinie ist wenig erkennbar, scheint jedoch schräg zur Mittellinie der Klinge gelaufen zu sein.

8. Tafel IV, Fig. 2. Flache, 24,40 cm lange Klinge mit gewölbter, aber schmaler, rippenartiger Verstärkung in der Klingenmitte. Diese läuft bis an das Ende der Angel, die nicht wie die anderer Klingen besonders bearbeitet ist.

Segmentförmige Ausschnitte für zwei starke Niete und ein kleiner Ausschnitt am Ende der Angel für einen stiftartigen Niet scheinen gleich beim Guß hergerichtet zu sein.

9. Tafel IV, Fig. 3. Blattartige, dünne und verbogene Klinge mit breiter, aber kaum hervortretender Verstärkung in der Klingenmitte; an der Angel drei weite Ausschnitte für Niete. Am Ende der Angel befindet sich noch ein kleines ovales Nietloch, scheinbar beim Guß erzeugt, und daneben die Hälfte eines solchen. Ein Stück der Angel ist hier abgesprungen.

10. Tafel IV, Fig. 4. Kräftige Klinge mit wulstiger Verstärkung, 23,70 cm lang. Die Angel ist abgeflacht, aber nicht durch nachträgliches Hämmern, sondern gleich durch den Guß. Drei unregelmäßige, rundliche Nietlöcher von nur etwa 5 mm Durchmesser sind ebenfalls beim Guß hergestellt und nicht nachgebohrt, was man vielleicht als einen Beweis dafür ansehen darf, daß die Klinge früher nicht schon mit einem Schaft oder Griff verbunden gewesen ist; auch ist eine Grenzlinie nicht zu erkennen, so daß es unklar bleibt, ob das Blatt zu einem Dolch oder Dolchstab bestimmt war.

Daß übrigens auch Dolchstäbe mit bogenförmigem Ausschnitt des bronzenen Schaftkopfes vorkommen, beweist der Dolchstab von Wernigerode, abgebildet bei Lindenschmit, Bd. IV, Tafel VI, Fig. 9 und bei Montelius a. a. O. S. 29.

Eine genügende Verbindung zwischen Klinge und Griff durch drei, wenn auch minder starke Niete in der einfachen Weise wie hier bei Fig. 4 herzustellen, erscheint so naturgemäß, daß man sich wundern muß, diesem Typus so selten zu begegnen. Eine vom Osterberge bei Dederstedt im Mansfelder Seekreise stammende, im Prov.-Museum zu Halle (170, II) aufbewahrte Dolchklinge von allerdings nur 14,50 cm Länge hat einen durchaus verwandten Charakter. Auch sie hat eine Verstärkung in der Mitte und in der flachen Angel drei unregelmäßige, durch Guß erzeugte und nicht ausgedrehte kleine Nietlöcher. Auch die Klinge des bekannten Leubinger Dolchstabes hat bezüglich Zahl und Kleinheit der Nietlöcher eine gewisse Verwandtschaft.

Technik und Ornamente.

Nach Montelius[1]) sind alle einheimischen Kupfer- und Bronzearbeiten gegossen und dann mit dem Hammer teilweise bearbeitet. Bronzen, welche nur gehämmert sind, wie sie im Süden früh vorkommen, findet man fast niemals unter den nordischen Arbeiten der Bronzezeit. Auch Dr. Beltz[2]) widmet der Technik der Bronzearbeiter einige Seiten. Nach ihm sind die „Geräte sämtlich durch Guß hergestellt und nicht durch Treiben, wenn es auch nicht ganz ohne Mitwirkung eines hammerartigen Instruments abgegangen ist. Die Schneiden der Schwerter müssen durch Nachhämmern geschärft sein“.

Auch an unseren Klingen wird das Schärfen auf diese Weise ausgeführt worden sein, denn nirgends findet man Spuren des Schleifens, weder an den Schneiden selbst, noch an den Verstärkungen der Klingen in der Mitte, die bei Benutzung einer nur einigermaßen breiten Schleifschale mit dem Stein hätten in Berührung kommen müssen.

Über die Herstellung der geschlossenen und teilweise offenen Nietlöcher habe ich volle Klarheit nicht gewinnen können. Wahrscheinlich ist, daß kleinere im Guß erzeugte Löcher später erweitert worden sind, indem man sie mit kantigen Werkzeugen aus harter Bronze oder Feuerstein ausdrehte, woher die scharfen Kanten stammen dürften. Um diese Arbeit zu erleichtern, scheint man das Metall um das Nietloch durch Treiben nach innen zu wiederholt verdünnt und von neuem „ausgedreht“ zu haben. Man erkennt diese Art der Arbeit selbst an kleineren Nietlöchern. Auf die Bildung der Löcher in den

[1]) Montelius a. a. O. S. 73.
[2]) Beltz, Die Vorgeschichte von Mecklenburg, S. 56ff.

Angeln mit Hilfe eines „Durchschlags" weist nichts hin; nirgends findet man die Spur eines Fehlschlags oder wiederholten Ansetzens des Durchschlags. Vielleicht sind, wie schon früher kurz angedeutet, die von den Nietlöchern ausgehenden Sprünge in Angeln der Klingen auf ein zu kräftiges Ausdrehen der Nietlöcher zurückzuführen.

Als Ornamente treten auf unseren Bronzeklingen, abgesehen von einer Punktverzierung, nur Linearornamente, gerade oder leicht gekrümmte Linien, die in einem spitzen Winkel zusammentreffen, und Dreiecke auf. Kleine schraffierte Dreiecke finden sich da, wo die leicht gekrümmten Linien zu einem großen Dreieck gehören, besonders an der Basis desselben.

Nach Sophus Müller[1]) sind alle Ornamente, sogar die Spiralen und langgestreckten Linien, durch wiederholte Schläge auf ein meißelartiges Instrument aus Bronze, „Punze", und nicht durch Gravierung erzeugt. In Kopenhagen angestellte Versuche haben diese Annahme bestätigt, allerdings auch, daß zur Erlernung dieser Kunst viele Übung, selbst für einen geschickten Arbeiter, notwendig war. Außer anderen Beweisen für diese Art der Technik führt S. Müller an, daß man mit der Lupe zu erkennen vermöchte, wie „das Metall längs der Ornamentlinie dick und erhöht liege, indem es vom Schlage beiseite gedrängt worden sei". Bei unseren Klingen vermag ich trotz genauer Prüfung diese Merkmale nicht zu erkennen, wohl aber, daß die Linien in ihrem Verlaufe nicht von ganz gleicher Breite und Tiefe sind, wozu ungleiches Schlagen und ein Auswechseln der Punzen die Ursache sein können. Daß die Anschauung des dänischen Gelehrten nicht überall Zustimmung gefunden hat, sei hier erwähnt.

Depotfunde.

Gelegentlich des Bernsteinhandels kommt Montelius in seiner „Chronologie der ältesten Bronzezeit", S. 72, auf die „Depotfunde des Nordens" zu sprechen und auf die verbreitete Annahme, daß dieser „Nachlaß nur von Händlern" herrühren könnte, welche die aus fremden Ländern importierten Gegenstände in der Erde verborgen hätten. Daß einzelne dieser Funde wohl von Händlern herrühren könnten, gibt Montelius zu; „da jedoch die Mehrzahl aller aufgefundenen Gegenstände nachweislich im Norden gefertigte Ware sei und die dortigen Typen von den in anderen Ländern hergestellten abwichen, so sei diese Annahme für die Allgemeinheit nicht haltbar."

---

[1]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, S. 284.

Rob. Beltz in seiner „Vorgeschichte von Mecklenburg", S. 70ff., äußert sich über diesen Punkt dahin, daß in Mecklenburg der Brauch, kostbare Gegenstände, und dahin gehörten ohne Zweifel die Bronzesachen, an geschützten Stellen zu bergen, ununterbrochen fortgedauert habe von der Steinzeit ab bis in die jüngere Bronzezeit hinein, in welcher diese Art der Niederlegung als eine „durchgängige Sitte" anzusehen sei; „Sinn und Bedeutung lasse sich jedoch nur ahnen." Ob die niedergelegten Dinge „Weihegaben" darstellen sollten oder Selbstausstattung für das künftige Leben, läßt er dahingestellt.[1])

Die Funde an altem aufgesammelten Metall, an Gußzapfen, mißglückten Stücken, Metallklumpen und selbst Gußformen nennt er „Gießer- und Händlerfunde" und sieht in ihnen zwar „einen Beweis für eine im Lande ausgeübte Bronzeindustrie, im übrigen jedoch nur das aufgesammelte Gut wandernder Händler, deren eigene Fertigkeit nicht über die Herstellung einfacher Geräte und über rohe Ausbesserungen hinausgegangen sei".

Die Depotfunde in Mecklenburg enthalten meistenteils nur Schmuck- und Zierstücke, selten Gebrauchsgegenstände, und dann in der Regel davon „nur ein Stück". Daß diesem Brauche ein besonderer Sinn unterzulegen ist, leuchtet ein, und man geht wohl nicht fehl, wenn man z. B. in der Beigabe einer einzelnen Axt einen Hinweis auf die Arbeit des Alltagslebens, vielleicht gar die Gabe des Gesindes sieht; sind doch auch die meisten der üblichen Beigaben in Gräbern nichts anderes als Beweise der Fürsorge für das weitere Schicksal Verstorbener. Sophus Müller behandelt in „Nord. Altertumskunde", S. 422ff., nach Beleuchtung der Funde an Grabbeigaben und an s. Z. verloren gegangenen einzelnen Gegenständen „Feld- und Moorfunde" und rechnet zu ihnen diejenigen, die man nach ihrer Art und nach den Fundumständen „als absichtlich hingelegte" erkennt. Eigentliche „Depotfunde" nennt er diejenigen, bei denen die Absicht, unter anderen Umständen die Gegenstände wieder an sich zu nehmen, er-

---

[1]) J. Mestorf in „Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein" sagt in „Bronzezeit", S. 9, über Weihgeschenke: „Wir kennen nämlich derartige Depotfunde schon aus der Steinzeit und finden deren in allen folgenden Perioden bis ans Ende des heidnischen Zeitalters, von wann uns die Tradition erhalten ist: „Was der Mensch bei Lebzeiten vergräbt, das soll er im Jenseits genießen." Eine oft zitierte Stelle aus der Ynglingasaga, Kap. 8, lautet: „Was der Tote auf dem Scheiterhaufen bei sich hat, und was er selbst in die Erde vergraben hat, das kommt ihm in Valhöll zugute, so lautet Odins Lehre." (Vergl. Voß in Verh. d. Berl. Ges. 1878, S. 366.

kennbar ist, „Opfer- und Votivfunde" aber solche, die so hingelegt wurden, „daß man für immer darauf verzichtete, als ein Opfer für die Götter oder die Verstorbenen."

Die zuerst genannten eigentlichen Depotfunde teilt er nach den Fundumständen und nach der Zusammensetzung wiederum ein in „Schatzfunde, in Gußstätten- und Metallfunde". Auf die Begründung seiner Einteilung hier näher einzugehen, muß ich mir versagen, wohl aber werde ich in dem Folgenden es versuchen, eine Deutung unseres Dieskauer Fundes zu geben:

Nach meiner unmaßgeblichen Meinung war der Mann, der uns den Schatz hinterlassen hat, ein „Händler", gleichzeitig aber vertraut mit Bronzearbeiten. Er bezog fremde Klingen und arbeitete sie seinen technischen Erfahrungen entsprechend nach dem Geschmack der Abnehmer um. Zu seinen Arbeiten brauchte er rohe Bronze verschiedener Art, die er in der Form von zum Teil ungeglätteten Ringen durch Tausch erwarb. Selbstverständlich fragt man bei dem Bezug fremder Ware auch nach der Gegengabe: Bei uns ist diese „das Salz" gewesen, was nicht etwa Halle allein geboten hat, denn Soolquellen, die einst offen flossen, hat es in unserer Umgebung genug gegeben; und es würde eine dankbare Aufgabe sein, der Bedeutung derselben, auch in vorgeschichtlicher Zeit, mehr nachzuspüren; Anknüpfungspunkte sind genug vorhanden.

Daß unser Depotfund den Besitz eines Händlers, der hier, wenigstens zeitweise, ansässig war, darstellt, dafür sprechen aber noch andere Dinge: So will ich daran erinnern, daß die Spiralröllchen nicht mit den Bernsteinperlen zu Ketten vereinigt waren, sondern daß die ersteren auf Ranken von Pflanzen, auf wenig haltbares Material, aufgereiht waren, was wohl für den Transport im Ranzen genügte, nicht aber für ein Tragen um den Hals oder im Haar.

Wenn, soweit mir bekannt, Bernstein bisher nicht in Depotfunden der älteren Bronzezeit vorgekommen ist, sondern nur als Grabbeigabe, so kann das nicht ausschließen, daß ein Händler dieses Tauschobjekt und Bezahlungsmittel ersten Ranges doch besessen und auf seinen Reisen mit sich geführt hat. Gerade die große Anzahl der Perlen dürfte es wahrscheinlich machen, daß sie nicht den Schmuck einer einzelnen Person gebildet haben, sondern den Besitz eines Geschäftsmannes, der sie umzusetzen wußte. Den Fund als die Habe eines Mannes, der Ackerbau und Viehzucht trieb, oder als die seiner Familie anzusprechen, würde verfehlt sein: Was sollten ihm oder der Familie vier Dolchstäbe und die zahlreichen grifflosen Klingen? Würde

man nicht ganz andere Dinge, Dinge des täglichen Gebrauchs, dem Topf anvertraut haben?

„Weihegaben" sind es auch nicht: Wie sollte der Spender dazu gekommen sein, neben allerdings brauchbaren, alten und neuen Stücken eine so große Zahl von unfertigen, umzuarbeitenden zu stiften und die Gaben in einen rohen Topf unter möglichster Raumersparnis zu verpacken? Das hätte den Gepflogenheiten jener Zeit durchaus widersprochen; wissen wir doch aus Erfahrung, daß bei Niederlegung solcher Weihegaben gewisse rituelle Anordnungen getroffen wurden! Uns sind aus hiesiger Gegend Fälle bekannt, wo um größere Gegenstände eine Anzahl Äxte, mit der Schneide gegen die Mitte gerichtet, gruppiert war, oder wo man die Äxte, indem man die Schneiden in den Boden steckte, in der Form eines Kranzes angeordnet hatte.

Wie bereits erwähnt, sind Bronzefunde der ältesten Periode hier vielfach vertreten und befinden wir uns wahrscheinlich auf Boden von uralten Niederlassungen, die an begangenen Straßen, ich erinnere an die „Sälzerwege", lagen und sich zu Handelszentren und damit zu Sitzen handwerklicher Betriebe entwickelten. Daß diesen Stätten, an denen Wohlstand und Behaglichkeit wuchsen, auch Gefahren drohten, ist leicht ersichtlich, und so mag auch unser Händler in schwerer Bedrängnis einst das Wertvollste seiner Ware zusammengerafft und vergraben haben, vielleicht an derselben Stelle, wo er kurz vor der Flucht mit den Seinen abgekocht hatte. Die Spuren der Herdfeuer hatte er, wie bereits eingangs erwähnt, sorgfältig verwischt, und so blieb ihm eine gewisse Hoffnung, in besseren Tagen das Verborgene wieder zu heben.

Bedauerlicherweise ist von den hier bei Halle vor Jahren gemachten Bronzefunden nur ein kleiner Teil der engeren Heimat erhalten geblieben; besonders sind Funde, die in Privathände gelangt waren, verschwunden oder es sind im besten Falle noch Teile von ihnen in entlegenen Sammlungen zu finden.

Erfreulicherweise hat es jedoch hier bereits im Anfang des vorigen Jahrhunderts Männer gegeben, die, den Wert der vorgeschichtlichen Forschung erkennend, die Entdeckungen geprüft und nach dem damaligen Stande der Wissenschaft gedeutet haben. Ihre Veröffentlichungen bestätigen durchaus unsere Ansicht, daß bereits zur Bronzezeit eine zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung hier ansässig gewesen sein muß. Näher darauf einzugehen, muß ich mir leider versagen, ich hoffe jedoch, an dieser Festlegung mitarbeiten zu können, sobald die Herausgabe einer archäologischen Fundkarte auch dieses

Teils unserer Provinz in Angriff genommen werden wird. Nicht alle Fragen, die sich bei der Betrachtung des „Dieskauer Fundes" aufdrängten, sind hier gelöst worden. So mußte ich, da das Provinzial-Museum nicht Besitzer der Bronzen ist, wohl oder übel auf eine chemische Untersuchung des Metalls verzichten, ja sogar eine Prüfung auf Härte ausschließen. Wie wichtig eine analytische Prüfung der verschiedenartigen Objekte gewesen wäre, wird jeder wissen, der über das planvolle Vorgehen der Bronzegießer bezüglich der „Mischung" einigermaßen unterrichtet ist, und der es versteht, danach Schlüsse auf den Ursprung zu ziehen. Wenn ich anderseits bei dem Versuche, die Technik der Bronzekünstler zu ergründen, etwas zu eingehend geworden sein sollte, so bitte ich den geehrten Leser um Entschuldigung: Ich hielt es für meine Pflicht, den in Privatbesitz verbleibenden Fund bis in die Details festzulegen und hoffte, bei der Verschiedenartigkeit der Objekte dahinter zu kommen, welche Behelfe und welche Werkzeuge dem Bronzearbeiter jener Zeit zur Verfügung gestanden haben. Über letztere habe ich zu meinem Bedauern wesentliche Aufschlüsse nicht geben können. Obgleich ich die recht umfangreichen und alten Bestände unseres Provinzial-Museums auf das Vorhandensein von Werkzeugen der Bronzearbeiter noch einmal eingehend geprüft habe und in der Tat auch auf einige Bronzeartefakte gestoßen bin, die früher irrtümlich als „noch unbearbeitete Stücke oder als Waffen" pp. angesprochen worden sind, die man aber mit größerem Recht als Werkzeuge zu deuten hat, so will es mir doch scheinen, daß unseren Bronzearbeitern, auch wenn sie Hervorragendes selbständig nicht zu leisten vermocht hätten, mehr Werkzeuge zur Verfügung gestanden haben müssen, als wir bisher kennen. Ich schreibe dies, obwohl mir bekannt ist, „daß nicht das Werkzeug es macht, sondern die Hand, die es führt," und obgleich ich gern zugebe, daß die ausgezeichnete „Handfertigkeit" gewisser Völker, z. B. der Chinesen und Zigeuner, ihren Grund gerade in „dem Mangel an Werkzeugen" haben mag.

Ist es Tatsache, daß man bisher nicht mehr Werkzeuge kennt als einige Meißel, Punzen, kleine Durchschläge und Tüllenhämmer, auch daß man das gesamte Werkzeug eines Bronzearbeiters noch niemals vereint, weder als Grabbeigabe noch als Depot, gefunden hat, so ist wohl der Wunsch berechtigt, daß ein Fachmann, der mehr Gelegenheit hat, „zu sehen" als der Direktor eines Provinzial-Museums, sich der Sache annähme und eine „Werkzeugkollektion der Bronzearbeiter" zusammenstellte.

Verzeichnis der Fundobjekte bei Dieskau.

1.	Randaxt ohne Stielloch, mit gewölbten Seitenrändern, 13 cm lang, Breite der Schneide 6,50 cm; Tafel I, Fig. 1. Gewicht	245 gr.
2.	Schmalaxt mit Leisten an den Seiten und in der Mitte, elliptisches Stielloch, Länge 30,50 cm; Tafel I, Fig. 2. Gewicht	620 gr.
3.	Schmalaxt, gerippt, kreisrundes Stielloch, Länge 30,50 cm; Tafel I, Fig. 3. Gewicht	720 gr.
4.	Bernsteinperlen; Tafel I, Fig. 4.	
5.	Zwei Armspiralen; Tafel I, Fig. 5. Gewicht zusammen .	660 gr.
6.	Spiralröllchen, 23 Stück; Tafel I, Fig. 6.	
7.	Zehn offene Halsringe; Tafel I, Fig. 7. Gewicht von 205 bis 250 gr. zusammen	2075 gr.
8.	Vier geschlossene Beinringe; Tafel I, Fig. 8. Gewicht von 470 bis 635 gr. zusammen	2200 gr.
9.	Zwei offene Beinringe mit je drei Löchern; Tafel I. Fig. 9. Gleiches Gewicht, zusammen	760 gr.
10.	Zwei offene Beinringe, sich nach dem Spalt zu stark verjüngend; Tafel I, Fig. 10. Gewicht je 285 gr, zusammen	570 gr.
11.	Sechs offene Armringe mit knopfartigen Stempelenden; Tafel II, Fig. 3. Gewicht von 145 bis 285 gr, zwei zu je 145 gr, zusammen	1085 gr.
12.	Offener, fassettierter Armring; Tafel II, Fig. 5. Gewicht	390 gr.
13.	Glatter, schwerer Armring; Tafel II, Fig. 4. Gewicht	515 gr.
14.	Kinderarmring, zusammengepreßt; Tafel II, Fig. 6. Gewicht	105 gr.
15.	Dolchstab, die Länge des Schaftes 21,50 cm; Tafel II, Fig. 7. Gewicht	670 gr.
16.	Dolchstab, die Länge des Schaftes 26 cm; Tafel II, Fig. 8. Gewicht	1045 gr.
17.	Dolchstab mit zertrümmertem Schaftkopf; Tafel III, Fig. 1. Gewicht	360 gr.
18.	Dolchstab mit schwacher Klinge und Blechbelag; Tafel III. Fig. 2. Gewicht inkl. Nieten und Blech	300 gr.
19.	Lose Klinge mit zwei starken Nieten, Länge 28,50 cm; Tafel III, Fig. 3. Gewicht	445 gr.
20.	Klinge mit Sprung in der Klingenverstärkung, 30 cm lang; Tafel III, Fig. 4. Gewicht	350 gr.
21.	Klinge, 31,50 cm lang; nicht abgebildet. Gewicht . . .	420 gr.
22.	Klinge mit Spuren eines Sparrenmusters, 22,50 cm lang; Tafel III. Fig. 5. Gewicht	315 gr.
23.	Klinge mit kleinen Dreiecken an der Basis eines langgezogenen Dreiecks; Tafel III, Fig. 6. Gewicht . . .	405 gr.
24.	Klinge mit drei engen Nietlöchern an der Angel, zwei Niete erhalten, Länge 29,50 cm; Tafel III, Fig. 7. Gewicht .	320 gr.
25.	Klinge mit halbkreisförmiger Angel, das Metall an zwei Nietlöchern ist gesprungen, Länge 27,30 cm; Tafel IV, Fig. 1.	408 gr.

26. Klinge, flach mit rippenartiger Verstärkung, Länge 24,40 cm; Tafel IV, Fig. 2. Gewicht . . . . 162 gr.
27. Klinge. flach und verbogen, Länge 23,40 cm. zwei kleine Nietlöcher am Ende der Angel; Tafel IV, Fig. 3. Gewicht 120 gr.
28. Klinge mit gegossenen kleinen Nietlöchern, 28,70 cm lang; Tafel IV, Fig. 4. Gewicht . . . . 360 gr.

Außer diesen bei Dieskau gefundenen Gegenständen sind noch abgebildet:

29. Neben zwei Dieskauer Halsringen ein unvollendeter Halsring aus Mähren; Tafel I, Fig. 7a.
30. Ein bei Radewell unweit Halle ausgegrabener Ring mit knopfartigen Enden und zwei Kanälchen. An einer Öse hängen 2 Ketten mit Nadeln; Tafel II, Fig. 1.
31. Kreisrunder, verzierter Beinring von Halle; Tafel II, Fig. 2.

Förtsch.

Die Riesenstube am Bruchberge bei Drosa.

A. Ausgrabungsbericht mit einem Plan.
(Hierzu Tafel IV und V.)

Im Frühjahre 1904 war durch den Rittmeister Herrn Wurm auf Drosa bei Cöthen nördlich von diesem Dorfe, auf dem sog. Bruchberge nahe der Eisenbahnstrecke Halle-Magdeburg, ein megalithisches Grab freigelegt worden, dessen weitere Ausgrabung der Geschichtsverein zu Cöthen im Auftrage des anhaltischen Gesamtvereins übernahm, unterstützt durch den freundlichen Rat der Herren Prof. Dr. Höfer-Wernigerode und Dr. Seelmann-Alten, denen dafür auch an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen werden möge. Die Grabkammer, ungefähr rechteckig, lag in der Richtung Ostsüdost nach Westnordwest; ihre innere Länge betrug gegen 9 Meter. An der Nordwestseite war sie breiter (innere Weite etwas über 2,30 m) als im Südosten, wo sich die Breite auf 1,25 m verjüngt hatte. Von Südwest her führte, in genau rechtem Winkel auf die Kammer stoßend, ein ziemlich 3 m langer Gang (Korridor) heran, der innen knapp 90 cm breit war. Die Tragsteine des Grabes waren zum größten Teil Granite, an Zahl 15 — doch fehlt seit Jahrhunderten der Abschluß am Nordwestende, ein oder zwei Steine[1]) —, ihre Höhe schwankte zwischen $1^1/_2$ und 2 Metern,

[1]) Schon Beckmann gibt in seiner Geschichte Anhalts I, 26 eine Abbildung unseres Grabes, in der es an dieser Seite offen erscheint, so daß der umschließende Erdhügel hier schon damals abgeräumt war (anno 1710).

während die des Korridors verhältnismäßig niedriger, knapp $1^1/_2$ m hoch, waren. Von Deckplatten hatten sich bis in unsere Zeit nur zwei erhalten, die übrigen sind, da sie von oben her frei lagen, im Laufe der Zeit abgehoben und zu Bauzwecken verwendet worden. Die eine lag am Südostende und fiel wie der größte Teil des Grabes im vorigen Jahre der Vernichtung anheim. Die andere, am Ende der breiteren Seite (Nordwest) noch an ihrer ursprünglichen Stelle liegend, fällt dem Beschauer unwillkürlich durch ihre gewaltigen Maße auf. Der Stein mißt 4,2 m in die Länge, $3^1/_3$ m in die Breite und ist ziemlich $^3/_4$ m dick. Da diese Seite, wie oben bemerkt, seit Jahrhunderten offen war, bildete er mit den zwei vorderen Tragsteinen eine Höhle und gab dem Volke Anlaß zu der auch in Schriftwerken[1]) üblich gewordenen Bezeichnung Teufelskeller. Daneben erscheint eine zweite, mehr gelehrte Benennung als Grab des Drusus, die wahrscheinlich von dem Pfarrer Dunckel zu Wulfen herstammt, der hier in den Jahren 1749—1759 amtierte und sich mehrfach mit Altertümern beschäftigte. Auch diese ist der dortigen Landbevölkerung geläufig geworden.

Zunächst wurde durch einige Gräben Höhe und Umfang des von Herrn Wurm abgetragenen Erdhügels — nach der Angabe dieses Herrn waren über 70 zweispännige Fuhren Erdreich abgefahren worden — festgestellt. Es zeigte sich, daß die Aufschüttung ziemlich einen Fuß unter der Sohle der aufgerichteten Tragsteine begann und der Durchmesser in der Richtung von Norden nach Süden 19—20 m betragen hatte. Da sich im Umkreise des Hügels noch zwei einzelne Steine (Plan, Fig. 21 und 22) fanden, der erste ziemlich einen Meter lang, der andere mehr als einen Meter breit und mindestens doppelt so lang (alle beide Granitblöcke), so ist anzunehmen, daß der ganze Hügel von einem solchen Kreise von Steinen umgeben gewesen ist, und die fehlenden ebenso wie der größte Teil der Deckplatten dem Baubedürfnis der Nachbarschaft allmählich zum Opfer gefallen sind.

Die Arbeit der Grabung dauerte vom 13. April bis zum 26. April mit mehreren Unterbrechungen; im ganzen wurde an sieben Nachmittagen gegraben. Nachdem zunächst einige bis auf die Sohle der Aufschüttung gehende Gräben angelegt waren, erfolgte die fast gänzliche Durchgrabung der größeren Hälfte des Hügelkreises, doch war

[1]) So heißt es z. B. bei Ch. Keferstein, Ansichten über die keltischen Altertümer 1846, S. 6: Bei Drosa am Bruchberge erhebt sich ein imposanter Steinaltar, der Teufelskeller genannt.

die Ausbeute nur an einigen Stellen reichhaltiger. Nahe dem Korridoreingang fanden sich in der Tiefe von $^1/_2$ m mehrere Sandsteinplatten, die aber weder etwas enthielten noch deckten, dicht daneben Tierknochen, die mit einer Aschenschicht fast ganz verbacken waren. Die Steine dienten also wohl als Herdplatten. Ein Quergraben, der im Südosten an den Hügelrand als Tangente gezogen wurde, ergab etwas außerhalb des Steinkreises eine Menge Tierknochen und Scherben, ohne Ornament, von ziemlicher Dicke und schwächerem Brande, die ebenfalls einer vorgeschichtlichen Zeit anzugehören scheinen. In der Nähe wurde der Zapfen eines Rinderhornes nebst einigen Tierknochen gefunden, ebenfalls $^1/_2$ m tief, bezw. über $^1/_2$ m höher als die Sohle der Aufschüttung. Tiefer dagegen, hart über dem gewachsenen Boden, lagen eine Reihe Gefäßscherben mit einigen rohen Feuersteinen, nahe dabei, doch $^3/_4$ m hoch, eine ziemlich gut erhaltene Schweinskinnlade mit einigen Zähnen; Rinderzähne wurden mehrfach, dicht am Südostabschluß des Grabes, der reich an allerlei Funden (Scherben und Knochen) war, knapp $^3/_4$ m hoch liegend, herausgegraben. Auch sonst fanden sich hier und da Feuersteine, manchmal auf einer dünnen Sandschicht liegend, mit schwachen Resten von Branderde.

Ein nicht unwichtiger Fund wurde ebenfalls noch außerhalb der Grabkammer gemacht. Kaum 1 m von Stein 22 lag eine Steinplatte, ziemlich quadratisch, 70 cm lang, 64 cm breit und 6 cm dick, aus Sandstein; sie ruhte auf einem viereckigen Aufbau von Steinplatten, deren Lücken durch rundliche Steine ausgefüllt waren. Das Innere dieser Steinkiste — es war 30 cm hoch und seine Sohle mit einer Steinplatte ausgelegt — bot nur lockere Erde, ohne jegliche Beigabe. Sie war also schon früher einmal geöffnet und ihres Inhaltes entleert worden. Direkt unter ihr zeigten sich verhältnismäßig sehr gut erhaltene verbrannte Holzreste nebst Feuersteinstücken, alles hart über dem gewachsenen Boden. Dicht an der Steinkiste lagen mehrere Knochen, zwei Tierzähne, einige Scherben, sowie ein Schaber (7 cm lang, $1^1/_2$ cm hoch, $1^1/_4$ cm breit), der vorn fischmaulförmig zugespitzt ist. Es ist das einzige außerhalb der großen Steinkammer gefundene Artefakt. Alle diese Funde weisen auf Abhaltung von Mahlzeiten in vorgeschichtlicher Zeit hin.

Die Bloßlegung des Grabes selber ließ deutlich erkennen, welche Sorgfalt dessen Erbauer auf seine Herstellung verwendet hatten. An der Außenseite waren die Tragsteine mit einer dicken, hier und da 1 m hohen Lehmschicht bekleidet, die Fugen zwischen den einzelnen Tragsteinen füllten kleinere Steine samt Erde aus. Der Grund der

Kammer war ausgelegt mit dünnen Kalksteinplatten, dazwischen und darüber war eine Schicht von etwas gröberem Kies gestreut; ähnlich war es mit dem Korridor. Dieser war von der Kammer abgeschieden durch einen schmalen auf die hohe Kante gestellten Stein von $^1/_2$ m Höhe, der eine Art Schwelle gebildet haben mag. An dieser Stelle scheint, wie dies in derartigen Gräbern üblich war, eine Holztür angebracht gewesen zu sein, denn dicht neben Stein 11 stand eine schmale, hohe Kalksteinplatte (No. 12) gegen 5—7 cm von jenem entfernt, und die gegenüberstehenden Steine der Korridorwand hatten eine wenigstens 20 cm breite Lücke.

Zunächst wurde der Korridor untersucht. Über einer ca. 15 cm starken Stein- und Kiesschicht, die den Grund bildete, lagen einzelne, kleine, faustgroße Steine nebst einigen Scherben zerstreut, dazu wenige Feuersteinstücke und zwei kleinere zum Teil beschädigte Gefäße, doch fanden sich weder Knochenreste noch Brandspuren. Nachdem dann die gewaltige, den Südostrand abschließende Platte entfernt worden war, begann die Aufdeckung der Kammer selbst von der genannten Seite her, und zwar in der Weise, daß nach Vornahme eines Durchstichs bis zum Grunde das Erdreich zunächst in der Tiefe eines Spatenstichs abgehoben wurde. Es ließen sich nämlich hier ziemlich deutlich zwei Bestattungsschichten unterscheiden, doch war bei diesen beiden kein Unterschied erkennbar bezüglich der Gefäßfunde. Man wird deshalb diese wie die sonstigen Funde einem und demselben Zeitabschnitt zuweisen müssen. Gleich hier wurde die mehrfach wiederkehrende Beobachtung gemacht, daß die Funde sich an den Wänden der Kammer häuften. Infolge längerer Benutzung waren, dem sonstigen Gebrauch in derartigen neolithischen Grabkammern entsprechend, bei jeder neuen Beisetzung die früheren Leichenreste samt den Beigaben etwas zur Seite geschoben, manche schließlich hart in die zwischen den Steinen befindlichen Nischen gedrängt worden. Dagegen fand sich in dem Teile der Kammer vom Korridor an nach Nordwesten bis in die Gegend des großen Decksteines so auffällig wenig, daß sich die Vermutung aufdrängt, es sei in früheren Zeiten nach Entfernung der mittleren Decksteine an dieser Stelle schon nachgegraben worden. Manche Schädelreste gingen trotz vorsichtiger Aushebung aus dem festgetretenen Erdreich noch weiter entzwei, so daß sie wenig Anhalt für eine Untersuchung gewähren dürften. Auch über die Art der Bestattung läßt sich mit Sicherheit wenig Bestimmtes angeben. Bei einer einzigen Leiche, die ungefähr in der Mitte der Kammer lag, war die Lage noch ziemlich erkennbar. Sie war auf

die rechte Seite gelegt, mit dem Kopfe nach Nordost, in der Längsrichtung des Grabes, am Munde stand eine flache Schale, zur Rechten waren hart an die Brust drei kleine tassenförmige Gefäße gesetzt. Die Kniee schienen angezogen zu sein. Im ganzen fanden sich an Tongefäßen ungefähr fünfunddreißig, einige davon nur teilweise erhalten, aber doch in der Form erkennbar, dazu eine ganze Reihe von Scherben, die eine Zusammensetzung nicht mehr ermöglichen. Sechs Gefäße sind schalenartig flach, zwischen 7—10 cm hoch und von verschiedenem Durchmesser, alle mit Henkel bezw. Öse oder Doppelöse versehen, entbehren aber alle des Ornaments. Die übrigen, mehr tassenartigen Gefäße zeigen die verschiedenartigsten Ornamente (einfache Linien, Punkte, Zickzack- und Grätenmuster). Die Höhe der kleineren Gefäße bewegt sich zwischen 4—7 cm; nur zwei [1]) heben sich von den anderen durch Form und Höhe heraus, wie sie auch durch besonders saubere, ja künstlerische Ausführung sich sozusagen als Prunkstücke kundgeben.

Außerdem wurden nebst einer Reihe von Knochen und Knochenteilen — an einer Stelle lagen neben Resten eines Schädels noch 28 gut erhaltene Zähne — mehrere Artefakte gefunden; doch war in dieser Richtung die Ausbeute verhältnismäßig recht gering. Von Steinbeilen fand sich nur eins von mäßigem Umfang, aber sehr gut erhalten, dagegen einige Werkzeuge (Säge) und Waffen aus Feuerstein (Pfeilspitzen), auch wenig oder nicht bearbeitete Feuersteinsplitter. Von durchbohrten Geräten sind nur eine ovale Schieferplatte (Tafel V, Fig. 24) und ein Knochen zu erwähnen. An Schmuck waren beigegeben eine Reihe durchbohrter Tierzähne (Rind und Hund oder Wolf, Tafel V, Fig. 36—38), dazu fand sich ein Biberzahn (Fig. 39). Zwei Beigaben harren noch der Erklärung, die eine (Tafel V, Fig. 25) ist ein mehrere Fäuste großer rundlicher Stein mit zwei keilförmigen Einbuchtungen, die andere, ursprünglich 6 cm lang, doch beim Herausheben zerbrochen, ist zylinderförmig (Vogelknochen?), umgeben von einer grünschillernden Masse (oxydiertes Kupfer?, doch wurde sonst keine Spur von Metall gefunden).

Die sämtlichen Funde des Grabinnern befinden sich jetzt im hiesigen Rathause, zugleich mit einem von Hrn. Seminarlehrer Ellemann angefertigten Modell, welches die vollständige ursprüngliche Grab-

[1]) Zwei dem größeren sehr ähnliche Gefäße, die in früheren Jahren in der Nähe von Wulfen bei Drosa gefunden worden sind, finden sich in der Herzogl. Sammlung zu Gr.-Kühnau (Mitteilung des Herrn Dr. Seelmann).

anlage wiedergibt. Der noch stehende Rest der Grabkammer, der dank dem Eingreifen der Herzogl. Staatsregierung erhalten bleibt, besteht aus sechs Tragsteinen und der großen Deckplatte, aber auch dieser übt von weitem wie in der Nähe noch einen überwältigenden Eindruck aus.

Dr. O. Gorges, Oberlehrer in Cöthen.

B. Beschreibung der Fundgegenstände.

(Hierzu Tafel IV und V.)

Einer liebenswürdigen Aufforderung der Herren Major Dr. Förtsch und Oberlehrer Dr. Gorges folgend, habe ich die Beschreibung der im Drosaer Megalithgrabe gefundenen Gegenstände übernommen, bei deren Bergung ich häufig zugegen sein konnte. Ich habe die Gefäße und den Stein (Tafel V, Fig. 25) in $^1/_4$, die übrigen Gegenstände in $^1/_2$ natürlicher Größe, Tafel IV, Fig. 11 nach einer Zeichnung des Herrn Dr. Gorges in $^1/_4$ natürlicher Größe, Tafel V, Fig. 41 in natürlicher Größe photographiert; leider waren die Beleuchtungsverhältnisse im Museumszimmer nicht sehr günstig, was die Gleichmäßigkeit der Aufnahmen nicht unwesentlich beeinträchtigt hat.

Es sind eine große Menge Gefäße im Grabe geborgen gewesen; leider hat sich aus den zahlreich noch vorhandenen Scherben wenig zusammenstellen lassen und nur der Mühe des Herrn Dr. Gorges und des Seminarlehrers Herrn Ellermann ist es zu danken, daß ein Teil der Gefäße, wenn auch in Bruchstücken für die Beschreibung und Abbildung erhalten ist.

Wir können zwei Gruppen von Gefäßen unterscheiden, nämlich solche vom Bernburger und solche von Rössener Typus,[1]) erstere in der Mehrzahl vertreten und bedeutend an Formenreichtum. Bei der Betrachtung der ersten Gruppe fällt zunächst die Menge der Schüsseln auf, von denen noch eine größere Anzahl, nach den Scherben zu urteilen, vorhanden gewesen sein muß. Sie kommen in zwei Hauptarten vor, nämlich mit horizontal und mit senkrecht durchbohrten Henkeln resp. Ösen. Tafel IV, Fig. 6 (Katalog-Nummer 5) zeigt uns eine Schüssel mit kräftigem Henkel, Kerbenverzierung und zwei dreieckigen Ansätzen am Rande; Tafel IV, Fig. 7 (K.-No. 21) eine solche mit tief gewelltem Rande und breiter,

---

[1]) Über den Typus dieser Gefäße vergl. auch die betreffende Erörterung in dem 5. Aufsatz dieses Heftes (Der Pohlsberg bei Latdorf). D. Red.

dicker, dünndurchbohrter Öse (Rollenöse), bei der sich auch ein leistenförmiger Absatz zwischen oberem und unterem Teil findet; bei Tafel IV, Fig. 8 (K.-No. 27) haben wir zwei dünndurchbohrte dicht beieinander, also asymmetrisch stehende Henkel, von denen der rechte abgeplatzt ist; über dem erhaltenen ist am Rande ein Höcker angebracht.

Die Schüsseln mit senkrechter Durchbohrung tragen diese meist auf einem lappenförmigem, halbrundem Fortsatz. Bei der Schüssel Tafel IV, Fig. 9 (K.-No. 32) ist der Lappen nur einmal, bei der anderen, Tafel IV, Fig. 10 (K.-No. 1), zweimal und zwar schräg von oben außen nach unten innen, durchbohrt; erstere ist über dem Boden etwas eingezogen, bei letzterer steigt die Wandung geradlinig schräg nach oben.

Bei einem Schüsselrest, Tafel IV, Fig. 11 (K.-No. 6), finden sich neben den kleinen Ösen auf der deutlich abgesetzten Bauchkante nach rechts und links je drei warzenförmige Knöpfchen; der Rand ist nach außen geschweift.

Auch Näpfe kommen vor, so einer mit gewelltem Rande von doppeltkonischer Form und mit kleiner Öse versehen, Tafel IV, Fig. 12 (K.-No. 23), und einer von einfacher Form, aber mit breitem, weit offenem Henkel und dreieckigem Ansatz am Rande, Tafel IV, Fig. 13 (K.-No. 21).

Noch häufiger sind Töpfe; die einfachste Form tritt uns in dem ziemlich roh gearbeiteten Gefäß Tafel IV, Fig. 14 (K.-No. 18) mit breitem, dickem Henkel entgegen; elegantere Arbeit zeigt das bombenartige Gefäß, dessen — jetzt abgebrochener — sehr breiter Henkel dicht über dem Boden fußt und das zwei durch ein freies Feld getrennte Bänder von acht resp. sechs seichten Horizontalrinnen zeigt, Tafel IV, Fig. 15 (K.-No. 22); diesem sehr ähnlich ist der Henkeltopf, Tafel IV, Fig. 16 (K.-No. 16), jedoch trägt er neben dem oberen Henkelansatz zwei kantige und spitz zulaufende Zapfen und auf dem Bauch nur ein Band von sechs scharfen, sehr schmalen Rinnen, von denen jede unter dem Zapfen von einer rundlichen Vertiefung beginnt resp. in eine solche endet. Diesem sehr ähnlich, jedoch kleiner, ist der Topf Tafel IV, Fig. 17 (K.-No. 11), der zwei Bänder aus vier resp. drei Reihen in Furchenstichausführung zeigt, welche wiederum henkelwärts durch je eine senkrechte in grobem Furchenstich abgegrenzt werden. Endlich haben wir noch einen doppeltkonischen Topf mit breitem, dünnem Henkel, Tafel V, Fig. 1 (K.-No. 19), mit einem zwölfreihigen Rinnenband, das nach oben und unten durch eine, nach den Henkeln zu durch zwei Reihen runder oder ovaler, flacher Eindrücke abgegrenzt wird. Der Größe nach zwischen Topf und Tasse steht das Gefäß Tafel V, Fig. 2 (K.-No. 12)

von doppeltkonischer Form, mit breitem, weitem, jetzt verlorenem Henkel und einem Bande von sechs Reihen seichter, auf- und absteigender Rinnen auf dem Oberteil.

Die Form der Tassen ist recht mannigfach; zunächst begegnet uns die doppeltkonische Form recht häufig, sowohl in ausgesprochener wie verkümmerter Form. Zu der ersteren Art, bei der der Henkel auf der größten Bauchweite fußt und trotz der oft breiten Form meist eine zierliche Gestalt hat, gehört die Tasse Tafel V, Fig. 3 (K.-No. 7) mit acht scharfen Rinnen verziert, und Tafel V, Fig. 4 (K.-No. 24), die unter den acht Rinnen elf Anhänger aus runden Eindrücken (zwei oben, einer unten) trägt; ebenso hat Tafel V, Fig. 5 (K.-No. 9) ein siebenreihiges Rinnenband, aber noch über der Bauchkante bis zur größten Weite desselben sieben aus je elf bis siebzehn senkrechten Strichen bestehende Felder, nach oben abgeschlossen durch eine doppelte Horizontalrinne; sehr ähnlich dieser Tasse ist die Tafel V, Fig. 6 (K.-No. 26); das Gefäß hat nur sechs Horizontalrinnen, die senkrechten Strichgruppen bestehen aus acht bis fünfzehn breiteren Einstrichen, die durch eine Horizontalrinne nach oben abgegrenzt werden. Die kleine schwarze Tasse Tafel V, Fig. 7 (K.-No. 14) trägt vier seichte, etwas breitere Rinnen. Den doppeltkonischen Gefäßen dieser Art ist auch das Tafel V, Fig. 8 (K.-No. 4) zuzurechnen, das ein Band aus vier Stichreihen und einen spitzrückigen, nach oben hochgezogenen Henkel trägt. Es folgen nun die Trinkgefäße, bei denen infolge der Verlegung der größten Bauchweite dicht über den Boden auch der Henkelfuß dicht über dem Boden ansetzt und ziemliche Breite erreicht. Zunächst zeigt das Gefäß Tafel V, Fig. 9 (K.-No. 3) keinerlei Verzierung; die Tasse Tafel V, Fig. 10 (K.-No. 2) hat in der Mitte einen kleinen scharfen Grat mit fünf kleinen Buckeln, von denen je einer zur Seite des Henkels sitzt; die Tasse Tafel V, Fig. 11 (K.-No. 29) trägt ungefähr in der Höhe des oberen Henkelansatzes ein Band aus fünf ganz feinen, unregelmäßig gezogenen Linien und dicht über dem Boden ein vierreihiges, unregelmäßiges Zickzackband, rechts vom Henkel ein Muster von fünf senkrechten Strichen und links einen von mehreren schrägen gekreuzten Strichen. Tafel V, Fig. 12 (K.-No. 10) hat ebenfalls fünf seichte Rinnen, die aber henkelwärts durch zwei senkrechte Linien abgeschlossen sind. Die Tasse Tafel V, Fig. 13 (K.-No. 30) ist mit fünf seichten, breiteren Rinnen verziert; erinnert die Art der Rinnen schon an die Verzierungsart der Gefäße vom Lausitzer Typus, wie auch Höfer dies schon beim Baalberger Fund beobachtet hat, so würde man die Tasse Tafel V, No. 14

(K.-No. 34), allein betrachtet, kaum der Steinzeit zurechnen; die breiten Rinnen am Hals, die scharfe Trennung zwischen Hals und Bauch und zwischen oberem und unterem Bauchteil, alles finden wir so häufig bei Gefäßen des obengenannten jüngeren Typus, und doch ist an der steinzeitlichen Herkunft nach den Fundumständen nicht zu zweifeln. Übrigens möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß ich im Nordwestende des Grabes[1]) persönlich eine Scherbe mit breiten Kehlstreifen von ausgesprochenem Lausitzer Typus und eine Scherbe mit schmalen, horizontal und schräg gestellten Rinnen (La Tène- oder provinzialrömische Zeit) fand, die für eine Nachbenutzung in jüngerer Zeit und gleichzeitig frühere Durchwühlung sprechen. Zum Schluß sei noch eine kaum doppeltkonisch zu nennende Tasse mit weitem, aber schmalem Henkel, gewelltem Rande und einem siebenreihigen Bande in Furchenstichmanier (Tafel V, Fig. 15; K.-No. 15) erwähnt.

Becher sind nur in kurzer, gedrungener Form vorhanden: der eine Tafel V, Fig. 16 (K.-No. 25) trägt einen lappenförmigen Fortsatz mit doppelter Durchbohrung (das korrespondierende Stück der Gefäßwand fehlt); ein anderer Tafel V, Fig. 17 (K.-No. 17) hat je zwei getrennte, korrespondierende, senkrecht durchbohrte Ösen, ein siebenreihiges Zickzackband, unterbrochen durch die Ösen, und darunter ein ringsherum laufendes dreireihiges Band — beide in Furchenstich — und dicht über dem Boden einen Kranz senkrecht gestellter Kerben; endlich ein reichverzierter Becher Tafel V, Fig. 18 (K.-No. 8), mit zwei korrespondierenden ʃ förmigen Lappenansätzen, die von oben außen schräg nach unten innen durchbohrt sind; zwischen diesen ist ein vierreihiges Horizontalband, darunter zwei durch ein freies Feld getrennte, untereinander gestellte Bänder schräg gegeneinander gerichteter Einstriche, getrennt durch eine Doppellinie, angebracht; von den Ösen ziehen zwei Leisten mit ziemlich tiefen Horizontalkerben nach unten; dazwischen findet sich noch eine reiche Verzierung: zu oberst zwei divergierende Linien, darunter eine horizontale, von der elf Reihen senkrecht nach unten ziehen; die Linien sind sämtlich in Furchenstichmanier gezogen.

Gefäße vom Rössener Typus sind wenig vorhanden, der Fundbericht darüber ist nicht klar, da sie vom Besitzer vor der offiziellen Ausgrabung gehoben sind, bis auf die beiden größten; diese aber wurden in Scherben, die auf einen breiteren Raum zerstreut waren, in der Nähe der Korridormündung an der Südwestwand gefunden;

[1]) Das offen war.

jedenfalls nicht mit Gefäßen vom Bernburger Typus in unmittelbarster Nähe und, wie ich vermute, auch in einer höheren Schicht, als die Skelette mit ihren Beigaben.

Das größte Gefäß Tafel V, Fig. 19 (K.-No. 13) zeigt ein Zickzackmuster in einiger Entfernung vom Rande auf dem konisch sich erweiternden Halse, der durch ein dreireihiges Horizontalband und scharfen Absatz vom Bauchteil getrennt ist; je zwei Ösen in geringer Entfernung voneinander überbrücken den Absatz; der obere Bauchteil, der in den unteren in scharfer Profillinie umbiegt, trägt ebenfalls ein mehrreihiges Zickzackband, das durch vier gleichmäßig verteilte Ösen unterbrochen wird; sämtliche Ornamente sind in Furchenstich gezogen und mit weißer Masse ausgefüllt; völlig gleich dieser ist die Verzierung auf dem Henkelkrug Tafel V, Fig. 20 (K.-No. 31), und ferner die Gliederung der einzelnen Teile; der sehr breite Henkel ist gleichfalls mit Zickzackband verziert, das nach oben und unten durch ein mehrreihiges Horizontalband abgeschlossen wird. Auch die kleine Dose mit Deckel, Tafel V, Fig. 21 a u. b (K.-No. 28) zeigt ein Zickzackmuster unter den korrespondierenden senkrecht durchbohrten Doppelösen, getrennt durch zwei unter den Ösen befindliche Anhänger in Gestalt je zweier Dreiecke mit hängenden Linien; dicht über dem Boden findet sich noch ein Kranz von Kerben, alles mit weißer Masse ausgefüllt. Der Deckel trägt entsprechend den Ösen zwei doppelt durchbohrte Fortsätze am Rande, um den erhöhten Mittelpunkt drei konzentrische Ringe in Furchenstich, am Rande ein dreireihiges, an den Fortsätzen unterbrochenes Stichmuster. Zuletzt noch die Scherbe Tafel V, Fig. 22 (K.-No. 33), die am oberen Teil ein Zickzackband, am unteren Halsansatz ein zweireihiges Horizontalband, von dem nach der größten Bauchweite konvergierende Bündel von Strichen ziehen; alle Verzierungen sind in Furchenstich gezogen und zeigen zum Teil eine gelbbraune, wohl zufällige Ausfüllung.

Was die Farbe der Gefäße anbetrifft, so sind die meisten dunkelbraun; hellgelbbraun Tafel IV, Fig. 15 zum Teil, Tafel V, Fig. 3, 8, 22; schwarz Tafel V, Fig. 7 (glänzend), 19, 20, 21.

Merkwürdigerweise wurden verhältnismäßig wenig Steingeräte gefunden; von polierten Sachen nur die 6 cm lange, trapezförmige Klinge aus graugrünem Stein (Tafel V, Fig. 23) und die $5^1/_2$ cm lange, ovale, am oberen Ende durchbohrte Platte aus Schiefer, die wohl als ein Schmuckstück anzusehen ist (Tafel V, Fig. 24). Auch der Stein Tafel V, Fig. 25, kann vielleicht als Wetzstein oder Polierstein gedient haben; er trägt nämlich auf der Vorderseite einen großen, auf der

Hinterseite einen kleineren, keilförmigen Ausschnitt, auf dem man viele Krinsen späterer Herkunft sehen kann und dessen Flächen sonst völlig glatt sind; aus geschlagenem Feuerstein sind die Messer Tafel V, Fig. 26—28, die Pfeilspitzen Tafel V, Fig. 29—34 und der Schaber Tafel V, Fig. 35.

An Schmuckgegenständen fanden sich zahlreiche durchbohrte Zähne vom Hund (Tafel V, Fig. 36), ein langer, dünner, nicht bestimmter (Tafel V, Fig. 37), ein Zahn vom Pferd oder Hirsch (Tafel V, Fig. 38), Reste vom Nagezahn des Bibers (Tafel V, Fig. 39) und schließlich ein Anhänger aus Knochen mit Durchbohrung am oberen Ende (Tafel V, Fig. 40). Endlich hat sich noch ein hohler Vogelknochen gefunden, der von einer mit Erde und Grünspan gemischten Schicht überzogen ist; diese Schicht bröckelt leicht ab, der Knochen ist nicht grün gefärbt. Eine Deutung dafür fehlt mir, da Kupfer sonst nicht gefunden ist.

Schließlich ist mir noch eine ovale, auf der Unterseite flache, auf der Oberseite halbkugelig gewölbte Koralle zu Gesicht gekommen (Tafel V, Fig. 41), die am Oberteile zwei senkrecht aufeinanderstoßende Durchbohrungen zeigt. Diese hatte ein Dessauer Herr nach der Ausgrabung in der nächsten Nähe des Grabes gefunden; freundlicherweise hat er sie mir zur Aufnahme überlasssn, leider habe ich ihn aber nicht bewegen können, das doch sicher aus dem Grabe stammende Stück dem Gesamtfund zu überweisen.

Hans Seelmann.

Die frühgeschichtlichen Gräber von Ammern, Landkreis Mühlhausen i. Th.

II.

(Hierzu Tafel VI.)

Die deutsche Frühgeschichte, von dem ersten Auftreten unserer Vorfahren in der Geschichte bis zum Zeitalter Karls des Großen reichend, umspannt alle die Zeiträume, aus denen wir bereits schriftliche Nachrichten über die Germanen besitzen, die aber noch nicht im hellen Lichte der Geschichte vor uns liegen; sie ist eine Zeit der Dämmerung, des Übergangs. Die Quellen fließen spärlich und setzen auch auf größere Zeiträume aus; die Zeugnisse historischer Schriftsteller sind lückenhaft und unzuverlässig, so daß an uns die Notwendigkeit herantritt, sie durch die Ergebnisse der Bodenforschung zu ergänzen und zu berichtigen. Der Historiker muß mit dem Archäologen Hand in

Hand gehen, wenn er positive, die Wissenschaft fördernde, in jeder Beziehung einwandsfreie Forschungsergebnisse gewinnen und aussprechen will. Die Archäologie kann der Historik wertvolle Dienste leisten, wenn sie die Bodenfunde auf das gewissenhafteste beachtet und einer sorgfältigen Bearbeitung unterzieht. Daß die frühgeschichtlichen Funde ein hohes Interesse zu beanspruchen haben und von der Archäologie und Geschichtswissenschaft mit großer Freude begrüßt werden müssen, kann nach dem Gesagten keinem Zweifel unterliegen. Auch die kürzlich in der hiesigen Gegend aufgedeckten, in die deutsche Frühgeschichte fallenden Gräber dürften für die Wissenschaft von Bedeutung sein, zumal es mir vergönnt war, acht Gräber einer genauen Untersuchung und Beobachtung zu unterziehen und die Fundumstände mit Sicherheit festzustellen. Daher kann ich mich der Notwendigkeit, die Funde und die Ergebnisse meiner Untersuchung übersichtlich zu veröffentlichen, nicht entziehen, selbst auf die Gefahr hin, schon oft Gesagtes zu wiederholen und irrige Schlußfolgerungen auszusprechen. Auch die Tatsache, daß die ermittelten Fundumstände das vor Jahresfrist in dieser Zeitschrift Gesagte ergänzen und berichtigen und zu neuen Schlüssen berechtigen, macht es mir zur Pflicht, die gemachten Beobachtungen weiteren Kreisen bekannt zu geben. Fehlschlüsse sind dabei keineswegs zu vermeiden; denn das Gebiet unserer Altertümer ist zu umfassend und teilweise noch wenig aufgeklärt, sie treten in viel zu mannigfaltigen Kombinationen auf und gestatten der subjektiven Beurteilung einen zu weiten Spielraum, als daß es möglich wäre, auch bei der größten Sorgfalt vor Irrtümern sich schützen und von einem einzigen Standpunkte aus zu wirklich positiven, die Wissenschaft fördernden Resultaten gelangen zu können Der Zweck meiner Arbeit ist erreicht, wenn es mir gelingen sollte, der Archäologie neues Material zur Untersuchung und Einreihung zuzuführen und die Anteilnahme bewährter und besser gerüsteter Forscher für die Funde zu erwecken.

Das Dorf Ammern liegt, wie ich schon im 3. Bande der Jahresschrift auf Seite 18 ausgeführt habe, $2^1/_2$ km von der Stadt Mühlhausen in nördlicher Richtung entfernt und zwar da, wo die vom Eichsfelde kommende Luhne sich mit der Unstrut vereinigt.

Im August vorigen Jahres stieß der in der Müllerschen Sandgrube bei Ammern beschäftigte Arbeiter beim Abräumen der Muttererde auf verschiedene Skelettgräber. Vom Besitzer der Grube benachrichtigt, erschien ich noch an demselben Tage auf dem Fundplatze, um die Aufdeckung der Gräber zu überwachen, die Fundumstände festzustellen und die Grabfunde zu bergen. Die angeschnittenen Gräber lagen in

der Nähe des im Jahre 1903 unter meiner Aufsicht aufgedeckten, im 3. Bande der Jahresschrift auf Seite 22 beschriebenen Grabes. Auch von den im Jahre 1896 freigelegten Gräbern muß das gleiche gesagt werden, sie lagen, wie mir der seit vielen Jahren in der Sandgrube beschäftigte Arbeiter bestimmt versicherte, in der unmittelbaren Nähe des neuen Fundplatzes, ungefähr 8—10 m südlich davon. Die nun planmäßig vorgenommene Ausgrabung zeitigte ein unerwartetes Resultat: 7 Gräber wurden in kurzer Zeit freigelegt und ein reiches Fundmaterial zutage gefördert, das nicht nur für die chronologische Einreihung der schon früher aufgedeckten Gräber von Wichtigkeit ist, sondern das auch einiges Licht auf die Kultur unseres engeren Vaterlandes in jener Zeit des frühesten Mittelalters zu werfen imstande ist.

Die aufgedeckten Gräber (Situationsplan Tafel VI, Fig. 8) waren in parallelen Reihen von Westen nach Osten angeordnet (Reihengräber); die einzelnen, von vier geraden Wänden begrenzten Gräber von einer zwischen 0,90 m und 1,75 m schwankenden Tiefe und reichten bis auf den Kalktuff, ja einzelne waren noch 0,35 bis 0,85 m tief in ihn eingeschnitten. Jedes Grab war besonders hergestellt, denn zwischen den Gräbern mit ihrer lockeren, schwarz gefärbten Ausfüllungsmasse waren Wände des gewachsenen Bodens stehen geblieben. Die Breite des zwischen den Reihen liegenden Landstreifens betrug 2,30 m, der Abstand zwischen den Schmalseiten der aufeinanderstoßenden Gräber derselben Reihe dagegen 1,20 m. Die Skelette lagen in west-östlicher Richtung und zwar mit den Füßen nach Osten, mit dem Kopfe gegen Westen, wobei das Gesicht bald nach oben, bald nach der Seite sah, stets aber gegen Osten gewandt war. Die Leichen waren bei der Bestattung mit dem Rücken nach unten auf den Boden gelegt. Arme und Beine lagen ausgestreckt, erstere in den meisten Fällen zur Seite des Körpers und zwar am Becken, die Handknochen unterhalb desselben. In einem Frauengrabe lag der rechte Arm auf der Brust, während der linke gestreckt war, und in einem anderen Grabe hatten die Überlebenden dem Toten die Hände über dem Bauche zusammengelegt, die Phalangen und Handwurzelknochen lagen über und neben den Kreuzwirbeln. Sogar ein liegender Hocker konnte in einem Grabe nachgewiesen werden. Trotz dieser kleinen Abweichungen war allen Skeletten die west-östliche Lage gemeinsam. Die Bestatteten waren teils Männer, teils Frauen und zwar von allen Lebensaltern. Tierknochen traten in den Gräbern ziemlich häufig auf, sie lagen in den meisten Fällen zu den Füßen der Toten. Vor einigen Jahren fand der in der Grube beschäftigte Arbeiter ungefähr 10 m von dem Fried-

hof entfernt beim Abräumen des Mutterbodens ein Pferdeskelett ohne Schädel (Situationsplan a). Ob dieses Gerippe mit den frühgeschichtlichen Bestattungen in zeitlichem Zusammenhange steht oder der neueren Zeit angehört, wage ich nicht zu entscheiden, zumal Hufeisen und andere Eisenteile, die in chronologischer Beziehung Rückschlüsse gestatten, fehlen. Tierknochen finden sich in den frühgeschichtlichen Gräbern keineswegs selten, ja selbst Skelette von Kühen, Schafen und Schweinen sind des öfteren nachgewiesen worden. Diese Tiere sollten dem Verstorbenen in seiner Grabwohnung zur Nahrung dienen; sie bildeten die „Wegzehrung". Die Skelette von Pferden, Hunden und Sperbern weisen darauf hin, daß man dem Toten auch seine Lieblingstiere mit ins Grab gab.[1]) Spuren von Holzsärgen und Steinsetzungen wurden nicht beobachtet. Der Tote wurde ohne jede weitere Einhüllung in das Grab gelegt und mit Erde bedeckt. In der schwarzen Ausfüllungsmasse habe ich des öfteren Scherben nachweisen können. Ob mit der Bestattung eine Opfermahlzeit verbunden war und die Gefäße nach dem Gebrauche zertrümmert und in das Grab geworfen wurden, lasse ich dahingestellt sein. Die Grabhügel fehlen. Eine Einfriedigung des Friedhofs, wie sie beispielsweise bei dem Darzauer Urnenfriedhof unzweifelhaft nachgewiesen ist,[2]) war entweder niemals vorhanden, oder aber sie wurde durch die Bodenkultur in späterer Zeit beseitigt. Jetzt fehlt jede Spur einer solchen.

Das im Sommer des Jahres 1903 unter meiner Aufsicht freigelegte und im 3. Bande der Jahresschrift auf Seite 22 und 23 beschriebene Grab gliedert sich ohne jede Schwierigkeit dem Reihensystem ein, es gehört zur ersten Reihe. (Siehe Situationsplan!) Ich bezeichne dieses Grab als Grab I. Die auf Seite 23 des 3. Bandes der Jahresschrift ausgesprochene Behauptung: „Das in Frage stehende Grab muß zeitlich von den übrigen Gräbern" (gemeint sind die im Jahre 1896 aufgedeckten Gräber) „getrennt werden, es fällt in die Zeit der Völkerwanderung. Grabfunde und Fundumstände sprechen für diese Annahme" muß als eine irrige bezeichnet werden und kann nicht mehr aufrecht erhalten werden. Die neuen Grabfunde haben mich eines Bessern belehrt: alle Gräber ohne Ausnahme sind Teile eines planmäßig angelegten Friedhofs, der durch mehrere Jahrzehnte hindurch von der seßhaften Bevölkerung der hiesigen Gegend zu Bestattungszwecken gebraucht und wahrscheinlich aufgegeben wurde, als infolge

[1]) Größler, Geschlossene vorgeschichtliche Funde aus den Kreisen Mansfeld, Eisleben IV, I. Band der Jahresschrift, Seite 146.

[2]) Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau.

kriegerischer Ereignisse eine Verschiebung in den Siedlungsverhältnissen der Umgebung eintrat. Die zeitliche Differenz zwischen den einzelnen Gräbern ist so minimal, daß sie überhaupt nicht in Frage kommt. Die Gräber gehören ausnahmslos der Übergangszeit an, also jenem Zeitabschnitte, der zwischen der Zeit der Völkerwanderung und der fränkisch-merowingischen Zeit liegt. Doch davon später.

Grab II. Kriegergrab, ca. 2 m lang, 0,95 m breit und 1,40 m tief. Der Schädel ist gut erhalten. Eigentümlich ist ihm das wulstige Vortreten des Stirnglatzenteils und eine starke Entwicklung der Augenbrauenbogen. Dem Augenschein nach zu urteilen, kann er als mesocephal bezeichnet werden. Das Alter des Kriegers betrug ungefähr 50 Jahre. Die Zähne sind fast vollständig erhalten, nur der 1. Molar des Unterkiefers links fehlt; er ist infolge einer Knocheneiterung (Zahnfistel) verloren gegangen. Eine in der Knochenmasse des Unterkiefers sich befindende Höhle von der Größe einer Bohne weist darauf hin. Die Bikuspitaten und Molaren sind stark abgekaut. Die ersten Anzeichen beginnender Atrophie machen sich bemerkbar.

An Beigaben wurden gefunden ein eisernes Langschwert (spatha), ein eisernes Messer, eine Bronzepinzette und ein Feuerstein.

Das zweischneidige Langschwert mit abgerundeter Spitze lag auf der rechten Seite des Skeletts und zwar neben dem Becken. Die Länge des Schwertes beträgt 71 cm, die Breite der Klinge 4 cm, die Länge der Griffangel 6 cm und die Breite derselben $1^1/_4$ cm. Wahrscheinlich hat das Schwert in einer hölzernen Scheide gesteckt, denn auf dem Roste sind noch deutlich die Abdrücke von der Struktur des Holzes zu erkennen. Die Griffangel saß in einem Handgriffe, der wahrscheinlich ebenfalls aus Holz bestand. Das Schwert dürfte heimische Arbeit sein, es entspricht dem von Müller beschriebenen Schwerte von Rosdorf bei Göttingen [1]) und dem von Dr. Förtsch bei Laucha an der Unstrut gefundenen Schwerte. [2]) Auch das von Dr. Zschiesche-Erfurt beschriebene, in den Skelettgräbern bei Gispersleben gefundene und in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt abgebildete Schwert dürfte hier anzureihen sein. [3]) Auf eine Abbildung der Waffe kann verzichtet werden.

---

[1]) Müller, Die Reihengräber zu Rosdorf bei Göttingen, Seite 40.

[2]) Förtsch, Ein Kriegergrab in der Nähe von Laucha, Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum, Heft II.

[3]) Zschiesche, Funde aus der merowingischen Zeit in Erfurt und Umgebung, Heft XXIV der Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Tafel XII, 1.

Die übrigen Fundstücke lagen in der rechten Beckenhälfte dicht nebeneinander. Das eiserne, einschneidige, gut erhaltene Messer ist 19 cm lang, wovon $15^1/_4$ cm auf die Klinge und $3^3/_4$ cm auf den Griffdorn kommen. Die Breite der Klinge beträgt $2^1/_4$ cm. Das Messer bleibt in bezug auf Länge weit hinter dem so häufig vorkommenden einschneidigen Halbschwerte, dem als Stoßwaffe gebrauchten Skramasaxe, zurück, und es ist aus diesem Grunde fraglich, ob es zu den Waffen gehört. Vielleicht diente es nur dem täglichen Gebrauche; es wurde, wie aus seiner Lage zu den Skeletteilen geschlossen werden darf, entweder freihängend am Gürtel getragen, oder es fand mit den übrigen Fundstücken zusammen Aufnahme in der Gürteltasche. Lindenschmit[1]) sagt: „Das Vorkommen aller kleineren tragbaren Beigaben, des Kammes, des Feuerzeugs, der kleinen Messer etc. in derselben Gegend deutet auf eine Gürteltasche, von der ich auch hie und da noch Moderspuren entdecken zu können glaubte" und an einer anderen Stelle der Schrift: „Die Messerchen hingen bei den Frauen, wie bei den Männern, entweder am Gürtel oder (nach dem Gebrauche des Mittelalters vielleicht an einem längeren Bande) weiter herab in der Gegend der Kniee."

Die Bronzepinzette zeigt die bekannte Form, charakteristische Merkmale treten nicht auf, so daß auf eine Abbildung verzichtet werden kann. Wahrscheinlich wurde dieses Instrument vom Toten bei seinen Lebzeiten zum Ausraufen und Kürzen der Barthaare benutzt. War es doch Sitte in der damaligen Zeit, dem Toten alle die Dinge, die zur Körperpflege, zur Verschönerung des Leibes dienten, mit ins Grab zu geben, weil man glaubte, daß sie auch im Jenseits gebraucht würden. Die Länge der Pinzette beträgt $5^1/_2$ cm, die Breite der Schneide 1 cm.

Der Feuerstein, der, wie ich schon vorhin ausgeführt habe, wahrscheinlich auch in der Gürteltasche getragen wurde, ist dreikantig, an der einen Seite zugespitzt und mit Rostspuren bedeckt; er wurde vermutlich zum Feuerschlagen benutzt. „Zum Feuerschlagen bediente man sich eines länglichen, an den Enden zugespitzten Quarzstückes und eines Feuersteines, die im Gürtel getragen wurden, ebenso wie eine hölzerne Schachtel mit Zunder, der zum Auffangen der Funken bestimmt war."[2]) Es darf als sicher angenommen werden, daß unser Krieger auch mit den übrigen Teilen des Feuerzeugs, der hölzernen

[1]) Lindenschmit, Sammlung zu Sigmaringen, S. 12.

[2]) Fuhse, Deutsche Altertümer, S. 112.

Schachtel mit Zunder, ausgerüstet und so in's Grab gelegt wurde. Angesichts der leichten Vergänglichkeit dieser Stoffe darf es nicht überraschen, wenn ich berichte, daß nicht das geringste von all diesen Dingen im Grabe festgestellt werden konnte.

Grab III, ca. 2,10 m lang, 0,95 m breit und 1,40 m tief, war das eines Kriegers und zwar eines solchen von ansehnlicher Größe, denn das Skelett maß in situ 1,82 m. Der Tote hatte ein hohes Alter erreicht. Der Unterkiefer war stark senil atrophiert. Oblitteration der Molaralveolen. Die Knochenleisten der Hinterhauptsschuppe, die Ansatzstellen für die Nackenmuskeln traten stark hervor, der Schädel war stark verdrückt, so daß eine Messung an ihm nicht vorgenommen werden konnte. Dem Augenschein nach zu urteilen, war er ausgesprochen dolichocephal. Beigaben: eine eiserne Schnalle, ein eisernes Langschwert und ein formloses Eisenstück, das einer Deutung sich widersetzt.

Das Langschwert (spatha) ist zweischneidig; die Klinge läuft in eine Spitze aus. Die Länge beträgt $75^1/_2$ cm, wovon 10 cm auf die Griffangel kommen. Die Breite der Klinge mißt $5^1/_4$ cm, die Breite der Griffangel in der Nähe der Klinge $2^1/_2$ cm und am unteren Ende $1^1/_2$ cm. Griff und Scheide waren aus Holz verfertigt. Auf der Rostschicht sind noch deutlich die Abdrücke von der Struktur des Holzes zu erkennen. An einigen Stellen scheint sogar noch die Holzmasse vorhanden zu sein und als dünne Schicht auf dem Eisen zu liegen. Die dem Eisen unmittelbar aufliegenden Holzteile des Griffes und der Scheide wurden durch die beim Rosten sich bildenden Stoffe gleichsam imprägniert und gegen Vermoderung geschützt. Der eisernen Schnalle fehlt der Dorn. Das Langschwert lag auf der rechten Seite des Skeletts und zwar in der Nähe des Beckens.

Grab IV lag an der westlichen Seite einer nach Süden in die ungefähr 4 m tiefe Grube sich vorschiebenden Landzunge, während die übrigen Gräber sich östlich davon befanden (Situationsplan!). Dieser Querriegel wird im Laufe dieses Jahres dem Spaten und der Spitzhacke zum Opfer fallen. Seine Lage zu den Gräbern weist darauf hin, daß noch zahlreiche Funde zu erwarten sind. Die Tiefe des Grabes betrug nur 0,90 m. Starke Atrophie des Unterkiefers und Oblitteration der Alveolen deuten auf ein hohes Alter des hier Bestatteten hin. Das Geschlecht des Toten habe ich nicht bestimmen können. Die Beinknochen und Teile des Beckengürtels fehlten. Das Fehlen dieser Skeletteile erregte meine Aufmerksamkeit, und ich hielt es deshalb für meine Pflicht, das Erdreich auf seine Schichtung und Färbung zu untersuchen. Die nach Osten zu liegende Hälfte des Grabes war durch

einen Einstich von oben zerstört worden, die senkrecht abfallenden Grabwände fehlten, und die schwarze Ausfüllungsmasse der aufgeworfenen Grube griff über die bei den übrigen Gräbern festgestellte Länge und Breite hinaus. Sollte hier eine absichtliche Verletzung des Grabes und eine Beraubung des Toten stattgefunden haben? Ich wurde in dieser Annahme bestärkt durch die Tatsache, daß die Beigaben fehlten und einige Phalangen und Fußwurzelknochen in der Ausfüllungsmasse zerstreut umherlagen. Schon in der frühgeschichtlichen Zeit scheint es Grabschänder gegeben zu haben, so daß der Gesetzgeber es für seine Pflicht hielt, diesen Leuten das Handwerk zu legen. Die Beraubung der Toten wurde nach den erst aus späterer Zeit erhaltenen Gesetzen schwer bestraft. Auf Grund einiger Glossen in diesen Bestimmungen nimmt Jakob Grimm an, daß die Gräber — auch die Friedhöfe — von Dornenhecken umgeben gewesen seien. Trifft das zu, was Jakob Grimm behauptet, so können diese Dornenhecken nur den Zweck gehabt haben, die Gräber zu schützen, einer Verletzung derselben vorzubeugen und die gewiß häufig vorkommende Beraubung der Toten zu verhüten.

Grab V, zur 2. Reihe gehörend, war ein Frauengrab. Die Tote hatte ein Alter von ungefähr 40—50 Jahren erreicht. Der Unterkiefer ist kurz, klein und zierlich, die 3. Molaren sind nicht zum Durchbruch gekommen. Direkt hinter den 2. Molaren steigen die Dornfortsätze des Kiefers schräg nach oben. Auch die Gelenkfortsätze nähern sich der Vertikalen, der Kieferwinkel beträgt etwas über 100°. Aus dem Fehlen der 3. Molaren darf keineswegs auf ein jugendliches Alter geschlossen werden, denn die Zahnkeime fehlen, auch die Schmelzhöcker sind ziemlich abgenutzt. Die Abkauung erfolgte schräg palatinalwärts. Der Zahnbogen ist annähernd kreisförmig. Auch die übrigen Knochen, besonders die Arm- und Beinknochen, waren klein und zierlich, sie ließen erkennen, daß die Tote das Durchschnittsmaß ihres Geschlechts nicht erreicht hatte.

Die Beigaben sind reich und charakteristisch, sie lassen auf eine vornehme Persönlichkeit schließen. An Beigaben wurden gefunden: zwei Gewandspangen, eine Rundfibel, eine Bernsteinperle, eine rotbemalte Steinperle, eine Schere, ein kleines Messer, eine eiserne Gürtelschnalle, ein Spinnwirtel, eine durchbohrte Scheibe und zwei bronzene Schmuckstücke von eigentümlicher Form. Die Spangen und Perlen lagen in der Brustgegend, die Schere zwischen den Schenkeln, die übrigen Dinge in und neben dem Beckengürtel.

Die beiden Gewandspangen sind völlig gleich (Tafel VI, Fig. 1). Sie bestehen aus Silber und waren ganz vergoldet. Die Spuren der

Vergoldung sind in den Vertiefungen noch deutlich wahrnehmbar, während sie auf dem nach oben gebogenen Teile des Bügels infolge der Reibung vollständig verschwunden sind. Ihr Oberteil wird durch einen Halbkreis gebildet, von dem strahlenartig 5 Knöpfe auslaufen. Die 5 den Eicheln ähnlichen Knöpfe werden durch je 2 schmale Querbänder, die sich am oberen und unteren Ende befinden,' gegliedert. Knöpfe und Spange sind aus einem Guß gefertigt. Das innere Feld des Oberteils füllen Verzierungen aus, die mit den Umrißlinien des Halbkreises parallel laufen und die als dünne erhabene Linien sich ausweisen. Die dem Rande des Halbkreises am nächsten liegende Linie weist kleine, zierliche, dicht nebenanderliegende Kimmen auf, den Vertiefungen gleichend, die sich am Rande des Fünfzigpfennigstückes befinden. Innerhalb der zweiten halbkreisförmigen Verzierung sind dreikantige Vertiefungen so angeordnet, daß eine Zickzacklinie reliefartig heraustritt. Der Bügel, durch ein leicht hervortretendes Band der Länge nach in 3 Teile geschieden, endet in einem Fuße von annähernd rechteckiger Form. Die Bandfläche ist mit kleinen, in 2 Reihen angeordneten Dreiecken besetzt, eine Verzierungsweise, die an frühmittelalterlichen Spangen sehr häufig beobachtet werden kann. Auf dem nach oben gebogenen Teile des Bügels sind sie infolge der Abnutzung verschwunden, wie die Abbildung deutlich erkennen läßt. Ein schmales Querband trennt diesen Teil des Bügels vom Fußende die vertieften Verzierungen der Bandfläche erinnern an den Kerbschnitt, der durch seine ganze Technik deutlich beweist, daß er für Holzverzierung erfunden wurde. Der Kerbschnitt war ein bei den Germanen seit lange beliebtes Verzierungsmittel für Holzgegenstände, seien es Kästen oder Schachteln oder Bretter und Balken an den Häusern. Als durch römisches Vorbild auch die Metallindustrie tüchtige heimische Vertreter fand, übertrugen diese das beliebte Ornament ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit des Materials auch auf bronzene, silberne und goldene Schmuckgegenstände. Seitlich des Längsbandes bemerken wir an dem für die Aufnahme der Gewandfalten bestimmten Teile des Bügels 4 schmale Nebenbänder. Am Fußende macht sich ein Wechsel in der Verzierungsweise bemerkbar. Die an der halbkreisförmigen Kopfplatte wahrgenommene Ornamentform tritt von neuem auf. Auf den beiden Seiten des Längsbandes erblicken wir die bekannten dreikantigen Vertiefungen, die so angeordnet sind, daß ein reliefartiges Zickzackband dem Auge entgegentritt. Unter dem Fußende befindet sich die mit Rostflecken besetzte Nadelhafte. Die eiserne Nadel hat der Rost vollständig zerstört, jedoch sind die Spiralen

in den Trägern noch deutlich zu erkennen. Die beschriebenen Schmuckstücke sind Fünfknopffibeln mit rechteckigem Fuße, sie werden von verschiedenen Forschern, so z. B. von Prof. Größler-Eisleben auch Strahlen- oder Radspeichenfibeln genannt. Nach der Ansicht des soeben genannten Forschers gehören diese Fibeln zu den eigenartigen Schmuckstücken der fränkisch-merowingischen Zeit, ob mit Recht, lasse ich vorläufig unentschieden.[1]) Auch die in der Nähe von Gispersleben gefundene und von Dr. Zschiesche-Erfurt beschriebene Fibel dürfte hier anzureihen sein.[2]) Aber auch die von Direktor Dr. Förtsch-Halle veröffentlichte Fibel von Laucha a. Unstrut kann zum Vergleiche herangezogen werden, weil sie verwandte Motive aufweist.[3])

Interessant ist die goldene Rundfibel mit Glasschmuck (Tafel VI, Fig. 2), die mit ihrer rosettenartigen Anordnung der Felder den frühesten Typus dieser Stücke aufweist. Auf der Goldplatte sind 8 zierliche Goldstege hochkant aufgesetzt, welche die Zeichnung geben. Die 8 Felder sind mit einer rotgegitterten Masse ausgefüllt und diese mit zugeschnittenen Glasscheibchen überdeckt; sie gruppieren sich um eine kreisförmige Zelle, die in der Mitte der Scheibe liegt und echten Zellenschmelz (émail cloisonné) aufweist, der weiß gefärbt und mit konzentrischen Kreisen verziert ist. Um den unteren Rand laufen Vertiefungen von dreieckiger Form, die mit zierlichem, für das unbewaffnete Auge kaum sichtbarem Stabwerk ausgefüllt sind. Die eiserne Nadel, durch Rost zerstört, federte mittels einer Bronzedrahtrolle. Die Rundfibel tritt ziemlich früh auf, so z. B. findet sie sich unter den Fundstücken des Urnenfriedhofs bei Darzau[4]) (3. Jahrhundert).

Die durchlochte Bernsteinperle ist plattgedrückt, mehr scheibenförmig. Der Durchmesser beträgt $4^{7}/_{10}$ cm, die Stärke 2 cm. Das Loch befindet sich nicht genau in der Mitte des Körpers, der Schwerpunkt liegt auf einer Seite, was zur Folge hatte, daß die an einer Schnur befestigte Perle immer nach einer Seite hing und der Mündungsrand der Durchlochung sich auf der dem Schwerpunkt gegenüberliegenden Seite abnutzte.

Die Steinperle war rot bemalt, an einigen Stellen erkennt man noch deutlich die Farbenreste. Der Durchmesser des annähernd kugelförmigen Körpers beträgt $1^{1}/_{4}$ cm.

---

[1]) Größler, Reinsdorf a. Unstrut und Eisleben IV, Jahresschrift Bd. I, S. 107 bis 112 und 146.

[2]) Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Heft XXIV, Tafel XII, Abb. 10.

[3]) Mitteilungen aus dem Provinzialmuseum, Heft II, S. 33.

[4]) Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau, Tafel VIII, Abb. 12.

Die beiden Perlen waren die Teile eines Brust- oder Halsschmuckes, ihre Lage zum Skelett weist darauf hin.

Die eiserne Schere zeigt die bekannte Form der Schafschere. Besondere Merkmale sind nicht vorhanden, so daß auf eine Abbildung verzichtet werden kann. An dem elastischen, kräftigen Bügel sitzen zwei ziemlich lange Scherarme und an ihrem unteren Ende zwei breite, spitz zulaufende Scherklingen. Die Länge der Schere mißt $17\,^1/_2$ cm, die Länge der Klingen beträgt $7\,^1/_2$ cm und die Breite des Bügels $1\,^3/_5$ cm.

Neben der Schere lag ein kleines, eisernes Messerchen. Der Griffdorn fehlt. Die Klinge ist schmal, dünn und läuft nach unten spitz zu. Ihre Länge beträgt 8 cm, die Breile $1\,^1/_8$ cm.

Aus der Lage dieser beiden Fundstücke im Grabe ersieht man, daß sie entweder frei an der Seite hängend getragen wurden oder aber, um Verletzungen zu vermeiden, in einer am Gürtel befestigten Scheide von Holz oder Leder Aufnahme fanden.

Der Wirtel besteht aus gebranntem Ton, er ist weißlichgrau gefärbt, doppeltkonisch mit scharfer Kante; auf der einen Seite befindet sich eine trichterförmige Einsenkung der Oberfläche zum Loche. Obere Breite des Trichters 17 mm, Lochdurchmesser 3 mm, großer Durchmesser $3\,^7/_{10}$ cm, Höhe $2\,^3/_{10}$ cm, Gewicht 15 g. In der trichterförmigen Einsenkung bemerken wir eine leichteingeritzte Kreislinie, die mit dem Mündungsrande parallel läuft. Auf der entgegengesetzten Seite zeigt der Wirtel die gleiche Verzierung. Ein Wirtel von der gleichen Form befindet sich unter dem Fundinventar des Darzauer Urnenfriedhofs.[1]) In das zentrale Loch des Wirtels wurde ein Stab fest hineingesteckt, so daß das Ganze nun eine Spindel darstellte, die mit der Hand nach Art einer Torl in rotierende Bewegung versetzt wurde und den gesponnenen Faden auf sich wickelte. Der Wirtel hatte die Aufgabe, durch sein Gewicht des Stäbchens drehende Bewegung zu verstärken und gleichmäßiger zu gestalten.

Neben dem Wirtel lag ein Gegenstand von eigentümlicher Form (Tafel VI, Fig. 3), aus Weißmetall verfertigt, der wahrscheinlich ebenfalls auf die Spindel geschoben wurde und zwar zu dem Zwecke, das Herabfallen des Fadens beim Aufwickeln zu verhindern und die Wirkung des Wirtels zu erhöhen. Er besteht aus einer kreisförmigen Scheibe, die mit zwei leichteingeritzten, konzentrischen Kreislinien und drei- und vierkantigen Vertiefungen verziert ist (auf der Abbildung

---

[1]) Hostmann, Der Urnenfriedhof von Darzau, Tafel XI, Abb. 12.

nur schwach sichtbar) und aus einem hohlen Zylinder, der sich in der Mitte der durchlochten Scheibe befindet, senkrecht auf ihr steht und wahrscheinlieh die Aufgabe hatte, die Scheibe mit der Spindel fest zu verbinden. Der Durchmesser der Scheibe beträgt genau so viel wie der des Wirtels, nämlich $3^4/_5$ cm, die Stärke der Scheibe $1^1/_4$ mm, die Länge des Zylinders 9 mm und der Lochdurchmesser 6 mm. Die Handspindel, dieses uralte Symbol der Hausfrau, deren Benutzung zum Spinnen bei arischen und semitischen Völkern bis in die Urzeiten hinaufreicht, bestand vermutlich aus Holz und hat sich infolgedessen nicht erhalten. Der Flachsbau war in der frühgeschichtlichen Zeit allgemein verbreitet und unter besonderen Schutz des Gesetzes gestellt. Ihn wie die Wolle zu bearbeiten, zu spinnen und zu weben, war die Aufgabe der Frauen. Selbst Fürstinnen wußten die Spindel zu führen und mit kunstvollen Stickereien die Gewänder zu verzieren.

In der rechten Beckenhälfte lagen 2 Schmuckstücke von gleicher Form (Tafel VI, Fig. 4), aus Bronze bestehend und mit grüner und lasurblauer Patina überzogen. Ein jedes Fundstück besteht aus zwei Teilen, aus einem Schafte und aus einer Zierplatte. Der Schaft hat an seinem unteren Ende eine Öse und ungefähr in der Mitte einen vierkantigen Wulst, der sich um den Schaft herumzieht und ihn nach allen Seiten hin verstärkt. Der Schaft ist von der Öse bis zum Wulste im Querschnitt kreisförmig, vom Wulste bis zur Platte vierkantig. Die Platte hat entfernte Ähnlichkeit mit der Gestalt eines sitzenden Vogels und ist auf beiden Seiten mit dem für die frühgeschichtliche Zeit charakteristischen Kreisornament (Augenkreisen) bedeckt. Die Öse, Rostspuren aufweisend, deutet darauf hin, daß dieser eigentümliche Gegenstand eventuell mit Pinzette, Ohrlöffel u. s. w. auf einen eisernen Ring gezogen und wahrscheinlich am Gürtel getragen wurde. Welche Bedeutung hatte dieses Fundstück? Diente es dem täglichen Gebrauch wie z. B. der Wirtel, der Ohrlöffel, die Pinzette, oder war es nur der Teil eines Zierats, der von der Frau am Gürtel getragen wurde? Daß die betreffenden Gegenstände zum Gürtelgehänge gehörten, kann, wie ich vorhin schon erwähnte, keinem Zweifel unterliegen. Es wird mir schwer, die aufgeworfenen Fragen in genügender Weise zu beantworten und zwar aus dem Grunde, weil mir keine Parallelen bekannt sind und verschiedene Museen, wie z. B. das Provinzialmuseum in Halle und das Römisch-Germanische Zentral-Museum in Mainz, Gegenstände von gleicher und ähnlicher Form nicht besitzen. Der mit Öse und Wulst versehene Schaft läßt die Deutung des Fundstückes als Schlüssel zu. Das vogelartige Endstück müßte dann als Schlüsselbart

anzusprechen sein. Die soeben ausgesprochene Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir die Tatsache ins Auge fassen, daß die Gegenstände in einem Frauengrabe und zwar in der rechten Beckenhälfte des Skeletts gefunden wurden. Der Schlüssel ist „das Attribut der Schaffnerin und der Schließerin der Truhen". Die Frauen der frühgeschichtlichen Zeit trugen den Schlüssel, das Abzeichen ihrer Hausfrauenwürde, am Gürtel und nahmen ihn mit ins Grab. Doch ruft diese Deutung auch mancherlei Bedenken wach. Die reiche Ornamentierung des vogelartigen Endstückes, auch seine Form, scheint dagegen zu sprechen. Museumsdirektor Lindenschmit-Mainz schreibt mir: „Auch uns ist ein Fundstück wie der von Ihnen abgebildete Stab mit Vogelbild noch nicht vorgekommen. Der Gegenstand ist jedenfalls als Teil eines Zierats zu betrachten. Man darf vielleicht annehmen, daß er an dem Gürtelgehänge einer Frau, das ja oft ganz verschiedene Dinge: Hirschkronen, Münzen, Eberzähne, durchbrochene Bronzekugeln, verzierte Bronzeplättchen, Kristallkugeln usw. aufweist, befestigt war." Hoffentlich gelingt es den Männern der Wissenschaft, die Bedeutung dieser beiden Fundstücke festzustellen.

Grab VI. Eine Frau von 20—30 Jahren hatte in diesem Grabe ihre letzte Ruhestätte gefunden. Das Gebiß ist vollständig, auch die 3. Molaren (Weisheitszähne) sind vorhanden. Die Schmelzhöcker sind noch nicht abgenutzt, an einigen Stellen machen sich die Anzeichen beginnender Karies bemerkbar. Die Tiefe des Grabes betrug 1,95 m, die Länge 1,90 m und die Breite 0,85 m. Beigaben: 2 Gewandspangen, ein vergoldeter Hängering, ein kreisrunder Schnallenring und eine eiserne Schere.

Die beiden Gewandspangen lagen in der Brustgegend, sie stimmen in der Form so ziemlich überein, hinsichtlich der Größe und Ornamentierung bestehen aber Unterschiede, so daß eine eingehende Beschreibung dieser beiden Fundstücke sich als notwendig erweist. Beide bestehen aus einer hellfarbigen Legierung, aus Weißmetall, sie sind stellenweise mit hellgrüner Patina bedeckt, an den geschützten Stellen, besonders in den Vertiefungen der Kopfplatte und des Bügels können die Spuren der Vergoldung nachgewiesen werden. Die rechteckige Kopfplatte der einen Gewandspange (Tafel VI, Fig. 5) zeigt an der Längsseite 3, an jeder Schmalseite 2 miteinander verbundene Knöpfe. Ein mit einer leicht eingeritzten Zickzacklinie geschmücktes Band zieht am Rande der Platte hin, es hat die Aufgabe, den Umriß derselben zu verstärken und das innere Feld mit seinem geschmackvoll ausgeführten Verzierungssystem nach außen abzuschließen: es bildet

gleichsam den Rahmen für die mit dem Mäandermotiv geschmückte innere Verzierungsfläche. Das Mittelstück des Bügels ist eiförmig gestaltet, das Ornament besteht aus geschwungenen, mit dem Rande parallel laufenden, nach der Mitte sich verjüngenden Linien. Am Rande tritt uns das bei der Betrachtung der Kopfplatte schon einmal erwähnte Zickzackmotiv entgegen. Das Fußende bildet ein Schlangen- oder Eidechsenkopf. Die zweite Gewandspange (Tafel VI, Fig. 6) ist etwas größer als die erste. In der Form stimmt sie mit der ersten überein, nur die Ornamentierung ist verschieden. An der Längsseite der rechteckigen Kopfplatte sitzt eine aus vier Knöpfen bestehende Verzierung. Das innere Feld des Oberteils zeigt ebenfalls das Mäandermotiv, wenn auch in etwas veränderter Ausführung, wie die Abbildung zeigt. Der nach oben gebogene Teil des Bügels wird durch drei Längs- und zwei Querbänder reich gegliedert. Das ovalförmige Mittelstück zeigt eine mit dem Rande parallel laufende, erhabene Linie, die mit kleinen Kimmen besetzt ist, ein Motiv, das wir schon bei den Fünfknopffibeln kennen gelernt haben. Zwei Querlinien teilen die innere Verzierungsfläche in ein vorderes und ein hinteres Feld, von denen jedes zwei der Eiform sich nähernde Motive aufweist. Der am Fußende sich befindende Eidechsenkopf zeigt vom Scheitel nach hinten laufende, leichteingeritzte Linien. Die eiserne, mittelst einer Drahtrolle federnde Nadel ist bei beiden Gewandspangen durch Rost zerstört. Nadelrasten und Träger sind noch vorhanden.

Die beiden Tierkopffibeln sind dadurch interessant, daß sie, wenn nicht zuerst, doch in ausgeprägtester Weise den nordisch-germanischen Kunststil mit seinen eigentümlich verschlungenen Arabesken und daneben in bemerkenswertem Kontrast zu dieser Ornamentik, als unverkennbares Zeugnis klassischer Einwirkung, den Mäander regelrecht entwickelt aufweisen. Die unter dem Namen Mäander bekannte Verzierungsart machte sich in bestimmten Gegenden Norddeutschlands eine Zeitang in der Töpferkunst geltend (Urnenfriedhof bei Darzau), verschwand dann vollständig und trat seit dem 5. Jahrhundert aufs neue auf und zwar nicht mehr auf den Erzeugnissen der Keramik, sondern auf solchen der Metalltechnik. Ob die klassische Kunstindustrie Anteil hatte an der Darstellung dieser Schmucknadeln, erscheint mir fraglich. Die hochentwickelte Kunst unserer Vorfahren beschränkte sich keineswegs auf die nordischen Motive, sondern sie war auch aufnahmefähig für fremde, für klassische Formen und wußte sie in geschickter Weise dem Ganzen einzufügen.

Der vergoldete Ring wurde wahrscheinlich als Hängezierat auf

der Brust getragen. Er ist geschlossen, massiv, plattgedrückt und annähernd kreisförmig. Figur 7b auf Tafel VI läßt die Abweichung von der Kreisform deutlich erkennen. Der Ring hat einen lichten Durchmesser von 4 cm, die Stärke beträgt 1/2 cm. Die beiden Seiten sind reich verziert. Auf der einen Seite (Fig. 7a), und zwar in der Nähe des Außenrandes bemerken wir sichelförmige Vertiefungen in folgender Anordnung: ⁀‿⁀‿⁀‿⁀, am Innenrande aber stempelartige Eindrücke: vier Vertiefungen, dem lateinischen F ähnlich sehend, gruppieren sich so, daß ein rechtwinkliges, gleicharmiges Kreuz zwischen ihnen frei bleibt. Das Kreuz ist das uralte, heidnische Sonnenzeichen und hat mit dem Christentume nichts zu tun. Nimmt man die Verzierungen unter das Vergrößerungsglas, so wird man unwillkürlich an das bekannte Abzeichen unserer Turnvereine erinnert. Die Stempeleindrücke treten stellenweise so nahe an den Innenrand heran, daß nur noch zwei Vertiefungen sichtbar sind. Auf der anderen Seite (Tafel VI, Fig. 7b) fehlen die sichelförmigen Vertiefungen, nur die oben beschriebenen Stempeleindrücke bedecken die Fläche. Aus Thüringen kenne ich keine Parallele zu diesem Schmuckstücke.

Der eiserne Schnallenring ist vollkommen kreisrund. Der Dorn fehlt. Der lichte Durchmesser beträgt 4 cm, die Stärke 5 mm. An der Stelle, wo der Dorn mit dem Ringe verbunden war, befindet sich ein formloser Wulst.

Die eiserne Schere ist etwas kleiner als die in Grab V gefundene, sie zeigt die bekannte Form. Die Länge der Schere beträgt 14 1/2 cm, die Länge der Klinge 6 1/2 cm, die Breite der Klinge 1 1/4 cm, die Breite des Bügels ebensoviel.

Der Schnallenring lag neben den Kreuzwirbeln, die Schere dagegen neben dem rechten Oberschenkelknochen.

Grab VII und VIII bildeten die 3. Reihe. Grab VII war ein Frauengrab; Tiefe = 1,50 m, Länge = 1,85 m, Breite = 0,90 m. Die Tote hatte ein hohes Alter erreicht. Starke Atrophie des Unterkiefers und Oblitteration der Alveolen lassen es erkennen. Die Alveole des 3. Molaren links ist offen, der Zahn scheint kurz vor dem Tode abgestoßen worden zu sein. Der Schädel ist ausgesprochen dolichocephal. Beigaben fehlen.

Grab VIII, Männergrab. Die Bestattung des Toten war mit einer gewissen Flüchtigkeit und Nachlässigkeit ausgeführt worden. Schon die äußere Form des Grabes ließ erkennen, daß mit wenig Sorgfalt zu Werke gegangen war. Das Grab zeigte in der Nähe der Erdoberfläche die bekannten Maßverhältnisse, verengte sich aber nach der

Tiefe zu und bildete da, wo der Tote lag, eine enge Kammer von 1,10 m Länge und 0,40 m Breite, so eng und schmal, daß der Tote niemals in ausgestreckter Lage, sondern als liegender oder sitzender Hocker darin Platz finden konnte. Die Tiefe der engen Grube betrug am östlichen und westlichen Ende 1,10 m, nach der Mitte zu 1,25 m. Die Knochen des Skeletts lagen wirr durcheinander, auch durch den Druck des Erdreichs schien eine Verschiebung einzelner Teile herbeigeführt worden zu sein, eine Anzahl Tierknochen trat verwirrend hinzu, so daß es mir anfangs schwer fiel, in dieses Durcheinander Ordnung zu bringen und die Lage der oberen und unteren Extremitäten mit Sicherheit feststellen zu können. Folgendes habe ich ermitteln können: das Skelett war nicht genau von Osten nach Westen orientiert, wie wir es bei den übrigen Gräbern beobachtet haben, sondern es näherte sich der Richtung Nordost-Südwest. Der Schädel des auf dem Rücken liegenden Skeletts lag um 0,20 m höher als der Beckengürtel. Der linke Arm war gebeugt, der rechte lag in gestreckter Haltung schräg nach oben. Die Beine waren dem Toten nach der Brust emporgezogen worden, ähnlich, wie wir es bei den neolithischen Hockergräbern zu beobachten gewohnt sind. Die mürben Scherben des Beigabegefäßes lagen in der Brustgegend, die Tierknochen in der Beckengegend. Der Tote war von den Überlebenden bei der Bestattung in die enge und schmale Grube hineingepreßt worden, und da nach heidnischer Anschauung Speise und Trank nicht fehlen durften, so setzten sie ihm das wahrscheinlich mit Wasser gefüllte Beigabegefäß neben die Brust, und das Fleisch des geschlachteten Tieres legten sie neben das Becken. Das Beigabegefäß ist eine kleine Kumme aus Ton, sie gleicht dem in Grab I gefundenen Gefäß, ist ziemlich roh gearbeitet (ohne Drehscheibe) und schlecht gebrannt.

Was nun die Zeitstellung der Skelettgräber von Ammern anbelangt, so ist zu bemerken, daß die Gräber ohne Ausnahme ein und derselben Periode angehören, der Übergangszeit, die in das 5. Jahrhundert der nachchristlichen Zeitrechnung fällt und von der Zeit der Völkerwanderung und der fränkisch-merowingischen Zeit begrenzt wird. Verschiedene Gründe bestimmen mich, das Ende des 5. Jahrhunderts als den Zeitpunkt festzusetzen, in dem die Beisetzung der Toten stattgefunden hat. Wichtig für die Zeitbestimmung sind die Grabgefäße und die Gewandspangen, aber auch verschiedene Fundumstände dürfen nicht unberücksichtigt bleiben, wenn ein möglichst einwandfreies Urteil ausgesprochen werden soll.

Die beiden in Grab I und VIII gefundenen Gefäße sind tassen-

oder topfartig, roh gearbeitet (ohne Drehscheibe) und schlecht gebrannt, die Masse ist mit Quarzkörnern durchknetet, der Gefäßkörper leicht gebaucht und der Rand gerade abgesetzt, nur ein klein wenig nach innen gebogen. Sie gleichen dem auf der Wandtafel der vor- und frühgeschichtlichen Gegenstände der Provinz Sachsen unter der Rubrik: Zeit der Völkerwanderung abgebildeten, als Topf bezeichneten Grabgefäße und zwingen mich, die Gräber früher anzusetzen als es bei den Gräbern mit gleichen oder ähnlichen Funden sonst gemeinhin geschieht und der Übergangszeit zuzuweisen. Das im Jahre 1896 gefundene, in dieser Zeitschrift[1]) von mir beschriebene und abgebildete Gefäß gleicht vollkommen dem in den Skelettgräbern bei Bischleben aufgedeckten, von Dr. Zschiesche-Erfurt veröffentlichten Beigabegefäß.[2]) Auch das in den Skelettgräbern bei Gispersleben aufgedeckte Grabgefäß[3]) dürfte hier anzureihen sein. Sanitätsrat Dr. Zschiesche weist die Gräber bei Bischleben der Übergangszeit zu. Auch das zweite im Jahre 1896 bei Ammern gefundene Gefäß[4]) hat verschiedene Parallelen, so z. B. kann das von Dr. Zschiesche-Erfurt veröffentlichte Gefäß von Gispersleben[5]) und das in der Galgenschlucht bei Eisleben in einem Grabe gefundene, von Prof. Dr. Größler beschriebene Gefäß[6]) mit ihm verglichen werden. Die beiden Gefäßtypen von Ammern treten schon um das Jahr 400 auf.[7]) Die Gefäße von Trebitz, Mansfelder Gebirgskreis, gleichen hinsichtlich der Ornamentierung den Gefäßtypen von Ammern: hier wie dort die gitterartigen Einstriche, die sich glänzend vom matten Grunde abheben und den Hals verzieren, die senkrecht verlaufenden, starken Rippen an der unteren Bauchseite, die um den Gefäßkörper laufenden Ringwulste usw. Prof. Kossinna-Groß-Lichterfelde weist nach, daß die betreffenden Tongefäße mit ihrer eigenartigen Ornamentierung schon um das Jahr 400 anzutreffen sind, aber auch noch fast 100 Jahre später in den frühesten Merowingergräbern erscheinen, so z. B. in den bekannten merowingischen Gräbern von Oberflacht in Württemberg, in den

---

[1]) Jahresschrift, Band III, Tafel I, 19.

[2]) Zschiesche, Das vorgeschichtliche Erfurt und seine Umgebung, Tafel II, 27.

[3]) Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt, Heft XXIV, Tafel XII, 5.

[4]) Jahresschrift, Band III, Tafel I, 20.

[5]) Mitteilungen, Heft XXIV, Tafel XII, 6.

[6]) Jahresschrift, Band I, Tafel XVII, 501.

[7]) Kossinna, Die Zeitbestimmung der Skelettgräber von Trebitz, Mansfelder Gebirgskreis, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, Jahrg. 1903, 4. Heft.

merowingischen Gräbern von Oberröblingen, Mansfelder Seekreis usf. Auch die beiden zuletzt erwähnten Beigabegefäße von Ammern geben einen sicheren Anhalt für genaue Zeitbestimmung der Gräber und zwingen mich, meine vor Jahresfrist ausgesprochene Vermutung, daß die Gräber der fränkisch-merowingischen Zeit angehören und mit der Katastrophe von Burgscheidungen in Verbindung zu bringen seien, aufzugeben und sie früher anzusetzen.

Aber auch die Gewandspangen sprechen für eine frühere Datierung. Prof. Kossinna-Groß-Lichterfelde schreibt mir: „Die Gräber gehören, es läßt sich mit großer Sicherheit bestimmen, in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts. Das zeigt die Fünfknopffibel mit rechteckigem Fuße, ebenso die Fibeln mit rechteckiger Kopfplatte und endlich auch die kleine Rundfibel mit Glasschmuck, deren rosettenartige Anordnung den frühesten Typus dieser Stücke aufweist. Alles gehört noch ins 5. Jahrhundert, aber ans Ende, keinesfalls mehr ins 6. Jahrhundert, weil noch nichts von dem sogenannten I. Stil der eigentlichen Tierornamentik auf den Stücken zu sehen ist."

Nicht unbeachtet dürfen aber auch die Fundumstände bleiben, wiewohl ihre Beweiskraft nicht hoch angeschlagen werden darf; sie lassen erkennen, daß die Gräber einer Zeit angehören, die der fränkischen Invasion vorausging, einer Zeit, die der Entwicklung und Ausbildung nationaler Eigentümlichkeiten günstig war.

Unsere Grabfunde sind Erzeugnisse heimischer Arbeit; sie sind der Niederschlag der Kultur unseres engeren Vaterlandes zu einer Zeit, als das Königreich der Thüringer auf seiner Höhe stand und, von der Leine bis an die Donau bei Regensburg und von der Weser bis an die Elbe und Saale reichend, den Kern Deutschlands bildete. „Hierfür spricht zunächst die altnationale Art der Bestattung mit Wehr und Waffen in festlichem Schmuck, nach den noch immer heidnischen Anschauungen unter Beigabe von Speise und Trank. Verbrennung hat nicht mehr stattgefunden, aber auch noch keine Bestattung nach Art der Franken unter einer Holzbedachung oder in eisenbeschlagenen Totenbäumen oder gar, wie Könen bei Andernach beobachtete, in gewölbeartig verschlossenen Steinkisten oder Steinsärgen." Hierfür spricht ferner das Fehlen der Wurfaxt, deren Vorhandensein in fränkischen Gräbern sonst zur Regel gehört. „Über die Ausrüstung thüringischer Krieger sind wir weder durch Funde noch durch Geschichtsquellen unterrichtet, immerhin ist anzunehmen, daß in einem Lande, dessen Fürstenhaus in verwandtschaftlicher Beziehung zu den hervorragendsten Königsfamilien stand, welches dauernd gegen

das Vorwärtsschreiten der Franken auf der Hut sein mußte, daß da die Fürsorge für das Heer eine zeitgemäße und geordnete war. Die Ausrüstung wird gewiß eine der fränkischen sehr ähnliche gewesen sein, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß nationale Eigentümlichkeiten mehr oder minder hervortraten."[1])

Die politischen Ereignisse des 6. und 7. Jahrhunderts beeinflußten, ich bestreite es keinen Augenblick, die kulturellen Verhältnisse. Was wir in der Völkerwanderungszeit vorbereitet sahen, das Streben nach Einheit, nach Zusammenfassung der deutschen Stämme unter einer Führung, gelang der brutalen Gewalt des Saliers Chlodwig. Die bluttriefende Schöpfung dieses gewalttätigen Mannes entwickelte sich zu dem mächtigsten Germanenreiche, das erobernd seine Grenzen weitete, die Selbständigkeit der einzelnen deutschen Stämme vernichtete und den Grund legte zu einer selbständigen Geschichte des „deutschen Volkes"; sie übernahm aber auch infolge der politischen Verhältnisse das germanische Erbe auf kulturellem Gebiete und führte es weiter. Auch Thüringen wurde fränkische Provinz, und die veränderten politischen Verhältnisse erschlossen der Kultur neue Kanäle. Der kulturelle Einfluß des Frankentums tritt uns auch in Thüringen entgegen, ich leugne dies keinen Augenblick, aber auch das andere sollte nicht ungesagt bleiben! Vieles von dem, was unter fränkisch-merowingischer Flagge segelt und auf das Konto der Franken geschrieben wird, verdankt seinen Ursprung der Kunstbetätigung unserer Vorfahren, die während der unruhigen Zeiten der Völkerwanderung, den Franken in jeder Beziehung ebenbürtig, politische Erfolge zu erringen wußten, ein großes Reich gründeten und auf dem Gebiete der Kultur gewiß bemerkenswerte Leistungen zu verzeichnen hatten. Wir müssen uns hüten, gleiche oder ähnliche Funde auf die aus dem Westen oder Südwesten kommende Kulturströmung zurückzuführen, vielleicht fränkische Beeinflussung anzunehmen oder sogar in ihnen fränkische Importware zu erblicken.

Auch das berühmte Gräberfeld von Weimar (Watzdorfer- und Friesenstraße) scheint zum Teil einer Zeit anzugehören, die vor dem Jahre 531 liegt. Der in Weimar gefundene silberne Löffel, der an die sagenhafte Thüringer Königin Basena, die den Franken Childerich († 481) heiratete und die Mutter Chlodwigs wurde, erinnert, spricht für meine Behauptung. Dr. Buchenau hat die Grabfunde in der

[1]) Förtsch, Ein Kriegergrab aus der Nähe von Laucha, Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum, Heft II.

Watzdorferstraße zu Weimar in den Blättern für Münzkunde beschrieben und eine chronologische Einreihung der Fundstücke versucht. Er kommt zu demselben Ergebnis: „Da auch eine gehenkelte Goldmünze, scheinbar ein dem Goldsolidus des Kaisers Zeno nachgebildetes Schmuckstück, unter den Beigaben sich befand, so ist auch eine Zeitbestimmung insoweit möglich, als der Nachlaß nicht älter sein kann als Kaiser Zenos Regierung.“ Der oströmische Kaiser Zeno regierte von 474 bis 491. Auch dieses Schmuckstück fällt in eine Zeit, die der Katastrophe von Burgscheidungen vorausging. Weimar war nicht nur ein Zentrum fränkischer Kultur, wie Dr. Götze-Berlin behauptet,[1]) sondern auch ein kultureller, vielleicht auch politischer Mittelpunkt Thüringens während der Zeit, als das Königreich der Thüringer auf seiner Höhe stand, und Prof. Dr. Höfer-Wernigerode trifft das Richtige, wenn er behauptet,[2]) daß durch die wahrhaft königlichen Bestattungen des 5. und 6. Jahrhunderts in Weimar der Ort gezeigt wird, wo in Wahrheit der Königshof Hermanfrieds zu suchen ist, und wo die Gebäude gestanden haben, deren Untergang die thüringische Königstochter Radegunde in so rührenden Worten beweinte.

Der fränkisch-merowingische Stil beschränkt sich nach meiner Auffassung keineswegs auf die Franken, er ist ein gemein-germanischer Stil, der schon vor dem Beginn der Völkerwanderung da, wo Germanen saßen, nachgewiesen werden kann,[3]) der dann während der unruhigen Zeiten der Völkerwanderung weiter entwickelt wurde und schließlich in den fränkischen Ländern, aber auch in England, Belgien usw. liebevolle Pflege und seine höchste Ausbildung fand. Grempler findet den Anfang des sich im Westen weiter entwickelnden Stiles zu Beginn der Völkerwanderung in Südrußland. „Wir haben es mit germanischer Kunst zu tun, beeinflußt von der antiken und, betreffs der Inkrustation, von der asiatischen Geschmacksrichtung. Überall, wo germanische Völkerschaften auf der Wanderung hinkamen, findet er sich. Seien es Ost- oder Westgoten, Langobarden, Vandalen oder Franken.“[4]) Auch die russischen Archäologen vertreten diese Anschauung, wenn sie auch diesen Stil nicht merowingisch, sondern gotisch zu nennen pflegen. Wir finden diesen Stil bei denjenigen germanischen Völkern, die entweder auf römischem Provinzialboden siedelten oder aber den

[1]) Götze, Das vorgeschichtliche Thüringen, Protokolle der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altumsvereine zu Erfurt 1903.

[2]) Jahresschrift, Band I, S. 257.

[3]) Salin, Die altgermanische Tierornamentik.

[4]) Grempler, Der Fund von Sakrau.

Ausstrahlungen des römischen und byzantinischen Kulturkreises auf längere oder kürzere Zeit ausgesetzt waren; wir finden ihn aber auch bei den Nordgermanen, mir will es sogar scheinen, wie wenn die Kunstüberlieferung vom hohen Norden, dem gemeinsamen Stammlande der Germanen, ausgegangen wäre. Nach Wilser[1]) ist das während der Völkerwanderung in so charakteristischer Form auftretende germanische Zierwerk keineswegs aus römischen und byzantinischen Vorbildern abzuleiten, sondern als Endglied einer langen einheimischen Entwicklungsreihe anzusehen. Vorläufer dieser germanischen Kunstübung sollen sich in der Zierkunst der Kelten bemerkbar machen. Daß altgermanische Kunstüberlieferung bei der Entwicklung dieses Stiles ganz gewiß eine beträchtliche Rolle gespielt hat, kann man wohl unbedingt zugeben, doch scheint es mir nicht richtig, das antike Moment so vollkommen auszuschalten, wie es Wilser getan hat. In der Ornamentik finden sich neben einer großen Zahl germanischer Formen doch auch viele antikisierende und zu diesen klassischen Formen rechne ich auch den Mäander, wie ich an einer anderen Stelle ausgeführt habe.

Die angeregten Fragen an dieser Stelle weiter zu verfolgen, würde außerhalb der Grenzen meiner Arbeit liegen. Sie lassen eine befriedigende Lösung nur dann erwarten, wenn es der Wissenschaft gelingen sollte, das Vergleichsmaterial zu mehren und durch eine speziell archäologische Bearbeitung der frühgeschichtlichen Funde Thüringens tiefer einzudringen in das Verständnis des deutschen Geistes und des von ihm geschaffenen Kunststils.

Sellmann.

Der Pohlsberg bei Latdorf, Kr. Bernburg.

(Hierzu Tafel VII, VIII und IX.)

Der Pohlsberg ist ein weithin sichtbarer Hügel östlich von Latdorf; durch zwei Akazien auf seinem Rücken wird er von anderen Hügeln jener Gegend auch aus der Ferne unterschieden, namentlich vom Spitzen-Hoch, der 2 km weiter nach Osten sich erhebt, und der nach der Ausgrabung (Klopfleischs) von 1880 nicht mehr die spitze Form hat, die ihm einst den Namen gegeben. Derselbe Weg, der von Latdorf nach dem Spitzen-Hoch führt, führt auch am Pohlsberg vorüber;

[1]) Wilser, Die Germanen, Beiträge zur Völkerkunde.

dort, wo sich von ihm nach Süden die Landstraße nach Poley abzweigt, erhebt sich im Winkel dieser beiden Straßen, von einer Kiesgrube hufeisenförmig umgeben, der längliche Hügel von 40 m Länge, 18 m Breite und durchschnittlich 4 m Höhe; seine Längenausdehnung ist von West nach Ost gerichtet, wenn auch nicht genau orientiert; die Mittellinie, die durch die beiden Akazien bestimmt wird, weicht von der westöstlichen Linie um 6 Grad nach Norden ab; dagegen hat die Ausgrabung gezeigt, daß die auf der Basis befindliche ursprüngliche Anlage in ihrer Mittellinie gut orientiert ist, weniger genau das Zentralgrab selbst.

Der Hügel besteht aus schwarzem Mutterboden und ruht auf einer ausgedehnten und mächtigen Kiesschicht, die sanft ansteigend gerade hier ihren Höhepunkt hat. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß der Hügel von Menschenhand aufgerichtet war, und ich hatte deshalb im Juni des vergangenen Jahres mein Gutachten dahin abgegeben, daß in seinem Innern höchst wahrscheinlich vorgeschichtliche Bestattungen enthalten seien. Eine Ausgrabung war um so mehr zu empfehlen, als der Abbau der Kiesgrube den Berg schon beschädigt und sein westliches Ende in einer Ausdehnung von angeblich 5 m allmählich zum Absturz gebracht hatte. — Eine Steinkiste mit mehreren Gefäßen war übrigens schon am Rande der Kiesgrube, 28 m nördlich vom Hügel, zufällig entdeckt und ihr Inhalt in das Museum zu Bernburg gebracht worden (Brandbestattung; Lausitzer Vase mit Hohlkehl-Halbkreisen).

Nachdem der Vorsitzende des Bernburger Altertumsvereins, Herr Oberbürgermeister Leinveber, die Zustimmung der Gemeinde Latdorf erlangt hatte, konnte am 8. September 1904 mit der Ausgrabung begonnen werden. Die Leitung derselben war mir übertragen worden; unterstützt wurde ich in wirksamer Weise durch den Stadtbauassistenten Herrn R. Grünwald, der die vom städtischen Bauamt gestellten (6—9) Arbeiter anleitete und beaufsichtigte, der auch die Vermessung des Hügels vor Beginn der Arbeiten, sowie die Aufmessung der einzelnen Fundstellen und die Eintragung derselben in den Grundriß und in die Längs- und Querdurchschnitte besorgte und schließlich sehr klare und anschauliche Grundriß- und Durchschnittzeichnungen im Maßstab von 1 : 100 herstellte. (Vgl. die verkleinerte Wiedergabe auf Tafel VII.)

Schon durch die Kiesgrube, die auf der Westseite gar keinen Raum zum Ablagern von Erde übrig ließ, auf der Süd- und Nordseite ihn ebenfalls sehr beschränkte, waren wir genötigt, den Hügel hauptsächlich von der Ostseite her in Angriff zu nehmen, die ja auch

außerdem die vorteilhafteste zu sein pflegt. Indem wir Schlitze von ungefähr 2 m Breite auf der Sohle des Hügels nach der Mitte zu treiben ließen, und zwar zwei von Osten, je einen von Südost und Nordost, drei von Süden und drei von Norden, wollten wir zunächst den östlichen Teil des Hügels gründlich untersuchen, um die Arbeit an der (östlichen) Akazie abschließen zu können, falls die Kräfte für Bewältigung des ganzen Hügels in diesem Jahre nicht ausreichen sollten. Die Erdwände, die zwischen den Schlitzen stehen blieben, um bei der Wiederherstellung des Hügels als Marken der ursprünglichen Form zu dienen, waren nicht so dick, daß sie uns etwas hätten verbergen können von dem, was wir suchten, sie wurden auch öfter unterhöhlt oder durchstoßen, sobald sich verdächtiges, als Steine oder Asche oder abweichend beschaffenes Erdreich zeigte.

Es kann hier gleich vorausgeschickt werden, daß auf der ganzen Nordseite des Hügels gar nichts — nicht einmal ein Scherben — gefunden worden ist; auch der vierte Schlitz, der außer den drei genannten hier noch nachträglich über die Osthälfte hinausgehend ausgehoben worden ist, war ebenso unergiebig wie die drei anderen nördlichen und der nordöstliche; nur der Steinzaun des Zentralgrabes wurde schließlich in seiner nördlichen Steinreihe von diesen Schlitzen angetroffen und freigelegt. Aber auch der Rand des Hügels enthielt nichts. Auf der Ostseite mußten die Schlitze erst 12 m weit getrieben werden, ehe sie auf die erste Steinkiste stießen, auf der Südseite 4 m weit.

Als die ersten Funde gemacht wurden, hielten wir es für nötig, die Schlitze mit Zahlen zu benennen. Die drei Schlitze der Südseite wurden von Westen nach Osten mit I, II, III bezeichnet; der südöstliche hatte sich schon mit dem nächsten östlichen vereinigt, ihre gemeinsame Fortsetzung wurde IV genannt, der andere östliche Schlitz hieß V; diese beiden letzteren trafen 12 m vom Ostrande an der großen östlichen Steinkiste zusammen, die deshalb Kiste IV—V genannt wurde, während die drei anderen Kisten nach dem Schlitz, der auf sie geführt hatte, mit I, II, III bezeichnet wurden. Das unter Kiste III belegene Steinplattengrab konnte als Schwertgrab, das im Zentrum des Hügels als Zentralgrab und das in der Höhe des Hügels (nur 1 m unter der Oberfläche) gefundene als oberes Grab bezeichnet werden. Zu diesen sieben Gräbern oder grabartigen Behältern kommt noch ein leeres, d. h. ausgeplündertes Grab, ferner zwei Fundstellen von Scherben und eine Fundstelle von Knochen und Asche. Die Schlitze der Nordseite und die späteren, in den westlichen Teil des

Hügels getriebenen, erhielten zwar auch ihre Nummern, aber da jene ergebnislos blieben, bedürfen wir ihrer zur Unterscheidung nicht weiter.

Nach dieser Übersicht gehe ich zur Beschreibung der verschiedenen Funde über und zwar in der Reihenfolge, in welcher wir sie angetroffen haben.

Am 9. September traf der östliche Schlitz IV auf Asche und einen Haufen verbrannter Menschenknochen und einige tierische Knochen. Beim Verfolgen dieser Schicht wurde die dünne Wand nach dem nordöstlichen Schlitz zu weggenommen und beide Schlitze von da an vereinigt. Unter der Asche- und Knochenschicht fand sich eine dünne Sandsteinplatte, die nebst einer senkrecht aufgestellten dünnen Platte den Behälter für diese Reste zu bilden schien; irgend welche Beigabe oder ein Topfscherben war nicht dabei. Diese Fundstelle A fand sich auf der Sohle des Hügels, 1,25 m unter der abhängenden Oberfläche, 6 m südlich der Mittellinie, 19 m östlich vom Baum.[1]) Etwa 3 m nördlich von dieser Fundstelle waren wir auf eine horizontal liegende, 70 cm große Steinplatte von beträchtlicher Schwere gestoßen, die ebenfalls unsere Hoffnung täuschte. Da auch der nächste Fund, eine auffällig große und dicke Steinplatte auf der Kante, aber schräg vorgeneigt stehend, sich am folgenden Tage ohne Zusammenhang mit irgend einer Grabsetzung erwies, obwohl sich steinzeitliche Scherben in Verbindung mit ihr vorfanden, so wurde schon die pessimistische Befürchtung laut, daß wir überhaupt gestörte Verhältnisse antreffen würden; und in meiner Erinnerung tauchte der Fürst Joachim Ernst auf, der nach Beckmanns Angabe im sechzehnten seculo durch Abtragung einiger Hügel in den Fürstlich Bernburgischen und Cöthenschen Anteilen sich vergewissert hat, daß diese hauptsächlich zu Monumenten und Begräbnissen großer und vornehmer Herren gedienet, indem er darunter endlich die Gefäße gefunden, in welchen die Asche etlicher dergleichen verbrannten Körper gelegen.[2])

Die erwähnte Steinplatte, auf welche Schlitz IV am 9. September stieß, war 1,55 m lang, in der Richtung von Süden nach Norden aufgestellt, ungefähr $^1/_2$ m dick und fast 1 m hoch; sie stand nicht senkrecht, sondern im Winkel von etwa 45 Grad nach vorn (Osten) geneigt;

[1]) Der Baum, von dem alle Maße nach Osten und Westen genommen wurden, ist die östliche Akazie, die etwa in der Mitte des Hügels steht; die Mittellinie, von welcher die Entfernungen nach Süden und Norden gemessen wurden, ist die durch die beiden Akazien markierte Linie, von der schon oben die Rede war.

[2]) Beckmann, Historie des Fürstentums Anhalt, 1710, Bd. I, S. 27.

unter der Platte fand sich nichts, aber auf derselben an ihrem unteren Ende hoben wir am 10. September eine große Anzahl Scherben auf, die von mindestens 3 Gefäßen herrührten; die eine Sorte war grau und zeigte um den Bauch ein Zickzackband, dessen Dreiecke mit Punkten besetzt waren; 3 von den 4 Ösen, die dies Band unterbrechen, waren noch vorhanden; die Form des Gefäßes war auffallend, weil sie sich oberhalb des Bauches nicht zu einer Amphore einwölbt, sondern in einen konisch aufsteigenden Hals ausläuft. Die Zusammensetzung der Scherben hat eine offene Amphora (Tafel VIII, Fig. 1) ergeben, das Begleitgefäß der Kugelamphore und Zeitgenossen des Bernburger Typus; unser Gefäß bekundet seine Verwandtschaft mit dem letzteren ausdrücklich durch sein echt Bernburgisches Verzierungsband [1]) und gleicht dadurch der offenen Amphore von Ketzin.[2]) Eine andere Sorte Scherben stammt von einem schwarzen dünnwandigen Gefäß, dessen kesselförmigen Boden sie bilden; ein gleichartiger Scherben vom Oberkörper des Gefäßes mit Bogenstichen (Tafel VIII, Fig. 2) macht es wahrscheinlich, daß diese Fragmente von einer Kugelamphore herrühren. Eine dritte Sorte Scherben ergab zusammengesetzt Teile eines rotbraunen, kräftigen hohen Topfes mit abgesetztem senkrechten Halse. Fundstelle B.

Der Gedanke, daß man hier die Schmalseite eines Steinplattengrabes vor sich habe, welche beim allmählichen Umsinken die anliegende Erde mit Gefäßen gehoben und letztere zerdrückt habe, wurde durch die weitere Ausgrabung nicht bestätigt; nur an die linke (südliche) Ecke der großen Platte schlossen sich Steinpackungen nach Westen zu an; auch diese hatten nur geringe Ausdehnung; die Scherben waren nicht Reste von ganzen Gefäßen, sondern von Bruchstücken. So bleibt nur übrig anzunehmen, daß die Steinplatte und die angehäuften kleineren, doch immer noch wuchtigen Steine einst zur Herstellung eines Grabes herbeigebracht, aber nicht mehr verwendet worden sind.

An jenen übereinander gelagerten Steinen fand sich noch ein Scherben des zickzackverzierten Gefäßes und ein Randstück mit zwei horizontalen Reihen viereckiger Grübchen, unter denen eine schräge Schraffierung mit imitierten Schnurlinien beginnt (Tafel VIII, Fig. 3).

Am 12. September vormittag wurde in Schlitz III, 6 m südlich der Mittellinie, 11,5 m östlich vom Baum ein einzelner Topf von Bern-

---

[1]) Vgl. Götze, Zeitschr. f. Ethn. 1892, S. 186, Fig. k.

[2]) Bei Brunner, Steinzeitl. Keramik in Brandenburg Fig. 1.

burger Typus ausgegraben, 75 cm unter der abfallenden Oberfläche. Der Topf ist unverziert, mit einem Henkel versehen und baut sich geradlinig und doppeltkonisch auf. Ganze Höhe 9 cm, Bodendurchmesser 4 cm, größter Durchmesser 9 cm (bei 3,5 cm Höhe), oberer Durchmesser 7 cm (Tafel VIII, Fig. 4). Fundstelle C.

In der Nähe, noch mehr nach außen, wurden auch 2 Schädelstücke gefunden; eine Zusammengehörigkeit derselben mit dem Topf war nicht ersichtlich. Es muß aber hier auf die ausgedehnten Kaninchenröhren hingewiesen werden, die den ganzen Berg umzogen und lebhaft bevölkert waren. Beim Aufwühlen der Gänge muß mancher Gegenstand aus seiner ursprünglichen Lage gebracht worden sein. Das einzige freiliegende Skelett im Hügel lag freilich 10 m von diesem Punkte entfernt in der Höhe des Hügels, wie sich später herausstellte. Die Schädelstücke und der Topf können aber auch von einem zerstörten Grabe herrühren, auf dessen Existenz die steinzeitlichen Gefäßtrümmer der Fundstelle B schließen lassen.

An demselben Tage, 12. September, trafen wir in Schlitz I auf eine kleinere Steinkiste 2,60 m südlich von der Mittellinie, 6 m östlich vom Baum. Der Deckstein lag 1,20 m unter der Oberfläche. Darin stand auf dünner Sandsteinplatte, eng von den 4 Seitenplatten umgeben, eine breite doppeltkonische Urne (Tafel VIII, Fig. 13) von 25 cm Höhe, 25 cm oberem und 31,5 cm größtem Durchmesser. Sie war sehr weich, und Teile lösten sich, als die stützenden Steinplatten weggenommen wurden. Noch weicher waren schwarze mit groben Strichen karierte Scherben, die außen rechts an der Urne klebten und auch im Innern als Decke der Brandknochen sich fanden. Diese Scherben stammten also von einem Gefäß oder Gefäßteil, der ursprünglich über die Öffnung der Urne gelegt war.[1]) Die Urne war 12 cm hoch mit Brandknochen gefüllt. In den Brandknochen eingetieft stand schräg 1 kleines kesselförmiges Gefäß (Tafel VIII, Fig. 14), das ebenfalls Brandknochen enthielt.[2]) Die große Urne enthielt ferner zwei Dritteile eines breiten tönernen Ringes von heller Farbe[3]). (Tafel VIII, Fig. 15a) und eine kleine knöcherne Röhre (Tafel VIII, Fig. 15b)

---

[1]) Ähnlich wie Nachrichten 1890, S. 41, Fig. 3.

[2]) Ähnlich geformt wie Jahresschr. III, Tafel 9, Fig. m und Nachrichten 1896, S. 88, Fig. 4.

[3]) Ähnlich wie in den Nachrichten 1898, S. 2, Fig 4 abgebildete In Lausitzer Gräbern fand man solche beim Brandgebein von ganz kleinen Kindern in der Gegend von Schlieben; vgl. Wagner in Kruse. Deutsche Altert. III, H. 1, S. 20, T. I.

von 6,6 cm Länge und 1,2 cm Dicke. Die große Urne, die hinterher zusammengesetzt worden ist, zeigt als einzige Verzierung 3 horizontale Rillen direkt über dem Umbruch. Die kleine Urne von 8,5 cm Höhe und 9 cm oberem Durchmesser hat in $^2/_3$ Höhe zwei Ösen, die durch ein Band von 2 horizontalen flachen Rillen verbunden sind; von diesen Gurtlinien laufen senkrecht nach unten 5 Bänder von je 3 flachen Hohlkehlen.

$^1/_2$ m westlich von der Urne und Steinkiste wurde ein Stück von dem Dorn einer Bronzenadel aufgehoben, die wohl zu der Bestattung gehören kann, da in der Frühzeit dieses Typus die Bronzen öfter nicht dem Leichenbrande beigefügt, sondern außerhalb der Urne niedergelegt wurden.[1]) Indessen ist das zweifelhaft. In derselben Gegend wurden auch 2 tönerne Gefäßösen aufgehoben ($^1/_2$ m westlich der Brandurne). Mehr nach außen, d. h. südlich von der Brandurne, fand sich auffallenderweise ein Scherben mit altem Bruch, der die Form und die tiefgeschnittene Verzierung des Gefäßes von Rhinow (Brunner Fig. 33) aufwies.[2])

Mit der Bergung dieser Urne und ihres Inhaltes im ersten Schlitz beschäftigt, hatte ich nicht bemerkt, daß man auch im dritten Schlitz auf eine Steinplatte gestoßen war, die, wie mir der Arbeiter anderen Tages erzählte, hohl geklungen hatte, die aber, weil Feierabend eintrat, wieder mit Erde bedeckt wurde. Am anderen Morgen fand der Arbeiter seine Arbeitsstelle gestört, die Steinplatte herausgerissen und Skeletteile neben der Öffnung zerstreut. Zu meinem großen Leidwesen mußte ich feststellen, daß hier eine gutgebaute Steinkiste von 90 cm innerer Länge, 55 Breite, 37 Tiefe aufgedeckt, durchwühlt und beraubt war. Die leidige Vorstellung, daß Geld im Hügel zu finden sei und von uns gesucht werde, mochte den Missetäter zu seiner nächtlichen Untersuchung bewogen haben; an Zuschauern hatte es nicht gefehlt, und Verdachte wurden ausgesprochen. Ich ließ unter der Hand Straflosigkeit und Bezahlung etwaiger Fundstücke versprechen, hatte aber keinen Erfolg. — Von da an übernahm der Jagdaufseher Teistler die Bewachung des Hügels nach Feierabend.

Das Grab lag 4,40 m südlich der Mittellinie, 11,50 m östlich vom Baum und mit seiner Oberkante 1,60 m unter der Hügeloberfläche. Die senkrecht stehenden Sandsteinplatten waren 5, 7 und 13 cm stark,

---

[1]) Vgl. z. B. Jentsch, Niederlaus., Mitt. VII. 1901, S. 33 und 35.

[2]) Der Scherben fand sich leider neuerdings in der Bernburger Sammlung nicht mehr vor.

die Deckplatte 6 cm. Die Skelettknochen gehörten einem Kinde an, sie waren dünn und klein, der Femur (mit Kopf) maß 22,5 cm, der Schädel fehlte, in dem vorhandenen Teil des Unterkiefers steckte ein Backenzahn noch in der Höhle; das Kind wird etwa 4 Jahre alt und 99 cm groß gewesen sein, es muß also in etwas hockender Stellung beigesetzt worden sein. Die oben geradlinig bearbeiteten und an den Ecken gut aneinandergefügten Platten erinnerten mich an die Herstellungsart des schnurkaramischen Grabes am Abhange und auf halber Höhe des Baalberges (Jahresschrift I, S. 35), — aber es nützt nichts, eine Vermutung auszusprechen; steinzeitlich war das Grab jedenfalls.

An demselben 13. Sept. nachmittags wurde in dem Schlitz I, ziemlich weit oben, etwa 1 m unter der Oberfläche und 1,50 m südlich der Mittellinie, ein Scherben vom Bernburger Typus mit einem Zapfen und 2 Punktreihen gefunden (Tafel VIII, Fig. 5); dabei auch „vermüllte" Knochen und ein beschädigter Unterkiefer — Teile von dem schon erwähnten oberen Skelett; hier stand denn auch ein großes kugelig scheinendes Gefäß mit 2 gegenständigen Ösen am Bauch, also eine Art Amphora von rotbraunem Ton, unverziert. Sie stand 1,50 m südlich der Mittellinie, 3 m östlich vom Baum, etwa 1 m unter der Oberfläche ohne Schutz. Eine große Kaninchenröhre ging über die Stelle hin; bei ihrem Ausgang nahe der Mittellinie waren freilich flache Steine gehäuft, und es kann sein, daß an dieser sehr zugänglichen Stelle schon früher Steine hervorgezogen waren; denn jener Ausgang war breit ausgearbeitet, so daß man hineinsteigen und aus einer Tiefe von etwa 70 cm Steine heben konnte. Die Amphora war also von oben nicht geschützt, sie stand aber auf einem kantigen Steine, der den Boden des Gefäßes durchgedrückt zu haben schien, wahrscheinlich aber als Ersatz des fehlenden Bodens gedient hatte. Die Fragmente mußten von dem kugeligen Erdball abgenommen werden. Bei der Zusammensetzung ergab sich, daß das Gefäß nach unten sich zu einer Standfläche von 9,5 cm Durchmesser zuspitzte; es ist 27 cm hoch, 27,4 cm breit, der Hals fehlt leider (Tafel VIII, Fig. 6).

Die weitere Aufdeckung dieser Fundstelle fand erst am folgenden Tage statt, soll aber der sachlichen Ordnung wegen gleich hier beschrieben werden: 70 cm nördlich von der Amphora und nur 80 cm südlich der Mittellinie, 3 m östlich vom Baum und 1,20 m unter der Hügeloberfläche kam ein Schnurenbecher in 4 großen Stücken zum Vorschein; er ist schwarzbraun, 14 cm hoch und in seinem geschweiften Oberteil von 13 Schnurlinien, darunter von einem Kerben-

band umgeben; der Unterteil ist vom Oberteil nicht scharf abgesetzt, sondern geht mit sanfter Einbiegung in den Hals über, oberer Durchmesser 10 cm (Tafel VIII, Fig. 7).

Nur wenig tiefer, 1,25 m unter der Oberfläche und 1 m südlich der Mittellinie wurde ein facettierter Steinhammer von hell- und dunkelgrau marmoriertem Syenit gefunden: er ist 14 cm lang und hat auf jeder Seite 4 schwach gewölbte Facetten, die in weichen Übergängen, nicht in scharfen Kanten sich berühren (Tafel VIII, Fig. 8). An derselben Stelle fanden sich mehrere Röhrenknochen und Gelenkköpfe, auch rötliche Scherben eines Bechers mit Fischgrätenmuster (Tafel VIII, Fig. 9). Bei weiterem vorsichtigen Nachsuchen kamen nach und nach 3 kleine walzenförmige Gegenstände von Metall zum Vorschein, die mit hellgrüner Patina aus dem dunkelbraunen Boden hervorleuchteten. Sie hatten eine Länge von 12, 13 und 16 mm, einen Durchmesser von 7—8 mm und waren der Länge nach durchbohrt; es fanden sich auch mehrere Stücke von nur 4 mm Länge, also richtige Perlen, und nun zeigte sich, daß auch jene längeren Stücke aus je 3—4 zusammengeklebten Perlen bestanden; wir hatten im ganzen 17 Stück; eins davon sah wie ein Nadelkopf aus, weil aus seinem Zentrum ein kleiner Dorn wie eine abgebrochene Nadel hervorragte; aber da der Knopf die gleichen Dimensionen hatte, hielt ich dies Stück auch für eine Perle, und den hervorragenden Dorn für den Rest des Drahtes, an dem die Perlen aufgereiht gewesen sind (Tafel VIII, Fig. 10).[1])

Unter der Erdschicht, die diese Fundsachen (Knochen, Becher,

---

[1]) Ich hielt die Perlen für Bronze; wegen der Fundgemeinschaft mit steinzeitlichen Gegenständen bat ich den Geschichtsverein, eine Perle zu opfern, um durch eine chemische Analyse den etwaigen Zinngehalt feststellen zu lassen. Die im chemischen Institut der Universität Halle gütigst vorgenommene Analyse hatte das Ergebnis, daß die Perlen aus reinem Kupfer bestehen und durch Zusammenbiegen eines kleinen Metallstreifens hergestellt sind. Die von Herrn Prof. Vorländer gütigst erteilte Auskunft hat folgenden Wortlaut: „Das eingesandte Stück ‚Bronze', ein ringförmig zusammengebogener kleiner Metallstreifen, war von einer dicken Oxydschicht umhüllt. Nach Entfernung der letzteren durch Reduktion mit Methylalkohol kam das blanke Metall hervor, welches äußerlich und auch im Bruch die rote Farbe und Härte des Kupfers zeigte. Von den erhaltenen 0,548 g Metall diente eine Hälfte zur quantitativen Untersuchung, bei welcher sich außer Kupfer nur Spuren von Eisen fanden. Zinn, Blei und Zink sind darin nicht enthalten. Die andere Hälfte wurde zur quantitativen Bestimmung des Kupfers verwendet und ergab 99,9 Proz metallisches Kupfer. Das eingesandte Stück bestand demnach aus nahezu reinem Kupfer."

Hammer, Perlen) enthielt, zog sich eine lange Steinplatte hin, die wir freilegten; sie bestand aus zwei Stücken von kaum 4 cm Stärke, die auf dem schwarzen Erdboden auflagen; sie wurden gehoben und der Boden darunter durchgraben, er enthielt nichts. Jene Sandsteinplatten hatten also nur als Unterlage für das Skelett gedient; von Seiteneinfassungen fand sich nichts.

Wir kehren nun zum 13. Sept. zurück. Am Nachmittag dieses Tages stieß man in der Fortsetzung der konvergierenden Ostschlitze IV und V auf eine große Steinkiste, von 5 cm starken Platten rechtwinklig aufgebaut, und durch außen angeschichtete meist vierkantige Steine zusammengehalten. Sie war durchaus nicht so sorgfältig gebaut, wie die oben (S 69) beschriebene (steinzeitliche) mit dem Kinderskelett; sie war deshalb auch ganz mit Erde gefüllt, die feucht und zähe klebend die Gefäße umschloß. Diese Beschreibung gilt auch für die übrigen Steinkisten (der Bronzezeit) No. I, II und III. Die Kiste stand 13,50 m östlich vom Baume, 2,60 m südlich von der Mittellinie, 1,40 m unter der Oberfläche des Hügels; in dieser Tiefe lag die Deckplatte von 5 cm Stärke. Das Innere der Kiste war 1,45 m lang, 0,50 m breit, 0,45 m hoch, als Grundlage dienten kleinere flache Steine.

Dies Grab IV—V war am reichsten ausgestattet von allen Gräbern des Hügels. Von den einzelnen Stadien der Aufdeckung sind Photographien aufgenommen, und zwar sind die beiden großen Ossuarien mit ihrem Inhalt noch unberührt von oben photographiert worden (Tafel IX, Fig. 20). Die Längenausdehnung der Kiste ging von Westen nach Osten. Auf der Ostseite standen hintereinander zwei hohe schwarze Töpfe mit abgesetztem Hals ohne Henkel und Verzierung; der vornstehende (Tafel VIII, Fig. 16), 26 cm hoch, hat einen zylindrischen 6,5 cm hohen Hals, oben abgeglätteten und nach außen verstärkten Rand; der obere Durchmesser beträgt 16 cm, einschließlich des Randes von je 1 cm Breite. Der zweite dahinterstehende Topf ist 21 cm hoch, hat einen konkav nach außen geschweiften Hals von 5 cm Höhe u. ebenfalls 16 cm oberem Durchmesser; dieser Topf ist gedrungener als der erste, bei seiner minderen Höhe hat er fast denselben Umfang als jener, nämlich 61 cm gegen 63.[1])

---

[1]) Diese Topfform kommt auch sonst mit Buckelurnen zusammen vor, z. B. die mit zylindrischem Hals in dem Urnenfelde bei Lübben (Niederlaus. Mitt. Bd. 2, Taf. 3, Fig. 6 und S 105), die mit geschweiftem Hals u. a. bei Zahna (Mitt. aus dem Prov.-Museum zu Halle 1900, Taf. II, 9) und aus Steinkiste II des Spitzenhoch bei Latdorf (Museum Bernburg). Auch aus den Hügelgräbern von Lüsse (Kr. Zauch-Belzig), die auch im übrigen frühlaus. Keramik enthalten, Nachr. 1895, S. 7 u. 8.

Die Gefäße sahen genau wie (unoxydierte) eiserne Töpfe aus und erweckten bei unseren Arbeitern die Meinung, daß sie Geld enthielten; um den Folgen solchen Aberglaubens vorzubeugen, breitete ich sofort den Inhalt vor aller Augen aus, er bestand lediglich aus Erde.

Westlich neben diesen beiden Töpfen stand die schöne Urne (Tafel VIII, Fig. 17) mit daraufgestülpter Schüssel (Fig. 18); da die wagerechten Ränder beider Gefäße gut aufeinander paßten, war das Innere frei von Erde geblieben, und rein und weiß lag das Gebein in der geräumigen Urne, etwa die Hälfte derselben füllend; darauf standen die beiden breit sich öffnenden Henkeltöpfe oder Tassen (Tafel IX, Fig. 1 und 2), deren Unterkörper bei dem einen senkrecht, bei dem anderen schräg kanneliert sind, und die unten nicht durch eine Stehfläche oder einen Fuß, sondern durch eine vertiefte kreisrunde Delle zum Stehen eingerichtet sind. Zwischen den Knochenfragmenten fand sich ein dünner Bronzedrahtring.

Westlich neben dieser Urne stand eine noch viel größere (Tafel IX, Fig. 6). Eine Schüssel war nicht groß genug um ihren breit ausgelegten Rand zu decken, sie war deshalb zur Deckung des Brandgebeins mit der Öffnung nach unten hineingelegt (Tafel IX, Fig. 3); ebenso umgestülpt auch zwei Tassen rechts und links auf dem Rande der umgekehrten Schüssel stehend und ihre kreisrunde Delle nach oben kehrend (Tafel IX, Fig. 4 und 5). Die Tassen wie auch die anderen Gefäße waren neu und ungebraucht.

Über die charakteristische Form der beiden Totengefäße unterrichtet am besten die Abbildung, aber nicht über die auffallende Größe. Das in der Mitte stehende Gefäß (Tafel VIII, Fig. 17) hat eine Breite von 35 cm, einen oberen Durchmesser von 32 cm einschließlich des rechtwinkelig umgelegten wagerechten Randes; der innere Durchmesser beträgt 26 cm. Der senkrecht stehende Hals ist mit Rand 10 cm hoch, die ganze Höhe des Gefäßes 25 cm.

Das noch größere, westlich stehende Totengefäß hat eine Breite von 52 cm, einen oberen Durchmesser von 40, mit Rand 48 cm. Der senkrechte Hals ist mit Rand 13,6 cm hoch, das ganze Gefäß 32 cm. Unter dem senkrechten Halse erweitert sich das Gefäß wulstförmig, so daß das Profil auf 4 cm Höhe beiderseits 5 cm Breite gewinnt, um sich von da an geradlinig zu der verhältnismäßig schmalen Standfläche zusammenzuziehen. Dieser Wulst trägt die Verzierungen, nämlich konzentrische, durch Hohlkehlen gebildete Halbkreise, die als Mittelpunkt einen hervortretenden Buckel umziehen. Die vier Buckel stehen in der Zone des weitesten Umfanges, die Halbkreise reichen mit ihrer

offenen Seite nur wenig über diese Zone nach unten hinaus, während ihr oberster Bogen nahe an den senkrechten Hals heranreicht. Zwischen den verschiedenen Halbkreisfiguren stehen Gruppen senkrechter Hohlkehlen, die ebenfalls nur wenig über den weitesten Umfang hinaus nach unten reichen. Der Unterteil ist unverziert. Der vortretende Wulst, der zu dem breit ausgelegten Rande ein angemessenes Gegengewicht bietet, erinnert an den mit Eierstab geschmückten Wulst (Kymation) der griechischen Architektur.

Ähnliche Gefäße sind ja aus der ältesten Periode des sog. Lausitzer Typus bekannt; aber die meisten sind kaum halb so groß (20 cm breit, 12,5 cm hoch) als die hiesigen.[1]) Auch aus dem benachbarten Spitzen-Hoch sind 1880 Gefäße dieser Periode von ungewöhnlicher Größe gehoben worden, z. B. eine den unseren ähnlich verzierte, wenn auch nicht so steif rechtwinklig geformte Terrine von 43 cm Breite und 26 cm Höhe aus Steinkiste II und die vasenförmigen, ebenfalls mit Hohlkehl-Halbkreisen verzierten Gefäße aus Steinkiste I desselben Hügels von 40 cm Höhe, 34 cm Breite und von 37 cm Höhe, 35 cm Breite.

Von ähnlicher Größe und Form sind auch zwei Urnen gewesen, die im Jahre 1692 bei Erbauung der Windmühle in dem früher zu peinlichen Exekutionen benutzten Hügel bei Wulfen (Kreis Cöthen) — also 2 Meilen östlich von unserer Fundstelle — in einem mit vielen Steinen umgebenen, von fichtenen Bohlen ausgesetzten Grabe entdeckt worden sind. Die Entdeckung scheint damals großes Aufsehen gemacht zu haben, zumal man außer den beiden großen Urnen mit Leichenbrand und zwei kleineren Beigefäßen wertvolle Metallbeigaben fand, nämlich drei Speerspitzen, in denen noch das Holz war, ein Bronzeschwert und „ein riemen Pferdezeug über und über mit Pukeln, davon drei die Größe eines kleinen Tellers hatten, und schien, daß der Ritter für der Brust und aufen Kreutze des Pferdes solche möchte geführet haben, sie waren allesampt von Kupfer und sehr stark vergüldet.“[2])

---

[1]) Man vergleiche z. B. die Zusammenstellung von Jentsch in den Niederlaus. Mitt. II, 1891, Tafel I links oben, und die von Grosse, ebenda Bd. VII, 1902, Tafel III, Fig. 10 nebst den S. 233 Anm. 2 angegebenen Seitenstücken. Ferner ein Gefäß von Zahna, veröffentlicht von Kautzsch, Mitt. aus dem Prov.-Museum zu Halle, 1900, Tafel II, Fig 6.

[2]) Amtlicher Bericht des fürstlichen Amtmanns Andr. Müller zu Warmsdorf und Wulfen, gedruckt in Beckmann hist. Anh. 1710, S. 27. Über den Fund haben ferner geschrieben: Olearius Mausoleum in museo, Jena 1701, S. 12—14 und 17; und Stiller im Anhang zu Lehmann, Beiträge zur Untersuchung der

Eine von den beiden großen Urnen dieses Wulfener Grabes gelangte in den Besitz des Diak. Olearius zu Arnstadt und war nach dessen Beschreibung eine gute halbe Elle hoch (etwa 29 cm) „außenher mit Ringeln und Streifen gezieret, der Rand von einer großen Dicke und Umfang und der Bauch ebenfalls weit erhaben, daß über 2 Metzen Getreide darinnen gehalten werden". Die andere, „aller Urnen Großmutter" genannt, kam aus dem Nachlaß des Cöthenschen Kanzlers v. Timäus in das Kgl. Preuß. Antiquitäten-Kabinett. Auf meine Anfrage, ob das im Museum für Völkerkunde unter I, 2 befindliche große schwarze Gefäß von Wulfen mit diesem identisch sei, erhielt ich die amtliche Auskunft, daß dies Wulfener Gefäß in der Tat von dem Kanzler Timäus herstammt und daß es meiner eingereichten Skizze der Pohlsberger Terrine ähnlich, aber mit einem Fuß versehen sei.[1])

Diese Ähnlichkeit der Form und Verzierung beweist, daß auch jenes Grab im Windmühlenberge von Wulfen derselben Periode und Bevölkerung angehört hat, wie unsere Pohlsberger Brandkistengräber. Wir werden uns der drei Speere und des Schwertes noch zu erinnern haben. Gleichartige Gefäße sind übrigens bei Wulfen auch im Jahre 1847 gefunden und zwar „im Südosten vom Dorfe", „in einem Sandberge bei der Mühle"; dieselben befinden sich nach gütiger Mitteilung des Herrn Dr. Hahne im Museum zu Magdeburg.

Wenn man schon öfter gewisse hallstattzeitliche Tongefäße, namentlich die eckig umgebrochenen, oder die mit getriebenen Buckeln, und alle die Formen, die im weichen Ton gar nicht herzustellen sind,

---

Altertümer zu Welbsleben, Halle 1789, S. 95—97. — Ob das Riemenzeug richtig gedeutet worden ist, erscheint mir zweifelhaft, da von einem Gebiß und von Pferdeknochen nichts gemeldet wird. Bei Homer und in Abbildungen der Hallstättischen Gürtelbleche und Bronzeeimer gehören Zierscheiben nicht zum Pferdegeschirr, sondern erscheinen erst auf Grabsteinen der römischen Zeit. Mir scheint es wahrscheinlicher, daß jene mit Buckeln besetzten Riemen Reste eines ledernen Panzers gewesen sind, wie sich solche auch in dem berühmten Hügelgrabe von Peccatel in Mecklenburg gefunden haben, und daß die Schutz- und Zierscheiben (phalerae) zu einem ledernen Helme gehört haben, wie dergleichen mit 6 Zierscheiben, im übrigen ganz mit Buckeln besetzt, in Krain gefunden und auf der Bologneser Situla abgebildet sind (Lindenschmit, A. u. heidn. Vorz. IV, Tafel 61, Fig. 5; Hörnes Urgeschichte S. 588 und 565) auch von Homer erwähnt werden (φάλαρα Il. 16, 106; κυνέη τετραφάληρος Il. V, 743; XI, 41).

[1]) Es entspricht hierdurch den in der Zeitschr. f. Ethnol. 1903, S. 170, Fig. 13 und S. 171, Fig. 16 abgebildeten, mit Fußplatte versehenen, frühlausitzer Terrinen von Trebichow und Thiemendorf bei Krossen. Eine Abbildung dieser Wulfener Urne in 1/4 der natürlichen Größe findet sich bei Beckmann I, S. 28 zusammen mit 2 Zierscheiben und mit 2 buckelbeschlagenen Lederteilen.

sondern aus schon erhärteten Teilen zusammengesetzt werden müssen, — wenn man derartige Gefäße als Nachbildungen von Bronzegefäßen angesehen hat,[1]) so wird man diese Entstehungsweise ganz besonders unseren beiden Urnen zuschreiben müssen; nicht nur der rechtwinklig und wagerecht umgelegte Rand gehört der Metalltechnik an, sondern besonders das Aufsetzen des schweren zylindrischen Oberteils auf einen in scharfer Biegung einwärts gewölbten und dadurch an Tragkraft sehr geschwächten Unterkörper. In weichem Zustande konnte sich ein solches Tongefäß überhaupt nicht halten; der Unterkörper mußte erst erhärtet sein, ehe der schwere zylindrische Oberkörper aufgesetzt, d. h. durch Ankleben verbunden werden konnte.[2]) Als aber das schönpolierte, ungebrannte Gefäß in der feuchten Erde allmählich erweichte, so mußte der Wulst unter der Last zusammenknicken; und in diesem Zustande fanden sich in der Tat die beiden Gefäße vor, wie die in situ aufgenommene Photographie zeigt, obwohl die umgebende Erde zugleich als Stütze gedient hatte. Die zylindrische Wand löste sich überall von den Teilen des Wulstes, und diese waren meist in der Linie der größten Ausbiegung (Äquator) geknickt. Der Bruch zeigte eine schwarzgraue krümelnde Masse, der aber auf der Außenwie der Innenseite eine dunkelglänzende, fast metallische Politur gegeben war. Wenn eine Härtung durch Brand stattgefunden hat, so kann diese nur schwach gewesen sein, nirgends zeigte sich eine rotoxydierte Außen- oder Innenschicht, im Wasser löste sich das Material zu Brei; dagegen scheint vor dem Auftragen der Politurschicht ein Einschwelen der Gefäße stattgefunden zu haben. — Die Buckel sind nicht von innen herausgetrieben, sondern durch Aufkleben der Kuppe und Vertiefung des Umkreises gebildet. Die sauber geformten Hohlkehlen sind durch scharfen Grat voneinander getrennt.

Die beiden Gefäße sind inzwischen durch Herrn Müller, Mitglied

---

[1]) Vgl. Voß, Zeitschr. f. Ethn. (Verh.) 1901, S. 277 f. Reinecke, Korrespondenzblatt für Anthrop. etc. 1900 Nr. 4 und 1902 Nr. 4, Hörnes, Urgesch. S. 552, 587, 621. Große Ähnlichkeit mit unserer Terrinenform zeigen z. B. auch die Goldgefäße von Boeslunde auf Seeland (S. Müller, Nord. Alt. S. 385), wie auch die Form der dortigen goldenen Pokale den tönernen Pokalen des ält. Laus. Typus entspricht, z. B. Jahresschr. III, Tafel V, Fig 3. Nachrichten 1895, S. 2, Fig. 4; S. 71, Fig. 2. Mitt. aus d. Prov.-Mus. Halle 1900, Tafel II, Fig. 10.

[2]) Günstiger liegt die Sache bei den keramischen Nachahmungen der Villanovagefäße, wo auf den wulstig eingewölbten Unterteil ein hoher konischer Hals aufgesetzt ist, denn hier wirkt der Druck seitwärts nach unten und wird von dem bauchigen Teile vollständiger aufgenommen.

des Bernburger Geschichtsvereins, in vortrefflicher Weise wieder zusammengesetzt worden.

Das Grab IV—V hat also 4 Hauptgefäße enthalten, von denen 2 Urnen waren. Jede der beiden Urnen war außerdem mit einer (gestürzten) Schüssel und 2 Henkeltassen ausgestattet, so daß uns diese Kiste 10 Gefäße geliefert hat.

Am 14. September wurden zwei ähnliche Steinkisten, wie die eben beschriebene, entdeckt, eine in Schlitz II und eine in Schlitz III. Da uns aber an demselben Tage noch das obere Grab (I) beschäftigte und außerdem eine Fundstelle neben Kiste IV—V, blieb Kiste III an diesem Tage uneröffnet.

Kiste II lag 9 m östlich vom Baum, 1,60 m südlich der Mittellinie; mit der Oberkante 1,80 m unter der Oberfläche des Hügels; neben und über der Kiste fanden sich dicke Holzstücke von Eichenbohlen in Stärke von 14—15 cm; sie hatten wohl die Steinplatten verstärken sollen, die nur 4 cm stark waren. Die Kiste im Lichten 60 cm lang, 40 breit, von Süden nach Norden gerichtet, enthielt vorn (auf der Südseite) einen liegenden Topf von der Form und Farbe wie Tafel VIII, Fig. 16 aus Kiste IV—V, nur größer, denn er hat eine obere Breite von 22,5 cm, eine Höhe von 35. Hinter ihm stand eine breite Schüssel von 34 cm Durchmesser und 10 cm Höhe, mit einer Öse unter dem ausgebogenen Rande versehen; der in gefälliger S-linie ausladende Unterkörper ist mit schräger Kannelierung verziert (Tafel IX, Fig. 7).

Auf dieser Schüssel lagen die Scherben von 2 kleineren Gefäßen, das eine ist eine flache Schale von 11,8 cm Durchmesser mit senkrechten Kannelierungen um den Bauch, ähnlich wie die Tasse 1 aus IV—V, das andere eine Deckeldose in schwachgebauchter Tonnenform von feiner glatter Arbeit. Die Verzierung besteht aus tief eingeschnittenen Linien; in der Mitte ein kräftiges Zickzack, darunter eine, darüber drei Horizontale; dieselbe dreifache Horizontale umzieht das Gefäß unten am Boden und oben am Deckel, unten wiederholt sich die Zickzacklinie. Das Hauptgefäß ist 16 cm hoch und hat bei 9 cm Höhe 2 gegenständige Ösen, die horizontal durchbohrt sind; der obere Durchmesser beträgt 10,7, der größte 13 cm. Der Deckel ist 4,2 cm hoch und oben schwach gewölbt. Das Ornament des übergreifenden Deckels erinnert an den Verband einer Holzspanschachtel.[1])

[1]) Ähnliche Tönnchenformen begegnen bei Voß u. Stimming, Vorgeschichtl. Altertümer der Mark Brandenburg 1887, z. B. Abt. II, Tafel 8, Tafel 4 u. 6; Nachr. 1895, S. 5 (Lüsse) u. S. 4, letzt. m. Stöpseldeckel; Niederlaus. Mitt. VII., S. 55.

Leichenbrand oder sonstige Knochenreste waren in dieser Kiste nicht vorhanden, ebensowenig in Kiste III.

An demselben Morgen (14. Sept.) stieß man beim Abräumen der Erde um Kiste IV—V, und zwar auf der Südseite derselben am westlichen Ende auf ein Nest von Scherben, die in klebender Erde eingebettet und schwer davon zu lösen waren (Fundst. D). Auf vielen zeigte sich als Verzierung ein Band von stehenden Zickzacklinien, die in der Weise der Steinzeit eingeritzt waren; andere zeigten das Schnurenornament; der Rest eines kleinen Gefäßbauches befand sich in umgestürzter Lage. Aus den schnurverzierten Scherben setzte ich — noch in Latdorf — einen Gefäßhals von 7 cm Höhe zusammen, der etwas ausladend oben einen Durchmesser von 11,5 cm hat. Ich glaubte den Hals einer Amphore zu haben; glücklicherweise war aber ein Bauchscherben vorhanden, der, an den Hals passend, bis zur Verdickung des Bodens reichte und einen unerwartet kleinen Unterkörper darstellte, nämlich von 10 cm Höhe und von nicht größerer Ausladung als die des Halses ist. Der Boden von 7 cm Durchmesser und zugehörige Teile des Unterkörpers waren vorhanden. Es ergab sich also ein Becher (Tafel VIII, Fig. 11), der freilich andere Verhältnisse hat, als der gewöhnliche Schnurenbecher, da der Unterkörper erheblich höher ist als der Hals.

Ich hatte bei der Gelegenheit gesehen, wie leicht aus einer Amphora durch Verkleinerung des Unterkörpers ein Becher entstehen konnte, oder auch umgekehrt. Übergangsformen finden sich in der Tat, z. B. bei Götze, Gefäßformen und Ornamente der schnurverzierten Keramik (Tafel I, Fig. 7 und 17); bei Klopfleisch, Vorgesch. Altert. der Prov. Sachsen (Fig. 30 und 32, letztere S. 46 als „Vermittlung zwischen Becher und Amphore" bezeichnet,) und bei Größler in den Mitteilungen aus dem Provinzialmuseum Halle 1900, Tafel IV, Fig. 27. Ähnliche Verhältnisse wie unser Becher zeigt ein Schnurenbecher aus Tröbsdorf bei Größler in denselben Mitteilungen (Tafel IV, Fig. 28) und einer von Dorndorf a. d. Unstrut, ebenfalls von Größler veröffentlicht in dieser Jahresschrift (Bd. I, Tafel XII, Fig. 4).[1])

---

[1]) Es dürfte einer Untersuchung wert sein, ob diese Becherform etwa die ältere ist, aus der sich die mit niedrigem Unterkörper und hohem Hals entwickelt hat. Der in Tröbsdorfer Flur am Nebraer Berge gewonnene Schnurenbecher stammt übrigens aus dem Rande eines Grabhügels, in dessen Grunde Klopfleisch 1870 vier Gruben mit je einem Skelett gefunden hat, dazwischen kleinere Gruben, in deren einer eine kleine Serpentinaxt und ein Feuersteinbeil lagen, während in einer anderen 2 Gefäße des Bernburger Typus standen (vgl.

Unser Becher zeigt um den Hals die Eindrücke von 7 Doppelschnuren, und zwar kann man an mehreren Stellen den Ansatz der Schnur bemerken; eng an die unterste Schnur schließt sich ein Band keilförmiger kleiner Kerben, die nach unten gerichtet sind.

Die Scherben mit dem Zickzackbande bauten sich später zu einer Amphora (Tafel VIII, Fig. 12) mit niedrigem Halse und 4 Ösen auf. Sie ist 24 cm hoch, 26 cm breit. Das durch 2 eingeschnittene parallele Linien begrenzte und durch aufrechtstehende Zickzacklinien gefüllte Band ist um den Bauch des Gefäßes von Öse zu Öse herumgeführt. Die parallelen Zickzacklinien sind indes nicht in einem Zusammenhang (ductus) von oben nach unten geritzt, sondern bei jedem Winkel abgesetzt, so daß jede Zickzacklinie aus 4 selbständigen Strichen besteht, man kann das Muster deshalb auch als doppelte Fischgräte ansehen oder als 4 Reihen von parallelen Strichen, von denen die oberste schräge Striche von links nach rechts, die zweite desgl. von rechts nach links, die dritte wieder solche von links nach rechts, die letzte solche von rechts nach links enthält, also ein ähnliches Muster wie es gewisse schnittverzierte Becher aufweisen.[1]) Nun hat eine sehr ähnlich geformte Amphora von Langenbogen im Mansfelder Seekreise[2]) als Gurtband zwischen den Ösen ein doppeltes, deutlich getrenntes Fischgrätenmuster; eine andere aus Augsdorf in demselben Kreise stammende hat außer ihrer sonstigen Ähnlichkeit mit unserer Amphora zwischen

---

Korresp. Bl. der d. anthrop. Ges. 1871 S. 77 und 1877 S. 38; es ist der östliche der beiden damals untersuchten Hügel. Die Abbildung der beiden Gefäße verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Eichhorn in Jena). An einer noch nicht berührten Stelle dieses Hügels nahm Herr Rentmeister Kuntze aus Burgscheidungen im Sept. 1898 eine Schürfung vor und fand schon in der Tiefe von etwa 1 Fuß jenen Schnurenbecher dicht zusammen mit einem Steinbeilfragment und 3 Spinnwirteln (Größler in Mitteil. aus d. Prov.-Mus. 1900, S. 79). Der Schnurenbecher stand also auch hier am Rande eines Hügels, in dessen Tiefe Tote aus der Periode des Bernburger Typus bestattet waren; er ist also auch an der Unstrut, ebenso wie in Anhalt, jünger als der Bernburger Typus (vergl. Jahresschr. III, S. 134 u. I, S. 36 u. 43. Altert. uns. heidn. Vorzeit V, S. 56).

[1]) z. B. einer vom Frankfurter Wald (P. Reinecke in Westd. Zeitschr. XIX, Tafel 13), einer von Maderheide bei Gudensberg in Hessen (Böhlau u. v. Gilsa in Zeitschr. für Hessische Gesch. u. Landesk. 1898, 12. Suppl.-Heft S. 19), einer von Schleswig-Holstein (Mestorf in Zeitschr. f. Ethn. 1889, Verh. S. 471), einer von Artern (Klopfleisch in V. A. o. Prov. Sachsen II, Fig. 60), einer aus Merseburg (Götze in Zeitschr. f. Ethn. 1900, Verh. S. 263), einer von Lowositz (Weinzierl in Zeitschr. f. Ethn. 1895, Verh. S. 61).

[2]) Götze, Gefäßformen u. Ornamente der Schnurkeramik 1891, Taf. 1, Fig. 4.

den vier Ösen ein Gurtband, das mit liegenden Zickzacklinien gefüllt ist; das gleiche Muster hat ein im Provinzialmuseum zu Halle befindliches ähnliches Gefäß unbekannter Herkunft.[1]) Für doppeltes Fischgrätenmuster oder für Zickzack werden wir demnach auch die Füllung unseres Gurtbandes erkennen.

Beachtenswert ist jedenfalls, daß ein ganz ähnliches Gurtband auch bei Kugelgefäßen des Rössener Typus angewendet worden ist, z. B. an dem Gefäß von Hindenburg in der Altmark im Fürst-Otto-Museum zu Wernigerode,[2]) an Gefäßen von Rössen im Kgl. Museum für Völkerkunde[3]) und an dem Kugelgefäß von Wiesbaden.[4]) Mit diesen Kugelgefäßen des Rössener Typus haben unsere kurzhalsigen Amphoren auch das gemein, daß sie noch ein zweites, schmaleres Band dicht unter dem Halse tragen. Wenn also jene Rössener Kugelgefäße wirklich, wie Götze bestimmt annimmt, das halbkugelige Gefäß der Band-Keramik zum Stammvater haben, so zeigt andererseits in der Dekoration auch die Schnurkeramik Verwandtschaft mit ihnen; denn die kurzhalsige Amphora werden wir — wie schon Götze 1891 getan — zweifellos zu den schnurkeramischen Amphoren rechnen; auf den mit der unserigen zusammen gefundenen Schnurenbecher kann ich mich hierfür freilich nicht berufen, weil die beiden Gefäße nicht in ihrer ursprünglichen Lage angetroffen sind, wohl aber auf die im benachbarten Spitzenhoch gefundene von Klopfleisch veröffentlichte Amphora[5]), die ebenfalls zu den kurzhalsigen gehört und der unseren in der Form recht ähnlich ist. Sie trägt zwischen den 4 Ösen wie unter dem Halse je ein dreifaches Gurtband, und die Bänder sind mit eingedrückten Schnurlinien eingefaßt. Schon 1891 warf Götze die Frage auf, ob diese in ihrer Technik plumpen und weniger zierlich ornamentierten Gefäße vielleicht eine ältere Gruppe der Schnurenkeramik repräsen-

---

[1]) Größler in dieser Jahresschrift Bd. III 1904, S. 97—98. Tafel IX, Fig. 1.

[2]) Veröffentlicht von Schumacher, Altertümer unserer heidn. Vorzeit B. V, H 2 1904, Tafel VII, Fig. 115.

[3]) Vgl. Götze in Zeitschr. f. Ethn. 1900, Verh. S. 244, Fig. 9; dort S. 240ff. sind noch andere ähnliche Gefäße von Erfurt, Nauendorf bei Apolda, Mainz, Wallertheim in Rhein-Hessen genannt; dazu die Zierbänder mit zwei- uud dreifach gebrochenen Linien S. 249, No. 5 u. 6.

[4]) Vgl. P. Reinecke in Westdeutsche Zeitschr. XIX, Tafel 13. Auch der vierfüssige Napf von Güsten (Klopfleisch V. A. d. Prov. Sachsen II, Fig. 63) hat dieselbe Dekoration.

[5]) Vorgeschichtliche Altertümer der Prov. Sachsen. Heft II, Fig. 78.

tierten[1]). Eine Bejahung dieser Frage würde auch für unseren Becher und für die Entwicklung des Schnurenbechers überhaupt von Bedeutung sein.[2])

Unsere Amphora hat als Verzierungsband unter dem niedrigen Halse eine doppelte, stumpfwinkelig gestreckte Zickzacklinie; von dieser fällt an vier im Kreuz sich gegenüberliegenden Stellen zu jeder der vier Ösen eine doppelte, spitzwinkelige Zackzacklinie herab. Dekorative Verbindungen des oberen Bandes mit den vier Ösen ist bei diesen Amphoren die Regel. Das Scherbenmaterial war für den unteren Teil unserer Amphora fast vollständig vorhanden, auch das Gurtband war größtenteils da, wenn auch auf einer Seite der Gefäßrest nur bis an und in das Gurtband reichte und hier im Bruch eine vollständige Verwitterung zeigte, dagegen reichten auf der anderen Seite 2 breite anschließende Stücke bis an das obere Ende, zeigten die Form des Randes und zwei der herabsteigenden Zickzack-Doppellinien. Von den Ösen waren zwei vollständig und eine im Ansatz vorhanden, auch die vierte wurde durch die herabsteigende Zickzacklinie angedeutet.

Amphora und Becher waren zusammen an diese Stelle gelegt oder geworfen (von einem weiteren Gefäß war kein Scherben vorhanden). Sie müssen hierher gekommen sein, als man nach Errichtung der Steinkiste IV—V den Raum ringsherum mit Erde füllte. Es ist also wahrscheinlich, daß man bei Vertiefung der Grube für diese Steinkiste auf das ältere Grab gestoßen war und seinen Inhalt auf die Seite geworfen hatte. Etwas ganz Ähnliches ist seinerzeit im benachbarten Spitzenhoch geschehen, wo nach dem gleichzeitigen Bericht der Saalezeitung vom 18. Aug. 1880 eine Grabstätte der „entwickelteren Bronzezeit" ein darunter und daneben liegendes Begräbnis mit Hockerskelett und Schnurenbecher teilweise zerstört hatte. Wir dürfen also sagen, daß unsere beiden jetzt von mir zusammengesetzten und ergänzten Gefäße

[1]) Gefäßformen und Ornamente etc. S. 33. Zu den dort genannten 5 Amphoren mit kurzem Hals füge ich außer den oben nach Größler angeführten 2 noch hinzu: eine aus Dederstedt, Mansf. Seekr., im Museum zu Halle, eine große aus Weddegast im Museum zu Bernburg, und zwei aus Haus-Neindorf, Kr. Aschersleben, im Museum zu Wernigerode.

[2]) Einen Hinweis auf das höhere Alter der kurzhalsigen Amphoren kann man dem Befund des Katzenhügels bei Schloß Vippach in S.-Weimar entnehmen, daselbst fand sich im tiesten Grabe eine kurzhalsige Amphora (Götze, Gefäßformen S. 33 u. 23 Tab. 54), während im oberen Teile Skelettbestattungen und schnurverzierte Scherben. Eine Untersuchung über die Entwicklung der Amphora und des Schnurenbechers steht noch aus.

dreitausend Jahre lang in Trümmern gelegen haben; vorher aber etwa tausend Jahre lang als Beigaben neben einem Skelett gestanden haben.

Am 15. September wurde die schon tags zuvor entdeckte Kiste im Schlitz III geöffnet. Sie befand sich 11 m östlich vom Baume, 2 m südlich von der Mittellinie; ihre Deckplatte lag 1,10, ihre Sohle 1,80 m unter der Hügeloberfläche, ihr Inneres war 1 m lang, 60 cm breit, 60 cm hoch. Auch hier lag wie in Kiste II Eichenholz im Innern, braun und zerklüftet, und umgab eine große Terrine von ähnlicher Form wie die größte Urne aus Kiste IV—V (Tafel IX, Fig. 6). Das Holz schien den Zweck zu haben, die Steinplatten von 8—10 cm Stärke, die die Wände der Kiste bildeten, zu stützen. In dieser Kiste war die Erde trockener als in den übrigen. Die Längenausdehnung war von Ost nach West gerichtet; die östliche Hälfte war von der großen Terrine eingenommen, die 27 cm hoch, einen oberen Durchmesser von 42 cm, mit Rand 52 cm hatte, auch sie weist unter einem wagerecht ausgelegten Rande einen zylindrischen Oberteil, darunter einen hervortretend ausgebauchten Unterteil auf, der mit 4 konzentrisch umzogenen Buckeln, und zwischen je 2 Buckeln mit einer Gruppe von 8 senkrechten Hohlkehlen verziert ist. Die Zahl der konzentrischen Hohlkehlhalbkreise, die jeden Buckel umgeben, ist 5. Das Profil dieser Terrine ist nicht so eckig wie das der Urnen aus IV—V; die einzelnen Teile sind nicht scharf voneinander abgesetzt, sondern durch gerundete Übergänge verbunden; aber auch die Hohlkehlen sind nicht so sauber und scharfkantig, die Oberfläche nicht so glatt wie bei den früheren großen Gefäßen.

Das mächtige kesselartige Gefäß wurde unbeschädigt gehoben; in seinem Innern fand sich unten ein schrägliegender großer Teller von demselben schwarzen Material wie alle diese Gefäße, der an der Terrinenwand fest angeklebt war, während Randstücke sich abgelöst hatten; er wurde erst 8 Tage später von dem Gefäße getrennt, das er unnütz belastete; darunter fand sich nichts; die Stücke waren dick und ohne jede Verzierung.[1])

Vor der Terrine wurde, noch ehe sie gehoben war, zwischen Steinen eine bronzene Lanzenspitze von 10,5 cm Länge entdeckt, dieselbe lag 25 cm südlich und östlich von der Terrine mit der Spitze nach Süden. Am Nachmittag, als auch das zweite Gefäß gehoben war, wurde an der Fundstelle der ersten, nur wenig tiefer, eine zweite

[1]) Nicht nur dieser Teller war fest angeklebt, sondern auch die Erde in der Terrine war auffallend fest zusammengebacken.

Lanzenspitze von 15,2 cm Länge (Tafel IX, Fig. 11) und bald darauf eine dritte von 8,2 cm Länge gefunden. Alle drei haben Tüllen, die verjüngt bis nahe zur Spitze reichen, und am unteren Ende von zwei gegenüberstehenden Nietlöchern durchbohrt sind. Die drei Lanzen- bezw. Speerspitzen haben nicht mit in der Kiste gelegen, sie waren bei der Bestattung jedenfalls mit dem Holzschaft versehen und paßten deshalb nicht in die Kiste von 1 m Länge, darum sind die Spieße längs der Ostseite der Kiste mit den Spitzen nach Süden niedergelegt und mit Steinen beschwert worden.

Westlich neben der großen Terrine stand in der Kiste III noch eine breit ausgebauchte Vase mit scharfem Umbruch, konischem Halse und zwei Ösen im Halswinkel (Tafel IX, Fig. 9). Der ganze Oberkörper zwischen Hals und Umbruch ist mit acht scharf ausgeprägten horizontalen Hohlkehlen verziert, die in scharfen Graten sich voneinander absetzen. Die Höhe beträgt 26,5 cm, wovon 10 cm auf den Hals kommen, der größte Durchmesser 35 cm, der Mündungsdurchmesser 16 cm. Ein sehr ähnlich geformtes Gefäß, nur mit noch schärferem Umbruch, Buckeln an der Kante und Hohlkehlhalbkreisen ist, ebenfalls aus Latdorf stammend, im Bernburger Museum[1]); eine der unseren noch ähnlicher geformte, freilich erheblich kleinere Vase aus dem Kreise Guben ist von Jentsch in den Niederlausitzer Mitteilungen, Bd. VII, H. 1, S. 63 abgebildet.[2])

In der oben beschriebenen Vase war eine kleine Schale mit ausgebogenem glatten Halse, senkrecht kanneliertem Unterkörper und kreisförmiger Delle im Boden als drittes Gefäß der Kiste III enthalten (Tafel IX, Fig. 10). Das Gefäß gleicht der kleineren Schale, die in Kiste II auf der Schüssel (in Scherben) lag, und auch einer Tasse aus IV—V.

Die Kiste III enthielt keinen Leichenbrand, was um so auffallender war, als doch ohne Zweifel hier ein Mann und zwar ein Krieger durch Mitgabe seiner Speere für seine letzte Reise hatte ausgerüstet werden

[1]) Während der von Klopfleisch geleiteten Ausgrabung im Jahre 1880 haben einige Leute aus Latdorf, die auf ihren Äckern Gegenstände aus der Bronze- oder Steinzeit aufgefunden haben oder durch Nachgrabung oder Vererbung in Besitz derselben gelangt sind, einzelne solcher Sachen an den Verein für Altertumskunde abgeliefert; darum sind manche Gegenstände aus Latdorf ohne genauere Fundangabe vorhanden (vgl. Bericht der Saale-Zeitung vom 23. Aug. 1880).

[2]) Aus unserem Funde dürfte sich ergeben, daß diese unter No. 79 dort abgebildete Vase zeitlich nicht zu den übrigen aus derselben Feldmark, aber aus verschiedenen Gräbern stammenden Gefäßen gehört.

sollen. Sollte es sich um ein Kenotaphium handeln? Vielleicht gibt die folgende Entdeckung den erwünschten Aufschluß.

Bei Aufräumung der Kiste III fand sich, daß diese auf einer Steinplatte stand, dieselbe wurde freigelegt, ihre Oberkante lag 20 cm unter der Sohle des Kistengrabes, die durch eine dünne Sandsteinplatte gebildet war, der Rest des Zwischenraums war durch flache Steine und Erde ausgefüllt. Die große nunmehr freigelegte Sandsteinplatte bestand nicht aus einem Stück, der größere südlich liegende Teil war 21 cm dick (1,40 m lang von West nach Ost, 70 cm breit) und schwer zu heben, der nördliche Teil erwies sich nach Wegnahme der darüber geschichteten Steine nur 8 cm stark und brach, als er aufgehoben wurde; unter ihm zeigten sich die breiten und ebenen Randflächen senkrecht stehender starker Sandsteinplatten, die rechtwinklig aneinandergefügt waren; wir hatten die nördliche Hälfte einer stark gebauten Steinkiste vor uns, deren südlichen noch bedeckten Teil man auch bald übersehen konnte, wenn man sich tief genug bückte.

Der Innenraum maß in der Länge von Süd nach Nord 1,02 m, in der Breite 92 (auf der Südseite 91) cm.[1]) Die beiden Längsplatten, die, an die Kanten der Querplatten angelegt, diese einschlossen, waren 19,5 und 15 cm stark, die beiden Querplatten 32 und 34 cm; erstere waren 134 und 145 cm lang; in den Fugen fand sich noch eingestrichener Ton. Der Innenraum war seltsamerweise mit flachen Steinen gefüllt, die bald wagerecht aufeinander, bald senkrecht nebeneinander geschichtet waren. Nachdem etwa 50 davon nebst dem Stroh eines Kaninchenlagers ausgeworfen waren, sah man hinten in der südöstlichen Ecke eine braune Urne mit übergreifendem Schachteldeckel; wieder wurden eine Menge Steine ausgeworfen, aber die Urne wurde nicht frei; nur der schon schadhafte Deckel ließ sich heben, und nun zeigte sich über den Rand des schwarzbraunen, unverzierten Gefäßes hervorragend ein Gegenstand, der gehoben sich von unerwarteter Länge erwies, es war ein Bronzeschwert mit Griffzunge von 53 cm Länge (Tafel IX, Fig. 12). Man konnte danach ermessen, wie tief das Gefäß noch hinabreichen mußte. Um es unbeschädigt herauszubringen, entschlossen wir uns, die schwere Platte vom südlichen Teil des Grabes noch abzuheben, und so wurde endlich das

[1]) Die Richtung war nicht genau von Süd nach Nord, sondern etwas nach Osten abweichend, also etwa nach Nord-Ost-Nord. Dementsprechend war auch die darüber gebaute Steinkiste III nicht rein nach Osten, sondern nach Ost-Süd-Ost gerichtet. Dasselbe fand sich später bei dem Hauptgrabe. Es machte den Eindruck, als ob die Ostlinie im Winter festgestellt wäre.

zylinderförmige, etwas schief geratene Gefäß von 51 cm Höhe, 17 cm Durchmesser frei gemacht und unbeschädigt gehoben. Seine Form erinnert an einen röhrenförmigen Schirmständer (Tafel IX, Fig. 13); ein ähnliches vorgeschichtliches Gefäß ist mir noch nicht vorgekommen; es ist höchst wahrscheinlich für die Beisetzung des Schwertes besonders hergestellt; auf seinem Grunde hatte es übrigens noch einen Inhalt von kleinen Knochen.

Beim Heben der schweren Platte wurde die schon oben erwähnte dritte Speerspitze (von 8,2 cm Länge) gefunden, die darauf gelegen hatte.

Am Abend dieses erfolgreichen Tages hatte ich dem Geschichtsverein zu Bernburg über die bisherigen Ergebnisse der Ausgrabung Vortrag zu halten.

Am folgenden Tage, den 16. September, untersuchten wir den Inhalt des Schwertbehälters und lasen aus den kleinen Knochen, die mit einer feinen Düngererde, auch Holzsplittern gemischt waren, 8 Bronzeringe, 6 Doppelknöpfe, die beiden Teile einer in der Biegung gebrochenen Pinzette, 1 Tüllenmeißel und eine lange Nadel von 16 cm Länge und kleinem Knopf von 8 mm Breite. Die Ringe (Tafel IX, Fig. 14) waren gegossen, von kreisförmigem Querschnitt, keine Fingerringe, meist 2,7 cm breit, nur einer war stärker und 3,4 cm breit, einer war oval geformt. Die Doppelknöpfe (Tafel IX, Fig. 15) hatten eine gewölbte, unverzierte Oberplatte von 1,6 cm Durchmesser, eine Unterplatte von 1,2 cm; der Zwischenraum zwischen beiden betrug 0,6 cm, die ganze Stärke 1,3 cm. Ringe wie Doppelknöpfe scheinen zu Gürtel und Wehrgehenk gehört zu haben — in ähnlichen Gräbern auf Seeland fanden sich die Knöpfe noch in die Riemen eingesteckt —.[1]) Auch der Gebrauch der langen Nadel (Tafel IX, Fig. 16) in einem Kriegergrabe wird durch die Parallele von Seeland aufgeklärt: In der Steinkiste inmitten des Hügels von Hvidegaard bei Lyngby fand sich zur Seite des auf einer Tierhaut ausgebreiteten, mit Wollzeug bedeckten Brandgebeins ein Bronzeschwert in der Scheide mit Resten von Lederriemen, welche Bronzeknöpfe trugen, und hart am Schwert lag ein rundes Futteral aus dickem Leder, das, an der Seite zum Öffnen eingerichtet, durch eine Bronzenadel wie die unserige geschlossen war, indem diese durch eine Reihe von Ösen hindurchgeschoben war. Das Futteral hatte vermutlich am Gürtel gehangen und enthielt allerlei Seltsamkeiten (Schwanz einer Natter,

---

[1]) Vgl. Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I, S. 356 ff.

eine kleine Mittelmeermuschel, eine Falkenklaue, ein kleines zugeschnittenes Stück Holz, ein Bruchstück einer Bernsteinperle, Unterkiefer eines jungen Eichhorns, einige Steinchen), die wahrscheinlich als Amulette gedient haben. Ähnliches ist noch in zwei anderen Funden vorgekommen.

Auf die Analogien jener von S. Müller beschriebenen seeländischen auch jütländischen Gräber dürfen wir uns berufen, weil jene derselben Periode angehören, als das unsere, nämlich dem späteren Abschnitt der älteren Bronzezeit, wie Müller sie bezeichnet, oder der dritten Periode der Bronzezeit, wie Montelius sie bestimmt, von 1250 bis 1050 v. Chr., das ist die Periode, in der die Verbrennung der Toten allgemeine Sitte wurde.

Die Pinzette (Tafel IX, Fig. 17) ist 6,5 cm lang, unten 1,7 cm breit, oben 0,5 cm.

Der Tüllenmeißel (Tafel IX, Fig. 18) von 9 cm Länge bildet unten eine offene Röhre, deren Mündung mit Wulstrand 2 cm breit ist, nach oben geht sie in die Form eines Keiles über, dessen schwachgebogene Schneide eine Breite von 1,2 cm hat. Auch für dieses Gerät finden wir Parallelen in Dänemark, und so sehr die Form ein Werkzeug vermuten läßt, so hat doch der Umstand, daß es wiederholt in Gräbern gefunden ist, seinen Gebrauch als Waffe wahrscheinlich gemacht.[1]) Auch unser Fund spricht für diese Eigenschaft; dabei ist aber zu beachten, daß die Waffe mit Stiel in diesem Topfe nicht größer als 53 cm gewesen sein kann.

Unter den Knochenresten fand sich auch das in der Griffzunge des Schwertes fehlende (dritte) Niet in Länge von 1,4 cm, außerdem ein Knochenstück, auf welchem kleine Kreise als Verzierung eingeritzt waren, vielleicht ein Teil der beiden Griffplatten.

Wenn wir aus den vorhandenen Ringen und Doppelknöpfen auf ein ursprüngliches Wehrgehenk geschlossen haben, so werden wir auch annehmen müssen, daß das Schwert in einer Scheide beigesetzt war und daß diese Scheide ähnlich wie in den obengenannten dänischen Hügelgräbern aus Holz und Leder bestanden hat. Ein bronzenes Ortband, das diese Holzscheiden in Dänemark regelmäßig haben, fehlt freilich unserem Funde, aber es fehlt auch in anderen deutschen Funden, wo sich die Holzscheide oder Reste derselben erhalten haben, z. B. in Mecklenburg.[2])

---

[1]) Vgl. Sophus Müller, Nordische Altertumskunde I, S. 280.

[2]) Vgl. Beltz, Meckl. Jahrb. 67, S. 178 u. 187. Ortband ohne Schwert, S. 97.

Das Griffzungenschwert gehört einem bekannten Typus an, den Naue in seinem Werke über „die vorrömischen Bronzeschwerter" 1903 als Typus II bezeichnet, und der, wie Naue beweist, in Italien entstanden ist. Ein Exemplar dieser Gattung kommt auch in Mykenä vor, und zwar in dem kyklopischen Hause auf der Akropolis, also jünger-mykenisch, das von Montelius wie von Naue als ein dort importiertes Stück betrachtet und von beiden Forschern um 1200 v. Chr. angesetzt wird; als Periode dieses Schwerttypus gilt demnach die Zeit von 1200—1050 v. Chr.[1]) Die Parallelen sind bei Naue angeführt (S. 19—21). Unser Schwert schließt sich durch seine Klingenform derjenigen Abart an, die besonders in Ungarn heimisch und von Naue als Typus IIa bezeichnet ist, insofern sich seine Klinge nach unten lanzettförmig verbreitert, ehe sie in die Spitze endet; sie ist an ihrer Einbiegung unter den Griffflügeln 3 cm, an ihrer Ausbiegung 4 cm breit und wird in ihrem oberen Teil bis zwischen die Griffflügel durch eine abgerundete Mittelrippe (9 mm dick) verstärkt, während sie weiter unten einen linsenförmigen Durchschnitt hat. Die Griffzunge ist schwach gebaucht, nach den Rändern zu verstärkt und dort 8 mm dick, nach der Mitte zu sehr dünn, also bikonkav; die auswärts gerichteten Hörner der Griffzunge spannen 3,2 cm, die Griffflügel 5,2 cm. Die Griffzunge ist durch drei Niete durchbohrt, jeder Griffflügel durch je eins. Unser Schwert gehört zu den kürzesten des Typus II und schließt sich auch dadurch mehr den kurzen und wuchtigen ungarischen (Naue IX, 1) als den langen und eleganteren norddeutschen und nordischen Formen (Naue IIb) dieses Typus an.[2])

Das Verhältnis dieses Schwertgrabes zu der darüber befindlichen Kiste einer Erörterung am Schluß des Berichtes vorbehaltend, gehen wir nun zur letzten Fundstelle, dem Haupt- und Zentralgrabe des Hügels über.

Die verschiedenen Schlitze waren schon tags zuvor auf Steinblöcke von etwa 50 cm Höhe gestoßen, die in einer geraden Linie von West nach Ost standen, und an die sich eine von Süd nach Nord gerichtete Linie unter rechtem Winkel anschloß, so daß man die Anlage eines

---

[1]) Naue, die vorrömischen Schwerter S. 15, 17, 20, 25.

[2]) Von gleicher Kürze ist ein durch Griffzunge und Mittelrippe sehr ähnliches Schwert aus einem Steingrab bei Eddelstorf, Kr. Ülzen, nur fehlt diesem die lanzettförmige Verbreiterung, auch reicht die Mittelrippe bis zur Spitze (Tewes, Unsere Vorzeit S. 32). Über die (längeren) Mecklenburger Schwerter dieses Typus, vgl. Beltz. Meckl. Jahrbücher 67, S. 172 u. 108.

rechteckigen Steinzaunes erkennen konnte. Die Steine wurden sorgfältig in ihrer Stellung belassen. Die Süd-Nordlinie, 6,45 m lang, ging nahe an der Schwertkiste vorüber, diese östlich außerhalb lassend; der obere Rand der offenen Steinkiste lag in demselben Niveau wie der von den Steinblöcken eingeschlossene Raum; hätten wir den Boden desselben tiefer ausgehoben, so hätten die Steinblöcke nicht stehen können. Das Niveau des eingeschlossenen Raumes lag, wie ein Einschlag bewies, 60 cm über dem Kies des Untergrundes, 2,60 m unter der Höhe des Hügels. Der Kies stand also hier 80 cm höher als am Rande des Hügels, das Terrain hatte schon vor Aufschüttung des Hügels hier eine natürliche Erhebung gehabt. Die Ostseite des Zaunes bestand aus 8 Steinen. Gerade der Block, der neben der Schwertkiste (50 cm davon) gestanden hatte, wurde liegend, und zwar nach dem Innern des Rechtecks zu umgefallen, angetroffen, er war 1,40 m lang, alle übrigen standen aufrecht. — Der sachlichen Ordnung wegen sollen die erst in späteren Tagen gewonnenen Ergebnisse über die sonstige Gestalt des Steinzauns gleich hier mit angeführt werden.

Unserer Erwartung gemäß wurde innerhalb des Steinzauns die große Platte des Hauptgrabes unter gehäuften Sandsteinen am 16. Sept. entdeckt und freigelegt; sie lag in der Mitte zwischen der Nordreihe und der Südreihe des Steinzaunes, von ersterer 2,40 cm, von letzterer 2,30 cm entfernt; von der Ostreihe betrug ihr Abstand 3,90 m, und wir mußten deshalb in derselben Entfernung die westliche Querreihe vermuten, also etwa unter dem Baume, von dem die östliche Querreihe 10,40 m entfernt war. Indessen haben wir überhaupt keine westliche Querreihe gefunden, obwohl wir vom Schlitz XI aus bis unter den Baum vorgedrungen sind; dagegen reichten die Nord- und die Südreihe weit über diesen Punkt hinaus, und zwar die Nordreihe bis an den schroff abfallenden, d. h. früher abgegrabenen und abgerutschten Westabhang des Hügels, wo schon vor Beginn unserer Grabung ein dicker Steinklotz in der Böschung sichtbar war, während andere ebenso große unten in der Kiesgrube lagen. Die Nordreihe hatte demgemäß eine Länge von 25 m und ist ursprünglich noch länger gewesen. Die Südreihe reichte nicht so weit, sondern nur bis zum zweiten (westlichen) Baume, d. h. 19,50 m lang, unser letzter Schlitz No. XIV traf sie nicht mehr. Hier senkte sich allerdings auch der Mutterboden, aus dem der ursprüngliche Hügel bestand, tiefer hinab, als das Niveau der Steinreihen und des eingefaßten Hofes lag. Die beiden langen Reihen hatten übrigens nach Westen eine konvergierende Richtung, sodaß im Schlitz XII (3,20—5,20 cm westlich vom Baum) die beiden Steinreihen nur noch

3,35 m voneinander entfernt waren, die äußeren Kanten 4,25 cm, — gegen 6,45 cm auf dem östlichen Ende.

Die Steine waren mit wenig Ausnahmen Granitfindlinge, sie standen nebeneinander und, wo durch Verringerung des Umfanges nach oben schon bald über dem Niveau Lücken entstanden, waren andere Steine zur Ausfüllung der Lücke eingeschoben. Der Steinzaun ist von mehreren Standpunkten aus photographiert worden, vgl. Tafel VI, Fig. 9, und läßt sich nach den gelungenen Bildern des Herrn O. Schönemann in einer Zeichnung genau wiedergeben. Nach Aufdeckung des Mittelgrabes gewährte dieser nach Jahrtausenden zum erstenmal den Blicken sich darbietende Inhalt des Hügels ein hochinteressantes und Ehrfurcht erweckendes Bild, das mit Recht von den Umwohnern — auch von Schulklassen mit ihren Lehrern — besonders am Sonnabend und Sonntag, den 17. und 18. September, aufgesucht und dem Gedächtnis eingeprägt wurde, denn nach wenigen Tagen mußte alles wieder zugeschüttet und unter den Erdhügel geborgen werden, auf dem die beiden Akazien nach wie vor ihre Stellung behaupteten.

Die am 16. September vormittags entdeckte Platte des Hauptgrabes lag im Niveau des eingeschlossenen Hofes, vom Meßbaum 4,30 m östlich, von der Mittellinie 0,35 m (Nordwestecke) und 0,90 m (Nordostecke) südlich entfernt; sie war 2 m lang, 1 m breit; ihre Dicke betrug an der Westseite 0,24 m, nahm aber nach Osten zu bis auf 0,40 m. Da wir nicht daran denken konnten, die Platte zu heben, mußten wir den Boden längs der südlichen Langseite und der westlichen Querseite bis zur Sohle des Grabes ausheben, um dasselbe von der Seite öffnen zu können. Die südliche Langseite erwies sich dreifach verwahrt: eine einzige Sandsteinplatte von 1,62 m Länge, 0,95 m Höhe und 0,12 m Dicke bildete die Wand; diese war außen durch 3 nebeneinander gestellte Platten verstärkt, und diese wurden wieder teils durch eine schräg dagegen gelegte Platte, teils durch einen schweren Steinklotz von 50 cm Länge und Breite, 36 cm Höhe in ihrer Lage festgehalten. Die hintere, nördliche Längsplatte war noch um 14 cm länger und um 4 cm dicker als die südliche; die Querwände waren 28 cm und 20 cm dick; durch rechtwinkeliges Anlegen der Längsplatten gegen die Kanten der Querplatten — nur auf der Südwestecke war die kürzere Längsplatte mit ihrer Kante gegen die dicke Querplatte gestellt — war ein rechteckiger Raum von 1,42 m Länge, 0,70 m Breite, 0,95 m Höhe eingeschlossen, der wohl ursprünglich von Erde hatte freigehalten werden sollen, wie das Verstreichen der Fugen mit Ton bewies, der sich aber doch ganz mit Erde gefüllt hatte, nachdem faustgroße Ton-

klumpen aus ihrer Lage gewichen waren, die sich im Innern des Grabes fanden.

Die Öffnung geschah durch Einhauen einer senkrechten Rille in die südliche Längsplatte und Abbrechen der westlichen Hälfte dieser Wand. Das Herausnehmen und Weiterbefördern der lockeren Erde beschäftigte drei Arbeiter eine Stunde lang. Erst ganz in der Tiefe wurden einige schwammig poröse Knochen gefunden, Teile von Röhrenknochen und einige Gelenkenden; alles übrige war spurlos vergangen. Endlich zeigte sich in der Nordostecke ein Gefäß. Sorgfältig freigelegt und ohne Schaden gehoben, erwies sich der Fund als eine Henkelkanne, sehr ähnlich derjenigen, die wir im untersten Grabe des Hügels von Baalberge 1901 gefunden haben,[1]) nur gefälliger in der Form (Tafel IX, Fig. 19). Der Hals erweitert sich nach oben in schwungvoller Linie, und unter dem Halse springt das Gefäß sofort zu seinem größten Umfange aus, so daß dieser über der Mitte der Höhe liegt. Sehr hübsch ist auch der Henkel gebildet; ebenso wie der am Baalberger Gefäß reicht er von der Mitte des Halses zur Mitte der Schulter, aber auf der Biegung trägt er eine kleine Kuppe, und seine Öffnung bildet eine Ellipse. Direkt unter der Furche des Halsansatzes ist ein Band von kleinen Kerben auf der Schulter eingeritzt. Die Oberfläche ist geglättet. Höhe der Kanne 17,5 cm, des Halses 5,2 cm, der größten Ausladung 9,3 cm; Breite dieser Ausladung 16,3 cm, Durchmesser der Mündung 8,5 cm, der Stehfläche 6 cm; Breite des Henkels 2,5 cm, Dicke desselben 0,6 cm. Ein anderer Fund wurde nicht gemacht.

Das Innere des Grabes wurde sehr genau untersucht; die ursprüngliche Basis unterschied sich deutlich von der füllenden Erde, da letztere dunkelbraun und locker auf dem harten Kiese des Untergrundes auflag, in den das Grab 70 cm tief eingelassen war. Eine andere Grundlage als dieser Kies, in den wir schürfend eindrangen, war nicht vorhanden. Die archäologische Ausbeute dieser Zentralstelle des Hügels mochte den Zuschauern, die an diesem Nachmittage zahlreich aus Bernburg gekommen waren, gering erscheinen.

Übrigens war mit diesem Funde der Hügel überhaupt erschöpft. In den folgenden Tagen wurde zunächst der Steinzaun auf der Nordseite freigelegt und zugleich mit der Wiederherstellung des Hügels auf der Ostseite begonnen. Am 20. September wurde auf Wunsch des Herrn Oberbürgermeisters Leinveber, Vorsitzenden des Bernburger

---

[1]) Vgl. diese Jahresschrift, Bd. I, S. 30 und Tafel III, Fig. 9.

Altertumsvereins, auch die westliche Hälfte des Berges in Angriff genommen, indem zwischen den beiden Bäumen ein breiter Querschnitt in den Hügel getrieben wurde (Schlitz XII, 2,50 m breit); derselbe zeigte die auffällige Tatsache, daß hier schon die Oberfläche des Hügels aus Sand und Kies bestand; erst bei 1,50 m Tiefe wurde die schwarze Erde erreicht und bei 2,80 m die Sohle, auf welcher die beiden Steinreihen (3,25 m voneinander entfernt) standen; zu weiterer Aufklärung dieser Erscheinung wurden noch 2 Schlitze und in kurzen Abständen angesetzte Bohrungen in den Berg getrieben. Der vom Hauptbaume nur 1 m entfernte Schlitz XI erreichte den schwarzen Mutterboden bei 95 cm Tiefe, der nahe dem Westbaum hinabgeführte Schlitz XIII erst bei 2,10 m; der noch jenseits des westlichen Baumes vertiefte Schlitz XIV erreichte bei 2,80 m Tiefe weder eine Fortsetzung der südlichen Steinreihe noch den Mutterboden.

Es wurde durch diese Ermittlungen deutlich, daß der ursprünglich aufgeschüttete Hügel von schwarzer Erde schon 1 m östlich vom Hauptbaume sich nach Westen abzudachen beginnt bis herab zum Niveau der Steinumzäunung: die westlichsten Steine der Nordreihe standen noch mit ihrem unteren Drittel im schwarzen Boden. In einer späteren Zeit ist der ursprüngliche Westabhang des Hügels durch Aufbringung von Sand erhöht worden, so daß der Rücken des Hügels um etwa 15 m nach Westen verlängert worden ist. Zu welchem Zwecke dies geschehen, ist durch die Ausgrabung nicht klar geworden, da wir in dieser Sandauftragung kein einziges Artefakt gefunden haben. Auch keine Spur hat sich für die Annahme ergeben, daß auf diesem Hügel in jüngeren Perioden geopfert worden sei, es müßten denn jene Bieropfer stattgefunden haben, wie sie der heilige Columban bei den Sueven antraf,[1]) und wie sie bis heute auf dem Bierhügel bei Gödewitz westlich von Halle am Himmelfahrtstage unter Beteiligung der fünf Himmelfahrtsdörfer abgehalten werden.

Der ursprünglich aufgeschüttete Hügel hat also seine höchste Erhebung genau über dem mit Steinzaun umgebenen Hauptgrabe gehabt und ist über dieses Grab aufgerichtet worden. Es entsteht aber die Frage, ob das außerhalb, aber hart neben der Umzäunung hergestellte Steinplattengrab in Beziehung zu dem Hauptgrabe steht. Seine Lage

[1]) Jonas, Vita S. Columbani, vgl. Grimm, Mythol. S. 76. Ich erwähne die Opfer deshalb, weil man den Namen des Berges wohl mit dem Phol des Merseburger Heilspruchs in Beziehung gebracht hat, ebenso wie das benachbarte Poley. Übrigens hat der nördlich von Latdorf gelegene Berg mit großer Steinkammer den Namen Bierberg.

vor dem Friedhof, ja, wie es scheint, vor einer Öffnung desselben und in demselben Niveau macht seine Zugehörigkeit wahrscheinlich; dazu kommt der gutgefügte Bau aus starken Platten, der der steinzeitlichen Bauweise entspricht, aber nicht der dritten Bronzeperiode. Das Steingrab hat eine Größe, die für einen Hocker gerade ausreicht. Nun sind zwar aus Dänemark Beispiele bekannt, daß Brandgebein in Steinkisten beigesetzt ist, die auch für einen ganzen Körper Raum gehabt hätten, man betrachtet diese Bestattungen der dritten Bronzeperiode als die Übergangsformen von der Körperbestattung zur Brandbestattung; aber dort füllte man wenigstens das Grab, indem man eine Tierhaut ausbreitete, darauf das Gebein verteilte und mit einer wollenen Decke zudeckte. Hier aber im Pohlsberge haben die Bestatter des tönernen Schwertbehälters nicht gewußt, was sie mit dem Raume anfangen sollten, sie haben ihn mit Steinen ausgefüllt. Ich glaube deshalb, daß die Besetzung des Steingrabes mit dem Schwert- und Gebeinbehälter eine sekundäre ist, und daß das Steinplattengrab ursprünglich mit einem Hocker der Steinzeit besetzt gewesen ist.

Noch eine andere Beobachtung spricht für diese Annahme. Von den umgebenden 4 Platten reicht nur eine tiefer als der Schwertbehälter, nämlich die östliche, die 81 cm hoch ist, die südliche ist nur 50—42 cm, die westliche 46 cm, die nördliche 36—42 cm hoch. Da das Grab ursprünglich nicht tiefer gewesen sein kann als die umgebenden Platten, wird es höchstens 40 cm tief gewesen sein, und das genügte für einen Hocker. Der zylindrische Topf von 51 cm Höhe mißt mit dem nur wenig übergreifenden Deckel von 10 cm Höhe zusammen 58 cm; er reichte aber nicht bis zur Deckplatte, man konnte vielmehr den Deckel abheben; bis zu einer Tiefe von 65 cm mußten wir Steine herausholen, um den Topf freizumachen; d. h. die Bestatter dieses Schwerttopfes haben das ursprüngliche Grab um 25 cm vertieft, um ihren sonderbaren Behälter unter der schweren Platte des Grabes sichern zu können. Auch die Zusammensetzung der Deckplatte aus einem dicken und einem dünnen Stück deutet auf Zerstörung des ursprünglichen Verschlusses.

Vom 20. bis 24. November wurden die oben beschriebenen Untersuchungen der Westhälfte des Hügels fortgesetzt, während von der Ostseite her die Wiederherstellung des Hügels Fortschritte machte; die am ersten Tage der Ausgrabung vorgenommene Umpfählung des Hügels und die stehengebliebenen Erdpfeiler leisteten hierbei gute Dienste. Bei der Wiederaufbringung des Erdreichs am Südabhang wurde am 23. nachmittags durch die Aufmersamkeit des Herrn Grünwald ein

gut geglättetes Steinbeil von Trapezform mit ausgebogenen Seiten gefunden, es ist 7,7 cm lang, an der Schneide 5,3 cm breit, oben 3,2 cm. Da es aus demselben Gestein besteht wie der facettierte Hammer, wird man annehmen dürfen, daß es zu demselben schnurkeramischen Grabe (I oben) gehört, wie dieser.

Am 22. September gegen Abend zeigte ich den Einwohnern von Latdorf im Saale des Herrn Becker die gemachten Funde, gab die nötigen Erklärungen dazu und beantwortete die aus dem Zuhörerkreise gestellten Fragen; erhielt auch Nachricht von mehreren bisher unbekannten Funden. Den 23. und den Vormittag des 24. September mußte ich größtenteils auf die Verpackung und Etikettierung der Funde verwenden. Am 24 nachmittags wurden 17 Kisten und Kartons, mit Nummern und Aufschriften versehen, zugleich mit einem Inhaltsverzeichnis im Rathaus zu Bernburg abgeliefert. Die Wiederherstellungsarbeiten am Hügel sind unter Leitung des Herrn Grünwald noch vom 26.—28. September fortgesetzt worden.

Überblicken wir die Ergebnisse der Ausgrabung, so ist leicht zu erkennen, daß zwei verschiedene Perioden und Kulturen an der Entstehung des Hügels mitgewirkt, und an dessen Benutzung sich beteiligt haben: die jüngere Steinzeit und die mittlere Bronzezeit. Der steinzeitliche Fund von Amphora und Schnurbecher neben Kiste IV—V (Fundstelle D) befand sich nicht mehr in ursprünglicher Lagerung, ebensowenig die Fragmente der offenen Amphora und der Kugelamphora von Fundstelle B. Die Lage dieser beiden Funde kann zu chronologischen Schlüssen nicht verwandt werden. Es ist möglich, daß die letzteren ursprünglich bei einem Hocker in der Schwertkiste gestanden haben und bei Bestattung des bronzezeitlichen Schwertträgers an ihre jetzige Fundstelle geworfen sind; aber das ist nur eine Vermutung.

Für die steinzeitliche Chronologie sehr wichtig ist dagegen das Verhältnis des Hauptgrabes zu dem schräg darüber befindlichen schnurkeramischen Grabe; denn die Lage beider Gräber beweist unumstößlich, daß das obere jünger sein muß als das untere. In solcher demonstratio ad oculos besteht der chronologische Wert des tumulus. Das untere oder Zentralgrab wird durch seine Einzäunung mit Findlingsblöcken in die Gattung von Gräbern eingereiht, die Beltz als Hünenbetten bezeichnet, und die in der urgermanischen Provinz, d. i. Dänemark, Südschweden, Vorpommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Altmark, Hannover, einen Steinzaun mit Steinblockkammer, sei es kleine Stube, sei es Riesenstube, enthalten, die also der Periode II

und III von Montelius angehören und älter sind als die Steinkisten.[1]) Unser Zentralgrab entspricht genau dem altmärkischen und mecklenburgischen Hünenbett: „Der Hügel bildet ein schmales, längliches Rechteck, die Grabkammer findet sich gewöhnlich nahe dem östlichen Ende"; nur daß im Pohlsberg die Grabkammer nicht aus Findlingsblöcken, sondern aus großen Plattensteinen in Art der Steinkiste gebildet ist. Wir haben also eine Bestattung vom Übergang des Hünenbettes zur Steinkiste, d. h. von Periode III zu IV vor uns. Das darüber befindliche schnurkeramische Grab kann also nur der Periode IV angehören, welche außerdem durch die mitgefundenen Kupferperlen gefordert wird.

Als Klopfleisch im Jahre 1883 über die Methode Rechenschaft gab, mit der man auf dem Gebiete der Keramik zu Zeitabteilungen und näheren Zeitbestimmungen gelangen könnte, wies er in erster Linie auf die Grabhügel hin, die mehrere Beisetzungsschichten enthalten, und stellte den Grundsatz auf: „Als die älteste Art der keramischen Kulturschichten wird diejenige aufzustellen sein, unter welcher bisher noch nie eine andere Art von Keramik zum Vorschein kam." Klopfleisch fand nun, „daß gerade die ältesten Grabhügel unserer Heimat das am reichsten verzierte Tongerät (er meinte die Schnurkeramik) enthalten und daß, soweit dem Verfasser bekannt, noch nie in tieferen älteren Schichten Mitteldeutschlands eine andere Keramik sich zeigte, als die sogleich näher zu schildernde" (nämlich die Schnurkeramik). Darum schien ihm diese als die älteste.

Der Schluß gründete sich nur auf das Arbeitsgebiet Klopfleischs und zwar auf die wenigen Grabhügel mit verschiedenen Schichtungen, die in der untersten Schicht steinzeitliche Bestattungen enthielten — in Thüringen fast ausnahmslos schnurkeramische. Für Klopfleischs Zeit war es ein Verdienst, daß er durch diese Beobachtungen das höhere Alter der Schnurkeramik vor den bronzezeitlichen und späteren Grabaltertümern erkannte. Zu einer chronologischen Unterscheidung verschiedener steinzeitlicher Typen hat ihm sein thüringisches Material keine Unterlagen gegeben. Der einzige Tumulus, der ihm zu einer solchen Unterscheidung hätte verhelfen können, nämlich der außerhalb Thüringens gelegene Spitzehoch bei Latdorf in Anhalt, enthielt außer einigen Exemplaren der ihm bekannten Schnurkeramik, die ihm unbekannte Keramik des Bernburger Typus. Leider war die dort angewandte Ausgrabungsmethode, nämlich Eintiefen eines Schachtes

[1]) Vergl. Beltz, Die steinzeitlichen Fundstellen in Mecklenburg, Jahrb. 64, S. 80 fl. und S. 123.

von der Spitze bis zum Grunde und nachträgliche Erweiterung des Schachtes nicht günstig für eine klare Beobachtung über das chronologische Verhältnis der in verschiedenen Teilen des Hügels gefundenen steinzeitlichen Bestattungen, die doch auf unbefangene Augenzeugen den Eindruck machten, als sei der Steinbau mit dem Bernburger Typus der ursprüngliche Kern des Hügels. Vermutlich ist die Unsicherheit über dies Verhältnis mit Ursache gewesen, daß Klopfleisch trotz zahlreicher Mahnungen den versprochenen Bericht über die Ausgrabung von Latdorf verschob, um erst weitere Ausgrabungen vorzunehmen, bis es zum Bericht zu spät war.

Erst in neuerer Zeit sind dann die Beobachtungen gemacht, daß in tieferen älteren Schichten als die der Schnurkeramik sich eine andere Keramik gezeigt hat, Beobachtungen, die es unmöglich machen, der Schnurkeramik die Anfangsstellung in der neolithischen Kultur Deutschlands zuzuweisen: nämlich im Hügel von Baalberge eine Kanne mit Henkeltopf in großem Steinplattengrabe [1]); im Hügel von Kalbsriet an der Unstrut Kugelamphoren und offene Amphoren in mächtigem Steinplattengrabe [2]); im Hügel am Nebraer Berge bei Tröbsdorf zwei Gefäße des Bernburger Typus bei Skeletten [3]); und nun im Pohlsberge eine ähnliche Kanne wie die von Baalberge ebenfalls in großem Steinplattengrabe.

Da die genannten Kannen als Ausläufer der norddeutschen Tiefstichkeramik zu betrachten sind, [4]) ebenso wie der Bernburger Typus;

---

[1]) Diese Jahresschrift I, 1902, S. 35—37.

[2]) Schumacher, Altertümer unserer heidn. Vorzeit V, 1904, S. 56.

[3]) Vergl. oben S. 78, Anm. 1.

[4]) Vergl. meine Ausführungen in Jahresschr. I, S. 33 und Schumacher a. a. O. S. 58. Die von Schumacher Tafel 13, Fig. 203 als Parallele abgebildete Kanne aus großem Steinplattengrabe bei Wimmelburg (Mansf. Seekreis) hat leider zur näheren Bestimmung des Typus nichts beitragen können, da die zugehörigen Gefäße nicht gerettet sind. Eine Verwandtschaft unserer Kannen mit pommerschen und uckermärkischen Henkelkrügen, auf die Schumacher und Beltz hingewiesen haben, scheint vorzuliegen, insofern auch diese (von Schumann veröffentlichten) Gefäße aus der norddeutschen Tiefstichkeramik hervorgegangen sind, wie ein Vergleich des uckermärkischen Kruges (Nachrichten 1902, S. 81) mit dem Tiefstichkruge von Rhinow (Brunner, Fig. 33) veranschaulicht. Für das chronologische Verhältnis jener pommerschen Steinkistengräber zu den dort ebenfalls vorkommenden schnurkeramischen Flachgräbern dürfte deshalb der deutliche chronologische Beweis des Pohlsbergs die entscheidende Aufklärung bringen. Unsere Kannen sind übrigens m. E. nicht aus jenen plumpen Krügen hervorgegangen, sondern aus den schlankeren nordischen Halskrügen mit 2 Ösen (Beltz,

da ferner die Kugel- und die offenen Amphoren dem Bernburger Typus gleichzeitige Produkte norddeutscher Keramik sind, so ist nunmehr erwiesen, daß die norddeutsche Tiefstichkeramik und ihre Fortsetzungen älter sind als die Schnurkeramik, wenn sie sich auch noch gleichzeitig mit der letzteren erhalten haben.[1])

Diese Erkenntnis wird endlich dazu führen, die Herkunft und Entwicklung der so eigentümlich stilisierten Schnurkeramik und der zugehörigen stilisierten Steinhämmer aufzuklären. Für Klopfleisch blieb bekanntlich der Ursprung dieses eigenartigen Gefäßstils „um so rätselhafter, da die Gefäße dieser Art in unseren neolithischen Gräbern gar keine früheren Entwicklungsstadien durchlaufen zu haben scheinen, sondern schon mit allen Eigenschaften eines ausgeprägten Stils auftreten.[2])

---

steinzeitl. Funde, Jahrb. 63, S. 79). Wie aus den Kugelamphoren sich eine Form mit Standfläche und nur einer, etwas vergrößerten, Öse entwickelt hat (Exemplar von Hindenburg in meinem Besitz), so ist unsere Kanne nichts anderes als ein solcher Halskrug, an dem statt 2 Ösen nur eine vergrößerte Öse angebracht ist; sowohl die Ansatzstellen als die geknickte Form des Henkels zeigen deutlich diese Herkunft.

[1]) Für die Ansetzung des Bernburger Typus in Montelius' Periode III habe ich mich im vorigen Jahrgang S. 135 auf das aus Findlingsblöcken erbaute Ganggrab von Drosa berufen, sowie auf das mit Findlingsblöcken gedeckte Hünengrab von Ebendorf. Ein gleichalteriges „aus 18 großen Feldsteinen" (Findlingsblöcken) erbautes Hünengrab von 15 Ellen Länge (5 und 6 Seitenträger, je 1 Schlußstein, 5 Decksteine) ist schon um 1780 bei Wulfen in einem Hügel „unweit der Leimküte" ausgegraben; in einem kleinen steinernen Nebenbehälter (also ähnlich wie im Spitzenhoch und im Lausehügel) standen 10 Gefäße des Bernburger Typus, die jetzt in Groß-Kühnau aufbewahrt werden. Vgl. Stiller, im Anhang zu Lehmanns Beiträgen, Halle 1789, S. 94; Virchow, Zeitschr. für Ethn. 1883, V. S. 444 und 1894, V. S. 328. Übrigens sind bei den seit 3 Jahren zu Nägelstedt durch Götze und Förtsch betriebenen Ausgrabungen auch nordische Kragenflaschen zusammen mit Bernburger Typus gefunden, eine Tatsache, die meine Beobachtungen über das Alter dieses Stils voll bestätigt. Da zu Jordansmühl in Schlesien mit Kragenflaschen auch Bandkeramik zusammen vorgekommen ist, so wird endlich auch dieser verbreiteten Gruppe ihr chronologisches Verhältnis zur Schnurkeramik angewiesen. Ihre Gleichzeitigkeit mit dem Bernburger Typus hatte sich schon in dem Massengrabe von Hornsömmern gezeigt (vgl. Mertins, Schles. Vorzeit in Bild und Schrift III, 1904, S. 2; Reischel, Vorgesch. Altert. der Prov. Sachsen IX, S. 1 ff.). Da auch der Rössener Stil zusammen mit Bandkeramik vorgekommen ist, z. B. zu Rössen, Hundisburg, Neuhaldensleben, so ergibt sich, daß die Schnurkeramik von allen Typen der neolithischen Keramik Deutschlands der letzte ist.

[2]) Vorgesch. Altertümer der Provinz Sachsen I, 1883, S. 46. Ähnlich auch in Regensburg, Korresp.-Bl. d. deutsch. Ges. f. Anthrop. 1881, S. 139: Die neolithische Periode in Mitteldeutschland zeigt „wie mit einem Zauberschlag diese neue Technik ohne uns irgend eine Vorstufe der keramischen Entwicklung zu enthüllen."

Es ergab sich ihm deshalb die Alternative: „entweder war der maßgebende Teil der Bevölkerung ein verhältnismäßig hoch kultivierter, zugewanderter, unserm Boden ursprünglich fremder, oder die rohe einheimische Urbevölkerung erhielt von außen von einem höher kultivierten Volke, das wohl frühzeitig durch Faktoreien oder Sklaven die Fabrikation der Keramik auf unserem heimischen Boden betrieb, seine ersten Tongeschirre" (S. 41). Klopfleisch entschied sich für die letztere Alternative hauptsächlich wohl, weil, wie er glaubte, die Verzierungstechnik der Schnurkeramik „nur mit ägyptischen Gefäßen des alten Reiches auffällige Übereinstimmung zeigt" (S. 46).

Die Hypothese von den phönikischen Faktoreien, die entgegen der prähistorischen Methode ohne jeden Beweis durch Erdfunde und Nachlaßreste in luftiger Spekulation ersonnen war, hat heute keinen Anhänger mehr. Es blieb demnach die andere Alternative von der Einwanderung eines schon höher kultivierten Volkes, bei dem die Vorstufen der schnurverzierten Amphoren und Becher zu suchen sind. Solange man mit Übertreibung der Klopfleischschen Hypothese die übrigen neolithischen Gefäßtypen Deutschlands für jünger erklärte als die Schnurkeramik, herrschte über die Herkunft und Entwicklung dieses Gefäßstils vollkommene Ratlosigkeit und tiefes Schweigen. Noch vor 2 Jahren mußte ich auf östliche Vorkommnisse von angeblicher Schnurkeramik hinweisen und die Möglichkeit einer Einwanderung aus Rußland aufstellen. Heute, wo wir das höhere Alter des norddeutschen und des Bernburger Stils erkannt haben, wo wir an den Fundstellen von Tröbsdorf, Kalbsrieth, Nägelstedt die Einwanderung dieser norddeutschen Neolithiker bis an die Unstrut verfolgen können, liegt es doch am nächsten, in der Keramik dieser Stufe die Vorstufe der entwickelten thüringischen Schnurkeramik zu suchen.

Die nordwestdeutsche Megalithkeramik — in Nägelstedt mit Bernburger Typus zusammen gefunden — enthält nun Becher von großer Ähnlichkeit mit dem thüringer Schnurenbecher.[1]) Auch das Ganggrab von Drosa zeigt unter seinen Bernburger Gefäßen einen Becher, der in seiner Form dem Schnurenbecher schon recht nahe steht (Tafel V, Fig. 20). Gewisse Formen des Schnurenbechers konnten sich auch aus der Amphora entwickeln, wie die oben erwähnten Übergangsgefäße beweisen (S. 78). Für die in Thüringen scheinbar ohne Vorstufe auftretende Amphora finden wir aber gerade in älteren Gräbern des Bernburger Typus eine bisher wenig beachtete Vorstufe, die er mit

[1]) Vergl. Götze, Zeitschr. f. Ethn. 1900 Verh. S. 276 und 264.

der verwandten Steinzeitkeramik in der Altmark, Brandenburg, Pommern gemein hat, nämlich ein amphorenartiges Gefäß mit Ösen im Halswinkel und Ösen oder Zapfen am Umbruch:

In dem mit Bernburger Typus besetzten Hünengrabe von Drosa (Ganggrab aus Findlingsblöcken) fanden sich die Bruchstücke eines solchen Gefäßes hart an der Seitenwand — wahrscheinlich von einer älteren Bestattung herrührend, deren Reste bei erneuter Benutzung des Grabes zur Seite geschoben waren (vergl. oben S. 36 und Tafel V, Fig. 19). Zwei derartige Gefäße enthielt auch das ähnliche, aus 18 Findlingsblöcken bestehende, schon um 1780 geöffnete Hünengrab bei Wulfen — nahe bei Drosa — nebst bekannteren Gefäßen des Bernburger Typus (vergl. S. 37 Anm.). Ein stattliches Gefäß dieser Art mit schönem Zickzackband um den Hals und um den Oberkörper ist zusammen mit Gefäßen des Bernburg-Molkenberger Typus einem Grabe im kleinen Silberberge bei Barleben nördlich von Magdeburg 1831 entnommen.[1]) Noch weiter nach Norden liegt das Gräberfeld von Tangermünde, das außer anderen Gefäßen des Bernburger Typus auch eins wie das hier besprochene enthielt.[2]) Noch größere Übereinstimmung mit diesem zeigt ein Gefäß von Päwesin in Westhavelland, das mit einem nordisch-bernburgischen Henkelkrug und mit Feuersteinbeilen zusammen gefunden ist, und das wieder eine Parallele in einem Grabgefäß aus Stargard, Kr. Saatzig in Pommern, besitzt.[3]) Ein verwandtes Gefäß kleinerer Form stammt ferner aus einer Ansiedelung bei Hoppenrade, Kr. Osthavelland, und ein ähnliches ohne Verzierung aus der Urfundgrube des Bernburger Typus, dem Lausehügel bei Halberstadt.[4]) — Den Übergang dieser nordisch-bernburgischen Gefäßform zu der thüringischen Amphorenform zeigt in sehr bemerkenswerter Weise ein von Größler in dieser Jahresschrift veröffentlichtes Gefäß von Wormsleben im Mansfelder Seekreise, das zusammen mit einem unverzierten Henkelkruge nordischer Form aus einer mit mächtigem Steinklotz gedeckten Steinkiste 1881 gehoben worden ist.[5]) Dasselbe hat noch die Ösen (4) im Halswinkel, und am Umbruch vier Zapfen, aber schon zylindrischen

---

[1]) „Zwischen zwei Steinreihen in der Erde gefunden." Freundl. Mitteilung des Herrn Dr. Hahne, der den Fund nebst anderen Schätzen des Magdeburger Museums demnächst veröffentlichen wird.

[2]) Götze, Zeitschrift f. Ethn. 1892 Verh. S. 183, Fig. 7.

[3]) Brunner, Steinzeitl. Keramik der Mark Brandenburg S. 13, Fig. 25 und 15.

[4]) Im Museum zu Wernigerode, vergl. auch Reinecke, Zeitschrift f. Ethnol. 1902 Verh. S. 235.

[5]) Jahresschrift I, 1902, S. 239, Tafel XXV, No. 1507.

Hals; im übrigen ist es unverziert. Plumper ist ein Gefäß von Niederdodeleben (Magdeb.) mit je vier Ösen im Halswinkel und am Bauche.

Auch das Schnurenornament findet sich in der norddeutschen Keramik in mannigfacher Weise angewendet, besonders auf Kugelamphoren und offenen Amphoren. Wir werden dasselbe jetzt nicht mehr als Rückwirkung der thüringischen Schnurkeramik, sondern als deren Vorstufe, als die ersten tastenden Versuche in dieser Manier ansehn.[1]) Die offene Amphora zeigt außerdem in ihren vier Ösen am Gefäßumbruch ein Element, das ebenfalls für die schnurkeramische Amphora charakteristisch geworden ist, sie hat auch schon das Gurtband von Öse zu Öse, wie wir es regelmäßig an den (älteren) halslosen und kurzhalsigen Amphoren der Schnurkeramik finden.[2]) Die offene Amphora brauchte man nur wenig oben einzuwölben, und man hatte die halslose Amphora.

Es ist beachtenswert, daß diese vermittelnden Gefäßformen hauptsächlich im Übergangsgebiet zwischen der norddeutschen Keramik und der thüringischen Schnurkeramik vorkommen.

Dies alles sind nur flüchtige Andeutungen über ein Thema, das eine eigene genaue Untersuchung verdient; hier sollte nur gezeigt werden, daß bei der richtigen Chronologie der steinzeitlichen Typen auch das Problem der Entwicklung des in Thüringen scheinbar entwicklungslos auftretenden keramischen Stils wohl zu lösen sein wird. Der Wert der beiden in ungestörter Lage gefundenen Steinzeitgräber des Pohlsberges für die Chronologie und für manche andere Frage der Steinzeit dürfte ersichtlich sein.

Auch die Funde aus der Mitte der Bronzezeit sind für chronologische und ethnologische Betrachtungen nicht unwichtig. Das Schwertgrab sagt uns deutlich, daß die hiesige Bevölkerung in der dritten

[1]) Man vergleiche die Schnureindrücke auf den Kugelamphoren von Kl.-Rietz (Brunner, neolith. Keramik in Brandenburg S. 5, Fig. 7 und S. 6), Groß-Ramlin in Pommern (Walter, steinzeitl. Gefäße im Stettiner Mus. Tafel II, 8—12), Reupzig in Anhalt (Seelmann in Nachr. 1903, S. 89), Kossebaude im Königr. Sachsen (Deichmüller S. 29; Götze, Zeitschr. f. Ethn. 1900, S. 161) und auf einem wunderlichen Übergangsgefäß von Biere im Prov.-Mus. zu Halle. Ferner auf den offenen Amphoren von Köben (Brunner, Nachrichten 1899, S. 82), Reppichau in Anhalt (Seelmann, ebenda S. 80) Zilly, Kr. Halberstadt (Höfer in „Prov. Sachsen in Wort und Bild“, Berlin 1900, S. 52), Beckendorf, Kr. Oschersleben (Schmidt, Mitt. aus dem Prov.-Mus. Halle I, S. 37), Kalbsrieth (Pfeiffer, Korresp.-Bl. des allg. ärztl. Vereins von Thüringen 1901, No. 9).

[2]) Man vergleiche die offene Amphora von Ketzin bei Brunner, Fig. 1 und das Fragment einer solchen aus dem Pohlsberge Tafel VIII, Fig. 1 und oben S. 67.

Periode der Bronzezeit zur Brandbestattung übergegangen ist (ähnlich wie in Dänemark und in Mecklenburg, wo mit Bronzebeigaben der Periode III sowohl Skelettbestattungen wie Brandbestattungen vorkommen; vgl. Beltz, die Gräber der älteren Bronzezeit in Mecklenburg, 1902). Ob die Steinkiste III mit ihren Gefäßen des älteren Lausitzer Typus, die auf dem Schwertgrabe errichtet war, zu dem Schwerte gehört, ist leider nicht mit Sicherheit zu sagen; dafür spricht die Tatsache, daß jene Steinkiste nichts von Gebein enthielt, während umgekehrt in dem Schwertgrabe kein einziges Beigabegefäß war. Der eigentümliche zylindrische Deckeltopf, in dem Gebein und Schwert beigesetzt war, zeigt freilich kein Lausitzisches Ornament, aber die hohen Töpfe aus Kiste IV—V zeigen auch nichts dergleichen. Der Deckeltopf scheint eine Nachahmung hölzerner runder Schachteln zu sein, wie sie in Dänemark aus Eichensärgen der älteren Bronzezeit gehoben sind (vergl. S. Müller, Nord. Altertk. I, S. 343). Der Umstand, daß in der darüber gebauten Steinkiste ein ähnlich geformter Deckeltopf, wenn auch in viel kleineren Dimensionen, aber doch auch eine Nachahmung hölzerner Spanschachteln, sich befand (Tafel IX Fig. 8), spricht doch für die Zugehörigkeit des Schwerttopfes zur Keramik der darüber befindlichen Kiste; dafür spricht auch das Material, aus der er hergestellt ist; es ist dieselbe dunkelbraune Erde, die im Bruch krümelt und keine Spur von Brand zeigt, wie wir sie an Randstücken der großen Terrine aus Kiste III und an den Bruchstücken der großen terrinenförmigen Urnen aus Kiste IV—V gefunden haben.

Man wird also wohl annehmen dürfen, daß die Erbauer der Steinkiste III auf die Deckplatte des alten Steinkistengrabes gestoßen sind, und daß sie den wohlverwahrten Raum für geeignet gehalten haben um Schwert und Gebeinreste des Kriegers aufzunehmen, während man die Votivgefäße darüber in eigens erbauter schützender Kiste beisetzte. Die Speere sind auch für die Schwertkiste zu lang gewesen.

Daß die „ältesten, schweren Formen der Buckelgefäße in den Beginn der dritten Periode der Bronzezeit fallen“, hat Kossinna erkannt (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 211). Zu diesem Typus gehören zweifellos die drei Kisten II, III, IV—V; nur Kiste I scheint etwas jünger zu sein (Periode IV). Chronologisch würden also Gefäße und Schwert wohl zusammengehören können. Es kommt hinzu, daß der Typus des Schwertes in Ungarn heimisch ist, ähnlich wie der Gefäßtypus der Buckelurnen. Bekundet (nach Kossinna) die Verbreitung der Buckelurnen und der ungarischen Bronzen ein Vordringen südöstlicher Völker thrakischen Stammes (Karpodaken) nach Deutschland bis in die

Gegenden Nordbrandenburgs, Wittenbergs und Anhalts, so sind diese Bestattungen im Pohlsberg nebst denen im Spitzenhoch und im Windmühlenberge von Wulfen mit ihren schönen und großen Gefäßen und ihrer kriegerischen Ausstattung gewiß sehr beachtenswert; sie bezeichnen eine nördliche Grenzstellung dieser Bevölkerung, die ein großes fast leerstehendes Gebiet teils von neuem, teils zum erstenmal mit Menschen gefüllt hat.[1]) Anderseits hat der thrakische Volksstamm sich in verschiedenen Abteilungen südwärts nach Kleinasien ausgedehnt; in Troja geben die Buckelurnen der siebenten, nachmykenischen Stadt Kunde von thrakischer Besiedelung.[2])

So öffnet sich uns bei diesen Gräbern ein weiter Ausblick auf ein mächtig ausgebreitetes Volk in den letzten Jahrhunderten des zweiten vorchristlichen Jahrtausend, auf einen ethnologischen Zusammenhang, der vielleicht zur Erklärung mancher bisher rätselhaften Übereinstimmungen nordländischer und mittelländischer Völker in Religion, Mythus und Gebräuchen dienen kann. P. Höfer.

Die Nordgrenze des facettierten Hammers und ihre Bedeutung.

Vor nunmehr zwanzig Jahren regte der Museumsausschuß an, das Verbreitungsgebiet des Schuhleistenkeils und des facettierten, also vielkantigen Hammers festzustellen. Die Forscher wendeten sich zwar nach Klopfleischs Vorgange hauptsächlich den Gefäßen zu, aber gerade diese beiden Formen wurden dabei auch beachtet, und der Schuhleistenkeil mit der Bandverzierung, der vielkantige Hammer mit der Schnurverzierung zusammengestellt.

---

[1]) Die Aufzählung der nördlichen Grenzstationen dieses Typus bei Kossinna (Zeitschr. f. Ethn. 1902, S. 211—212) enthält anstatt der wichtigen Fundstelle von Latdorf die Worte „Burg bei Bernburg" vermutlich ein Druckfehler für „Burg bei Magdeburg, Latdorf bei Bernburg". Ich füge als westlichere Fundorte dieses Typus noch hinzu: Der Gläserne Mönch bei Halberstadt (Neue Mitt. des thür.-sächs. Vereins, Bd. IV, H. 4, S. 153) und Sangerhausen (Mitt. d. Vereins f Gesch. u. A. von Sangerhausen I, 1881, S. 176 und 194); hier fand sich der Typus bei Skeletten. Dagegen saß schon bei Auleben an der Soolquelle in derselben Periode eine anders geartete Bevölkerung.

[2]) Hub. Schmidt, Trojanische Altertümer S. 172—179 und Zeitschr. f. Ethn. 1905, S. 111.

Beide Formen finden sich in einem beträchtlichen Teile der Provinz zusammen: von Thüringen an bis zum Harz und im Schwabengau zwischen Bode und Wipper (Aschersleben — Bernburg). Als Beispiel dafür ist im vorigen Jahrgang die Fundstelle bei Gatersleben beschrieben; ähnlich zahlreich sind beide Formen von Meisdorf und Welbsleben bekannt; weitere Belege bietet reichlich das Provinzialmuseum. Sein reicher Bestand an vielkantigen Hämmern — über 50 — böte Material genug, eine Entwicklungsgeschichte aufzustellen, sei es von dem abgerundeten Hammer aus oder zu dem abgerundeten Hammer hin; denn der Kanten sind zuweilen so viele — z. B. aus Gerbstedt — daß man sie erst mit der Hand wahrnimmt. Aber es liegen vielleicht landschaftliche Verschiedenheiten, nicht Entwicklungsstufen vor.

Am Harz und an der Bode endet das Verbreitungsgebiet des vielkantigen Hammers; im Harzgau, zwischen Oker und Bode, Harz und dem Bruchgraben zwischen Oker und Bode, ist er nicht heimisch; das kann mit aller möglichen Bestimmtheit ausgesprochen werden.

Aus diesem Gau sind die Hausurnen von Wulferstedt, Schwanebeck, Nienhagen und der Klus, die Gesichtsurnen von Eilsdorf bekannt; seinen Reichtum an Steinwerkzeugen hob Major Förtsch auf der Anthropologenversammlung von 1900 hervor. Gesammelt wurde hier mit Erfolg von Oberprediger Augustin vor 80 Jahren, in neuerer Zeit sind — so viel bekannt — an 15 Orten Sammlungen entstanden. Auf jeder der Fluren von Schlanstedt, Groß-Quenstedt, Sargstedt, Langenstein, Deersheim und Rhoden mit Osterrode sind mehrere hundert Stück gesammelt, auch Klostergröningen, Krottorf, Schwanebeck, Emersleben, Halberstadt, Quedlinburg und andere haben beträchtliche Ausbeute geliefert. Über 3000 Steinwerkzeuge liegen da vor, aber der vielkantige Hammer ist hier nirgends gefunden. In den Sammlungen ist er etwa zwanzigmal vorhanden, auch in seinen Nebenformen, mit beilartiger Schneide oder mit fünfeckigem Umriß, aber von außerhalb! Nur ein Stück ist in Wernigerode aufgenommen, jedoch nach Professor Höfers Zeugnis bei Abtragung des Stadtwalls, also in aufgeschüttetem Boden, und die starke Beschädigung an beiden Enden macht wahrscheinlich, daß er aus einer Sammlung entfernt wurde.

Auch nördlich vom Harzgau, jenseits des Bruchgrabens, ist er augenscheinlich nicht heimisch. Es sind zwar sieben Stück bekannt, die von dort ihre Bezeichnung haben: einer aus Biere (in Quedlinburg), einer in der Sammlung Franke von Dolle bei Burgstall ist aus Aschersleben, der dritte, im Elm gefunden, jetzt in Braunschweig, drei angeblich aus Wanzleben, Bleckendorf, Burg (in Magdeburg), einer aus Magdeburg,

Fr. Wilh.-Garten (in Wernigerode). Dem steht gegenüber, daß ihn Schultheiß aus dem Kreise Wolmirstedt nicht hatte, daß er in der reichen Sammlung des Allervereins und des Gymnasiums in Neuhaldensleben fehlt, daß die prächtige Sammlung Saul zwar viele Prunkhämmer aus Braunschweig enthält, den vielkantigen Hammer aber nur aus Hoym und Delitzsch. Dem schließt sich im Westen Hildesheim an mit 14 abgerundeten und einer Anzahl vierkantiger, aber keinem vielkantigen Hammer. Gegenüber diesem Befunde kann der Hammer vom Elm, wie schön er auch ist, oder der von Magdeburg nicht als Beweis gelten, daß er dort heimisch wäre.

Es ist ja eigentlich über Erwarten, daß diese schöne und gleichsam zum Mitnehmen lockende Form nicht stärker verschleppt ist und noch eine so scharfe Grenze wie der obere Lauf der jetzt schmalen Bode sich kenntlich macht. Während noch am rechten Bodeufer der vielkantige Hammer gefunden ist (Rodersdorf), tritt gleich am linken der abgerundete Hammer auf mit fünf Stück in Kloster-Gröningen und Krottorf.

Was ist nun aus diesem Befunde zu schließen? In seinen archäologischen Problemen betont Höfer, daß gerade in der Provinz Sachsen Völkergrenzen für die jüngere Steinzeit festzustellen sein werden. — Ist die Grenze des vielkantigen Hammers eine solche Völkergrenze? Sie war wohl dazu geeignet; denn wie der Harz war damals gewiß auch die Bode schwer zu überschreiten.

Nun sprechen aber wieder andere Formen stark dafür, daß der Harzgau in der Steinzeit mit dem Schwabengau und Halle-Merseburg zusammengehörte und nicht zu dem norddeutschen Gebiet, mit dem er das Fehlen des vielkantigen Hammers gemein hat.

Der Schuhleistenkeil wird hierbei nicht in Betracht kommen; er ist wohl zu den naheliegenden Formen zu rechnen, die leicht erfunden wurden; dafür spricht seine Verbreitung von Portugal bis Siebenbürgen (Jahresschrift 1, S. 38); er tritt wohl überall auf, wo der Hohlmeißel aus Feuerstein fehlt. Anders steht es mit der ähnlich geformten Axt, deren eine Seitenfläche völlig eben geschliffen, die andere aber stark gewölbt ist bis zur Schneide (Jahresschrift 3, Tafel 2). Auf ihre Eigenartigkeit hat wohl zuerst Lindenschmit aufmerksam gemacht; er beschreibt sie vom Hinkelsteiner Gräberfelde und überhaupt vom Rheinland (Archiv f. Anthr. 3, S. 104) und Schötensack bemerkte ihr Fehlen in der Altmark.

Wie der vielkantige Hammer durch das Merseburger Grab gleichsam ausgezeichnet ist, so diese einseitig gewölbte Axt durch das andere berühmte Grab der Provinz im Leubinger Hügel! Von Thüringen

her ist sie bis in den Harzgau verbreitet und gehört hier zu den regelmäßigen Erscheinungen. Darüber hinaus sind zwei bei Neuhaldensleben gefunden, und vier bisher aus der Gegend von Wolfenbüttel und dem Elm bekannt. Das ist dieselbe Linie, die Höfer als Nordgrenze der Bandkeramik aufstellt, jedoch mit Vorbehalt, weil Grabfunde fehlen. Ebenso ist dies vereinzelte Vorkommen der einseitig gewölbten Axt bis zur Aller-Ohre-Linie nur sehr eingeschränkt zu verwenden. Bei der Menge der dort gesammelten Steinsachen ist sie eben ganz schwach vertreten. Schultheiß hatte sie nicht und in der Sammlung Saul ist nur ein Exemplar aus Hoym. Ebenso fehlt sie in Hildesheim. Die beiden in Neuhaldensleben sind überdies verkürzt und einfach keilförmig zugeschliffen, so daß man dort scheint keine Verwendung für die eigentümlich gebogene Schneide gehabt zu haben, obwohl man den Schuhleistenkeil gebrauchte. Man wird höchstens schließen können, daß der mitteldeutsche Volksstamm sich eine kurze Zeit über den Bruchgraben ausgebreitet hat. Wie weit diese Form jenseits der Elbe geht, ist vielleicht in Berlin festzustellen; das Provinzialmuseum hat ein Exemplar aus Kreis Jerichow 2 und eins aus Brandenburg. — Die Annahme Lindenschmits, daß die ebene Seite durch stärkere Benutzung mehr geglättet sei, wird vielleicht dadurch widerlegt, daß ebene Flächen sich leichter schleifen als gewölbte.

Eine Verbindung im Westen des Harzgaues über den Bruchgraben hinweg nach der Asse und dem Elm bekunden auch die beiden Jadeitkeile von Rhoden und Berßel in Dr. Barners Sammlung. Nach Professor Kloos ist das größere — und augenscheinlich auch das nicht untersuchte kleinere — aus demselben Material wie die beiden an der Asse gefundenen, während das in Wülperode gefundene Jadeitbeil mit den braunschweigischen Flachbeilen übereinstimmt.

Das Zeugnis der einseitig gewölbten Axt wird unterstützt durch die ebenfalls einseitig gewölbten flachen Keile oder Schaber (Jahresschrift III, Tafel 2), die Größler reichlich auch in den Wohnstätten bei Tröbsdorf fand; hauptsächlich aber durch die noch auffälligere und rätselhaftere Form, die in der Mitte durchbohrt und hackenförmig geschaftet ist. Unten ist sie daher völlig flach, oben aber gänzlich gewölbt, so daß der Durchschnitt überall ungefähr ein Kreisabschnitt ist, der von der Mitte an zur Schneide hin immer flacher wird. Bei einer Länge von 34 cm und 38 cm (so von Polleben und Holleben im Prov.-Museum) ist sie nur 4 cm breit und am Schaftloch wenig über 3 cm hoch. Da sich nun die obere Fläche vom Schaftloch an ganz allmählich zur Schneide oder zu beiden Schneiden senkt, so sind diese sehr

schwach, ebenso wie die Wände des Bohrloches. Man findet sie denn auch meist zerbrochen. Diese kunstvolle und anscheinend völlig unpraktische Form reicht ebenfalls bis in den Harzgau; darüber hinaus sind nur zwei durchbohrte Schuhleistenkeile bekannt geworden.

Diese Formen werden für die Zugehörigkeit des Harzgaus zu dem südlichen Teile der Provinz entscheidend sein und beweisen, daß seine Nordgrenze die nur vorübergehend überschrittene Grenze des mitteldeutschen Gebiets in der jüngeren Steinzeit war.

Daß nun trotzdem der vielkantige Hammer im Harzgau fehlt, ist wohl am einfachsten so zu erklären, daß man hier den abgerundeten Hammer vorzog, der ja auch im Gebiet des vielkantigen sich findet. Ein hübsches Gegenstück aus jüngst vergangener Zeit läßt sich daneben stellen: im Harzgau bevorzugte man den achteckigen Dreschflegel, jenseits der Bode herrschte der runde, in Thüringen, wie verlautet, der viereckige. Solche landschaftliche Verschiedenheit gab es anscheinend schon in der Steinzeit, ohne daß daraus auf Stammesverschiedenheit zu schließen ist. Denn selbst einzelne Niederlassungen haben eigentümliche Formen. So enthält die Sammlung Francke — jetzt in Halberstadt aufgestellt — drei steinerne Hackmesser (daneben noch zwei kleine, wie für Kinder) mit herausgearbeitetem Griff und breiter Klinge, wie sie noch die Küchenhackmesser haben. Die Form ist sehr handlich und anscheinend sehr wirksam, aber doch in keiner der anderen Ortssammlungen vertreten.

Doch gibt die Verschiedenheit der Ortssammlungen hin und her zu raten auf. Die Sammlungen aus Rhoden am Fallstein zeigen ein auffälliges Überwiegen des Feuersteins. Über 200 Messer, Schaber, Pfeilspitzen, Keile, Meißel aus Feuerstein sind da gefunden und, was besonders auffällt, sieben Dolche, die sonst im Harzgau ganz vereinzelt vorkommen und an den reichen Fundstellen fehlen.

Ähnlich reich an Feuerstein sind die in Quedlinburg aufgestellten Ortssammlungen von Wieserode und Neuplatendorf im Schwabengau zwischen Meisdorf und Welbsleben gelegen. Andererseits ist wieder im norddeutschen Feuersteingebiet beobachtet, daß an einzelnen Stellen der Feuerstein zurücktritt und die anderen Gesteine überwiegen. Schultheiß bemerkt das von Altenhausen bei Neuhaldensleben und Krause und Schötensack von der Sammlung Prochno-Gardelegen, die jetzt im Völkermuseum ist. Daraus könnte man schließen, daß die norddeutsche Bevölkerung sich bis in den Schwabengau und Harzgau ausgebreitet hatte, wenn auch nicht mit zahlreichen Siedelungen, und dann von der mitteldeutschen Volksschicht für einige Zeit bis zur Alt-

mark zurückgedrängt wurde. Die norddeutsche Bevölkerung kann aber auch, als sie in der Bronzezeit nach Süden vordrang, noch zahlreiche Feuersteingeräte mitgebracht haben.[1]) Es ergibt sich aus den Steinsachen danach etwa dasselbe, was Höfer aus der Verbreitung der Gefäße entnimmt. — Von Rhoden abgesehen, zeigen die reichen Fundstätten im Harzgau aus Feuerstein nur Messer, Pfeilspitzen und einige Keile.

Die besprochenen Hämmer und einseitig gewölbten Äxte sind bis in die Bronzezeit gebraucht worden, wie das Leubinger Grab zeigt, daß sie aber aus der Steinzeit stammen, ist nicht zu bezweifeln, da sie mit allen anderen Formen der Steinzeit regelmäßig zusammen gefunden sind. Das höchste Alter hat vielleicht der abgerundete Hammer. In Blankenburg und Halberstadt, auch in Hildesheim, befindet sich je ein Exemplar von noch unvollkommener Form, wobei das Schaftloch beiderseits weit ausgerieben ist; sie scheinen aus den Anfängen der Bohrkunst zu stammen. Die weit zahlreicheren vielkantigen Hämmer und einseitig gewölbten Äxte waren bisher immer ausgezeichnet schön gebohrt. Danach kann man sagen, daß im Harzgau die alte Hammerform beibehalten ist. Es ist aber zu bemerken, daß der abgerundete Hammer doch nicht zu den regelmäßigen Fundstücken gehört. In Deersheim, Langenstein, Sargstedt mit zusammen über 1500 Steingeräten ist er nicht gefunden. — Auch der vierkantige Hammer ist nicht häufig; zuweilen ist er mit erhabenen Leisten verziert, wie sie in der Bronzezeit üblich sind; oder mit erhabenem Wulst am Bahnende. Wenn die Erweiterung fehlt, ist das Schaftloch meist oval. Ob diese Formen hier aus der Steinzeit stammen, ist bisher nicht nachweisbar. Ein schöner Hammer mit ovalem Loch und dreifachem Wulst (Germann-Sargstedt) lag mit einem Feuersteinkeil in einer einzeln stehenden Urne, die zerbrochen wurde.

Der Erwähnung wert wird sein, daß nach dem Zeugnis des Lehrers Mäntz, welcher in Deersheim sorgfältig sammelt, in Stötterlingen im

[1]) Geschliffene Steinbeile und geschlagene Feuersteine sind ja noch über 1000 Jahre später — um 500 n. Chr. — in die Grabstätten gelegt! Da sie bei den alemannischen Gräbern zu Oberflacht in überdachten Truhen oder Totenbäumen lagen, ist zweifellos, daß sie ebenso wie die vielen hölzernen Geräte und die Waffen den Toten mitgegeben wurden. Leider ist nur der kleinste Steinkeil abgebildet (Württemb. Altert.-V. 3. Heft, 1847). — Die Truhe des Toten, der neben dem Eisenschwert eine Fiedel im Arme hielt und so an Volker im Nibelungenlied erinnert, ist bei der Abbildung in „Weltall und Menschheit“ mit einer anderen verwechselt und verändert.

Harzgau dieselbe geschmackvoll geschnitzte „Klemme“ mit einem spitzen Steinkeil gefunden ist, die von Stedten in Halle, von Querfurt in Mainz aufbewahrt wird und auf der vorgeschichtlichen Tafel so wie Jahresschrift 1 abgebildet ist. Auch das ist ein Wahrzeichen mehr für die Zugehörigkeit des Harzgaues zu dem südlichen Teil der Provinz.

Auch im Harzgau drängt sich die Wahrnehmung auf, daß in der Steinzeit der Wald nicht ausgedehnter war als jetzt; mehrere Niederlassungen liegen am Rande der jetzigen Bergwälder. Die Ortsnamen Rhoden und Osterrode erzählen dazu, daß der Wald sich danach über steinzeitliche Niederlassungen ausgebreitet hat und erst in geschichtlicher Zeit gerodet wurde. Auch anderwärts bezeugen die Hünengräber, die jetzt wie bei Neuhaldensleben im Walde liegen, daß zur Zeit ihrer Errichtung diese Hügel unbewaldet waren. Wenn die römischen Schilderungen der deutschen Wälder zutrafen, so war seit der Steinzeit eine große Veränderung eingetreten. So muß es ja auch sein, wenn anders richtig ist, daß es in der Eiszeit keinen Wald in Deutschland gab. Die Funde geschliffener Steinwerkzeuge aus der Mitte des Harzes, wie im Forst von Stiege, sind bisher zu wenig zahlreich, als daß sich daraus Schlüsse ziehen ließen; es kann höchstens die Frage angeregt werden, ob damals auch der Harz noch nicht sollte bewaldet gewesen sein. In dem Grade, wie sich erweisen würde, daß in der jüngeren Steinzeit wenig Wald vorhanden war, würde diese bei den gegenwärtigen Voraussetzungen näher an die Eiszeit heranrücken.

Es dürfte noch zu erwähnen sein, daß die einseitig gewölbte Axt nach gütiger Mitteilung Professor Schumachers am Hinkelstein andere Verhältnisse hat: die Breite ist im Verhältnis zur Länge etwa doppelt so groß wie hier; bei gleicher Breite sind die Äxte hier doppelt so lang wie dort. Die Form ist daher viel eleganter und eigenartiger wie dort. Nur ausnahmsweise ist hier — in Deersheim und Osterode — ein ähnliches Stück wie dort gefunden. Nach Sanitätsrat Köhl fehlt die hackenartige Form der einseitig gewölbten Axt am Hinkelstein.

Bärthold.

Übersicht über vorgeschichtliche Veröffentlichungen des letzten Jahres im Gebiet der sächsischen und thüringischen Länder.

1) In der Zeitschrift für Thüringische Geschichte und Altertumskunde Bd. 22, Jena 1904, beschreibt in ausführlicher Weise Herr Dr. Eichhorn die vor- und frühgeschichtlichen Funde der Grafschaft Camburg. Der größte Teil des Aufsatzes (S. 269 bis 325) gilt dem großen slawischen Gräberfeld, das in der Nähe des Amtsgerichtsgebäudes, der Stelle der ältesten Burg von Camburg, 1869—1872 größtenteils durch Klopfleisch ausgegraben worden ist. 56 Skelette werden sorgfältig beschrieben, 11 Schädel abgebildet; als Beigaben fanden sich bei vier Skeletten halbierte Tongefäße mit Wellenornament (2 Abb.), bei fünf Skeletten die eisernen Reifen, Ösen und Henkel von hölzernen Eimern (6 Abb.), bei fünfzehn je ein eisernes Messer mit Griffdorn (an einem noch die Reste der Holzschalen), bei einigen auch kleine Schleifsteine und Flußkiesel. Zwei große und elf kleine Schläfenringe sind aufgehoben, erstere tragen lose aufgeschnürt drei vergoldete kugelförmige Metallperlen und mit diesen abwechselnd vier Umwickelungen von feinem Silberdraht; unter den kleinen sind 6 aus Silber, 5 aus Bronzedraht; auch Glasperlen fanden sich in der Halsgegend teils einzeln, teils mehrere beieinander, von doppeltkonischer, zylindrischer und Dattelkern-Form (11 Abb.). Die Skelette lagen von Westen nach Osten, sie gehören beiden Geschlechtern und allen Lebensaltern an; viel besprochen ist seinerzeit der Kretinkopf eines 14jährigen Mädchens mit affenähnlicher Prognathie; im übrigen sind die Schädel durchgängig schmal, hoch und lang. Die Funde werden im Germanischen Museum zu Jena aufbewahrt. Es werden ferner Abfallgruben im Westen der Stadt Camburg, und eine große Zahl von einzeln in der Camburger Flur gefundenen Steinbeilen, Äxten und Hämmern angeführt und beschrieben, S. 325—330.

Im ersten Teile des Aufsatzes werden Funde von Eckolstedt in der Grafschaft Camburg besprochen, bes. Herdgruben auf dem Hochplateau nördlich und südlich des Dorfes mit feiner und grober Bandkeramik nebst Wandbewurf von Lehm (S. 100—105); auch viele steinzeitliche Einzelfunde der Eckolstedter Flur, unter denen besonders 13 hochgewölbte Hacken und 29 flache beachtenswert sind (S. 106—127). Es folgen noch Einzelfunde aus Münchengosserstedt

und aus Schmiedehausen; von letzterer Flur auch ein hallstattzeitliches Skelettgrab mit gut erhaltenen Bronzen.

2) Aus dem 20. Bande derselben Zeitschrift 1902 sind nachträglich noch einige Veröffentlichungen zu erwähnen, die mir früher entgangen waren. Herr Prof. Dr. Verworn beschreibt S. 649—655 Skelettgräber und zwischen denselben höher stehende Urnengräber in der Gemeindekiesgrube bei Bodelwitz, Kr. Ziegenrück, also dasselbe Gräberfeld, über welches in dieser Jahresschrift Bd. I, 1902, S. 84—88 Herr Museums-Direktor Dr. Förtsch berichtet hat; die Skelettgräber sind slawisch, die Urnen scheinen der Völkerwanderung anzugehören. Wir erfahren hier, daß Funde von dieser Stelle auch in die Sammlung der Realschule in Pößneck und in die des Vogtländischen Vereins zu Schloß Reichenfels gelangt sind. Verworn beschreibt außerdem S. 642 ein späthallstattzeitliches Skelettgrab bei Liebstedt mit Wendelring, 10 geperlten und 2 glatten Armringen, auch Bernstein; S. 655—658 Einzelfunde von Steingerät aus den Fluren von Eckolstedt und Hirschroda, ferner S. 659—662 drei interessante Gußformen: 1. die einer Radnadel mit drei Ösen in Schiefer geschnitten, gefunden bei Groß-Schwabhausen; 2. die in einen Sandstein geschnittene Form eines Hängezierates vom Pferdegeschirr (Br. Per. IV), gefunden auf der vorderen Spitze des Jenzig bei Jena; 3. eine doppelte Gußform, eingraviert auf die beiden geglätteten Seiten eines Kalksteins; in beiden Formen wurden Ziernadeln der merowingischen Periode gegossen, eine mit herzförmiger, eine mit kreisförmiger Kopfplatte, beide mit Gitterwerk gefüllt, das vermutlich die Rahmen für Glasschmelz gebildet hat; die zweite Nadel trägt außerdem oben einen Vogel mit einem Ring im Schnabel, ähnlich einem römischen Feldzeichen. Gefunden wurde diese Form bei Rastenberg an der Finne. Abbildungen sind beigefügt.

3) Aus demselben Bande ist auch eine Veröffentlichung des Herrn Oberlehrers Quantz dankenswert, die nach einem Überblick über die früheren Funde bei Ranis uns die Auffindung eines Skelettes ebendaselbst im Jahre 1900 beschreibt und die Bronzebeigaben durch Abbildungen veranschaulicht. Letztere bestehen aus einem Halsring der älteren Tènezeit mit Petschaftenden und anschließenden Wulstknoten (je 6 auf jeder Seite); mehreren Armringen, die nach außen geperlt, offen und mit zwei keulenförmig verdickten Enden versehen sind, und Bügelfibeln; alles aus Bronze. Die Veröffentlichung ist mir deshalb wertvoll, weil sie geeignet ist, die vielfach unklaren Beschreibungen von Adler über zahlreiche bei Ranis aufgedeckte Skelett-

gräber (Grabhügel im Orlagau 1837) durch ein klar beschriebenes Beispiel verständlich zu machen.

4) In den Altertümern unserer heidnischen Vorzeit Bd. V, H. 3, gibt Herr Museums-Direktor Dr. Schumacher gute Abbildungen und Beschreibungen der in dieser Jahresschrift, Bd. I, von mir veröffentlichten Funde aus dem Baalberger Hügel und der zum Vergleich herangezogenen Gefäße aus der Opperschöner Mark bei Halle; als neues Vergleichsstück ist eine Kanne aus Wimmelburg (in der Eisleber Sammlung) hinzugefügt (s. oben S. 95[4]). Im Anschluß an diese Funde, an die Fundverhältnisse im Hügel von Kalbsrieth (Weimar) und an meine Erörterungen über die Steinzeitfunde im Spitzen Hoch bei Latdorf gelangt der Herr Verfasser in bezug auf die Chronologie der betreffenden keramischen Typen zu dem Schluß, daß das hier charakterisierte Stadium der Schnurkeramik in Norddeutschland erst aufkam, als daselbst der Bernburger Typus und die Kugelamphora längst in Blüte stand. Von dieser Erkenntnis zu der oben S. 97 ausgesprochenen Ansicht, daß die Schnurkeramik überhaupt eine jüngere Entwicklung aus den Bernburger und norddeutschen Stilarten sein dürfte, ist kein weiter Weg mehr.

5) In der wichtigen und grundlegenden Arbeit des Herrn Prof. Dr. Kossinna über die Archäologie der Ostgermanen, die in Heft 2 und 3 der Zeitschrift für Ethnologie Jahrg. 1905 unter dem Titel „über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen" erschienen ist, kann unser Gebiet naturgemäß nur gestreift werden; es wird u. a. das goldene Tierkopfarmband von Flurstedt bei Apolda als ein ostgermanisches Einfuhrstück skandinavischer Form erwähnt; es wird aber auch die für Thüringen wichtige Südgrenze der Germanen gegen die Kelten in der Früh- und Mittel-Latènezeit noch einmal festgestellt, nämlich die Linie von Gotha nach Gera, bis zu der die keltischen Skelettgräber der genannten Periode reichen, während nördlich davon die für die Westgermanen charakteristischen Segelohrringe längs der Saale und Elbe in Brandgräbern verbreitet sind. — Ich habe diese kurze Notiz hierhersetzen wollen, um auch an dieser Stelle auf die wichtige Untersuchung Kossinnas hinzuweisen, welche aus sorgfältig gesammelten, geprüften und chronologisch streng geordneten archäologischen Materialien die Kriterien gewinnt, um die periodisch wechselnde Grenze der Ostgermanen gegen die Westgermanen, die Berührung der ersteren mit Karpodaken und Kelten, die Vorwärtsbewegungen und Rückströmungen der ostgermanischen Kultur klarzulegen.

6) Ein schon früher gestörtes Hügelgrab mit Schnurkeramik am Nordabhang des Steigers bei Erfurt hat Herr Oberlehrer Dr. Krauth sorgfältig untersucht und im Programm des Kgl. Realgymnasiums daselbst beschrieben. Da der Hügel durch Aufrichten einer Kletterstange zur Zeit Jahns und durch Wiederentfernung derselben gerade in seiner Mitte schwer beschädigt worden war, so hat Krauth von dem menschlichen Skelett nur einige Bruchstücke und Splitter, von den keramischen Beigaben nur wenige Scherben auffinden können; letztere reichten aber hin, um den Rest einer schnurkeramishen Amphora mit Sicherheit zu erkennen; außerdem fanden sich noch einige tierische Knochen (Pferd und Geflügel). Wenn die archäologische Ausbeute demnach auch gering war, so erfreut die Sorgfalt und Genauigkeit der Beobachtung, die sich besonders auf die ursprüngliche Schichtung des Hügels bezog, und die Vergleichung mit verwandten Vorkommnissen. Es ist zu wünschen, daß der Herr Verfasser Gelegenheit haben möge, Beobachtung und Fleiß bei einer dankbareren Ausgrabung zu bewähren.

7) In den Mitteilungen der Vereinigung für gothaische Geschichte und Altertumsforschung, Jahrg. 1905, gibt Herr Prof. Dr. Florschütz einen aktenmäßigen Bericht über „die erste Aufdeckung des Elephas antiquus in den Sandbrüchen bei Gräfentonna", den er mit Recht einen „Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften" nennt. Denn man kann wohl kaum deutlicher den Fortschritt der naturwissenschaftlichen Erkenntnis ermessen, als wenn man hier liest, wie angesichts der deutlich erkennbaren Skeletteile, der Beine mit den Gelenkköpfen, des Rückgrates mit Rippen, des Schulterblattes, des Genickes und des Kopfes mit 4 Back- und 2 großen Stoßzähnen, wie sie im Dezember 1695 der Gothaische Historiograph Tentzel gesehen hat, von der damals kompetenten Behörde, dem Collegium medicum, das Gutachten abgegeben wurde, daß es sich keineswegs um ein animal handle, sondern um ein mineralisches Gebilde, nämlich das Unicornu fossile, das aus Vermischung von fetter tonichter Erde und mineralischem Wasser koaguliere und in Stein verwandelt werde und nach Beschaffenheit des Ortes mancherlei Figuren formiere etc. Auch als Beispiel von der Verstocktheit der Zunftgelehrsamkeit gegenüber neuen Erkenntnissen hätte Florschütz den Gelehrtenstreit bezeichnen können, der sich an die Auffindung des Elefanten anschloß. Obwohl Tentzel mit gesundem Verstand und guter Beobachtungsgabe deutlich macht, daß es sich nicht um ein Naturspiel, sondern um wirkliche Knochen handelt, die noch die Röhren haben, in denen vormals das

Mark gesessen, und obwohl er die Übereinstimmung der gefundenen Knochen mit der kurz zuvor 1681 zu Dublin veröffentlichten Anatomie eines Elefanten nachweist, so wird ihm wiederholt und immer gereizter entgegengehalten, daß er von der res medica und anatomica nichts verstehe, und daß er vor dem Collegium medicum und besonders vor der Asche der alten berühmten Medicorum, die von solchen ausgegrabenen mineralischen Gebeinen ex professo geschrieben, mehr Achtung hätte haben sollen usw. Sehr viel wohltätiger berührt es, in den Briefen von Leibniz an Tentzel zu lesen, welche Mühe sich dieser Gelehrte gibt, um die möglichen Bedingungen zu ergründen, unter denen ein Elefant in Deutschland gelebt haben oder dorthin verschlagen sein könnte. — Ein sehr interessanter Beitrag des Herrn Florschütz zur Geschichte der Naturwissenschaften.

8) Zum Schluß sei noch auf eine kleine Schrift des Herrn Dr. Eichhorn in Jena hingewiesen, die eigentlich zwar als Waren-Prospekt dienen soll, die aber doch auf Kenntnis der Vorgeschichte beruht und zur Verbreitung derselben beitragen kann. Es ist ein Verzeichnis der in der Kunsttöpferei von Franz Eberstein in Bürgel hergestellten Abgüsse vor- und frühgeschichtlicher Tongefäße aus dem Germanischen Museum zu Jena, durch photographische Abbildung veranschaulicht und durch Angaben über Größe, Fundort und charakteristische Eigenschaften erläutert. Die Ursprungsperiode ist bei mehreren Gefäßen hinzugefügt (nicht bei denen der Bronze- und Latènezeit, Tafel 3, 4, 6). Die Preise, nach Größe der Gefäße zwischen 0,35 und 5 M. sich bewegend, sind billig zu nennen. Im ganzen werden 45 vorgeschichtliche Gefäße, die durch Stempel und Nummer als Nachbildungen kenntlich gemacht sind, auf 8 Tafeln abgebildet und den Liebhabern und Sammlungen zum Kauf angeboten. Der Prähistoriker wird bei manchem dieser Bilder den Wunsch nicht unterdrücken können, den zugehörigen Gesamtfund in ähnlich guter Weise nach den Originalen abgebildet zu sehen.

P. Höfer.

Inhalt.

Seite

Dr. Oscar Förtsch, ein Nachruf von dem Vorsitzenden der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen und das Herzogtum Anhalt, Geh.-Regierungsrat Dr. Th. Lindner, Professor der Geschichte an der Universität Halle. Hierzu Titelbild . . . . I—VIII

Auszug aus dem Jahresbericht des Provinzial-Museums in Halle a. S., 1904/05, von dem Direktor des Museums Dr. O. Förtsch, Major a. D. 1

Ein Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle von Dr. O. Förtsch. Hierzu Tafel I—IV. 3

Die Riesenstube am Bruchberge bei Drosa (Kreis Cöthen),

A. Ausgrabungsbericht mit einem Plan von Oberlehrer Dr. O. Gorges zu Cöthen. Hierzu Tafel IV—V 33

B. Beschreibung der Fundgegenstände von Dr. H. Seelmann, prakt. Arzt zu Alten bei Dessau. Hierzu Tafel IV—V . . . 38

Die frühgeschichtlichen Gräber von Ammern (Landkreis Mühlhausen i. Thür.) II. von Lehrer Sellmann zu Mühlhausen. Hierzu Tafel VI 43

Der Pohlsberg bei Latdorf (Kreis Bernburg) von Prof. Dr. P. Höfer zu Wernigerode. Hierzu Tafel VI—IX 63

Die Nordgrenze des facettierten Hammers und ihre Bedeutung von Oberpfarrer Bärthold zu Halberstadt 101

Übersicht über vorgeschichtliche Veröffentlichungen des letzten Jahres im Gebiete der sächsischen und thüringischen Länder von Prof. Dr. P. Höfer zu Wernigerode 108

Bemerkung: Die Redaktion des vorstehenden Bandes ist zum größten Teil vom Museumsdirektor Dr. O. Förtsch besorgt. Das Material lag geordnet vor, die Tafeln waren fertig, der Druck hatte begonnen, ein Bogen war korrigiert, als mich der nun verewigte Freund am 13. Oktbr. schriftlich und am 19. mündlich um die Weiterführung der Herausgabe ersuchte, ein Auftrag, der nachher durch den Herrn Vorsitzenden des Museumsausschusses bestätigt worden ist. Zu den Tafeln habe ich noch IV^{b}, zum Texte die Anmerkung auf S. 38 hinzugefügt. P. Höfer.

Tafel I.

Förtsch: Ein Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle.

1. Randaxt;
2 u. 3. Schmaläxte;
4. Bernsteinperlen;
5. Armspirale aus Bronze;
6. Spiralröllchen aus Bronze;
7. Offene Halsringe;
7a. Halsring unvollendet, aus Mähren, zum Vergleich;
8. Geschlossener Beinring;
9. Offener Beinring mit drei Löchern;
10. Offener Beinring.



Tafel II.

Förtsch: Ein Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle.

1. Ring mit knopfartigen Enden und Ketten von Radewell; zum Vergleich.
2. Beinring von Halle; zum Vergleich.
3 und 4. Armringe mit knopfartigen Enden;
5. Facettierter Armring;
6. Kinderarmring;
7 und 8. Dolchstäbe.



Tafel III.

Förtsch: Ein Depotfund der älteren Bronzezeit
aus Dieskau bei Halle.

1. Dolchstab mit zertrümmertem Schaftkopf; hierzu 1a.
2. Dolchstab mit Blechbelag; hierzu 2a und 2b.
3. Lose Klinge mit zwei starken Nieten;
4, 5, 6 und 7 Lose Klingen.



Tafel IV.

Förtsch: Ein Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle.

1, 2, 3 und 4. Lose Klingen;

5. Bruchstück mit Bodenrand des Gefässes.



Gorges und Seelmann: Riesenstube am Bruchberge bei Drosa, Anh.

6—10. Schüsseln;

11. Schüsselrest;

12—13. Näpfe;

14—17. Töpfe.



Tafel V.

Gorges und Seelmann: Riesenstube am Bruchberge bei Drosa.

1 u. 2. Töpfe;
3—15. Tassen;
16—18. Becher;
19. Gefäss;
20. Henkelkrug;
21 a u. b. Dose mit Deckel;
22. Scherbe;
23. Klinge aus graugrünem Stein;
24. Schmuckstück (?) aus Schiefer;
25. Wetz- oder Polierstein;
26—28. Messer aus Feuerstein;
29—34. Pfeilspitzen aus Feuerstein;
35. Schaber;
36. Zähne vom Hunde;
37. Zahn, unbestimmt;
38. Zahn vom Pferd;
39. Rest vom Nagezahn eines Biebers; } Schmuckstücke;
40. Anhänger aus Knochen;
41. Halbkugelig gewölbte Koralle mit zwei senkrecht aufeinanderstossenden Durchbohrungen;
42. Plan der Fundstelle.



Tafel VI.

Sellmann: Frühgeschichtliche Gräber von Ammern II.

1. Gewandspange aus Silber, vergoldet;
2. Goldene Rundfibel mit Zellenschmelz;
3. Scheibe aus Weissmetall (Wirtel?);
4. Schmuckstück aus Bronze (Schlüssel?);

5 u. 6. Gewandspangen, Legierung aus Weissmetall, vergoldet;

7 a u. b. Ring, vergoldet;

8. Situationsplan.



Höfer: Der Pohlsberg bei Latdorf.

9. Ansicht des Steingeheges von der Nordostseite; vorn links die nordwestliche Ecke des geöffneten Schwertgrabes, vergl. Lageplan Tafel VII.



Tafel VII.

Höfer: Der Pohlsberg bei Latdorf.

Längendurchschnitt und Lageplan, Massstab 1 : 200.

Abkürzungen:

Gr. = Grab; Ob. Gr. = Oberes Grab; Centr. Gr. = Centralgrab; Schw. Gr. = Schwertgrab; L. Gr. = leeres Grab; M. B. = Messbaum; A. B. C. D. = Fundstellen.



Tafel VIII.

Höfer: Der Pohlsberg bei Latdorf.



1. Offene Amphore, Fragment;	
2. Bruchstück einer Kugelamphore;	Fundstelle B
3. Verzierter Randscherben;	
4. Topf von Bernburger Typ. (Fundstelle C.);	
5. Scherben von Bernburger Typ.;	
6. Amphore, oben unvollständig;	
7. Schnurenbecher;	
8. Facettierter Steinhammer;	Oberes Grab.
9. Scherben von einem Becher;	
10. Perlen aus Kupfer;	
11. Schnurenbecher;	in Scherben gefunden:
12. Kurzhalsige Amphore;	Fundstelle D.
13. Doppeltkonische Urne;	
14. Kesselförmiges Gefäss;	Grab I.
15 a. Tönerner Ring;	
15 b. Knöcherne Röhre;	
16. Schwarzer Topf;	
17. Terrinenförmige Urne;	Grab IV—V.
18. Schüssel, gestülpt auf 17;	(Fortsetzung Tafel IX.)



Tafel IX.

Höfer: Der Pohlsberg bei Latdorf.

1.} 2.} Kannelierte Tassen in Urne 17 (Tafel VIII) vgl. Fig. 20	Grab IV—V. (Fortsetzung).	
3. Schüssel, Deckgefäss in Urne 6;		
4.} 5.} Tassen in Urne 6, deren unterseitige Delle s. Fig. 20.		
6. Grosse terrinenförmige Urne;		
7. Kannelierte Schüssel;	Grab II.	
8. Deckeldose;		
9. Horizontal kannelierte Vase;	Grab III.	
10. Kannelierte Schale in Vase 9;		
11. Bronzene Speerspitze;		
12. Bronzenes Griffzungen-Schwert;	Schwertgrab.	
13. Deckeltopf, Behälter des Schwertes 12;		
14. Gegossene Bronzeringe;		
15. Bronzene Doppelknöpfe;		
16. Bronzene Nadel;		
17. Bronzene Pinzette;		
18. Bronzener Tüllenmeissel;		
19. Henkelkanne aus dem Centralgrabe;		
20. Die Urnen VIII, 17 und IX, 6 mit Inhalt in ihrer ursprünglichen Lage von oben photographiert.		



Jahresschrift

für die

VORGESCHICHTE

der

sächsisch-thüringischen Länder.

Herausgegeben

von dem

Provinzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. d. S.

5. Band.

Der Leubinger Hügel.

Mit 8 Tafeln und 122 Textfiguren.

HALLE,

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1906.

Inhalt.

	Seite
Der Leubinger Grabhügel von Professor Dr. P. Höfer zu Wernigerode. Hierzu Tafel I—IV	1—59
Der Hügel bei Langel unweit Körner von P. Höfer. Hierzu Tafel IV	35—38
Die Skelette des Leubinger Grabhügels von Geheimrat Dr. Wilhelm Müller, Direktor des Pathologischen Instituts der Universität Jena. Hierzu Tafel VIII	60—76
Der Orlishäuser und der Griffstedter Hügel in der Flur Leubingen von P. Höfer. Hierzu Tafel V	78—83
Die Hügel von Sömmerda und Nienstedt von P. Höfer. Hierzu Tafel V—VI	83—88
Weitere Funde der ältesten Bronzezeit von P. Höfer:	
Grabfund von Hedersleben (Mansf. Seekreis). Hierzu Tafel VI .	88—89
Grabfund von Königsaue (Kr. Aschersleben). Hierzu Tafel VI .	89—90
Funde von Obhausen (Kr. Querfurt). Hierzu Tafel VI . . .	90—91
Grabfund von Baalberge (Kr. Bernburg). Hierzu Tafel VII .	91—92
Wohn- und Grabfund von Derenburg (Kr. Halberstadt). Hierzu Tafel VI	92—94
Depotfund von Spiegelsberge (Kr. Halberstadt). Hierzu Tafel VII	94—96
Grabfunde von Börnecke (Kr. Blankenburg) und Silstedt (Kreis Wernigerode)	97
Schluß: Die Hügel von Helmsdorf und Leubingen von P. Höfer	98—99

Der Leubinger Grabhügel.



Im Auftrage der Historischen Kommission der Provinz Sachsen ist im Jahre 1877 der Grabhügel von Leubingen, Kreis Eckartsberga, durch Professor Dr. Klopfleisch zu Jena ausgegraben worden. Der wissenschaftliche Bericht über diese Ausgrabung und die Abbildungen der wichtigen Funde sollten in den von der Historischen Kommission herausgegebenen Heften, betitelt: „Vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen", veröffentlicht werden. Das erste Heft dieses Werkes trägt deshalb die Überschrift: „Die Grabhügel von Leubingen, Sömmerda und Nienstedt." Klopfleisch glaubte dem Bericht eine allgemeine Einleitung vorausschicken zu sollen, um über Charakter und Zeitfolge der frühsten Keramik Mitteldeutschlands Aufschluß zu geben. Diese Einleitung füllt die beiden ersten Hefte der genannten Zeitschrift, die in den Jahren 1883 und 1884 erschienen sind, sie ist aber in ihnen noch nicht zu Ende gebracht. Die archäologische Wissenschaft verdankt diesen Darlegungen Klopfleischs zweifellos wichtige Fortschritte, ist er doch der erste gewesen, der versucht hat, die zeitliche Entwicklung der keramischen Erzeugnisse zu erkennen und die verschiedenen Stilarten und Techniken der Töpferei zur Periodeneinteilung und zur relativen Datierung der Funde zu benutzen. So ist in diesen beiden Heften, welche die Keramik der Steinzeit behandeln, zum erstenmal der Unterschied der Schnurkeramik und der Bandkeramik aufgestellt und eine Charakteristik der beiden Techniken nach Form und Verzierung gegeben. Einen breiten Raum nimmt freilich auch die gesuchte Vergleichung mit ägyptischen Parallelen ein, und durch dieses allzuweite Ausgreifen ist es geschehen, daß das Nächstliegende nicht mehr zur Behandlung gekommen ist. Ein drittes Heft ist von Klopfleisch nicht geliefert.

Die Funde von Leubingen wurden zwar in den Kreisen der Archäologen bekannt, und Tischler nannte die erste Periode der

Bronzezeit nach dem Depotfund von Pile bei Malmö in Schonen[1]) und nach dem Grabfund im Leubinger Hügel „Periode von Pile-Leubingen“; aber bis auf den heutigen Tag wurde eine Veröffentlichung mit Abbildung der Fundgegenstände vermißt.[2]) Nach dem Tode Klopfleischs (1898) sorgte zwar die Historische Kommission (besonders Brecht) dafür, daß ihr die Aufzeichnungen über die Leubinger und die übrigen auf ihre Kosten in der Provinz Sachsen unternommenen Ausgrabungen Klopfleischs übergeben wurden;[3]) auch händigte sie dies Material an Herrn Dr. Götze in Berlin, den Schüler Klopfleischs, zur wissenschaftlichen Verwertung im Interesse der Kommission aus.[4]) Aber die Sache ruhte wieder, bis 1905 der Verwaltungsausschuß des Provinzial-Museums beschloß, daß demnächst der Leubinger Fund zu veröffentlichen sei. Als Dr. Götze nach anfänglicher Zusage im Jahre 1906 wegen anderweitiger Arbeiten auf die Veröffentlichung verzichtete, wurde dieselbe vom Museumsausschuß mir übertragen.[5])

Als Materialien für den Bericht standen mir zu Gebote: 1. Die Fundgegenstände selbst im Provinzial-Museum zu Halle. 2. Der „Kurze Bericht über die erste Ausgrabung des Leubinger Grabhügels“, von Klopfleisch im XIV. Bande der Neuen Mitteilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen, Halle 1878, S. 544—561, erstattet. Der Bericht bezieht sich nicht etwa bloß auf die erste Periode der Ausgrabung vom 9.—21. April, sondern auch auf die zweite vom 4.—15. September 1877. 3. Eine Mitteilung des Professors Dr. Klopfleisch auf der zehnten Hauptversammlung des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde in Sangerhausen 1877, wiedergegeben in dem zehnten Bande der Zeitschrift des Harzvereins, S. 425 bis 427. 4. Die Inaugural-Dissertation des Dr. Tetzlaff über „Die Holz-

---

[1]) Veröffentlicht von Montelius im Månadsblad, Stockholm 1880, S. 129 ff. und in Chronologie der ältesten Bronzezeit, Braunschweig 1900, S. 54 - 56, Fig. 154 bis 161.

[2]) Vgl. z. B. Robert Beltz, Die Gräber der älteren Bronzezeit in Mecklenburg 1902, Jahrbb. für mecklenb. Gesch. LXVII, S. 196: „das berühmte, noch immer nicht veröffentlichte Grab von Leubingen.“

[3]) Protokoll über die XXIV. Sitzung der Historischen Kommission für die Provinz Sachsen, 1898, Punkt 35.

[4]) Protokoll über die XXV. Sitzung derselben Kommission, 1899, Punkt 32 und 47.

[5]) Protokoll der XXIII. Sitzung des Verwaltungsausschusses für das Provinzial-Museum der Provinz Sachsen, 1905, No. 6, und der XXIV. Sitzung desselben Ausschusses, 1906, No. 6.

reste von Leubingen", Halle 1881, eine Untersuchung, die mit Hilfe der Holzanatomie die Arten der in der oberen wie in der unteren Begräbnisschicht enthaltenen Hölzer bestimmt; Erkennungsmerkmale bieten die Holzzellen, die Gefäße und die Markstrahlen. 5. Eine Anzahl von Blättern mit Manuskript von der Hand Klopfleischs, die mir von Dr. Götze zugestellt sind, nämlich zwölf Blätter eines Notizbuches und drei Blätter eines Kalenders, enthaltend Bleistifteintragungen, besonders über die in der oberen Schicht gefundenen Skelette, vier Briefe von 1879, die Ausarbeitung und Drucklegung betreffend, Notizen über die Untersuchung der Skelette, der Gewebe, der Holzreste, der Goldsachen, der Pferdeknochen. Ferner ein eng geschriebenes und korrigiertes Konzept zu dem unter 2 genannten „Kurzen Bericht"; endlich ein Manuskript von 24 1/2 Quartseiten, überschrieben „der Leubinger Grabhügel". Dieses Manuskript enthält den Anfang des für die „Vorgeschichtlichen Altertümer der Provinz Sachsen" versprochenen Berichtes, und zwar wird in den ersten 11 1/2 Seiten die Beschaffenheit des Hügels, die Methode der Ausgrabung und die Konstruktion des Hügelinneren beschrieben, letztere in der Weise, daß der Hergang beim Bau des Grabes und seiner Stein- und Erddeckung erzählt wird. Von da beginnt eine ausführliche Abhandlung über „die Verbreitung der Stein-Cairn-Form der Grabhügel", die, gestützt auf eine umfangreiche Belesenheit, die Bücher Mose und Josua, Homer, Pausanias, Lubbock, Julius Braun, Lübke, Herodot, Kohn und Mehlis, Aschik, Schliemann, Roß, Kirkor, Fligier, Hochstetter, Weinhold, v. Sacken, Keller, Bertrand, Nilson in den Kreis der Betrachtung zieht und Beispiele von Steinkegelgräbern aus Klein-Asien (Smyrna, Lydien), Krim, Südrußland, Kijew, Litauen, Griechenland, Etrurien, Galizien, Bulgarien, Mazedonien, Thessalien, Niederösterreich, Steiermark, Schlesien, Württemberg, Schweiz, Côte d'or etc., Böhmen, Kgr. Sachsen, Saale- und Unstrutgegenden, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Skandinavien namhaft macht, während sie außerdem auf das häufige Vorkommen in Irland und Schottland hinweist. — Zu einer Besprechung der Funde ist Klopfleisch in diesem Manuskript nicht mehr gekommen; wohl aber sind vier Tafeln mit Bleistift- und Federzeichnungen vorhanden, welche sowohl die Anlage des Hügels und die Einrichtung der Gräber, als auch die Fundstücke zur Anschauung bringen; außerdem eine Anzahl Probeabdrucke dieser Zeichnungen, die mich veranlaßten, nach den zugehörigen Klischees zu suchen, um sie für die vorliegende Darstellung zu verwenden. Die Stöcke fanden sich noch im Gewahrsam der Buchdruckerei von Otto Hendel und ein großer Teil derselben ist

auf Tafel I und im Texte zum Abdruck gekommen. Von dem Manuskript entschloß ich mich, die erste Hälfte unverkürzt zu veröffentlichen, da sie die Schilderung des sorgfältigen Beobachters und Augenzeugen enthält und erheblich mehr gibt als der gedruckte „Kurze Bericht“ in den Neuen Mitteilungen. Die zweite Hälfte dagegen glaubte ich als seitabführend weglassen zu sollen, da diese Aufzählung aus der damals vorliegenden Literatur, die nur nach der Beschaffenheit des Hügels und des Steinkerns, aber nicht nach der Gleichartigkeit der Funde ihre Beispiele zusammenträgt, recht Verschiedenartiges in Parallele stellt und daraus Schlüsse zieht, die wir heute nicht mehr billigen können.

Außer diesen Quellen wurde ich durch einen Brief Klopfleischs an Hendel vom 21. Mai 1879 auf einen Bericht des Hofrats Dr. W. Müller zu Jena über die Leubinger Skelette aufmerksam gemacht, den Klopfleisch an jenem Tage nebst zwei Schädelphotographien zum Abdruck übersandt hat. Auf meine Anfrage und Bitte hatte Herr Geheimrat Professor Dr. Müller die Güte, seinen im Frühjahr 1879 verfaßten Bericht mir zu übersenden, der nunmehr nach langem Harren der Öffentlichkeit übergeben wird. —

Wenn man auf der Eisenbahn von Sangerhausen nach Erfurt fahrend die Station Leubingen verlassen hat, sieht man auf der linken (östlichen) Seite in einer Entfernung von etwa einer halben Stunde den Hügel ragen, von dem hier die Rede ist. Er liegt näher an Stödten als an Leubingen und heißt bei den Einwohnern wie auf der Generalstabskarte der Stödtener Hügel; da er aber zur Ortsflur von Leubingen gehört, scheint die Bezeichnung Leubinger Hügel, die Klopfleisch angewandt hat, mehr berechtigt, und ist in der archäologischen Literatur beizubehalten. Über die Ausgrabung berichtet das Manuskript Klopfleischs folgendes:

„Im Auftrage der Historischen Kommission der Königlich preußischen Provinz Sachsen untersuchte der Verfasser dieser Zeilen im Jahre 1877 während der Zeit vom 9. bis 21. April und dann wieder im Spätsommer vom 4. bis zum 15. September jenen am unteren Ende eines von West nach Ost abfallenden Hügelrückens zwischen den in der Unstrutaue gelegenen Orten Leubingen und Stödten sich erhebenden mächtigen uralten Grabhügel, welcher näher an den letztgenannten Ort angrenzend, dennoch zur Flur Leubingen gehört und in Gemeindebesitz sich befindet. Die Hänge des Hügels waren damals bis ziemlich zur Höhe hinauf mit einzelnen Kirschbäumen bestanden, während die Oberfläche desselben zu Feldbaubenutzung an einen

Leubinger Einwohner verpachtet war. Neuerdings hat die Gemeinde am Fuße des Hügels eine Lehmgrube anzulegen begonnen, durch welche die Form und der Inhalt des Grabhügels in Gefährdung gerieten, und dies war die äußerliche Veranlassung, daß die wissenschaftliche Untersuchung von seiten der genannten Kommission angeordnet wurde, welche dann mit Genehmigung des Amtsvorstehers, Herrn Ökonom Scherre[1]) zu Leubingen, welcher in jeder Beziehung freundlichst bestrebt war, diese Ausgrabungsangelegenheit zu fördern, vor sich ging. Auch der Herr Ortspfarrer Sander und die Herren Ökonomen Bachrodt, Vater und Sohn, nahmen so lebhaften Anteil und leisteten sogar teilweise so uneigennützige tätige Beihilfe, daß ich nicht umhin kann, den genannten Herren allen meinen aufrichtigen Dank auszusprechen.

Die Zeugen der Ausgrabung. Als Zeugen, welche den nachfolgenden Ausgrabebericht bei ihren Lebzeiten jedem Zweifler gegenüber gern bestätigen werden, führe ich die Namen der Leubinger Ortseinwohner an, welche als Arbeiter an diesen beiden Ausgrabungen beteiligt waren. An der ersten Ausgrabung nahmen teil: Andreas Werner, Georg Werner, Bernhard Schneegaß, Wilhelm Erfurt, August Schneegaß, Friedrich Köcher, Friedrich Schultze, Friedrich Kanzler, Wilhelm Tischer, Karl Köcher, Friedrich Buchheim, Gottfried Stephan. Bei der zweiten Ausgrabung waren tätig: Friedrich Schultze, Friedrich Köcher, Heinrich Schmidt, Hermann Rothe, Karl Rost, Georg Schneegaß, Andreas Werner, August Hoffmann, August Seidenfaden, August Schneegaß. Auch ihnen gebührt das Lob, daß sie eifrig und willig ihre Arbeit vollbracht.

Die Größenverhältnisse des Grabhügels. Unser Leubinger Hügel, der übrigens in Leubingen selbst den Namen „Stödtener Hügel" führt, da er früher, vor der Separation, in der Flur Stödten lag, gehört zu den größten Grabhügeln Thüringens, deren Zahl leider immer mehr zusammenschmilzt, indem die Zunahme unserer Bevölkerung und die damit Hand in Hand gehende Ausbreitung unserer Bodenkultur das Streben bedingen, womöglich jedes Hindernis, welches sich der Beackerung des Bodens entgegenstellt, zu beseitigen; dazu kommt bei diesen größeren Grabhügeln noch der Vorteil, welchen ihre Abtragung den Flurbesitzern dadurch bringt, daß sie fast immer sehr beträchtliche Massen guter Kulturerde bergen, welche zur Aufbesserung mageren Bodens vortreffliche Dienste leisten. Viele dieser Hügel sind infolge

---

[1]) Jetzt Reichstags- und Landtagsabgeordneter, sowie Mitglied des Provinzialausschusses. H.

dessen schon vollständig verschwunden, ohne daß eine sachverständige Hand ihren für die prähistorische Wissenschaft so wertvollen Inhalt untersucht hätte, andere sind schon von verschiedenen Seiten angebrochen, um Erde oder Steine aus ihnen zu entnehmen. Auch unser Hügel gehörte, glücklicherweise erst seit kurzer Zeit, zu den letzteren, indem auf seiner Nordseite von der Gemeinde eine Grube für Erdabfuhr angelegt worden war, doch hatte dieselbe die Form des Hügels noch nicht wesentlich verändert. Die Höhe des Hügels betrug noch immer 8,50 m, der Durchmesser, im Mittel genommen, gegen 34 m und der etwas exzentrische Umfang gegen 145 m.

Die Methode der Ausgrabung. Bei den außergewöhnlichen Größenverhältnissen dieses Hügels entschloß ich mich, eine vorzugsweise zentrale Ausgrabung vorzunehmen, um nach Maßgabe der vorhandenen Mittel möglichst bald Aufschluß über die innere Einrichtung und Schichtenfolge des Hügels zu erhalten. Es wurde daher zunächst auf einem Raume von 6 m Durchmesser von oben her senkrecht in die Tiefe gearbeitet, nachdem ich den Mittelpunkt auf der Oberfläche des Hügels festzustellen versucht hatte. Da sich hier aber sehr bald eine ausgedehnte obere Begräbnisschicht zeigte, welche eine Mächtigkeit von 2 m Tiefe hatte, so mußte diese obere Begräbnisschicht erst für sich weiter verfolgt werden, ehe in die Tiefe eingedrungen wurde. Erst bei der zweiten Ausgrabung erreichten wir auf der oberen Hügelperipherie das Ende dieser menschliche Skelette bergenden oberen Begräbnisschicht, welche über 24 m Durchmesser hatte.

Nachdem die erste Ausgrabung den Platz über der Hügelmitte weit genug von den hier oben liegenden Skeletten frei gemacht hatte, begann dann erst die in Form eines terrassenförmigen Trichters fortschreitende Tiefenausgrabung des Hügels. Die obere Weite dieser Tiefeneingrabung, unterhalb der obersten Begräbnisschicht liegend, betrug $9^1/_2$ m und verjüngte sich in zwei terrassenförmigen Absätzen, von denen jeder ungefähr 1 m oberen wagerechten Raum hatte, nach unten, so daß wir am Schlusse der ersten Ausgrabung (in der zweiten Woche) mit einer Breite von beinahe $5^1/_2$ m am Grunde des Grabes anlangten, wo wir fast mathematisch genau im Mittelpunkte der Hügelbasis das älteste Hauptbegräbnis antrafen. Jene terrassenförmigen Absätze der sonst trichterförmigen Tiefgrabung hatten den praktischen Zweck, daß die Erde aus der Tiefe von Terrasse zu Terrasse auf dieselben emporgeschaufelt werden konnte, indem auf jeder Terrasse wieder einige Arbeiter standen, welche die von unten auf die nächste Terrasse emporgeschaufelte Erde nach oben hin bis zur

nächsten Terrasse weiterschaufelten, bis sie auf der Oberfläche des Hügels anlangte, wo sie als ringförmiger Damm aufgespeichert wurde, um später bei der zur Bedingung gemachten Wiederherstellung des Hügels in bequemer Nähe zur Ausfüllung des geöffneten Kraters zur Hand zu sein. Außerdem wurde auch noch zur bequemeren seitlichen Fortschaffung der Erdmassen und vorkommender Steine eine 2,50 m breite und 15 m lange Gasse von der nördlichen Peripherie aus nach dem Hügelzentrum hin ausgestochen.

Bei der späteren zweiten Ausgrabung handelte es sich wesentlich darum, die ausgedehnte Steinkonstruktion, welche das Zentralgrab der Hügelbasis barg, soweit zu verfolgen und bloßzulegen, bis deren peripherisches Ende erreicht war und auch noch nach der Möglichkeit von Seitenbegräbnissen innerhalb oder außerhalb dieses peripherischen Endes des großen zentralen Steinbaues Umschau zu halten. Zu diesem Zweck wurde in östlicher Richtung von dem Rande der mittleren Ausgrabung aus eine 7,40 m lange und gegen 5 m breite Ausschachtung von oben her bis zum Grunde des Hügels eingearbeitet, deren Erdmassen teils durch die schon erwähnte kleine Gasse entfernt, teils auch in die schon ausgegrabene große Zentralgrube zurückgeworfen wurden. Auch an den östlichen Wänden dieser Erweiterung wurden zugleich wieder Terrassen zum Emporschaufeln der Erde angebracht, so daß die Erdmassen auch noch in senkrechter Richtung nach der mittleren Hügelperipherie hin bewegt und dort aufgestaut werden konnten.

Auf diese Weise gelang die schwierige Aufgabe, bis zu einer Tiefe von 30 Fuß (= 8 $^1/_2$ m) senkrecht in diesen gewaltigen Hügel einzudringen und doch nicht durch die ungeheuren Massen der losen in Bewegung gesetzten Erde in der Arbeit gehemmt zu werden. Während der ersten Ausgrabung in der zentralen Grubenausschachtung mußten auch, um die Arbeiter davor zu sichern, daß nicht die hohen Erdwände über ihnen bersten und auf sie herabstürzen konnten, an den bedenklichen Stellen der Wände Bretter senkrecht vorgelegt und dann durch wagerecht gegen sie gestemmte Querbalken fest gegen die Wände gedrückt werden. So gelang es, die nicht gering zu achtenden Gefahren für das Leben der Arbeiter zu beseitigen, welche durch die vielfach zerklüfteten und rissigen weichen Erdwände drohten, die 30 Fuß hoch über uns gähnten. Gott sei Dank war kein einziger ernster Unfall zu beklagen.

Der Durchschnitt des Grabhügels auf Figur 1 unserer Abbildungen[1]) zeigt die obere jüngere Begräbnisschicht o, die mittlere

[1]) Figur 1, 2 und 3 sind auf Tafel I zusammengestellt. H.

terrassenförmig sich verjüngende Ausschachtung cc, mit der starken mittleren Erdschicht m des Hügels und der unteren Schicht u, welche durch einen mächtigen Steinbau (cairn) gebildet wurde. Links befindet sich dann nach Osten zu der Raum (mit ö bezeichnet), welcher die spätere Erweiterung der Ausschachtung angibt, welche nach der Hügelperipherie zu ebenfalls durch eine die Terrassenabsätze andeutende Linie bezeichnet ist.

Die bauliche Konstruktion des Hügel-Inneren. Wie schon erwähnt wurde, betrug die Gesamthöhe des Grabhügels 8,50 m von dem Mittelpunkte seiner Oberfläche bis zu der Fläche des natürlichen Untergrundes des Hügels herab gemessen. Davon fallen 2 m auf die obere Begräbnisschicht, beinahe 4½ m auf die mittlere bedeckende Erdschicht und etwas über 2 m auf die Höhe des unteren Steinbaues. Es wird sich empfehlen, wenn wir, wie es ja auch in der Tat ursprünglich bei der Erbauung des Hügels der Fall gewesen ist, die Konstruktion desselben von unten nach oben vor den Augen des Beschauers entstehen lassen:

Nachdem die einst auf diesem Platze versammelte trauernde Volksmenge die Fläche des Bodens, auf welcher das Grabmal errichtet werden sollte, geebnet und abgegrenzt hatte, wurde zuerst der Boden selbst auf seiner ganzen Oberfläche gepflastert, in der Art, daß man in die vorher mit Wasser befeuchtete und wohl mit den Füßen tennenartig geknetete tonig-mergelartige Erde des gipshaltigen Grundes kleinere rohe Feld- und Bruchsteine platt eindrückte. In den Untergrund selbst aber grub man erstens einen etwa 2 m breiten und ½ m tiefen Graben ringförmig in einem Durchmesser von 20 m den Hügelmittelpunkt umkreisend ein (Figur 1a), der, wie wir hernach sehen werden, die Bestimmung hatte, die äußeren Grund- und Einfassungssteine des großen, das eigentliche Grabhaus bedeckenden Steincairns aufzunehmen. Zweitens aber warf man im Mittelpunkte dieses von dem ringförmigen Graben begrenzten Gebietes einen 0,60 m breiten und ebenso tiefen Graben aus (Figur 2b), welcher ein 3,90 m langes und 2,10 m breites Boden-Oblongum begrenzte, über welchem das von Holz errichtete Grabgebäude (Figur 2) aufgeführt wurde.

Figur 3 veranschaulicht den Grundriß dieses Baues. Es bezeichnet hier b den ausgeworfenen Graben, f das im Niveau des Grundbodens stehen gebliebene Oblong, über welchem auf einer Bretterdiele die Leichenbeisetzung stattfand; a deutet die achtzehn 2 dm starken Stützbalken an, welche von jenem Graben aus emporgerichtet waren. Vierzehn davon, sieben auf der Ost- und ebensoviel

auf der Westseite, liefen in dachartiger Schräge über der Mittellinie des Baues zusammen. Vier südliche Stützbalken aber, freilich sehr zerfallen, hatten wohl nur den Zweck gehabt, die Bretter zu tragen, welche die hintere südliche Giebelseite des Grabbaues verschlossen. d stellt die ½ m starke Holzsäule im Durchschnitt dar, welche am hinteren, südlichen Ende des Baues senkrecht aufgerichtet war, um dem mittleren Firstbalken jenes Daches oben zur Festigung zu dienen; e bezeichnet die wiederum schräg in diese Holzsäule eingezapfte Holzstrebe, welche verhindern sollte, daß die Säule aus ihrer senkrechten Richtung wich; diese Strebe stand südlich hinter der genannten Säule; unten war sie, wie die übrigen Stützen des ganzen Holzbaues mittels Steinen in dem ausgeworfenen, das Oblong des Grundrisses umgebenden Graben (b) befestigt, wie dies besonders in Fig. 4, dem Längs-Aufriß des Tiefengrabes, bei b¹ und b ersichtlich

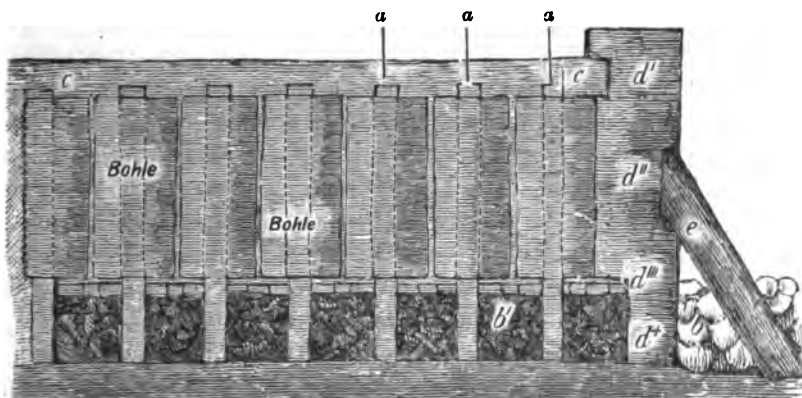


Fig. 4. Längs-Aufriß des Tiefengrabes.

ist, indem hier d die senkrechte Holzsäule, e die hintere schräge Holzstrebe und a die oben erwähnten Stützbalken, b und b¹ aber die in den ausgestochenen Graben zwischen die Balken geworfenen Steine bedeuten, welche jene Stützen im Grunde festigen.

In eben dieser Figur 4 sowie auch in Figur 2, dem Querdurchschnitte des Tiefengrabes, können wir die weitere Konstruktion dieses Holzbaues deutlich verfolgen. Fig. 4d zeigt jene ½ m Durchmesser haltende und 1 m 70 cm hohe Holzsäule, welche dem ganzen Bau Stand und Festigkeit verlieh, so daß nur unmittelbar neben und um diese Säule herum die Holzkonstruktion des Bauwerkes noch in ihrer ursprünglichen Ordnung der Balken erhalten war, während auf

dem entgegengesetzten nördlichen offenstehenden Giebelende der gewaltige Druck und Seitenschub der obenauf lastenden Stein- und Hügelmasse das Gebäude schief nach der östlichen Seite hin gedrückt hatte, wie dies Fig. 5 veranschaulicht. Jene Holzstandsäule d (Fig. 4) bestand aus einem rohen Baumstamme von gegen ½ m Dicke, bei d' enthielt derselbe ein großes Zapfenloch, in welches der Firstbalken (c) eingefügt war, ebenso war ungefähr in der Säulenmitte auf der hinteren südlichen Peripherie des Stammes bei d'' ein Zapfenloch für die schon oben erwähnte Gegenstrebe e befindlich, und der untere Teil des Säulenstammes hatte zwischen d× und d''' einen durch die ganze Hälfte des Stammdurchmessers rechtwinklig geführten Ausschnitt, dessen unterer senkrechter Teil (d×) auf dem Grunde des mit Steinen ausgefüllten Grabens (b und b¹) fußte, während der obere wagrechte Ausschnitt (d''') auf dem die Flur des Holzhauses bildenden Erdoblong (Fig. 2 und 4) aufruhte und unter sich noch das südliche Ende eines Holz-Dielenbodens festhielt, auf welchem die bestatteten Toten unmittelbar auflagen; unter diesem Dielenboden aber war noch die ganze Oberfläche des Erd-Oblonges, über welchem das Grabhaus stand, mit einem Steinpflaster überkleidet.



Fig. 5. Das Holzhaus in seiner verdrückten Lage.

Der in die starke Holzsäule eingezapfte Firstbalken (c) enthielt aber noch auf seiner Ost- und Westseite je sieben halbschräg ausgehöhlte[1]) Zapfenlöcher (Fig. 2c), in welche die hier in dachiger Richtung von unten (aus dem Graben b) nach oben geneigten Stützbalken a befestigt waren. Wie Fig. 2 zeigt, waren in diese Stützen[2]) die querliegenden Bretter, welche den Dielenboden bildeten, in wagerechter Lage so eingezapft, daß der eine Zapfen in den östlichen, der andere in den westlichen Stützbalken eingefügt war. Unmittelbar unter diesem Dielenboden folgte das schon erwähnte Steinpflaster, welches das aus dem Graben b emporragende Erdoblong f, dessen Seitenwände der Schräge der an ihm anliegenden Stützbalken folgend

¹) Ursprünglich hatte Klopfleisch geschrieben „ausgestemmte“.

²) Für die Ausdrücke „Stützbalken“ und „Stützen“ würde ich die Bezeichnung „Sparren“ gewählt haben, da es sich um eine Dachkonstruktion handelt. H.

schräg aufwärts liefen, nach oben in fester Bindung abschloß; dieses Pflaster bestand aus kleineren Bruchsteinen von Kalk und Sand.

Auf jenen vierzehn seitlichen Stützbalken a aber waren mit oben und unten eingeschlagenen Holznägeln starke Holzbohlen (Fig. 2n und Fig. 4) in ihrer Mittellinie befestigt, welche Bohlen unten flach, oben aber konvex geformt waren, d. h. sie hatten das Ansehen sehr starker sogenannter „Schwarten" und waren offenbar durch Abspalten von der Oberfläche starker Baumstämme gewonnen worden. Diese Bohlen (n) begannen oben an dem unteren Teile des Firstbalkens c und endeten unten in dem Graben b in der Höhe der Dielenbretter. Sie füllten den Raum zwischen den Stützbalken von oben her vollständig aus, so daß immer die eine Bohle mit ihren Seitenrändern ziemlich dicht an die andere in derselben Ebene angrenzte; wo aber hier eine offenstehende Fuge zwischen den Bohlenrändern sich gezeigt hatte, war dieselbe sorgfältig mit Gipsmörtel ausgegossen und abgestrichen worden. Fig. 6 zeigt einen Teil eines solchen die Fugen zwischen den Holzbohlen auskleidenden Gipsmörtelstückes in dreifacher Verkleinerung[1]); während dasselbe oben wagerecht abgeflacht ist, aber eine unregelmäßig verlaufende leistenartige Hervorragung auf der Fläche zeigt, welche von einem rohen Abstreichen der ursprünglich weichen Masse mit einem Finger oder Holz herrühren mag, so zeigt der vordere Bruch dieses Mörtelstückes unten konkav gebogene Randflächen, welche von den konvexen Oberflächen der Holzbohlenschwarten herrühren, zwischen deren Randfugen die weiche Gipsmörtelmasse eingegossen und eingestrichen worden war, um das Holzdach des Grabhauses vollständig wasserdicht zu machen.

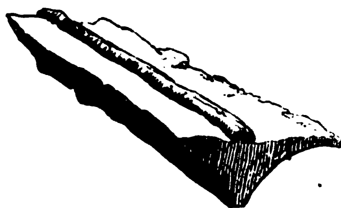


Fig. 6. Ein Stück Gipsmörtel.

Über diesem also wohlverwahrten Bohlendache, welches auf der vorderen Nordgiebelseite (N in Fig. 3) ganz offen stand, während es, wie vier zerfallene Stützen und Bohlenreste auf der hinteren Südseite bewiesen, hier verschlossen war, folgte als oberste Deckung eine

[1]) Dasselbe ist 19,5 cm lang.

noch jetzt bis gegen 15 cm starke Schicht verwesten Schilfes (Fig. 2 i). Mit dieser Schilfbedeckung endet nach oben das eigentliche Grabhaus, das, wie wir gesehen haben, wesentlich als ein dachförmiges Holzgebäude zu bezeichnen ist. Die Leichenbestattung auf der Diele desselben haben wir hernach besonders zu besprechen.

Jetzt aber müssen wir noch den großen Steinbau ins Auge fassen, der wie die Schale den Kern hier als schützender Mantel das hölzerne Grabhaus barg und umschloß. — Nachdem die Zimmer-Handwerker ihr Holzhaus errichtet und mit Schilf gedeckt hatten, und die Leichenbeisetzungs-Zeremonien beendigt waren, begann die Trauerversammlung die Steinumhüllung des Grabhauses damit, daß sie, um das Grabhaus möglichst unversehrt zu erhalten, stärkere Steinplatten, wie in Fig. 2 zu sehen ist, flach auf die oberste Schilfrohrbedeckung des Grabdaches legten, so daß dann die danach folgende Aufschichtung des Stein-cairns keine Unordnung in das Schilfdach bringen konnte. Hierauf begab man sich zu dem schon anfangs dieses Abschnitts erwähnten Graben (Fig. 1 a), welcher ringförmig den 20 m Durchmesser haltenden Platz, auf welchem die große Steinpyramide errichtet werden sollte, umgab.

Doch zuvor mußte noch der ganze freie Grundplan, über welchem der Steinbau, das Holzhaus und der künftige Erdhügel sich erhoben, durch die Feier des Totenopfers geweiht und gesühnt werden. Deshalb fanden sich über dem ganzen mit kleinen Steinen überpflasterten Untergrunde des Hügels einzelne Kohlen, aschige Erde, von Feuer gerötete Steine des Pflasters, hie und da zerstreut auch einzelne Tongefäßscherben, welche absichtlich zertrümmert und umhergestreut waren, ebenso auch einzelne Splitter und Reste von Knochen, welche den Tieren angehört hatten, die bei dem Schmause, welcher mit dem Totenopfer verbunden zu sein pflegte, verzehrt worden waren. Doch mußte man hier im Gegensatz zu anderen Grabhügeln diese Reste des Totenopfers nur spärlich nennen — möglich daß bei Kindern — und die Hauptperson unseres Tiefenbegräbnisses war ein Kind — nur einige kleine und jugendliche Tiere geopfert wurden, wenigstens hat der Verfasser auch in einem anderen Kindergrabe zu Thierschneck bei Camburg (S.-Meiningen) die Geringfügigkeit der Totenopferreste gegenüber anderen Gräbern ein und derselben Gräbergruppe beobachten können. Die sühnende, reinigende Bedeutung des Totenopfers mußte naturgemäß bei „unschuldigen" Kinderleichen zurücktreten im Gegensatz zu den Erwachsenen, deren Leben schon durch die Entwicklung

der sinnlichen Triebe und durch mancherlei sonstige Schuld sittlich getrübt erscheinen mußte.[1])

Nachdem also das Totenopfer und der Totenschmaus von der Gesamtheit der Anwesenden vollzogen war, begann die versammelte Menge der Leidtragenden das Steindenkmal zu bauen, indem man in jenen peripherischen Graben (Fig. 1 a) die schwersten und größten der vorher herbeigeschafften Steine zuerst nach außen in fast senkrechter, und dann nach innen in halb schräger Lagerung in dicht geschlossener Ordnung schichtete, so daß die Basis der Steine nach außen, die Spitze derselben nach dem inneren Grabmittelpunkt gerichtet wurde; jeder einzelne Stein wies so schon von der Peripherie des Cairn aus gewissermaßen mit seiner oberen Kante oder Spitze nach der Stelle hin, wo hier die Leichenbeisetzung stattgefunden hatte. Häufig waren auch große schwere Steinplatten und Steinblöcke noch wagerecht vor die Peripherie dieses Steindammes gelegt (vgl. Fig. 7), um einen Widerhalt gegen den Druck zu geben, der bei der nach innen immer höher werdenden Schichtung der Steine vom Mittelpunkte der Steinpyramide aus nach der Peripherie hin erfolgen mußte. Von diesem peripherischen starken Steindamm aus nahmen die Steine nach dem Zentrum des Kegels hin allmählich an Größe und Schwere ab, alle aber waren so aneinander gefügt, daß stets der obere den unteren, und jeder Stein seinen seitlichen Nachbar in mindestens $^1/_3$ seiner Fläche dachziegelartig deckte, so daß weder die Bodenfeuchtigkeit von oben her eindringen konnte, noch größere wilde Tiere imstande gewesen wären, von außen her in den Steinhügel einzudringen — immer stand diesen letzteren ein undurchbrechbarer steinerner Plattenpanzer entgegen. Das feuchte Element konnte seinen Weg hier nur von unten, von dem Grundboden her aufwärts dringend finden, denn dieser Grundboden lag in der



Fig. 7. Peripherisches Ende des Steinkegels.

[1]) Ich habe diesen Absatz vom angeblichen Totenopfer nicht tilgen wollen, obwohl er zur Schilderung des tatsächlichen Befundes nicht gehört, sondern aus der Phantasie geschöpft ist. Es ist immerhin bemerkenswert, daß noch vor 35 Jahren ein auf naturwissenschaftliche Beobachtung gerichteter Forscher von der Einmischung seiner subjektiven Vorstellungen in den objektiven Bericht des Tatbestandes sich nicht freihalten konnte. H.

Fall-Linie eines Bergabhanges und konnte von der von diesem herabrinnenden und den Erdboden durchtränkenden Bodenfeuchtigkeit unterirdisch durchdrungen werden, um so mehr, als ein toniger Mergelboden den Grund des Hügels bildete, welcher ja bekanntlich schwammartig das Wasser an sich saugt.

So war denn auch in der Tat der Grundboden des Grabhügels ziemlich feucht bei seiner Eröffnung, während schon die unteren Schichten des bedeckenden hohen Erdaufwurfs und der Raum zwischen den einzelnen Steinen des Steinkegels ganz trocken war. Ebenso waren die unteren Teile der Holzstützen des Grabhauses durch die Bodenfeuchtigkeit sehr erweicht und molmig geworden, während die oberen Holzteile desselben zwar auch mürbe, aber doch fast trocken geblieben waren.

Der große Steinkegel, der über 2 m in der Höhe maß, war besonders von oben her (wie dies Figur 2 andeutet) sehr sorgsam wieder mit größeren und regelmäßiger gelegten Steinplatten gedeckt, während die darunter liegenden Steine etwas unregelmäßigere Formen zeigten.

Wie schon früher erwähnt, folgte eine gegen 4 m starke Erdschicht über dem Steinbaue; von dieser sehr fetten schwarzbraunen Kulturerde war die unmittelbar über den Steinen liegende, ungefähr 70 cm starke Schicht (Fig. 1 c¹) eisenhart; dies kam davon, daß man diese Erdschicht naß eingemengt und wie Tennenboden behandelt, d. h. festgestampft hatte, worauf sie nach dem Trocknen sehr hart und widerstandsfähiger gegen Feuchtigkeit wird. Die oberen Schichten des Erdaufwurfs bestanden dagegen aus lockerer guter Erde (Fig. 1 c) und enthielten einen Spinnwirtel von Ton (v) und ein eisernes Messer (w), welche jedenfalls später von oben her, aber doch noch vor der Anlage der den obersten Teil des Hügels einnehmenden ausgedehnten Leichenschicht (Fig. 1 o), in den Hügel gelangt waren. Diese letzte oberste Schicht des Hügels werden wir, was ihre zahlreichen Leichen-Beisetzungs-Anlagen betrifft, weiter unten bei der Fundbeschreibung näher besprechen.

Betreffs der Steine aber, aus denen der näher beschriebene untere gewaltige Steinkern aufgebaut war, ist noch besonders hervorzuheben, daß, da Leubingens nähere Umgebung fast steinlos zu nennen ist, indem der Untergrund der Flur von vorherrschend gipsiger Beschaffenheit sein soll, man die Steine zu diesem mächtigen Baue zum Teil meilenweit herbeischaffen mußte. So wurde von anwesenden sachkundigen Kennern der Gesteine der Unstrutumgebung, z. B. der

rote Sandstein von der Rothenburg beim Kyffhäuser und von der Sachsenburg, ferner der weiße Sandstein aus der Umgebung Nebras, Kalksteine von der Hainleite und sogar Tuffsteine von Greußen deutlich erkannt.

Was läßt uns aber diese sichere Tatsache für einen tiefen Blick in die Verhältnisse jener Urzeit tun, aus welcher unser Grabhügel stammt! Wir sehen hier im Geiste die mächtigen Reihen holzrädriger Wagen oder Karren vor uns, welche, durch den leitenden Willen eines Stammesoberhauptes befehligt, den umliegenden Gau nach geeigneten Steinen für die Errichtung des Grabhügels eines jedenfalls mit jener Herrscherfamilie des Stammes oder Gaues in naher Beziehung stehenden geliebten Kindes durchsuchen. Dies alles setzt bereits die Entwicklung eines mächtigen Gemeinwesens und die Anfänge eines Verkehrslebens voraus, welches schon fahrbarer, wenn auch noch unvollkommener Straßen sich bediente. Bei der Aufrichtung dieses Steinbaues mußte ferner eine große Menschenzahl Hand angelegt haben, wenn es in Zeit weniger Tage entstehen sollte. Denn wenn wir die Stein- und Erdmassen, welche bewegt werden mußten, um diesen Hügel aufzubauen, nach Kubikmetern berechnen, so ergibt sich ungefähr folgendes eher zu niedrig als zu hoch gegriffenes Verhältnis:

An bewegten aufgeschütteten Erd- und Steinmassen enthält der ursprüngliche ältere Teil des Leubinger Hügels, d. h. ohne die 2 m hohe oberste Skelettschicht, welche einer späteren Periode entstammte, nach der Berechnung eines tüchtigen Mathematikers, des Herrn stud. math. M. Diesing (aus Magdeburg) in Jena, ungefähr 3270 cbm, von denen gegen 209,5 cbm auf den inneren konischen Steinbau fallen, während 3060 cbm Erde zu dem den Steinbau bedeckenden Hügel gehörten. Schwerlich werden die alten zweirädrigen Karren, wie sie uns auf Denkmälern des Nordens: dem Kivikmonument und dem Willfarasteine (vgl. Nilson, das Bronzealter S. 49 und den Nachtrag dazu S. 42) in Abbildungen erhalten sind, mehr als einen Kubikmeter Steine oder Erde fortzuschaffen imstande gewesen sein. Es vergegenwärtigen uns also diese Zahlen eine beträchtliche Summe von menschlicher Kraft, wenn man die primitiven Verhältnisse jener Zeit berücksichtigt!" —

Soweit die Beschreibung in Klopfleischs Manuskript. Aus Tetzlaffs Dissertation ist als Ergänzung hinzuzufügen, daß die Hölzer des unteren Grabgehäuses von der Eiche herrührten. Die Fortsetzung des Fundberichtes ist aus den übrigen oben angegebenen Quellen zu entnehmen:

Das Innere des Grabes oder vielmehr der hölzerne Fußboden der Holzhütte war 3,90 m lang, 2,10 m breit; die Längenrichtung ging von Süden nach Norden. In dieser Richtung lag in der Mitte der Diele ein menschliches Skelett ausgestreckt, das von einem Greise herrührte, wie die abgenutzten Zähne und die häufigen Spuren von Altersgicht an den Knochen desselben bewiesen. Quer über der Mitte oder Hüftgegend dieses Skeletts lag kreuzweis ein anderes, das aus den Beigaben als weibliches zu erkennen war, und das von einem jugendlichen Individuum im Alter von etwa 10 Jahren herrührte, wie sich aus dem Umstande ergab, daß die Epiphysen noch nicht mit den Gelenkenden der Röhrenknochen verwachsen waren. Dies letztere Skelett war fast gänzlich zerstört, und auch das erstere so stark beschädigt, daß nur noch wenige charakteristische Reste entnommen werden konnten. Messungen scheinen nicht vorgenommen zu sein, Angaben über die Größe der Körper fehlen. Wir erfahren nur, daß von Feuerspuren sich nichts an diesen Knochen gefunden habe. Auch darüber fehlt eine Mitteilung, ob das Innere des Grabgehäuses leer oder mit Erde gefüllt war. Da die nördliche Giebelseite offen, auch der Verschluß des südlichen Giebels zerfallen und die ganze Hütte verdrückt war, würde das Eindringen von Regenwasser und aufgelöster Erde wahrscheinlich sein, wenn nicht anderseits durch die dachziegelartige Schichtung und Deckung des Steinmantels das Durchsickern von Wasser unmöglich gemacht worden wäre. Aus den ausdrücklichen Angaben über die wasserdichte Beschaffenheit der Steinpyramide werden wir schließen dürfen, daß der Innenraum der Holzhütte leer von Erde war.

Die Beigaben. Auf der linken Seite des männlichen Skelettes, und zwar zu seinen Füßen, also in der nordwestlichen Ecke der Hütte fand man die Trümmer eines großen Tongefäßes (Tafel IV, Fig. 1), das mit Steinen umgeben war. Dasselbe ist erst vor einigen Jahren (1903) durch Förtsch zusammengesetzt und ergänzt worden und zeigt eine andere, mehr schlauchförmige Gestalt als die von Klopfleisch gegebene Zeichnug, die ein in der Mitte ausgebauchtes Gefäß darstellt; auch die Höhe (39,5 cm) ist beträchtlicher als die dort angegebene (32 cm), die größte Breite (38—38,2 cm) liegt nicht in der Mitte, sondern bei der Höhe von 16 cm.[1]) Der obere Durchmesser beträgt

[1]) In dem „Kurzen Bericht", Neue Mitt. XIV, S. 554, gibt Klopfleisch die größte Breite auf 52 cm an; die Zahl der „kleinen Henkel" auf vier. Alle obigen Maßangaben beruhen auf meinen eigenen genauen Messungen an den Originalen.

25,3 bis 25,8; der Durchmesser der Stehfläche 14,2 bis 15 cm. Der Hauptkörper des Gefäßes wird von dem konkav geschwungenen Halse durch zwei wagerecht verlaufende, grob geritzte Linien abgetrennt; der Hals unterscheidet sich auch durch schöne Glätte und schwarze Farbe von dem rostbraunrot gefärbten und durch Finger-Kehlstreifen rauh gemachten Unterkörper. Diese durch die Finger des Töpfers hergestellten flachen Streifen verlaufen nebeneinander schräg über den ganzen Hauptteil des Gefäßes, und die Grate, die zwischen ihnen ganz verschieden stark und hoch stehen geblieben sind, geben vornehmlich dem Gefäße das rauhe Aussehen. Zwei kleine Ösen überbrücken die Grenzlinien zwischen Bauch und Hals. — „Die Tonmasse ist im ganzen grobsandig, von mittelhartem Grade der Brennung; im Innern des Gefäßes aber ist eine feinere graue geschlämmte Tonschicht übergezogen,



Fig. 8.



Fig. 9.

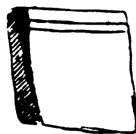


Fig. 10.

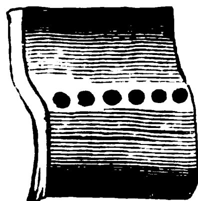


Fig. 11.



Fig. 12.

Gefäßscherben aus dem unteren Grabe.

welche an dem polierten äußeren Halsteile, der glänzend schwarz ist, mit Kohlenstaub gemischt zu sein scheint; ein Graphitüberzug ist nicht vorhanden.“ Auch andere Tonscherben, die angeblich von dem Totenopfer herrühren sollen, zeigen die sorgfältige Glättung einer aufgetragenen feiner geschlämmten Tonschicht von schwarzer oder roter Farbe, die geschwungene Biegung des Halses und als Verzierung

leicht eingeritzte Parallellinien und mit einem spitzen Instrument eingedrückte Punktreihen (Fig. 8—11); auch ein Bodenstück mit konkav eingezogener Bodenfläche fand sich (Fig. 12).

Diesem Gefäße gegenüber zur rechten Seite und zu Füßen des Männerskelettes lag eine regelmäßig geformte steinerne Streichschale (Taf. III, Fig. 8) in Gestalt eines Parallelepipedons mit abgerundeten Kanten, sie ist 21,2 cm lang, 6,9 cm breit, in der Mitte 3,4 cm dick, an den Enden 3,1 und 2,5 cm, sie scheint aus Wetzschiefer zu bestehen und war zum Schärfen der Äxte, Dolche und Meißel wohl geeignet. Daneben weiter aufwärts war eine große gewölbte Steinhacke niedergelegt, von 30,8 cm Länge, aus Serpentin geformt, mit einem quergestellten Bohrloch versehen (Taf. III, Fig. 7). Interessant ist, was Klopfleisch über die Schäftung dieses Arbeitsinstrumentes mitteilt, die er aus anklebenden Spuren noch „deutlich erkannt“ hat. Die Hacke war zwischen zwei „Wangen“ eingeklemmt gewesen, in welche der Stiel auslief; ein Pflock, der durch die Wangen und das Bohrloch der Hacke hindurchging, befestigte diese an den Holzstiel, dazu kam noch eine Umschnürung mit Riemen, deren Spuren auf der Oberfläche der Hacke so deutlich sichtbar waren, daß sie Klopfleisch abzeichnen konnte (Fig. 13).[1] Spuren sind noch jetzt zu sehen. Der Stiel der Hacke wird bis zur rechten Hand des Toten gereicht haben.

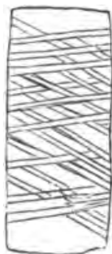


Fig. 13. Spuren von Riemenbefestigung.

Dasselbe wird von dem hölzernen Stiel eines Dolchstabes gelten, dessen metallene Klinge weiter oberhalb als die Steinhacke ebenfalls zur Rechten des Skelettes lag. Die Klinge ist 20,7 cm lang, am unteren Ende 6,6 cm breit, sie ist durch eine gewölbte Mittelrippe verstärkt, die nach unten sich verbreitert und durch zwei ineinandergesetzte, durch Parallelstriche gebildete Dreiecksfiguren verziert ist (Tafel II, Fig. 1). Die Klinge ist an der abgerundeten

[1]) Diese Art der Schäftung kann m. E. die praktische Verwendbarkeit der kupfernen „Doppeläxte“ aufklären, die von einem so kleinen Loche durchbohrt sind, „daß es gar nicht als Schaftloch gedient haben kann“ (Montelius, Chronol. der älteren Bronzezeit, S. 14; Lissauer, Die Doppeläxte, Ztschr. f. Ethn. 1905, S. 522). Durch das kleine Loch konnte sehr wohl ein kupferner Stift geführt werden, der die Verbindung mit den beiden Wangen des Stiels besser herstellte als der Holzpflock der Steinhacke. Bei einer solchen Schäftung haben die beiden Schneiden der „Doppelaxt“ quer zum Stiel gestanden, das Werkzeug war also eine „Doppelhacke“.

und verdickten Spitze nicht scharf, und auch an den Seiten weniger scharf als der mitgefundene größte Dolch. Klopfleisch hielt sie für einen Dolch. Daß es sich um einen Dolchstab handelt, ist schon länger erkannt, zuerst von O. Tischler, wie Olshausen in den Verhandlungen der Berl. Anthrop. Gesellschaft, 1886, S. 470 bei Besprechung der Goldsachen von Leubingen erwähnt.[1]) Entscheidend für die Einreihung unter die Dolchstäbe ist einmal die mittlere Verdickung der Klinge, dann auch besonders der Umstand, daß die im Rost bemerkbare Grenze des Stieles geradlinig ist, während bei Griffdolchen diese Grenzlinie den bogenförmigen Ausschnitt aufweist.

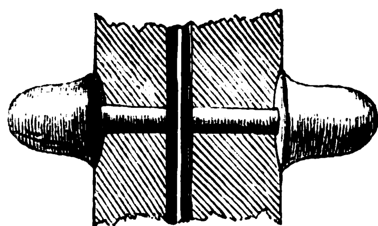
Bei unserer Klinge ist nicht bloß die geradlinige Grenze des einstigen Schaftes im Roste bemerkbar, sondern auf beiden Seiten der Klinge ist auch durch die im Oxyd festklebenden und konservierten Holzfasern derjenige Teil der Klinge kenntlich gemacht, der einst von Holz umgeben gewesen ist. Die Längsfasern des Holzes verlaufen quer zur Klinge und bekunden, daß der Holzstiel nicht wie beim Griffdolch in der Fortsetzung der Klingenachse verlaufen ist, sondern daß er quer zur Klinge stand. Dabei ist auch deutlich zu bemerken, daß die Klinge nicht ganz senkrecht in den Schaft eingelassen gewesen ist, sondern so, wie Förtsch bei einem der Dieskauer Dolchstäbe angemerkt hat (Jahresschrift IV, S. 18, Taf. II, Fig. 8), mit einer Neigung nach oben, also in einem stumpfen Winkel.

Nach Klopfleischs Angabe (Kurzer Bericht S. 15) bildete der Holzgriff bei dieser größten Klinge „eine Art Parierstange", das heißt: er ragte über die Klingenbreite beiderseits hinaus, eine Erscheinung, die bei der üblichen Form der Dolchgriffe nicht vorkommen könnte, sondern nur von dem quergestellten Schaft des Dolchstabes herrühren kann. Wenn dagegen die Zeichnung Klopfleischs diese „Parierstange", in einen Handgriff auslaufen läßt, der in der Fortsetzung der Klingenachse liegt, so kann diese Fortsetzung nur als freie Ergänzung des Nichtvorhandenen angesehen werden, wie sie sich auch weiter unten in der Wiedergabe einiger Gefäßreste als ganze Gefäße bekundet. Ein solcher Griff würde quer zur Holzfaser — etwa aus einem Brett — ausgeschnitten gewesen sein und keine Haltbarkeit gehabt haben. In

[1]) Auch Montelius nennt in seiner Aufzählung der Fundsachen von Leubingen: „d) die Klinge eines Schwertstabes, 21 cm lang und 7 cm breit ... e) drei trianguläre Dolche." (Chronol. der ältesten Bronzezeit, 1900, S. 64.) Im Berliner Katalog 1880, S. 518, ist die Klinge noch als Bronze-Dolchklinge bezeichnet.

seinem Notizbuch hat Klopfleisch dagegen zu einer Skizze der Dolchstabklinge mit Parierstange die Überschrift gesetzt: „Schaft der Lanze, darunter quer der große Dolch.“ Ursprünglich muß ihm also die später so genannte Parierstange wie ein Schaft vorgekommen sein.

In diesen Schaft war der unterste, unverzierte Teil der Klinge 2,4 cm tief eingelassen und vermittelst dreier Stifte oder Niete befestigt, die oben und unten mit einem kräftigen, glockenförmigen Buckel von 14 mm Höhe gekrönt waren (Tafel III, Fig. 9). Der Zwischenraum zwischen diesen beiden Buckeln, also die Dicke des Holzschaftes, betrug nach einer Zeichnung Klopfleischs (Fig. 14) 2,5 cm; die Zeichnung ist richtig, da die einzige noch sitzende Nietkuppe von der Klinge 11 mm absteht (Tafel III, Fig. 9); die übrigen 5 Nietbuckel mit ansitzenden Stiften sind abgebrochen noch vorhanden. Das Holz dieses Schaftes war nach der Bestimmung Tetzlaffs Weißdorn.


Fig. 14. Niet des Dolchstabes.

Der Dolchstab mit Weißdornschaft war eine wirkliche Waffe und braucht nicht als Dekorationsstück angesehen zu werden. Erst die hohlgegossenen Bronzeschäfte oder die engen Schafttüllen an den meisten Dolchstäben lassen einen ernsthaften Gebrauch ausgeschlossen erscheinen. Nur für dekorativ getragene Prunkwaffen konnte die ganz unhaltbare Flick- und Blecharbeit bestimmt sein, die wir an zwei Dieskauer Dolchstäben kennen gelernt haben. (Förtsch, Jahresschrift IV, S. 22).

An derselben Stelle wie diese Dolchstabklinge, mit ihr gekreuzt, lag eine D o l c h k l i n g e, und weiter oberhalb, schon nahe dem rechten Knie fand sich noch ein Paar gekreuzter Dolchklingen. Die Länge der drei Klingen beträgt 12,6 cm, 11,6 cm und 8,5 cm (Tafel II, Fig. 6, 5, 7). Die zweitgrößte zeigt Linienverzierung und runden Griffausschnitt. Alle drei Dolche hatten noch Reste vom Griffe; am meisten der zweitgrößte, von dem sogar die mit breitem Bronzedraht umwundene Handhabe noch zu erkennen gewesen ist (Fig. 15 und 16). Die Griffe der beiden größeren Dolche sind nach Tetzlaffs Bestimmung von Weißdorn, der des kleinsten Dolches von Esche gewesen. Von den sechs Nieten des größeren Dolches sind die mittleren 14 mm,

die seitlichen 10 mm lang, die sieben des zweitgrößten sind 12 bis 9 mm, die drei des kleinsten 6 bis 5 mm (Fig. 17); hieraus ergibt sich die Stärke desjenigen Griffteils, in dem die Klinge eingelassen war.

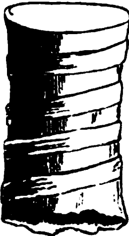


Fig. 15.
Dolchgriff mit Bronzedraht umwunden.

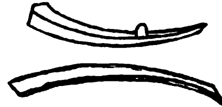


Fig. 16.
Bronzedraht vom Holzgriff.

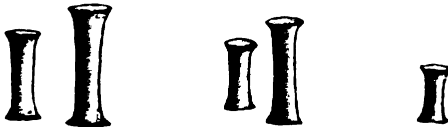


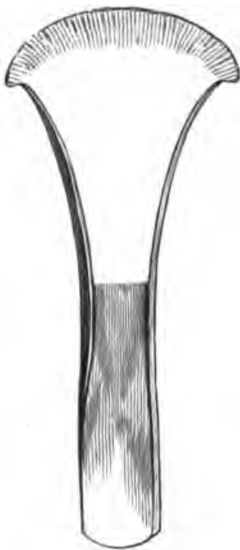
Fig. 17. Niete der drei Dolche, $^1/_1$.

Die Dolche hatten auch Reste von Scheiden bewahrt; Klopfleisch sagt zwar nur, daß bei einzelnen derselben Scheidenreste bemerkbar waren; die Dolchstabklinge, die er zu den Dolchen rechnet, wird keine Scheide gehabt haben; daß aber mindestens drei Scheiden vorhanden gewesen sind, lehrt der Wortlaut bei Tetzlaff S. 43: „Von den Dolchscheiden hat nur eine für uns ein höheres Interesse, welche, wie sich bei der mikroskopischen Untersuchung herausstellte, nicht, wie die übrigen, aus Leder, sondern aus einer Rinde verfertigt war.“ Diese eine bestand aus Eichenrinde.

Zwischen diesen beiden Klingenpaaren und nahe beim rechten Fuße lagen zwei Bronzeäxte mit niedrigen Randleisten (Tafel II, Fig. 9 und 8), die eine 14,2 cm lang, mit dem schwachansteigenden Querabsatz, wie er sich schon in der ersten Periode der Bronzezeit findet,[1]) die andere, 13,8 cm lang, mit glatt verlaufender Bahn. An

[1]) Vgl. Lissauer, Typenkarten, Zeitschr. für Ethn. 1904, S. 542, Fig. 9 und S. 562; 1905, S. 795, Fig. 3. — In einem Tongefäße, das bei Hausneindorf, Kreis Aschersleben, gefunden ist, befanden sich Randäxte mit jenem schwachen Absatz und solche ohne Absatz zusammen. Zeitschr. für Ethn. 1905, S. 846 und 1904, S. 564. Vgl. Montelius, Chronologie, Fig. 57, 58, 91.

dem hinteren schmalen Teil dieser beiden Äxte fanden sich noch deutlich Reste des Holzstieles vor (Fig. 18 und 19), die aber in Tetzlaffs Dissertation nicht erwähnt werden. Dieser Mangel ist um so auffälliger, da Klopfleisch die Bemerkung macht: „Diese Geräte dürften ihrer Holzfassung nach entschieden als Äxte gedient haben, sowohl als Waffen als auch als Zimmeräxte tauglich."[1]) Man sollte meinen,



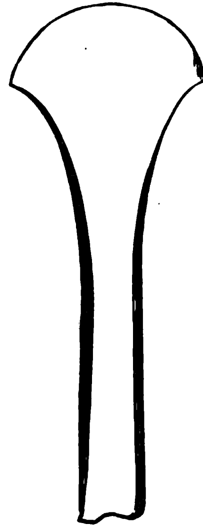



Fig. 18. Bronzeäxte mit Holzresten. Fig. 19.

daß er die Knieform des Stieles wahrgenommen habe; aber die Zeichnungen enthalten nichts davon, auch lehren alle übrigen Reste der hier gefundenen Holzstiele, daß nur diejenigen Teile sich erhalten haben, die sich in unmittelbarer Verbindung mit Bronze befanden.

In der Nähe des oberen Dolchpaares, und so, daß sie mit ihren Holzgriffen gewiß die Höhe der rechten Hand des Skelettes erreichten, lagen ferner drei bronzene Meißel; der größte mit geradlinigen Seitenrändern ist 20,6 cm lang (Tafel II, Fig. 4); der zweite von 15,3 cm Länge hat keine Ränder, aber nahe der Mitte eine vorspringende Verbreiterung, ähnlich wie der zinnarme Meißel von

[1]) Kurzer Bericht in Neue Mitt. XIV, S. 455.

Hedersleben (Kr. Oschersleben).[1] Die obere Hälfte ist schmaler als die untere und läuft auch in eine schmalere Schneide aus (obere Schneide 7,5 mm breit, untere 12,5 mm, Mitte 18 mm; Tafel II, Fig. 3). Ähnlich geformt ist der dritte, kleinste Meißel (Tafel II, Fig. 2); auch er hat die sprossenartige Verbreiterung und war nach Klopfleischs Angabe mit zwei Schneiden versehen; jetzt fehlt das eine Ende, so daß dieser Teil von der Verbreiterung an nur 2,9 cm mißt und mit dem Bruch endigt, der einen kreisförmigen Querdurchschnitt aufweist; der andere Teil mißt von der Verbreiterung bis zur Schneide 5,2 cm; die ursprüngliche Länge des Meißels wird demnach, wenn die Verbreiterung in der Mitte lag, 10,4 cm betragen haben. Der dünnere und jetzt kürzere Teil war nach Klopfleischs Zeichnung mit Holz umgeben (Fig. 20). Dieser Umstand beweist, daß nicht ein doppelschneidiges Werkzeug vorliegt, sondern daß der obere Teil als Griffangel gedient hat. Ebenso glaube ich, daß auch bei dem zweiten Meißel der eine mit Schneide versehene Teil dazu bestimmt war, in den Griff oder das Heft versenkt zu werden; die vorspringende Verbreiterung hatte den Zweck, daß das Heft bei den von oben geführten Schlägen nicht über die Klinge des Meißels hinabgetrieben wurde. Entsprechende Vorrichtungen haben wir ja noch heute an den Meißeln und Stechbeuteln.



Fig. 20. Kleinster Meißel, 1/2.

Klopfleisch meint, daß diese drei Werkzeuge „nach dem Urteile praktischer Handwerker als Steinbohrer bezeichnet werden müssen“, die zwei kleineren seien doppelschneidig gewesen und hätten je zwei Bohrweiten in sich vereinigt, so daß die drei Bohrer fünf aufeinander folgende Bohrweiten repräsentiert hätten; die Art des Gebrauchs sei die des Drillbohrers gewesen. Diese Auffassung der Instrumente ist sicherlich abzulehnen. Bronze ist durchaus ungeeignet, um Stein zu bohren, die Klingen bieten für eine umgeschlungene Bogensehne und deren Hin- und Herbewegung keinen Halt; die Holzschäftung beweist, daß nur eine Schneide an jeder Klinge für den Gebrauch bestimmt war. Es handelt sich vielmehr um drei Meißel, die zur Bearbeitung des Holzes dienten. Das Holzgehäuse

[1]) Tafel VI, Fig. 6. Vgl. auch Olshausen in Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellsch., 1894, S. 102; Montelius, Chronologie der ält. Bronzezeit, S. 63, Fig. 180. Die gleiche rautenförmige Verbreiterung kommt an Pfriemen vor, vgl. Mitt. aus dem Prov.-Mus. Halle II, S. 92 (Größler, Burgscheidungen).

des Grabes zeigt uns Zapfenlöcher, sowie Löcher zum Eintreiben der Holznägel, zu deren Herstellung Meißel nötig waren; und gerade die Nagellöcher machten Meißel von der Länge nötig, wie sie Fig. 4 aufweist. Bohrer mit hohler Klinge kommen in der Bronzezeit noch nicht vor.[1]) Die Holzreste an den „Bohrern" waren nach Tetzlaffs Bestimmung Weißdorn (crataegus).

Der Schlägel, den man zum Eintreiben des Meißels gebraucht, ist bis auf den heutigen Tag von Holz; ein hölzerner Schlägel wird auch im Leubinger Grabe ursprünglich bei den Meißeln gelegen haben.

Die genannten elf Gegenstände waren Mitgaben für den hier beigesetzten älteren Mann, es waren Waffen und Werkzeuge, die ihm wahrscheinlich im Leben gehört hatten. Wir gehen nun zu den Schmucksachen über, die angeblich zu dem Skelett des jungen Mädchens gehören.

„Über der Kreuzungsstelle mit dem kindlichen Skelette", also über der „Hüftgegend",[2]) lagen folgende Goldsachen:

Zwei massive goldene Nadeln (Tafel III, Fig. 2 u. 3) von derjenigen Form, die von Tischler als Säbelnadel bezeichnet worden ist. Sie sind unten säbelartig gebogen und oben mit einem 8 mm breiten Knauf gekrönt, der obenauf eine Öse zum Durchziehen einer Schnur trägt. Unter dem Knauf ist jede Nadel in ihrem oberen Teile mit einem leicht eingeritzten Sparrenmuster verziert, das aus dreißig untereinander gestellten Zickzacklinien besteht. Ihre Länge ist nicht ganz gleich, die größere ist 10,1 cm lang, die kleinere 9,8 cm. Unter dem Knauf haben die Nadeln eine Dicke von 4 mm. Die größere wiegt 14,226 g, die kleinere 14,554 g; das spezifische Gewicht der ersteren beträgt 16,11, das der letzteren 15,54.[3]) Klopfleisch bezeichnet die

[1]) Im Katalog der Berliner Ausstellung, 1880, S. 518 sind diese 3 Werkzeuge „Bronze-Bohrer" genannt, bei Olshausen, Verhandl. der Berliner Anthrop. Gesellschaft, 1886, S. 470 sind sie aufgeführt als „3 bronzene Meißel, z. T. mit 2 Schneiden"; bei Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit, 1900, S. 64 als „drei Meißel".

[2]) Vgl. Kurzer Bericht, Neue Mitt. XIV, S. 457 und 454. Klopfleisch sagt nicht ausdrücklich, daß auch dieses Skelett mit dem Gesicht nach oben gelegen habe, aber seine Zeichnung, Fig. 3, deutet dies an.

[3]) Die Angaben über das Gewicht der Goldsachen befinden sich auf einem Oktavblatt unter Klopfleischs Manuskripten, dieselben stammen von dem Herrn stud. math. Kruse, wie ein Zusatz von Klopfleischs Hand besagt. Hier werden die beiden Nadeln nicht als größere und kleinere, sondern als dunklere und hellere unterschieden. In der Tat ist die größere goldgelb, die kleinere mehr ins Weißliche fallend. Olshausen gibt (Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellsch., 1886, S. 469) das Gewicht der größeren auf 14,10 g, das der kleineren auf 14,50 g an.

Nadeln als Haarnadeln; auf der Tafel 2 seiner Zeichnungen hat er die beiden Säbelnadeln kreuzweis angeordnet und von Öhr zu Öhr einen Faden gezeichnet, der in der Mitte das noch zu erwähnende goldene Spiralröllchen trägt, so einen stattlichen Kopfschmuck mit pendelnder Goldspirale sich vorstellend. Dagegen hat Olshausen aus mehreren Fundberichten erwiesen, daß diese Art Nadeln nicht am Schädel, sondern an der Hüfte oder auf der Brust der Bestatteten getragen sind; in einem Falle lagen zwei derartige Nadeln auf der rechten Brust und zwar einander parallel und in geringem Abstand schräg von unten und außen her mit den Spitzen nach oben gerichtet.[1]) Wir haben also nicht an Haarnadeln, sondern an Gewandnadeln zu denken, und der Befund von Leubingen selbst, wo diese Schmucknadeln über der Kreuzungsstelle der Skelette lagen, bestätigt diese Auffassung. Die stumpfen Spitzen beider Nadeln setzen ein lockeres Gewebe des zu durchbohrenden Gewandes voraus, wenn nicht etwa Löcher zur Aufnahme der Nadel vorgesehen waren. Der Verschluß geschah bekanntlich in der Weise, daß nach Durchbohrung der beiden Gewandteile ein an dem Öhr der Nadel befestigter Faden hinter den aus dem Stoff hervorragenden Nadelenden mehrmals herumgelegt wurde; hierdurch schützte man sich auch vor Verlust der wertvollen Nadel. Dieser Gebrauch muß in der ersten Periode der Bronzezeit allgemein gewesen sein, da wohl alle Nadeln dieser Periode, die Schleifennadeln, Keulennadeln, Hülsen-, Krücken- und Hirtenstabnadeln mit einer Öse oder einem Loch versehen sind. Der über den Gewandbausch hinweg und um die Spitze der Nadel herumgeführte Faden ist später das Vorbild des bronzenen Bügels an den Bügelnadeln geworden.[2])

Ein anderes Schmuckstück von Gold ist das 24 mm lange Spiralröllchen (Tafel III, Fig. 4), das an einer Schnur wahrscheinlich um den Hals getragen ist, nach Klopfleischs Vermutung „vielleicht zwischen den beiden Haarnadelösen an einer durch dieselben gezogenen Schnur sich wiegte". Die Spiralröhre hat einen äußeren Durchmesser von

---

[1]) Olshausen, Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellsch., 1886, S. 487. Auch eine Säbelnadel von Thierschneck lag unterhalb der Schulter, Z. thür. Gesch. Jena 1906, S. 111.

[2]) Über diese Art des Verschlusses mittels eines „Wickelfadens" habe ich früher öfter mit Förtsch gesprochen (vgl. Jahresschr. I, S. 69); leider konnte ich nicht ermitteln, wer zuerst diese Theorie von der Entstehung der Fibel aufgestellt hat.

5 mm, einen inneren von etwa 2,8 mm, der Golddraht ist 0,8 mm stark, das Gewicht beträgt 2,98 g, das spezifische Gewicht 17,05.

Das wertvollste Stück ist ein massiver ovaler Armreif von Gold mit petschaftförmig abgeschlossenen offenen Enden (Tafel III, Fig. 1). Die äußeren Durchmesser betragen 8,45 und 7,1 cm, die inneren 6,75 und 5,35 cm. In der Mitte ist der rundstabförmige Reif stärker als nach den Enden zu (9,5 und 8 mm). Verziert ist er durch tief eingekehlte Längsfurchen, welche auf den beim Tragen sichtbaren Seiten des Ringes fünf Rundleisten begrenzen, nämlich drei schräg gekerbte und zwei glatte, die so geordnet sind, daß immer eine glatte Längsrippe zwischen zwei verzierten liegt. Die beim Tragen nicht sichtbare, innere Seite des Reifes ist schlicht (vgl. Durchnitt des Armreifs und Projektion seiner Oberfläche, Fig. 21 und 22). Der Armreif wiegt 199,683 g, sein spezifisches Gewicht beträgt 17,61.[1])



Fig. 21. Durchschnitt d. Armreifs.



Fig. 22. Projektion d. Oberfläche.

Als einzige Parallele für diesen eigenartigen Goldreif ist bisher derjenige von Merseburg bekannt, der im Berliner Museum für Völkerkunde (II, 6816) aufbewahrt wird; er ist ebenfalls von Gold, aber größer und dünner als der von Leubingen, er hat dieselben Längsrippen und den stempelartigen Abschluß der offenen Enden wie dieser. Eine Abbildung enthält die Chronologie der ältesten Bronzezeit von Montelius, S. 42, Fig. 107, wo auch die mitgefundenen Gegenstände: eine massive goldene Randaxt (mit Ausschnitt am Bahnende), zwei massive, gerippte Armbänder von Gold und ein glatter Armring mit ösenartig umgebogenen Enden aus Silber, „das indes wohl etwas goldhaltig ist", abgebildet sind. Angeführt und be-

[1]) Diese Angabe fehlt auf dem Blatt von stud. math. K. Kruse, sie findet sich aber nebst der Berechnung auf einem Blatt, das nach Klopfleischs Unterschrift von Dr. Gutzeit herrührt. Auf demselben Blatt und von derselben Hand befinden sich auch vergleichende Angaben über das spezifische Gewicht von Gold, Silber und Kupfer. Da man aus diesen Angaben die größere oder geringere Reinheit der Leubinger Goldsachen bemessen kann, mögen auch diese Angaben hier stehen: Spez. Gewicht des geschmolzen gewesenen Goldes = 19,28, des gestempelten Goldes = 19,33 (G. Rose). Spez. Gewicht des geschmolzen gew. Silbers = 10,474, des geschmiedeten Silbers = 10,510 (Brisson). Spez. Gew. des geschmolzen gew. Kupfers = 8,921, des geschmiedeten Kupfers = 8,952 (Marchand und Scheerer).

schrieben ist der Fund auch schon von Olshausen in dem erwähnten Aufsatz über Spiralringe (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, 1886, S. 470). Gefunden sind die Gegenstände 1874 nordöstlich von Merseburg beim Drainieren. Von bronzenen Ringen zeigen eine gewisse Verwandtschaft drei Armringe von Dieskau mit knopfartigen Enden und einer ebendaher, zwar ohne solche Enden, aber mit Längsrippen, die durch Facetten oder Hohlkehlen hergestellt sind,[1]) ferner der massive Halsring mit knopfartigen Stempelenden aus Jessen im Kgr. Sachsen,[2]) und ein sehr ähnlicher aus Königsaue, Kreis Aschersleben, der 1824 bei Abtragung eines Hügels um den Hals eines Skelettes gefunden ist.[3])

Zu dem Goldschmuck gehören endlich noch zwei Finger-Spiralringe (Tafel III, Fig. 5 u. 6), die aus einem $2^1/_2$ mm dicken Golddraht in der Weise gewunden sind, daß vor Schluß des ersten Umlaufs eine Rückbiegung eintritt, die den Draht zum zweitenmal über die Oberfläche des Fingers führt, ihn dann um den Finger herum und zum drittenmal über die Oberfläche laufen läßt, bis er unten parallel der Stelle endet, wo sein Anfang liegt. Der Zweck dieser Biegungsmethode ist leicht erkennbar: man wollte auf der Oberfläche des Fingers den Draht dreimal nebeneinanderliegend erscheinen lassen, während er untenherum nur einmal lief. Olshausen hat diese Art Ringe Noppenringe genannt und ausführlich über diese und ähnlich gewundene Spiralringe gehandelt in dem schon erwähnten Aufsatze von 1886 (Verhandl. der Berl. Ges. f. Anthr.). Es ist also nicht nötig, hier noch einmal die Parallelen aufzuführen. Als Verbreitungsgebiet dieser Art Ringe ist erwiesen der Strich von den Provinzen Preußen durch die Provinz Sachsen und die sämtlichen Länder Österreich-Ungarns (S. 483); während die aus Doppeldraht gewundenen viel weiter verbreitet sind, sowohl über Italien bis Neapel, die Schweiz und das Rheinland bis Köln, als auch über Österreich-Ungarn, die sächsischen

---

[1]) Vergl. Förtsch, Ein Depotfund der älteren Bronzezeit aus Dieskau bei Halle, Jahresschrift IV, 1905, Seite 15—16, Tafel II, Figur 3, 4, 6 und 5. Facettierte Armringe aus Sadersdorf, Kreis Guben, Nachrichten 1893, Seite 62 (Jentsch).

[2]) Abgebildet in Montelius, Chronologie der älteren Bronzezeit, Seite 40, Figur 99.

[3]) Dabei ein Steinhammer. Der Fund (Tafel VI, Fig. 7 und 8) befindet sich im Fürst Otto-Museum zu Wernigerode; der Ring ist abgebildet zu meinem Aufsatz: „Die erste Besiedelung der Provinz Sachsen" in dem Werke: die Provinz Sachsen in Wort und Bild, Berlin 1900, S. 59, Fig. 6.

Lande, Brandenburg, das deutsche Ostseegebiet, Jütland, die dänischen Inseln, Schweden bis nach Norwegen.[1])

Die goldenen Finger-Spiralringe aus dem Leubinger Hügel haben einen äußeren Durchmesser von 20 mm, eine lichte Weite von 15 mm, der Draht ist $2^1/_2$ mm stark und verjüngt sich etwas an den Enden. Die Gewichtsangaben des stud. math. K. Kruse unterscheiden den linksliegenden Ring mit 12,575 g absolutem Gewicht, 18,22 spezifischem Gewicht, und den rechtsliegenden Ring mit 12,095 g absolutem, und 18,33 spezifischem Gewicht; es ist hier jedenfalls die linke und die rechte Seite des Kinderskeletts gemeint, so daß anzunehmen ist, daß das Mädchen an jeder Hand einen Ring gehabt. Die Ringe sind auch nicht gleich, sondern in entgegengesetzter Weise gewunden.

Das Gesamtgewicht des aus sechs Stücken bestehenden Goldschmuckes ist von K. Kruse auf 256,113 g angegeben worden. Danach ist von einer anderen Hand der Goldwert auf 540 M. berechnet, wozu Klopfleisch die Bemerkung gemacht hat: Wert nach dem spezifischen Gewicht: 630 M. (1 *U.* 1300 Mark).

Hiermit ist der Inhalt des unteren oder Zentralgrabes erschöpft; und ehe wir uns den viel späteren Bestattungen der Hügeloberfläche zuwenden, müssen wir hier die Frage nach dem Alter des Grabes, nach der Herkunft seiner Metallgeräte und nach dem Sinn der hier vorliegenden Bestattungsart berühren. Hier tritt uns nun der Fortschritt unserer Wissenschaft in den letzten 30 Jahren vor Augen, wenn wir sehen, wie Klopfleisch 1877 zwar erkennt, daß wir es hier mit verhältnismäßig frühen Zeiten des Metallimportes zu tun haben, weil die bronzene Säbelnadel im Grabhügel von Thierschneck noch zusammen mit Feuersteinutensilien vorgekommen ist; wie er aber doch die Parallelen seiner Metallfunde hauptsächlich in dem Grabfeld von Hallstatt zu finden glaubt, dessen Formenwelt er der Periode von 450 v. Chr. zuschreibt; indem er nun an den Leubinger Sachen einen in Vergleich mit den ältesten Hallstätter Funden archaistischen Charakter erkennt, meint er, daß sie mindestens noch dem 5. Jahrhundert v. Chr. entstammen dürften. Mitbestimmend für diese Ansetzung war wohl auch die — namentlich von Lindenschmit vertretene — Ansicht,

[1]) Einen chronologischen und Kultur-Zusammenhang dieser Spiralringe mit Armspiralen und Hängespiralen von Ungarn, Mykenä und Troja hat neuerdings Hubert Schmidt nachgewiesen in dem interessanten Aufsatz: Troja, Mykenä, Ungarn, Zeitschr. f. Ethn., 1904, vgl. S. 616 und 622.

daß die Bronzen durch etruskische Handelsbeziehungen in Deutschland eingeführt seien. So konnte Klopfleisch die Vermutung aussprechen, daß der Hügel von Leubingen mit seiner massigen Steinsetzung von den Kelten herrühre und zwar von jenen Urkelten oder Kimmeriern, die von der Krim oder auch von Pannonien ausgehend, in nordwestlicher Richtung vordringend, allmählich über den Rhein gelangt seien und auch Britannien bevölkert hätten (Kurzer Bericht S. 559—561).

Aber schon 1880 bei Besprechung des Fundes von Pile[1]) hat Montelius gezeigt, daß die Bronzeäxte mit niedrigen Rändern dem Anfang der Bronzezeit angehören und daß durch die mitgefundenen triangulären Dolche italischen Ursprungs das zeitliche Zusammenfallen der ältesten Bronzezeit Norddeutschlands mit der älteren italischen Bronzezeit bewiesen wird. Für die Säbelnadeln wurde der Beweis ihres hohen Alters nicht bloß durch ihr Zusammenvorkommen mit den Randäxten und den dreieckigen Dolchen erbracht, sondern auch durch ihre Ähnlichkeit mit schwedischen Knochennadeln, die eine umgebogene Spitze und flachen durchbohrten Kopf oder Öse aufweisen; diese in Schweden oft vorkommenden Knochennadeln gehören dort noch der Steinzeit an.[2]) Über die absolute Chronologie dieser ältesten Bronzeperiode konnte Montelius 1880 feststellen, daß ihr Beginn erheblich über das Jahr 1000 v. Chr. zurückreichen müsse.[3])

In seinem Werke über die Chronologie der ältesten Bronzezeit, 1900, konnte derselbe ausgezeichnete Forscher durch Vergleichung unserer ältesten Bronzen mit denen der südlichen Länder nicht nur die Wege ermitteln, auf denen die ältesten Bronzen nach Deutschland gelangt sind, nämlich einen über die Balkan- und Donauländer und einen von Italien, sondern er konnte auch durch verschiedene im Süden datierbare Formen die absolute Chronologie der ältesten Bronzen wesentlich berichtigen und auf festere Grundlagen stellen. So steht jetzt fest, daß der dreieckige bronzene Dolch und die Bronzeaxt mit Seitenrändern ihren Ursprung in Italien haben, nicht in der Weise, als ob die meisten Exemplare von dort eingeführt wären, sondern so, daß die von dort stammenden Urformen im Norden nachgebildet

[1]) Montelius, Ett fynd från vår bronsålders äldsta tid, Månadsblad, Stockholm 1880, S. 135 ff.

[2]) Auf diese Ähnlichkeit hat 1881 Petersen hingewiesen, Archiv f. Anthropologie 15, S. 154 A. 1; Olshausen 1886, Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellsch. S. 488. Abgebildet sind derartige Knochennadeln bei Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit S. 116.

[3]) Ebenda wie Anm. 1, S. 157—158.

worden sind. Dagegen sind die goldenen Spiral-Fingerringe aus einfachem oder doppeltem Golddraht aus den ungarisch-siebenbürgischen Gegenden importiert, die Säbelnadel ist außer in Norddeutschland besonders stark in Böhmen und Mähren vertreten, von Gold ist außer den beiden Leubingern nur noch eine bei Magdeburg gefundene.[1]) Starke offene Halsringe mit sich verjüngenden Enden, die zwar nicht in Leubingen, aber in den Parallelfunden von Pile, Hinrichshagen,[2]) Dieskau enthalten sind, kommen in Böhmen und Ungarn vor; besonders aber der glatte Halsring mit umgeschlagenen ösenförmigen Enden, der in vielen dem Leubinger Funde gleichzeitigen Grab- und Depotfunden vorkommt, so in Dieskau mit Dolchstäben,[3]) im Merseburger Goldfunde (als Armring),[4]) in Unter-Rißdorf, Mansf. Seekreis,[5]) Jessen (Kgr. Sachsen),[6]) Börnecke[7]) und Spiegelsberge südlich von Halberstadt (Tafel VII, Fig. 5),[8]) ist in Böhmen, Mähren und Ungarn sehr häufig; in einem einzigen Depot von Oberklee bei Saaz in Böhmen fanden sich zusammen mit 30 Äxten 40 solche Halsringe in einer Schüssel liegend, bei Hospozin 19 Halsringe, darunter ein unfertiger, dessen Enden noch nicht ausgehämmert und zu Ösen umgelegt waren.[9])

Was nun die absolute Chronologie anbetrifft, so hatte schon 1900 Montelius aus dem Auftreten der zinnarmen Bronze in Ägypten und den Mittelmeerländern den Schluß gezogen, daß die ältesten Bronzen in Nordeuropa um 2000 v. Chr. verbreitet worden seien, wobei die absolute Zahlenbestimmung im wesentlichen auf der ägyptischen Chronologie beruhte. Montelius stützte sich damals auf die chronologischen Ansetzungen Masperos und Flinders Petries, die seitdem durch die

---

[1]) Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellschaft, 1898, S. 217, Fig. 4.

[2]) Montelius, Chronologie, S. 55, Fig. 159 und 160, S. 47, Fig. 130. Olshausen, Verhandl. der Berl. Anthrop. Ges., 1886, S. 433.

[3]) Förtsch, Depotfund von Dieskau, Jahresschr. IV, 1905, S. 11, Taf. I, Fig. 7.

[4]) Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit, 1900, S. 42, Fig. 108.

[5]) Größler, Geschlossene Funde aus den Mansfelder Kreisen, Jahresschr. I, 1902, S. 197, Tafel XXI.

[6]) Montelius, Chronologie, S. 40, Fig. 98.

[7]) Voges, Bronzen aus dem nördlichen Teile des Landes Braunschweig, in der Festschrift zum Anthropologenkongreß in Braunschweig, 1898: Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Verh. der Berl. Anthr. Ges., 1898, S. 31—32.

[8]) Höfer, Übersicht in Jahresschr. I, S. 249. Dort ist auch die Analyse eines derartigen Ringes von Langenstein mitgeteilt, die nur 0,5 Proz. Zinn ergab. S. auch den Anhang II zu diesem Aufsatze.

[9]) Richly, Die Bronzezeit in Böhmen, S. 133 und 74.

Forschungen von Schäfer, Burchardt,[1]) Steindorf, Ed. Meyer u. a. berichtigt und wesentlich herabgesetzt sind. Hubert Schmidt hat vor kurzem den Zusammenhang der nordeuropäischen ältesten Bronzezeit (Aunjetitzer Periode) mit den Kulturen von Troja, Mykenä und den Ägäischen Inseln genauer untersucht[2]) und ist zu der Feststellung gelangt, daß die Aunjetitzer Kultur ebenso wie diejenige der zweiten Stadt Trojas, aus der die meisten Goldschatzfunde stammen, und die ungarische früheste Bronzezeit Vorstufen der frühmykenischen Kultur sind, und indem er als Periode dieser letzteren auf Grund ägyptischer Gleichungen, aber mit Anwendung der berichtigten Chronologie die Zeit des XVIII. bis XVI. Jahrhunderts bestimmt (S. 613), setzt er die vormykenische Kultur, sowohl die in Ungarn als die in Troja als auch die nordeuropäische (Aunjetitzer) um 2000 v. Chr. an (S. 626), ein Zeitabstand, der vielleicht zu groß genommen ist, und durch die einzelnen technischen Fortschritte bei sonst übereinstimmenden Grundformen, welche die frühmykenische gegenüber der vormykenischen aufweist, nicht gerade gefordert zu sein scheint.[3])

Wir haben aber die Möglichkeit, die älteste Bronzekultur Nordeuropas durch Datierung einiger ihrer wichtigsten Artikel in direkte Beziehung zur absoluten Chronologie zu setzen. Eins der häufigsten und wichtigsten Stücke der ersten Bronzezeit in Mittel- und Nordeuropa, der glatte Halsring mit ösenartig umgeschlagenen Enden, ist auch in Ägypten gefunden in einem Hause bei Kahun aus der zweiten Hälfte der XII. Dynastie, die wir jetzt dem XX. und XIX. Jahrhundert zuschreiben (Hub. Schmidt S. 612, 613, 650).[4]) Ägypten ist nicht sein Entstehungsland, sondern Mitteleuropa, wahrscheinlich Böhmen und Mähren, von wo mehrere unfertige Ringe dieser Sorte vorliegen; wir haben also keinen Grund zu glauben, daß er nach

---

[1]) L. Burchardt, Zeitschrift f. ägypt. Sprache und Altertumskunde, 1899, S. 89ff., wonach das 7. Jahr der Regierung des Königs Usertesen III. in die Jahre 1876—1873 v. Chr. fallen muß.

[2]) Hub. Schmidt, Troja-Mykene-Ungarn, archäologische Parallelen, Zeitschr. für Ethn., 1904, S. 608–656.

[3]) Es handelt sich besonders um den Fortschritt bei der Herstellung des mit Spiralscheiben verzierten Goldschiebers (S. 610) und um die reicher ausgeführte Armspirale aus Golddraht mit Rückbiegung (S. 614).

[4]) Genau ist ihre Regierungszeit von 1996 bis 1783 angegeben bei Steindorf in seiner Monographie: Die Blütezeit des Pharaonenreichs, 1900. Montelius, Chronologie S. 145 und 148: „Die Ruinen von Kahun stammen aus der Zeit der 12. Dynastie, und zwar der zweiten Hälfte dieser Dynastie“ (von Usertesen II. an).

Deutschland später gekommen sei als nach Ägypten; anderseits kann er auch nicht nach Ägypten erst gekommen sein, als er in seinen Ursprungsländern schon ausgestorben war. Diesen Bronzering werden wir also auch in Deutschland dem XIX. Jahrhundert zuweisen.

Ein anderes datierbares Stück der ältesten Bronzezeit und speziell des Leubinger Grabes ist der Dolchstab. Ein solcher kam in einem Grabe zu Amorgos vor, das auch bemalte Tongefäße enthielt (Kamares-Vasen), ähnlich wie die von Hagios Onuphrios bei Phaistos auf Kreta, diese sind aber in Begleitung geschnittener Steine gefunden, die nach Evans einen ägyptischen Einfluß aus der Zeit der XII. Dynastie bekunden.[1]) Also ist auch der Dolchstab dem XIX. Jahrhundert zuzuschreiben; da die Dolchstäbe wie die triangulären Dolche ihr Ursprungsland in Norditalien, ihr Hauptverbreitungsgebiet in Deutschland haben, ist wieder nicht anzunehmen, daß der von Amorgos erheblich älter wäre als der von Leubingen, das umgekehrte auch nicht. Wir haben also meines Erachtens keinen Grund, die Gegenstände des Leubinger Fundes früher anzusetzen als in das XIX. Jahrhundert vor Chr.

Sollte die Frage nach dem Volke gestellt werden, dem die beiden hier bestatteten Personen und ihre Bestatter angehört haben, so können wir für diese Frühzeit einen historisch bekannten Namen nicht nennen. Über Ursprung und ethnologische Stellung dieser damaligen Bewohner sind wir dennoch nicht mehr so im Dunkel, daß wir raten oder schweigen müßten: Die Bevölkerung Mitteldeutschlands in der frühen Bronzezeit ist das Mischungsprodukt der beiden verschiedenen Rassen, die während der Steinzeit Deutschland allmählich besiedelt haben, nämlich der nordischen oder urgermanischen und der südöstlichen, donauländischen. Die Berührungen beider sind schon in der dritten Steinzeitperiode, in der Zeit der Riesenstuben und des Bernburger Stils erfolgt. Die Südostleute haben ihre Siedelungen im nördlichen Mitteldeutschland bis in die Breite von Braunschweig und Neuhaldensleben vorgeschoben, die Nordländer, deren südlichste Abteilung durch den Bernburger Typus kenntlich ist, sind bis an die Unstrut vorgedrungen, entweder jene unterwerfend oder in friedlichem Nebeneinanderwohnen, etwa wie Thüringer und Slaven westlich der Saale in karolingischer Zeit. Beweise für ihre Gleichzeitigkeit sind vorhanden.

---

[1]) Inzwischen hat Art. Evans diese Periode noch genauer bestimmt als Mittlere minoische Periode II in seinem Essai de classification de la civilisation minoenne, Londres 1906. — Die Abbildung des Dolchstabes von Amorgos bei Montelius, Chronol., Fig. 393, vgl. S. 165 und 166.

Mischungen und Abwanderungen nach Südwest sind noch in der Steinzeit (Rössener) und am Ende derselben (Schnurkeramiker) eingetreten, in letzterer Zeit auch Ausbreitung nach Böhmen. Am Anfang der Bronzezeit war das Land nicht zahlreich bevölkert; ein engerer Kultur- und wohl auch Volkszusammenhang drückt sich aus durch gleichartige Topfware und Bronzen, den sogenannten Aunjetitzer Typus, der sich von der Gegend Magdeburgs und Halberstadts durch Anhalt und Mansfeld, das östliche Thüringen, Böhmen, Schlesien, Mähren, Niederösterreich verfolgen läßt und wahrscheinlich ein allmähliches Abwandern nach Süden bekundet.[1])

Diese Bevölkerung, die besonders zahlreich in Böhmen an der unteren Eger, der unteren Moldau und der oberen Elbe in Gräbern mit liegenden Hockern nachgewiesen ist, hat auch in Thüringen manche Spuren ihres Daseins hinterlassen, sowohl in Gräbern mit den charakteristischen Nadeln und Töpfen,[2]) als auch in Bronzen allgemeineren Charakters, z. B. in Bronzeäxten dieser Periode, wie die Typenkarte der Flach- und Randäxte (Zeitschr. f. Ethnl. 1904) deutlich veranschaulicht; ja es scheint gerade dieses Gebiet vom Bronzehandel besonders aufgesucht oder ein Sitz desselben gewesen zu sein; davon reden die hier besonders reichen Händlerdepots wie das von Schkopau (Kr. Merseburg) mit 124 Äxten, das von Bennewitz (Kr. Halle) mit 297 Äxten, das von Dieskau bei Halle mit 69 verschieden Waffen und Schmuckstücken, das von Neunheilingen (Kr. Langensalza) mit 60 Äxten, 2 Dolchstäben, 2 Dolchen mit Griff, 4 Dolchklingen, 2 Dolchgriffen mit abgebrochener Klinge; ferner kleinere Depots: bei Halle 8 Äxte, 6 Ösenhalsringe, 1 starker Armring; bei Orlishausen (S.-Weimar) 20 Ösenhalsringe und 8 Äxte; zu Carsdorf bei Pegau 35 Äxte zusammen mit 6 Ösenhalsringen; bei Giersleben (Kr. Bernburg) 8 Äxte,

---

[1]) Die näheren Nachweise bei Kossinna: Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet, Zeitschr. f. Ethnologie, 1902, S. 177, 201 u. a., der als erster den Weg betreten hat, aus den archäologischen Verhältnissen methodisch begründete ethnologische Schlüsse zu ziehen. — Mein Beweis für die Richtigkeit der Grundanschauung: Archäologische Probleme in der Provinz Sachsen, 1903, S. 15—16.

[2]) Z. B. in Gosek, in Thierschneck und in Weichau bei Camburg, Spergau (Kr. Merseburg), Klein-Corbetha, Tröbsdorf (Kr. Querfurt), Bestattungen mit der Säbelnadel von Bronze; spezifisch Aunjetitzer Töpfe in Schkopau, Neukirchen, Kötschen (Kr. Merseburg), Oberfarnstedt, Lützkendorf (Kr. Querfurt), Uftrungen (Kr. Sangerhausen); auch nördlicher in den Kreisen Mansfeld, Bernburg, Aschersleben, Quedlinburg, Halberstadt, Blankenburg, Wernigerode, Kalbe, Wanzleben (aufgezählt von Kossinna, Zeitschr. für Eth., 1902, S. 201—203).

darunter eine mit hinterem Ausschnitt; bei Dederstedt (Mansf. Seekr.) 14 Äxte; bei Hausneindorf (Kr. Aschersleben) 10 Äxte; bei Börnecke (Kr. Blankenburg) 14 Ösenhalsringe; dazu der reiche Goldfund von Merseburg (oben S. 26). Von den Depots in Böhmen sind zwei oben S. 30 erwähnt.

Dieses frühbronzezeitliche Volk, das in seinen Salzquellen einen begehrten Handelsartikel besaß, und hauptsächlich diesen die reichere Zufuhr von Bronze und Besitz des seltenen Goldes verdankte, hat doch nirgends sonst ein so bedeutendes Denkmal hinterlassen wie den Hügel von Leubingen, mit einem Steinbau, zu dem die Steine aus weiten Entfernungen zusammengebracht sind, und in dem die Grabkammer ähnlich eingebettet ist, wie in den Pyramiden Ägyptens. Wir müssen deshalb annehmen, daß der hier bestattete Mann eine für sein Volk wichtige Persönlichkeit gewesen ist. In dieser Ansicht weiche ich von Klopfleisch ab, der im Anschluß an die Nachricht Cäsars von der Leichenbestattung der Gallier das Verhältnis der beiden hier beigesetzten Personen so auffaßt, „als ob dem mit reichem Goldschmuck ausgestatteten fürstlichen Kinde sein Lieblingssklave oder altersgrauer Mentor, ausgestattet sowohl mit vielen Waffen als nützlichem Werkzeug, in den Tod gefolgt sei.“ Meines Erachtens würde ein beigegebener Sklave nicht im Mittelpunkt des Grabes liegen, sondern irgendwo seitwärts oder außerhalb; er würde auch nicht mit stattlichen Mitgaben versehen worden sein, wie der Alte im Leubinger Hügel, denn der Sklave war selbst Mitgabe. Als Parallelen dürfte man besser die Homerische Schilderung von der Bestattung des Patroklos[1]) oder die des Herodot von der Beisetzung der Skythischen Könige[2]) heranziehn, als die Nachrichten Cäsars über großartige Begräbnisse der Gallier (bell. gall. VI, 19); aber auch jene Schilderungen stammen aus erheblich jüngeren Zeiten als der Grabhügel von Leubingen.

Eine gleichzeitige Parallele und zwar aus demselben Volke haben wir dagegen in dem Grabhügel, der ebenfalls in Thüringen 2 Kilometer südöstlich von der gothaischen Domäne Osterkörner (11 Kilometer östlich von Mühlhausen), 150 Schritte vom Südrande des Waldes Langel sich befindet. Nur 5 Kilometer davon liegt Neunheilingen,

---

[1]) Il. XXIII, 241:

Denn er lag in der Mitte des Scheitergerüstes; am Rande
Abseits brannten vermischt die andern, Rosse wie Männer.

[2]) Herodot IV, 71—72.

wo 1776 das reiche Bronzedepot gefunden ist (oben S. 33)[1]), und 9 Kilometer östlich davon in der Flur von Groß-Grabe ist 1893 ein Massengrab aufgedeckt, das neben Skeletten einen steinernen Rillenhammer, irdene Töpfe und auch Bronzegeräte enthielt; das im Berliner Völkermuseum enthaltene Henkelgefäß gehört der ältesten Bronzeperiode an.[2])

Der genannte

Hügel bei Langel oder bei Osterkörner

ist 1872 durch Herrn Ministerialrat Dr. Samwer (später Geh. Staatsrat) in Gemeinschaft mit den Herren Regierungs-Medizinalrat Dr. Schuchardt, Bibliothekar Dr. K. Zangemeister, Forstinspektor v. Wangenheim aufs sorgfältigste ausgegraben; dieselbe Sorgfalt zeigt sich auch in dem gut geschriebenen Berichte, den Herr Professor Dr. Florschütz in Gotha aus dem Nachlaß des Geh. Staatsrat Samwer besitzt und mir gütig zur Verfügung gestellt hat.[3]) Der Hügel war 3 m hoch und hatte einen Durchmesser von 30 m. In der Mitte des Hügels waren zwei Steingräber übereinander; das untere, 3 m unter der Hügelspitze, hatte einen Boden von platten, unbearbeiteten Kalksteinen und auch Seitenwände, die ursprünglich von Steinen geschichtet waren; es enthielt Spuren von Holz, Reste eines Skelettes und als einzigen Gegenstand eine Pfeilspitze von Feuerstein. — Das obere Steingrab lag 2,46 m unter der Hügelspitze, unmittelbar über dem unteren, aber 0,78 m weiter nach Norden. Auch hier war der Boden mit rohen platten Kalksteinen belegt, und die Einfassung aus gleichartigen Steinen gebildet. Unterhalb und zur Seite des Toten fand sich eine Schicht vermoderten Holzes (Laubholz),[4]) auch die Decke des Grabes schien ursprünglich mit Bohlen belegt gewesen zu sein; darüber lagen rohe Steine etwa einen Quadratfuß groß und einen Zoll dick.

Der Tote war ein Mann von 25 bis 40 Jahren gewesen, der Kopf lag im Süden mit der rechten Schläfe auf einem unterliegenden,

---

[1]) Aufgezählt und zum Teil abgebildet bei Montelius, Chronologie. S. 41—42, mit zugehöriger Litteratur.

[2]) Ein abgerundeter Aunjetitzer Topf, ähnlich wie Jahresschr. I, Taf. III, Fig. 3. Über den Fund berichten Anzeiger des Nürnberger German. Museums, 1893, S. 79, nach Antiquitäten-Zeitung No. 23; ferner Voß in Verhandl. der Berl. Anthropol. Gesellsch., 1895, S. 139.

[3]) Die Photographien verdanke ich ebenfalls der Güte des Herrn Florschütz. Kurze Nachricht über die Ausgrabung enthalten Anzeiger des Germ. Museums zu Nürnberg, 1872, S. 331 und Korresp.-Blatt für Anthropologie, 1873, S. 61.

[4]) Nach dem Bericht des Nürnberger Anzeigers, der aus der Illustrierten Zeitung, 1872, No. 1526, geschöpft ist, lag das Skelett auf einer eichenen Bohle.

glatten Steine, das Gesicht nach Osten, die Augenbrauenbogen stark entwickelt, der Schädel mäßig dick, am Scheitelbein etwa $^1/_2$ cm. In der Fortsetzung der rechten Hand lag ein bronzener Dolch (Tafel IV, Fig. 5), 18 cm lang, 5 cm am Griffe breit; ein Teil des hölzernen Griffes war noch vorhanden und mit 4 bronzenen Stiften an die Klinge angenagelt, die 1,5 cm tief in dem Holzgriff steckte; die Spitze von 1,8 cm brach ab. Rechts neben dem Kopfe lag ein steinerner Streithammer (Taf. IV, Fig. 6), 12,8 cm lang, in der Mitte 5,3 cm breit, an den Enden 2,7 cm und 2,5 cm dick, er ist aus Grünstein, etwas gewölbt und mit Stielloch versehen. — Auf diesem Steinhammer lag ein bronzener Flachcelt oder Bronzeaxt (Tafel IV, Fig. 4), 13,2 cm lang, an der (nicht geschweiften) Schneide 3,3 cm breit, am Bahnende 1,8 cm. Das obere Ende steckte noch in einem hölzernen Schafte (von Laubholz), spiralförmig umwickelt mit tierischer Substanz (Sehne), 5 Windungen waren noch erhalten. Die Dicke des Schaftes mit Band betrug fast 3 cm. Der hölzerne Schaft setzte sich der Länge nach fort, nicht in Beilform, also ohne Knie. In der Brustgegend des Gerippes lag ein bronzenes Stäbchen von 4,3 cm Länge, 0,4 cm Dicke, an den verstärkten beiden Enden etwas gebogen.

Auch Tonscherben fanden sich teils zwischen den Oberschenkeln, teils rechts neben dem rechten Oberschenkel, die zusammengesetzt ein stark gebauchtes Gefäß ergaben (Tafel IV, Fig. 2), mit konkav gebogenem und im Rande stark ausladendem Halse, die Höhe beträgt 26 cm, der größte Durchmesser am Bauche 36,5 cm, Durchmesser am Halse unter dem Rande 18 cm, mit dem Rande 22 cm, Durchmesser der Bodenfläche 13 cm. Die obere Hälfte des Gefäßes, sowie die Innenseite des Randes hat einen wohlerhaltenen schwarzen Glanz, sie ist wahrscheinlich mit Graphit oder Eisenoker überzogen und mit einem glatten Steine poliert. Die untere Hälfte ist mit einer bald flachen, bald klumpigen harten gelben Erdmasse überzogen (also wohl durch Andrücken eines nassen Lehmballes absichtlich rauh gemacht). Im übrigen wird noch bemerkt, daß das Gefäß in zwei Hälften geformt worden und die Naht längs der größten Ausbauchung noch sichtbar ist; die Gefäßwand war 4—8 mm stark und zeigte im Bruch eine schwarze zwischen zwei rötlichen Lagen, letztere 1 mm stark; das Gefäß ist also von außen und von innen gebrannt. Unterhalb des Halses bilden 6 horizontal eingeritzte Linien ein Band von 2,4 cm Breite; auf diesem Bande sitzt der einzige kleine Henkel des Gefäßes, und unter dem Henkel verlaufen 7 senkrechte Linien bis an den Umbruch, die ein Band von 4—5 cm Breite bilden.

Um diese Steingräber lagen 6 Skelette in Erdgruben, die mit besonderer lockerer Erde gefüllt waren, ohne Steine, wenig höher oder tiefer als das obere Steingrab; der Kopf lag im Süden, nach Osten blickend, die Knie waren eingebogen und hinaufgezogen, zwei oder drei mit Brettern umgeben; im ganzen 5 Männer und 1 Kind. Bei einem Skelett eines erwachsenen Mannes waren Knochen von Hirsch und Ochse; bei einem anderen erwachsenen Manne fand sich unterhalb der linken Armhöhle 1 Gefäß von Ton in Beutelform (Tafel IV, Fig. 3), ganz ähnlich dem bei Tröbsdorf, zusammen mit Säbelnadel, Bronzepfriem und Noppenring gefundenen;[1]) es ist nur 8,6 cm hoch und hat am Bauche einen Durchmesser von 7,3 cm, an der Mündung 4,5 cm, an der Stehfläche 2,4 cm. Die äußere Fläche ist uneben, die Mündung ohne Rand. Die anderen Toten waren ohne Beigabe beigesetzt. Sie alle scheinen mir das Gefolge des in der Mitte beigesetzten Herrn zu sein, und gerade die beiden mit Beigabe versehenen, der mit Hirsch- und Ochsenfleisch und der mit der Trinkflasche erinnern mich sehr an das Totengefolge der skythischen Könige, zu dem auch der Koch und der Mundschenk, außerdem der Pferdepfleger, der (Leib-)Diener, der Bote und an erster Stelle eine der Kebsweiber gehörten, 6 Personen, wie im Hügel am Walde Langel.

Bei den Skythen wurden nach Ablauf eines Jahres die Opferungen erneuert, funfzig aus dem Gefolge des Königs wurden getötet und auf ebensoviel Pferden um den Grabhügel aufgestellt. Auch im Grabhügel von Langel fanden sich noch 11 Skelette ohne besondere Gräber und ohne Beigaben in den Hügel gelegt in der Tiefe des Standbodens: 4 Männer (einer gestreckt auf dem Rücken, bei den übrigen war die Lage nicht festzustellen), 2 Halberwachsene, 1 Knabe von 9—12 Jahren

[1]) Mitt. aus dem Prov.-Mus. zu Halle II, 1900, S. 92 und Altertümer unserer heidn. Vorzeit, Bd. V, Mainz 1902, Tafel 2, Fig. 12. Diese Gefäßform stammt zweifellos von der bandkeramischen Flasche her, von der ein charakteristisches Beispiel aus Westerengel, Kr. Sondershausen, Klopfleisch in den Vorgesch. Altertümern der Provinz Sachsen, H. II, Fig. 83 besprochen hat (abgebildet auch bei Koenen, Gefäßkunde, Tafel I, Fig. 11); dieselbe Form ist auch bei Hinkelstein und Worms gefunden (Köhl, Neue prähist. Funde aus Worms, 1900, Tafel IX, 5 und 6, VIII, 8), ähnliche in Schlesien, Kr. Ohlau (Seger, die Steinzeit in Schlesien, Archiv für Anthrop., Bd. V, H. 1 und 2, 1906, Tafel X, Fig. 2). Aus der Bandkeramik ist sie in den Rössener Stil übergegangen (Götze, Verh. der Berl. Anthr. Ges., 1900, S. 244, Fig. 1) und von da auch in die Schnurkeramik übernommen (z. B. Dorstewitz bei Schkölen, abgeb. bei Eichhorn, Bürgeler Abgusse, Tafel I und Nautschütz, abgeb. bei Götze, Gefäßf., Tafel I, Fig. 16). In der älteren Bronzezeit hat sie sich ausgelebt.

(mit aufgezogenen Knien), 3 Kinder von 5—6 Jahren, 1 Kind von 3—4 Jahren. Vielleicht waren auch sie nachträgliche Opfer des blutigen Wahns. Die Schädel all dieser Bestattungen waren langköpfig und überwiegend orthognathisch, bei einiger Hinneigung zum prognathischen Typus; bei einem Manne von 25—30 Jahren, der zu den 6 nächstliegenden Skeletten gehörte, ist ziemlich starke Prognathie des Gesichts angemerkt worden.

Ich habe diese Beschreibung des Grabhügels von Langel bei Körner hierhergesetzt, nicht bloß weil die dortige Bestattung derjenigen im Leubinger Hügel gleichalterig und in vielen Punkten ähnlich ist,[1]) sondern weil sie zur Erklärung der eigentümlichen Lage des Mädchenskeletts in unserem Hügel dienen kann. Diese, in den Schoß des Toten gelegt, bedeutet eine Gabe an ihn; ähnlich legten fromme Griechen ihre Opfergabe in den Schoß oder auf die Knie des Götterbildes; und gerade das junge Mädchen galt ja, wie die griechischen Sagen zeigen, als das wertvollste und willkommenste Opfer, man vergleiche Andromeda, Iphigenia, und aus der israelitischen Sage die Tochter Jephthahs (Richt. 11, 39). Daß man ein derartiges Totenopfer nicht für unmenschlich hielt, zeigt die griechische Sage, nach welcher der sterbende Achilleus die Opferung der Polyxena an seinem Grabe verlangt, und Neoptolemos nach der Eroberung Trojas sie vollzogen hat. Den Griechen erschienen trotzdem ihre Helden nicht als roh und unmenschlich. Von den Römern sind Menschenopfer noch während des zweiten punischen Krieges (216) zur Besänftigung der Götter gebracht worden (Liv. XXII, 57) und die Gallier haben noch kurz vor Cäsars Zeiten beim Leichenbegängnis angesehener Männer auch Sklaven und Klienten, die dem Verstorbenen lieb gewesen waren, zugleich verbrannt (b. gall. VI, 19).

So kann ein ähnlicher Gebrauch bei Völkern viel früherer Perioden nicht befremden; der kostbare Schmuck, den im Leubinger Grabe

---

[1]) Auch die beiden Hauptgefäße zeigen deutliche Verwandtschaft, den rauhgemachten Unterteil, die Horizontallinien, die einen nach auswärts geschwungenen Hals abgrenzen, kleine Ösen auf dieser Grenze und besonders die schwarze Politur des Halses; dieser polierte Hals kommt zuerst im Rössen-Albsheimer Typus vor (Köhl, Korresp.-Blatt des Ges. Ver., 1900, Abb. V, 9; VII und IX); durch den Rössener Stil ist auch zuerst die elegante Ausbiegung des Halses in die Keramik eingeführt worden, die dem norddeutschen Typus fehlt, die dann in der Schnurkeramik die geschweiften Becher und Amphorenhälse erzeugt hat. Beides, Glättung der Oberfläche, und Ausbiegung des Halses, hat seine Anfänge in der Bandkeramik.

das im Schoße des toten Häuptlings ruhende Mädchen trug, war Opferschmuck. Das Beispiel des Hügels bei Körner läßt aber vermuten, daß noch mehr Personen jenen Toten begleitet haben, deren Skelette noch um das Hauptgrab herum liegen werden. Die Ausgrabung Klopfleischs, die nur die Mitte des Hügels und von der übrigen Grundfläche des Steinkegels nur ein Viertel aufgedeckt hat, hat uns hierüber keine Auskunft verschaffen können.

Ganz einzig in seiner Art und überraschend erscheint das wohlgefügte Holzgehäuse. Es zeigt sich hier schon eine fortgeschrittene Zimmertechnik, die eine längere Entwicklung voraussetzt und nicht erst eine Folge der eben eingeführten Bronzeäxte und Bronzemeißel gewesen sein kann. Der Firstbalken ist in die stützende Giebelsäule eingezapft, ebenso die Strebe; in den Firstbalken sind wieder die Sparren eingelassen. In die Sparren sind unten die Bretter des Dielenbodens eingezapft, und auf jeden Sparren ist eine breite Bohle oben und unten mit je einem Holznagel aufgeheftet. Die Kunst, viereckige Löcher in Holzbalken zu stemmen und an Balken oder Bohlen Zapfen anzuschneiden, um sie in jene Löcher einzuführen, die Kunst, Hölzer durch Holznägel zu verbinden, also die Grundelemente der Zimmerkunst, die bis heute in Übung sind, waren schon erfunden; es fehlt nur die Schwelle, aber auch diese war einigermaßen ersetzt dadurch, daß man die Seitenbalken oder Sparren in eine Trockenmauer auslaufen ließ, wo sie auf Steinlager gestützt und durch die Seitensteine vor dem Ausweichen gesichert waren. Die Hauptwerkzeuge zur Herstellung derartiger Zimmerarbeit waren am Ende der Steinzeit schon vorhanden, besonders in den scharfen Feuersteinäxten und den Feuersteinmeißeln; wir dürfen deshalb annehmen, daß die zu Leubingen schon in der frühesten Bronzezeit so achtungswert hervortretenden Elemente der Zimmertechnik sich während der letzten Periode der Steinzeit bis zu dieser Stufe entwickelt haben.

Daß im ganzen so wenig Beispiele dieser Technik auf uns gekommen sind, kann bei der Vergänglichkeit des Materials nicht verwundern, aber auch bei den wenigen Gräbern dieser Periode, die Holz enthielten, ist meist nur von Baumsärgen die Rede,[1]) viele der von Sophus Müller erwähnten eichenen Baumsärge, besonders auch jener mit mächtigem Schutzdeckel versehene von Hover Sogn, der viereckige

[1]) Vgl. Splieth, Inventar der Bronzealterfunde aus Schleswig-Holstein, Kiel und Leipzig, 1900, S. 18; Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit, S. 65, 66 und 68.

Zapfenlöcher aufweist,[1]) gehören aber schon der zweiten Bronzeperiode an. Es scheint mir deshalb beachtenswert, daß aus Thüringen einige Nachrichten vorliegen, die von ähnlichen Holzbauten wie die von Leubingen Kenntnis geben, und die sich auf die erste Periode der Bronzezeit beziehen. Wenn in dem oben mitgeteilten Berichte über den Grabhügel von Langel bei Körner gesagt ist, daß auch die Decke des Grabes ursprünglich mit Bohlen belegt gewesen zu sein schien, so werden wir bei der Sorgfalt der dort angewandten Beobachtung nicht an einen Baumsarg, sondern an einen Holzbau denken müssen. Von zwei Hügeln bei Sömmerda erwähnt aber Klopfleisch ausdrücklich, daß sie je einen Holzbau enthalten haben.[2]) Aus dem einen schon zur Hälfte abgetragenen Hügel waren zwar die Skelette und ein Holzbau abgefahren, ehe Klopfleisch die Untersuchung begann; der andere aber, der in seiner oberen Abteilung die größte Ähnlichkeit mit der unteren Schicht des Leubinger Hügels hatte, enthielt unter einem dachziegelartig gedeckten Steinkern „ein ebenfalls seitlich zusammengedrücktes Holzgerüst wie in Leubingen", und ebenso wie dort fanden sich Stücke von Gipsmörtel, welche die Fugen des Holzbaues ausgefüllt hatten.

Auch aus der Steinzeit ist uns ein Beispiel ähnlicher Holztechnik überliefert worden. In einem großen Steinplattengrabe, das 1827 in einem beträchtlichen Hügel zwischen Nietleben und Passendorf bei Halle aufgedeckt wurde, standen die den Skeletten beigegebenen Gefäße von Bernburger Typus auf einer Holzplatte und waren durch eine andere Holzplatte überdeckt, die mit der unteren durch eingezapfte Holzstützen verbunden war. Bericht und Abbildung sind enthalten in Kruse, Deutsche Altertümer, Bd. II, H. 2—3, S. 102—109 und Tafel VI.

Was nun den Gipsmörtel anbetrifft, den wir an der Holzhütte des Leubinger Hügels und, wie es scheint, auch im Hügel von Sömmerda in so überraschender Weise verwendet finden, so ist daran zu erinnern, daß die Bereitung dieses und des ähnlichen Kalkmaterials schon in der Steinzeit bekannt war, denn es ist dort in weiter Verbreitung benutzt worden, um die Tiefstich-, Furchenstich- und Schnurverzierungen der dunklen Tongefäße mit leuchtendem Weiß zu füllen. Bei Rottleben am Südabhang des Kyffhäusergebirges wurde 1897 bei einem Hockerskelett ein Gefäß mit eingerührtem Gips gefunden, es

---

[1]) Nordische Altertumskunde I, S. 341 und 342, Fig. 173.

[2]) Der Bericht darüber folgt im Anhange.

gehörte wie die benachbarten Zonenbecher dem Ende der Steinzeit und Beginn der Metallzeit an.[1]) Auch ein Gefäß des Bernburger Typus, das mit 13 anderen bei Resten eines Skeletts unweit Hausneindorf (Kr. Aschersleben) gefunden worden ist, war bis oben hin voll von festgewordenem Gips.[2])

Das von Klopfleisch abgebildete Stück Gips (Fig. 6), das noch die Form der beiden gewölbten Deckbohlen erkennen läßt, zwischen die es eingestrichen war, befindet sich neben den übrigen Leubinger Fundsachen im Museum zu Halle, es ist 19½ cm lang und der Länge nach zerbrochen. Ein kleineres Stück aus dem Hügel von Sömmerda wird mit den von dort stammenden Scherben ebenda aufbewahrt. Merkwürdig ist, daß dies so frühzeitig entdeckte Bindematerial in Deutschland niemals zu Steinbauten verwendet worden ist, bis man von den Römern Gebrauch und Namen erlernte. Zum Schließen der Fugen von Steinkisten und Plattengräbern ist vielmehr öfter ein weißlicher Ton verwendet worden, wie ich ihn z. B. an zwei Steinkisten des Pohlsbergs bei Latdorf gefunden habe.[3]) Dasselbe Material ist auch in der älteren Bronzezeit zu ähnlichen Zwecken verwandt; bei einem Grabe in der mittleren Schicht des Baalberger Hügels, das durch zwei Bronzedolche und ein gerundetes Aunjetitzer Gefäß gekennzeichnet war, fand sich viel von diesem weißen Ton um den Fuß der eichenen Pfähle gelegt, die das Grab oder den Baumsarg an den beiden Schmalseiten umgrenzten.[4]) — Kehren wir zum Leubinger Hügel zurück.

Auf das durch Gips dicht gemachte Dach der Holzhütte war noch Schilf aufgelegt in einer Stärke, die trotz der Jahrtausende langen Zusammenpressung am Tage der Ausgrabung noch 15 cm betrug. Die Pflanzenreste stammten nach Tetzlaffs Bestimmung von dem Gemeinen Teich- oder Schilfrohr (phragmites) her; die Bedachung damit ist gewiß den Wohnhütten nachgebildet, und so scheinen mir auch die breiten flachen Steine, die nach Klopfleischs Beschreibung und Zeichnung (Fig. 2) zunächst auf dem Dache ruhen und sich durch ihre Form und

[1]) Götze, Nachrichten über deutsche Altertumsfunde, 1898, S. 21. Über die Verwendung von Gips und kohlensaurem Kalk zur Verzierung der Gefäße vgl. Olshausen, Verhandl. der Berliner Anthrop. Gesellschaft, 1895, S. 121 ff. und Koehl, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der d. Geschichts- und Altertumsvereine, 1900, Sonderabdr. S. 6.

[2]) Der Fund befindet sich in der Sammlung des Herrn Amtsrichter Zschiesche in Halberstadt.

[3]) Höfer, der Pohlsberg bei Latdorf, Jahresschrift IV, 1905, S. 84 und 89.

[4]) Höfer, Baalberge, Jahresschrift I, 1902, S. 22—23.

Lagerung von den Steinen des aufgehäuften Steinkegels unterscheiden, noch zur Bedachung, nämlich zur Festhaltung des Schilfes zu gehören.

Ich kann wohl sagen, daß gerade diese Schilfbedachung mir die Frage nahegelegt hat, ob dies Grabgehäuse nicht überhaupt ursprünglich als Wohnhütte gedient habe, da die wärmende Bedachung doch für einen Grabbehälter überflüssig gewesen wäre. Indessen zeigen verwandte Bestattungssitten, daß man es nicht für überflüssig hielt, dem Toten eine ähnliche Fürsorge zuzuwenden wie den Lebendigen. So berichtet Sophus Müller, daß in Gegenden, die der Küste nahe liegen, über die Baumsärge der Bronzezeit dicke Schichten von Tang gedeckt worden waren, z. B. in Seeland;[1]) das gleiche berichtet Beltz über das Kegelgrab von Blengow in Mecklenburg, wo beträchtliche Massen von Seegras (zostera marina) zu den Seiten und über dem Eichensarge (der dritten Periode der Bronzezeit) lagen.[2]) Noch größer ist die Ähnlichkeit der schon erwähnten skythischen Königsgräber.[3]) Dort wurde der Tote in dem Grabe auf ein Stroh- oder Schilflager gelegt, darauf von beiden Seiten her Lanzen festgesteckt und Bretter darüber gebreitet, auf diese dann Matten gedeckt; es ist hier für die toten Könige eine ähnliche Hütte aufgebaut worden, wie dreizehnhundert Jahre früher es zu Leubingen geschehen ist. Aber dabei bleibt noch immer möglich, daß die Skythen eine Wohnhütte der Vorzeit nachgeahmt, und die Leubinger eine Wohnhütte benutzt haben; an Beispielen von Bestattung in Wohnstätten fehlt es nicht ganz; ein in diesem Sinne gedeuteter Hügel bei Baierseich stammt aus der älteren Bronzeperiode.[4]) Allein gegen die Auffassung, daß der Leubinger Holzbau ursprünglich eine Wohnstätte gewesen sei, spricht außer seiner Kleinheit besonders der Umstand, daß eine Feuerstätte fehlt, und auch keine Möglickeit war, in diesem Raume ein Feuer anzuzünden. Dagegen scheint mir wohl möglich, daß der tennenartig gestampfte, mit kleinen Steinen gepflasterte Platz, auf dem der Holzbau errichtet ist, ursprünglich der Boden einer Wohnhütte war; wenigstens können die auf dieser Tenne angetroffene Holzasche nebst Kohlen, Topfscherben und Tierknochen als Nachlaß einer Wohnung gedeutet werden; auch der Graben, der einen Innenraum von 20 m

---

[1]) Nordische Altertumskunde I, S. 341.

[2]) Die Gräber der älteren Bronzezeit in Mecklenburg; Jahrbücher des Vereins für Mecklenburg. Geschichte LXVII, 1902, S. 175.

[3]) Herodot IV, 71.

[4]) Kofler, Zeitschr. für Ethnol., 1904, S. 108—112.

Durchmesser eingeschlossen hat, kann ursprünglich der Trockenhaltung des eingeschlossenen Wohnplatzes gedient haben. Indessen ist von dieser Grundfläche zwischen Holzbau und Umfassungsgraben nur etwa der vierte Teil, nämlich der nach Osten gelegene Sektor, freigelegt worden,[1]) und die Arbeit in einem 30 Fuß tiefen Schachte wird kaum eine genaue Einzelbeobachtung oder eine Übersicht über die Grundfläche und über die Form, Beschaffenheit und Bestimmung ihrer einzelnen Teile gestattet haben. Wir müssen uns also in dieser Hinsicht bescheiden und froh sein, daß wir wenigstens über den Hauptteil, über die Holzhütte, ihre Konstruktion und ihren Inhalt so genaue Angaben überkommen haben.

Wir verlassen nun das Zentralgrab auf dem Boden des Hügels und wenden uns den viel jüngeren Bestattungen auf der Oberfläche des Hügels zu.

Schon einen halben Meter unter der Hügeloberfläche fanden sich menschliche Gebeine, die aber aus ihrer natürlichen Ordnung verstört waren. Erklärt wurde diese Erscheinung dadurch, daß früher hier eine Krähenhütte errichtet worden war, ferner daß Baumlöcher ausgehoben und noch in jüngerer Zeit Kartoffelgruben in die Oberfläche



Fig. 23. Grab mit Deckbohle und Steinplatten oben und unten.



Fig. 24. Grab mit Seitenbohlen (Durchnitt).

des Hügels hineingearbeitet worden waren. Schon in einer Tiefe von 0,80 m bis zu der Tiefe von ungefähr 2 m traf man auf ungestört liegende menschliche Skelette, die meist dicht nebeneinander und übereinander gelagert waren. Alle lagen mit dem Kopf nach Westen, die Hände meist seitlich an den Leib gelegt. Es lagen hier etwa 70 Skelette, die meisten nur oben mit einer Holzbohle bedeckt, zu Kopf und Füßen war öfters eine rohe Steinplatte gelegt (Fig. 23); bei einigen auch seitlich Holzbohlen (Fig. 24); nur in einem Falle lag auch unter einem Skelett ein Brett (Fig. 25); der Tote war also in

[1]) Wie eine Skizze Klopfleischs vom Grundriß des Hügels zeigt.

einem vollständig geschlossenen Sarge beerdigt worden. Die Bohlen dieser oberen (slawischen) Begräbnisschicht waren nach Tetzlaffs Bestimmung teils Eiche (quercus), teils Kiefer (pinus silvestris) teils Fichte (pinus abies L). Die Bretter waren teils mittels Bohrlöcher



Fig. 25. Holzbohlensarg (Durchschnitt).

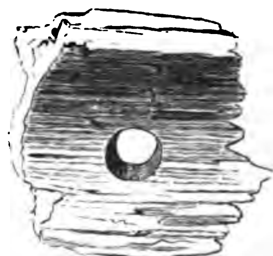


Fig. 26. Holzstück mit Bohrloch.



Fig. 27. Grab mit Seitenplatten.

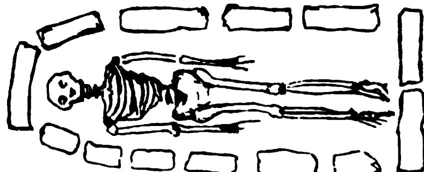


Fig. 28. Grab mit umgebenden Steinplatten.

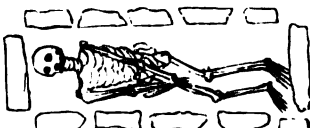


Fig. 29. Grab mit Steinplatten umgeben.



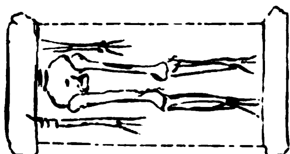
Seitenansicht dazu.

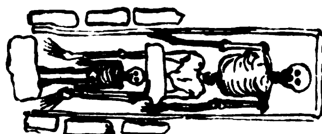


Fig. 30. Grab mit Steinplatten, Holzbohle und Pferdeknochen.

(Fig. 26) und Holzpflöcke, teils mit eisernen Nägeln zusammengefügt. Einige der Bestatteten waren auch zu den Seiten mit aufrechtgestellten Steinplatten umgeben (Fig. 27, 28, 29); einem waren die Knochenreste eines Pferdes zu Häupten und zu Füßen beigegeben und zwar senkrecht oder halbschräg in die Erde gesteckt (Fig. 30). In zwei Bestattungen

fand sich nur die untere Hälfte des Skeletts von den Hüften abwärts, während die oberen Teile fehlten (Fig. 31). Öfters war ein kleines Kind mit einer erwachsenen Frau zusammen in ein Grab gelegt (Fig. 32).


Fig. 31. Unterkörper allein bestattet.


Fig. 32. Frau mit Kind.

Nur in wenigen Fällen fanden sich einzelne Tongefäßscherben mit aschiger Branderde über dem Toten. Sie sind unverziert. Die Gerippe lagen fast regelmäßig auf einer dünnen Schicht grauen tonigen Mergels, wie er im natürlichen Boden unter der Sohle des Hügels und seiner Umgebung ansteht. Die Ausgrabung dieser oberen Skelettschicht wurde auf einen Durchmesser von etwa 20 m verfolgt, ohne ganz durchgeführt zu sein; es ergab sich, daß diese Bestattungen sowohl nach der Peripherie hin als in der Tiefe aufhören; die Toten waren hier nicht zugleich, sondern nach und nach beigesetzt, das ließ sich daran erkennen, weil zuweilen durch spätere Beisetzungen die Lagerung früher beerdigter Skelette gestört war, und die aus ihrer Lage gebrachten Knochen dann nachträglich für sich in die Erde gelegt waren; auch war die Schichtung der Erde über den Toten unregelmäßig. Nach Klopfleischs Urteil scheinen in dieser ganzen Schicht nur Frauen, Kinder und Greise beerdigt zu sein, während streitbare Männer fehlen; das läßt m. E. auf ein friedliches Leben dieser Bevölkerung schließen, bei dem die Männer, die die scharfe Auslese einer rauhen Jugend überstanden hatten, bis zum Greisenalter gelangten. Fast die Hälfte der Bestatteten waren Kinder.

Die Körpergröße der Erwachsenen schwankte zwischen 1,55 und 1,80 m. Der Erhaltungszustand der Skelette war sehr verschieden; während manche ganz „molmig“ waren und bei der Berührung zerfielen, waren andere in denselben Schichten gut erhalten; so daß 40 gut oder leidlich erhaltene Schädel entnommen werden konnten; außerdem noch Reihen gut erhaltener Hauptextremitäten-Knochen. Unter den Schädeln herrschte der dolichokephale Reihengräbertypus vor, doch fanden sich auch einige brachykephale und mesokephale Formen darunter. Auch der turanische Typus (nach v. Hölderscher

Terminologie) mit den schräggestellten Augen und der in der Schläfengegend breit ausquellende sarmatische Typus ist vertreten gewesen. In zwei Schädeln fanden sich Spuren jener harz- und wachsartigen Masse vor, die man als Leichenwachs bezeichnet hat.

Als Beigaben haben ausschließlich kleine Schmuckstücke gedient: Schläfenringe, Ohrringe, Fingerringe, Perlen. Klopfleisch bezeichnet als die wichtigsten die Schläfenringe, sie waren schon

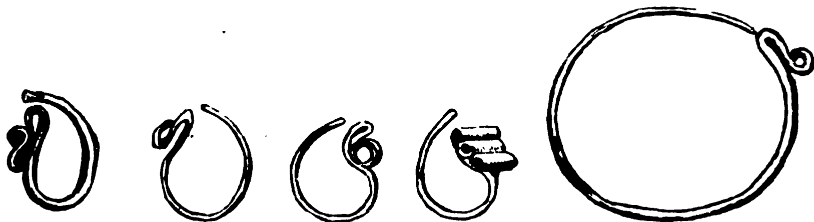


Fig. 33—37. Schläfenringe (Silber).

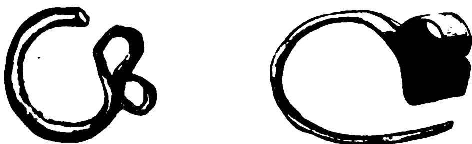


Fig. 38 und 39. Schläfenringe (Bronze).

damals als spezifisch slawische Form erkannt, und zwar durch Sophus Müller, auf dessen Aufsatz in „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift", 35. Bericht, S. 189—197 sich Klopfleisch beruft. Diese kleinen bronzenen oder silbernen Ringe,. die bis 18 mm Durchmesser haben, bestehen aus rundem Draht, dessen eines Ende breit gehämmert und dann in die Sförmige Volute umgebogen ist (Fig. 33—39). Daß sie am Kopfe getragen sind, ist durch die regelmäßige Auffindung derselben am Schädel, zuweilen auch im Schädel, und durch Grünspanflecken am Schädel hinreichend erwiesen; über die Art, wie sie getragen und befestigt worden sind, hat zuerst die Leubinger Ausgrabung sichere Auskunft gegeben, denn hier fanden sich unter anderen zwei Ledergeflechte, die mit 5 und mit 3 solcher Ringe, von Bronze besteckt waren. Der Riemen war etwa 15 mm breit und bestand aus mehrfach übereinander gefelgtem dünnen Leder, die Ringe waren in Entfernungen von etwa 8 mm durch die Mitte des Riemens gesteckt (Fig. 40a und 40b). Unter dem einem dieser Geflechte war durch

die Gerbsäure des Leders und die Kupfersalze der Ringe noch die dunkelblonde Haarlocke am Schädel erhalten, auf der dieser Kopfschmuck gelegen hatte. Haarlocke und Ledergeflechte sind noch im Provinzialmuseum zu Halle vorhanden; letztere sind auf der Berliner Ausstellung 1880 zu sehen gewesen.[1])

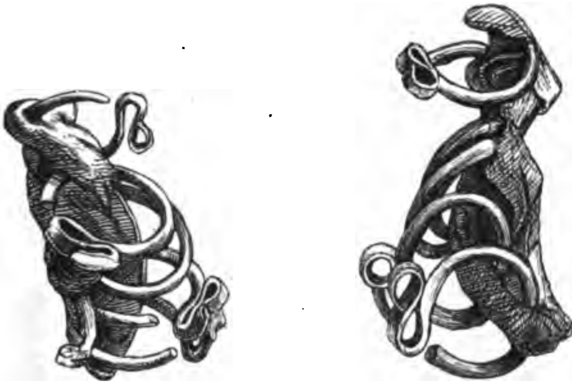


Fig. 40a. Leder mit Bronze-Schläfenringen. Fig. 40b.

Kunstvoller als die Schläfenringe sind silberne Ohrringe hergestellt, die mit je 3 Hohlkugeln oder doppeltkonischen Hohlkörpern verziert waren. Fig. 41, 42, 43. Den einen (Fig. 41) hat Klopfleisch genau beschrieben, weil seine Beschaffenheit aus der Zeichnung sich



Fig. 41 a.
Silberner Ohrring, Außenseite.



Fig. 41 b.
Innen- oder Wangenseite.

nicht deutlich genug erkennen läßt: Auf dem platt gehämmerten vierkantigen Silberdraht sind 3 „Hohlkugeln" von kaum $^1/_2$ mm starkem Silberblech und etwa 8 mm Durchmesser aufgereiht, deren jede von einer mittleren scharfen Kante aus sich nach dem Drahte hin konisch

[1]) Katalog der Ausstellung prähistorischer u. anthr. Funde, Berlin 1880 S. 518 Nr. 22.

verjüngt (Doppelkegel). Auf der inneren, der Wange zugekehrten Seite waren diese Hohlkugeln unverziert (Fig. 41 b), auf der äußeren oder Schauseite waren sie mit aufgelöteten millimetergroßen Silberperlchen (Kornarbeit) reich geschmückt, die traubenähnlich zu kleinen Dreiecken und Rauten gruppiert sind. An der äußeren Seite der Hohlkugeln läuft von der Schlußöse aus ein dünner Draht nach dem anderen Ende des Ringes über die Hohlkugeln hin, der auf der Schauseite ebenfalls

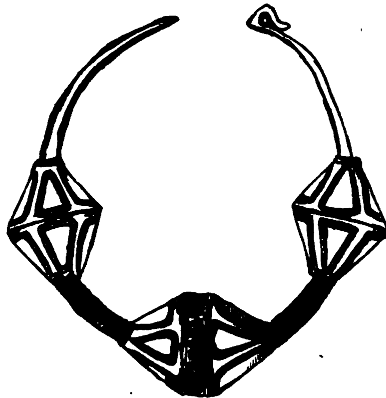


Fig. 42.
Silberner Ohrring mit Vergoldung.



Fig. 42 a.

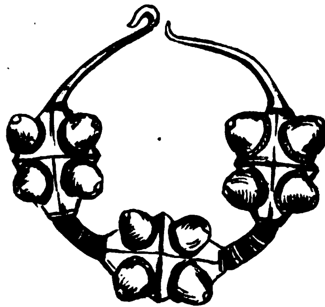


Fig. 43. Silberner Ohrring.

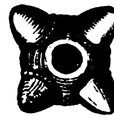


Fig. 43 a.

mit einer Reihe kleiner Silberperlen garniert ist. Auch auf der Grenze zwischen den einzelnen Hohlkugeln befinden sich solche Perlchen.

Zwei andere silberne Ohrringe dieser Gattung werden durch die Zeichnungen Fig. 42 und Fig. 43 anschaulich gemacht. Hier sind die Hohlkörper durch Umwicklung des Ringes mit dünnem Silberdraht

voneinander getrennt. An dem einen Ringe sind sie durch Dreiecke verziert, die durch Auflöten schnurartiger Silberdrähte (Filigranarbeit) erzeugt sind, außerdem haben diese Hohlkörper Vergoldungsspuren, der mittlere noch als besondere Zier ein mäanderähnliches Band zwischen den beiden Hohlkegeln herumlaufend (Fig. 42a). An dem anderen Ringe ist jede kegelförmige Hälfte der drei aufgesteckten Hohlkörper mit 4 getriebenen Buckeln verziert, die in ihrer Form an Eicheln erinnern (Fig. 43a). — Von diesen drei verzierten Ohrringen sind jetzt nur Reste vorhanden; schon 1883 bei der Übernahme ins Provinzial-

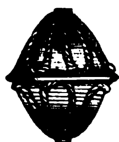


Fig. 44. Berlock (Silber, vergoldet).

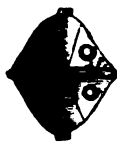


Fig. 45. Berlock (Silber).

museum konnten nur „Bruchstücke von silbernen Berlocks“ und „drei größere Schläfenringe von Silber“ in den Katalog verzeichnet werden.

Außer diesen 3 Ohrringen bildet Klopfleisch noch 2 „Berlocks“ ab (Fig. 44 und 45), die den Hohlkörpern der Ohrringe sehr ähnlich sind und wahrscheinlich auch als solche gedient haben.

Bei dem einen bilden feine schnurartige Silberdrähte herzförmige Schlingen, die an den abgerundeten Enden des Berlocks unter dem Loche beginnen und an der breiten Mitte desselben im Bogen

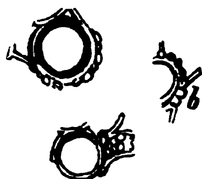


Fig. 46. Berlockreste (Silber).

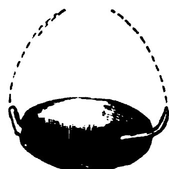


Fig. 47. Grünliche Glasperle mit Silberdraht.

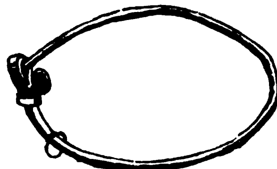


Fig. 48. Ohrring (Silber).

zur Spitze zurückkehren. Bei dem anderen sind kleine Filigranringel als Verzierung zu beiden Seiten der Mitte aufgelötet. Ein drittes „leider sehr zerstörtes Berlock“ hat aus kreisförmig gebogenen Silberdrähten bestanden, die sich in verschiedenen Punkten der Peripherie berührten, und deren Zwischenräume durch Gruppen kleiner Silberperlen (Kornarbeit) gefüllt waren (Fig. 46). Zu den Ohrringen gehört

auch ein gebogener Silberdraht, auf den eine längliche grüne Glasperle aufgezogen ist (Fig. 47) und ein Silberdraht, dessen Schlußhaken in eine Öse einmündet (Fig. 48).

Von Fingerringen sind im ganzen 6 Stück gefunden, alle von Bronze und offen, die meisten flach und nach den Enden zu sich verjüngend; nur zwei sind von rundem Draht, der ebenfalls nach den Enden spitz zuläuft; zwei von den flachen Ringen sind verziert, der eine durch zwei sich mehrfach kreuzende Kurvenlinien, der andere durch ähnlich angeordnete Punktreihen (Fig. 49—53).

Zahlreich sind Perlen von Glas und von edlen Steinen in der Gegend von Hals und Brust der Bestatteten gefunden, in 7 Fällen

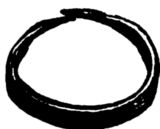
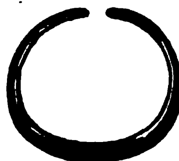
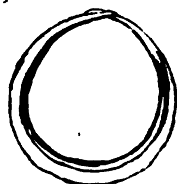

Fig. 49.


Fig. 50.


Fig. 50 a.


Fig. 51.


Fig. 52.


Fig. 53.

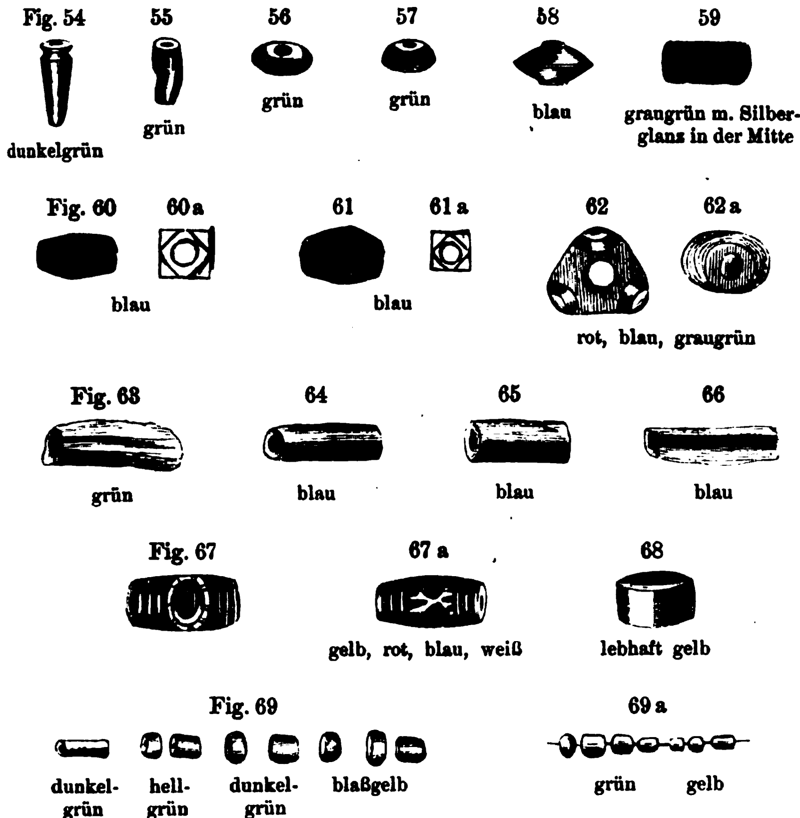
Fingerringe von Bronze.

größere zusammengehörige Perlketten.[1]) Die Mehrzahl sind Glasperlen, und zwar von einfacher Gliederung; es gibt aber auch Doppelperlen und dreifach aneinandergereihte. Der Form nach sind die Glasperlen

[1]) Die Ketten sind in folgender Weise zusammengesetzt: 1. 13 Perlen: 1 silberne, 3 Bergkristall, 4 Jaspis, 3 dunkelblaue Glasperlen, 1 grünliche Steinperle (L. Lazuli?), 1 Glasperle mit roten Augen. — 2. 62 Perlen: 2 Doppelperlen (1 goldig, 1 silberig), 1 gelbe Glasflußperle (Emaille), 2 einzelne silberige Perlen, 1 bunte (mosaik) Glasflußperle, 1 Bernsteinperle, die übrigen sind ganz kleine Perlen, gelblichweiß und grün wechselnd. — 3. 44 Perlen: 31 silberige, 2 goldige, 8 gelbe (korallenartig, eine dreifach) 3 blaue. — 4. 13 Perlen: 4 Amethyste, 3 Jaspis, 1 Bergkristall, 3 blaue Glas, 1 wachsgelbe Glas, 1 silberige (spiegelartig überzogene von Glas). 5, 6 und 7 bestehen aus kleinen Glas- und Tonperlen. Außerdem sind noch einige kürzere Zusammenstellungen von Perlen vorhanden.

teils kugelig, teils linsenförmig, teils walzenförmig, einige sind facettiert. Von Farben sind vorwiegend gelbweiß, gelb, grün und blau vertreten; oft zeigt sich auch der Silberglanz echter Perlen, ja sogar die konzentrische Schichtenfolge, die unter Umständen abblättert; bei anderen gewahrt man die fein geriefte Oberfläche von Korallen, bei einigen auch

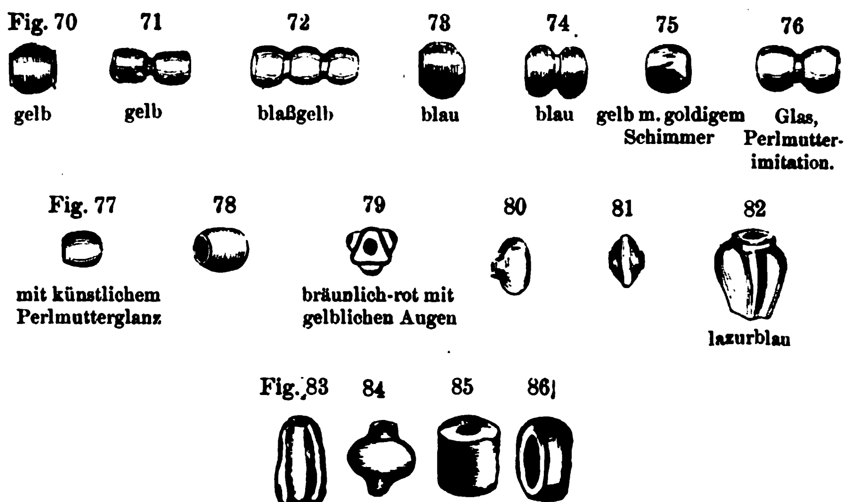
Glasperlen.



einen goldartigen Schimmer. Eine etwas zerbrochene Perle läßt deutlich eine dünne Lamelle staniolartigen Metalles erblicken, die auf die Glasunterlage aufgelegt und dann wieder mit einer etwa millimeterstarken Glasschicht überdeckt worden ist. Am kunstvollsten sind folgende hergestellt: Eine blaßgrüne dreieckig geformte Glasperle (Fig. 62)

trägt auf jeder abgerundeten Ecke einen bläulichen Augapfel, der von einem roten Ringel umgeben ist. Eine andere tonnenförmige Perle (Fig. 67) besteht aus mosaikartig zusammengesetzten bunten Glasflüssen. An beiden Enden sind drei weiße, zwei rote und ein hellblauer Streifen um die Perle herumgeführt, ähnlich wie die Reifen um ein Faß. Auf dem dunkelblauen Mittelfelde ist, von hellblauen Feldern umgeben,

Glasperlen.



eine Art Sonne gebildet, indem um einen gelben Kern ein roter Ring und um diesen ein Kranz mit weißen Strahlen gelegt ist. Diese Figur wiederholt sich noch zweimal, die eine ist aber größer und besser ausgearbeitet als die zwei anderen. Eine der Perlketten bestand nur aus kleinen 2—3 mm großen Glasperlen von grüner und von weißgelber Farbe, die in gewisser Regelmäßigkeit abwechselten (Fig. 69).

An den Perlketten sind auch geschliffene und durchbohrte Steine eingereiht, Amethyste (Fig. 92 - 94), weiße Quarze oder Bergkristalle (Fig. 90), durchscheinende schön rote Achate (Carneole) (Fig. 95—96) und undurchsichtige, gebänderte Jaspis (Fig. 87—89). Die meisten von diesen sind facettiert (s. Fig. 87—96).

Auch eine polygonal geschliffene Bernsteinperle kommt vor (Fig. 97), ferner eine oval geformte von Silber (Fig. 99) und ein zylindrisch

zusammengerolltes Stückchen Silberblech, das ähnlich wie die gerollten Bronzebleche der Bronzezeit zum Aufreihen auf eine Schnur gedient hat (Fig. 100).

Perlen von geschliffenen Steinen.

Fig. 87.



Jaspis, rot

Fig. 88.



achat-roter Jaspis

Fig. 89.



achat-roter Jaspis

Fig. 90.

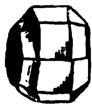
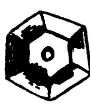


Fig. 90 a.



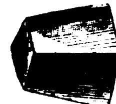
Bergkristall

Fig. 91.



achat-rötlich und gelblich marmoriert.

Fig. 92.



Amethyst

Fig. 93.



Fig. 93 a.



Amethyst

Fig. 94.



Fig. 94 a.



Amethyst

Fig. 95.



roter Carneol

Fig. 96.



Carneol

Bei einem der Skelette sind einige Gewebereste gefunden, und zwar zwei verschiedene Stoffe: ein gröberer aus starken Bastfaden hergestellter zeigt ein geköpertes Gewebe und stimmt im Muster ganz

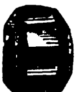


Fig. 97. Bernsteinperle.

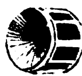


Fig. 98. Durchbohrter Fischwirbel.

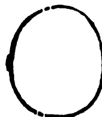


Fig. 99. Silberperle.



Fig. 100. Perle von gerolltem Silberblech.

überein mit Geweberesten an Moorleichen Schleswig-Holsteins, wie sie von Handelmann und Pansch abgebildet sind (Fig. 101); der andere Stoff ist von feinerem Faden, wahrscheinlich Flachs, und einfach rechtwinkelig gewebt wie Leinwand (Fig. 102). Die mikroskopische Unter-

suchung Tetzlaffs hat sichere Bestimmungen über den Stoff dieser Gewebe nicht ergeben.

Auch von ledernen Schuhen sind Reste aufgehoben, an denen



Fig. 101. Geweberest.

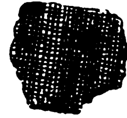


Fig. 102. Geweberest.

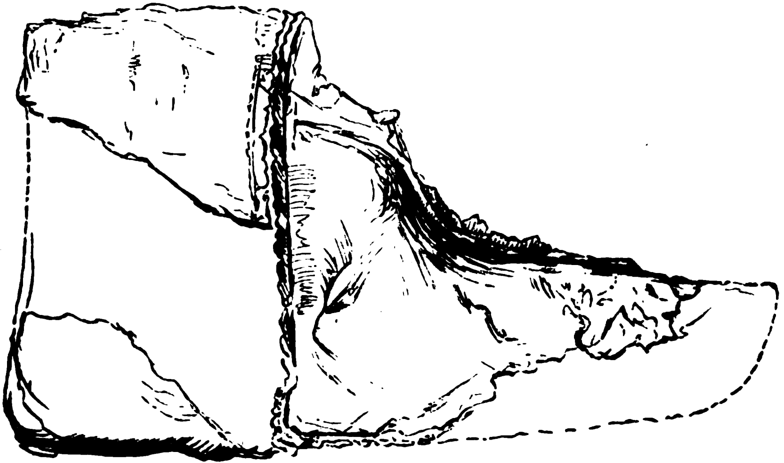


Fig. 103. Lederschuh-Rest.



Fig. 104. Ledernaht.



Fig. 105.
Strohgeflecht aus einem Lederschuh.

man genähte Ränder noch sehr gut erkennen kann, auch Einfassungen von 8—10 mm Breite sind vorhanden. In einem Lederschuh waren noch Reste eines Strohgeflechtes (Fig. 103—105).

Nicht mehr in der oberen Leichenschicht, wie der „Kurze Bericht" S. 550 sagt, sondern, wie Klopfleisch nachträglich verbessert hat,[1]) in der mittleren Erdschicht ist noch ein kurzes, mondsichelförmiges Messer von Eisen gefunden, dessen „Rücken so stark und so gebogen ist, daß er auch als Stahl zum Feuerschlagen gedient haben kann". In der Mitte der einwärts gebogenen „Schneide" ist ein Vorsprung, so daß die innere Linie in Form eines Doppelbogens verläuft. Bei Prüfung des Originals fand ich, daß die konvexe Seite schärfer ist, als die konkave,

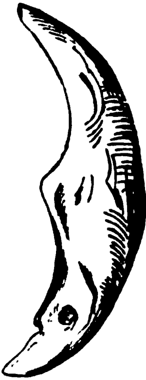


Fig. 106. Eisernes Messer.

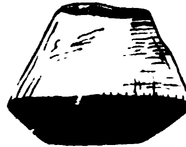


Fig. 107. Tonwirtel.

die Schneide hat also an der auswärts gebogenen Seite gelegen, die Seite mit dem Vorsprung ist der Rücken. Das Messer ist 9,5 cm lang, 2,5 breit am Vorsprung. Das untere Ende ist durchbohrt und hat wahrscheinlich als Griffzunge gedient (Fig. 106). Aus derselben Schicht stammt auch ein tönerner Spinnwirtel von doppeltkonischer Form, 17 mm hoch, 25 breit (Fig. 107).

Das mondsichelförmige Eisenmesser gleicht nicht den Eisenmessern, die wir bei slawischen Bestattungen anzutreffen pflegen, es schließt sich vielmehr in seiner Form an die bronzenen Sichelmesser an und gehört zu den halbmondförmigen Messern, die mit den ersten Eisen-

---

[1]) Die Verbesserung befindet sich in Klopfleischs Handexemplar des „Kurzen Berichts", einem Sonderabdruck aus den „Neuen Mitteilungen hist. antiq. Forschungen Bd. XIV, 2." Ferner hat K. die Probedrucke des Messers und des Wirtels zusammengeordnet unter der Aufschrift: „Funde aus der Oberfläche der mittleren hohen Erdschicht", vgl. die Fundstellen w und v auf Tafel I, Fig. 1.

sachen gegen Ende der Hallstattperiode in Mitteldeutschland auftreten.[1]) Die eigentümliche Form mit der scharfen Ausbiegung an der konkaven Seite bildet Undset (Eisen in Nordeuropa Tafel IV, Fig. 4) ab aus dem hallstattzeitlichen Urnenfelde von Maria-Rast in Steiermark, es ist eine bronzene Klinge mit eisernem Stiel; ein anderes mondförmiges Messer mit dieser Ausbiegung, von Eisen, ist in einer enggerippten Bronzeciste bei Pansdorf unweit Lübeck gefunden.[2]) In beiden Fällen scheint die konkave Seite mit der Ausbiegung den Rücken gebildet zu haben, gerade wie bei unserem Messer; die Klinge gehört also nicht zu den Sicheln, sondern zu den Rasiermessern, sie wird dem VI.—IV. Jahrh. v. Chr. angehören.

Nach Klopfleischs Ansicht (Kurzer Bericht S. 546 und 552) ist die obere Beerdigungsschicht mit den reihenweis und übereinander gelagerten Skeletten auf dem älteren Grabhügel obenauf angelegt worden, wodurch die Höhe des ursprünglichen Hügels noch um zirka 2 Meter angewachsen ist. Die 4 Meter hohe Erdschicht dagegen, die sich unterhalb jener Skelettschicht befand und keine größeren Funde enthielt, war die Bedeckung des Steinkerns und des ursprünglichen altbronzezeitlichen Grabes; sie hat also viele Jahrhunderte hindurch die Oberfläche des Hügels gebildet, und in dieser Zeit kann das Messer und der Spinnwirtel, der ebenfalls von älterer Form ist, in die Hügelerde gelangt sein.

Das Alter der slawischen Bestattungen auf dem Leubinger Hügel wird bis jetzt wohl am besten durch parallele Funde und Schmucksachen bestimmt, die P. Reinecke in Dalmatien angetroffen und in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1896, S. 469 beschrieben hat; das Alter der dortigen Gegenstände war genau bestimmt durch byzantinische Goldmünzen, die zu den Grabfunden gehörten, es war das 8. und 9. Jahrhundert n. Chr. Unter den Ohrgehängen fanden sich dort als vornehmlichste Typen Reifen mit 3 aufgesetzten, hohlen, geschlossenen oder durchbrochenen Perlen, auch solche mit einer großen aufgezogenen elliptischen Perle, mit einfachem Kügelchenbesatz oder überhaupt nur einfache Drahtringe. Die Mehrzahl der Ringe bestand aus Silber mit Vergoldung; auch typische

---

[1]) Vgl. Höfer, das erste Auftreten des Eisens im Nordharzgebiete, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichtsvereine 1896, S. 128—137. Derselbe: Steinkistengräber und Hausurnen von Hoym, Zeitschr. des Harzvereins für Gesch. u. Altertumsk. 1898, S. 253 und 256.

[2]) Undset, Eisen S. 299, Fig. 21. J. Mestorf, Schriften des naturwissenschaftl. Vereins für Schlesw. Holstein II, H. 2, S. 5.

Schläfenringe mit rundem und vierkantigem Drahtreif und platt gehämmerter S-Schleife waren ziemlich häufig. Der eigentümliche Schmuck der Ohrringe mit 3 Hohlkugeln, der von viel kürzerer Dauer gewesen ist, als die Schläfenringe mit der S förmigen Schlußbiegung, ist geeignet, für die slawischen Bestattungen auf dem Leubinger Hügel die chronologische Bestimmung zu liefern. In den jüngeren slawischen Funden von 1000 bis 1200 n. Chr. wird er nicht mehr beobachtet, aber in Hacksilberfunden aus dem 9. Jahrhundert ist er vorgekommen.[1])

Es sind noch mehrere größere Gräberfelder in Thüringen bekannt, die dies eigentümliche Schmuckstück enthalten haben, so bei Bischleben und Stedten, Kr. Gotha;[2]) bei Camburg;[3]) bei Bodelwitz, Kr. Ziegenrück,[4]) und bei Ketten a. d. Rhön.[5]) Von gleicher Art und gleichem Alter scheinen die slawischen Bestattungen auf dem Hügel von Klein-Romstedt (Kr. Apolda), die von Berlstedt und von Liebstedt (Kr. Weimar) gewesen zu sein, wenn auch der mit 3 Kugeln besetzte Ohrring von dort nicht gemeldet wird. Wir haben diese slawischen Bestattungen ebenso wie die auf dem Leubinger Hügel dem 8. und 9. Jahrhundert zuzuschreiben. So lange beweisbar ältere Reste der Slawen in Thüringen nicht bekannt sind, haben wir überhaupt keinen Grund, slawische Ansiedlungen in Thüringen aus früherer Zeit als dem 8. Jahrh. n. Chr. anzunehmen. Die schwer erklärliche Tatsache, daß die als Landesfeind bekämpften Slawen mitten in Thüringen sich angesiedelt haben, erhält aber gerade durch die geschichtlichen Verhältnisse des 8. Jahrhunderts eine Erklärung. Denn Pippin der Kurze, mit der Zurückdrängung der Sachsen, ebenso wie sein Vater Karl Martell, lange und schwer beschäftigt, hat schließlich bei seinem großen Feldzuge 748 durch Thüringen, Schwabengau bis zur Oker die Slawen als Verbündete gehabt. Als er das Gebiet der Nordschwaben (Merseburg bis Aschersleben) betrat, „kamen ihm die Führer des rauhen Volkes der Slawen entgegen, bereit, ihm 100000 Streiter als Hilfstruppen gegen die Sachsen zuzuführen“.[6]) In dieser Periode der Bundesgenossenschaft, die bis in

---

[1]) Förtsch, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder I, 1902, S. 88.

[2]) Beiträge IV, Meiningen 1842, S. 176—181.

[3]) Berl. Katalog 1880, Suppl. S. 29, N. 152.

[4]) Jahresschr. I. Halle 1902, S. 84.

[5]) Korresp. Bl. Ges.-Ver. XVII, 1869 S. 33 und Korresp. Bl. für Anthrop. 1871, S. 79.

[6]) Annales Mettenses ad a. 748. Mon. Germ. Scr. I, S. 330.

Karls des Großen Zeit reichte, konnten sehr wohl friedliche Ansiedlungen der Slawen im linken Saalegebiet von den fränkischen Machthabern gestattet oder begünstigt werden.

Die Funde aus dem Leubinger Hügel sind hiermit dargestellt. Am Fuße des Hügels sind zwar noch einige Gegenstände schon längere Zeit vor Klopfleischs Ausgrabung gefunden und in seinem „Kurzen Bericht“ S. 551 aufgeführt; aber ein Zusammenhang dieser Fundstücke mit den im Hügel angetroffenen Bestattungen ist nicht zu erkennen. So sind auf der Nordseite des Hügelfußes durch den Ökonomen Fioll in einem Tongefäße einige eiserne Speerspitzen gefunden. Später („vor ca. 20 Jahren“, also etwa 1857) fand der Böttchermeister Hesse zu Leubingen auf der Ostseite mehrere „Urnen“ von schwarz-grauem Tone mit weißen Körnern von Stein vermischt. In einer derselben lagen drei eiserne Lanzenspitzen, von denen eine noch vorhanden war und durch Klopfleisch in das Museum zu Halle gelangt ist (Fig. 108); sie ist 18,1 cm lang und hat eine dachförmige Verstärkung in der Mitte. Die zweite ist schwächer, die dritte breiter gewesen; ferner zwei kleine messerartige oder sichelähnliche Instrumente von der Form, wie sie Keller in Etablissements lacustres, VII rapport, Zürich 1876, Tafel XIV, Fig. 5 abgebildet hat, die Spitze nach unten herabgebogen, außerdem mit Heft versehen, ähnlich wie die Hakenmesser der Pechkratzer oder Harzpolker, oder auch den gebogenen Messern vergleichbar, die an lange Stangen geheftet noch jetzt dazu dienen, trockene Zweige von hohen Bäumen herunterzuholen. In der „Urne“ lag ferner ein eisernes Messer mit konvex gebogenem Rücken und gerader Schneide, endlich ein bindfadenstarker, verwirrt gedrehter Bronzedraht. Eine zweite Urne derselben Form (von S förmigem Profil) war ohne Inhalt. Drei Topfscherben von diesem Funde sind in das Provinzial-Museum abgeliefert, sie sind schwarz, feingeschlämmt, vorgeschichtlich; Klopfleisch meint, daß diese Sachen noch zu dem eigentlichen Hügel in Beziehung gestanden haben, da dieser, jetzt an seinem unteren Teile beackert, früher ausgedehnter gewesen sein soll. Dasselbe gilt auch von einer am Südfuß des Hügels ausgepflügten römischen Münze des Kaisers Claudius Gothicus,



Fig. 108.
Lanzenspitze

der von 268 bis 270 n. Chr. regiert hat; es ist die bei E. Cohen, Bd. V, S. 85, No. 29 beschriebene: Avers: IMP. C. CLAVDIVS. AVG



Fig. 109.

mit Brustbild des Kaisers; Revers: AEQVITAS. AVG. (Weib mit Schüsselwage und Füllhorn); Fig. 109.

Paul Höfer.

Die Skelette des Leubinger Grabhügels

(geschrieben Jena, Herbst 1879).

Von den Schädeln, welche Herr Klopfleisch aus dem Leubinger Grabhügel zutage gefördert hat, sind 55 in einem Erhaltungszustande gewesen, welcher eine wenigstens annähernde Messung gestattete.

Die Messungen sind mit Hilfe eines Kalibermaßstabes ausgeführt, dessen Teilung mit jener eines Normalmillimetermaßes verglichen worden ist. Der Längsdurchmesser ist vom Nasenwulst zur hervorragendsten Stelle des Hinterhauptes gemessen. Der Breitendurchmesser gibt die Entfernung der vorstehendsten Punkte an den Seitenflächen des Schädels. Die Höhe ist durch den Abstand der vorstehendsten Punkte des Hinterhauptloches und Scheitels bestimmt worden.

Die Stirnbreite entspricht dem Abstand der am meisten medialwärts liegenden Punkte der Lineae semicirculares, die Jochbreite dem Abstand der am meisten lateralwärts liegenden Punkte der Jochbeine. Die Nasenlänge ist von dem obersten Punkte der Nasennaht zur Spina nasalis, die Nasenbreite zwischen den in horizontaler Richtung entferntesten Punkten der Nasenöffnung, die Kieferhöhe von der Spina nasalis zum Alveolarpunkt, die Kieferbreite zwischen den am meisten lateralwärts liegenden Punkten der Oberkiefer gemessen. Die Länge des Foramen occipitale entspricht der Entfernung von Basion und Opisthion, dessen Breite dem Abstand der am meisten lateralwärts liegenden Punkte der Seitenräder. Die Höhe der Orbita ist zwischen dem tiefsten Punkte des unteren und dem gegenüberliegenden Punkte des oberen Augenhöhlenrandes, deren Breite durch die Entfernung des Dacryon von dem am meisten lateralwärts liegenden Punkte des Seitenrandes der Augenhöhle bestimmt.

Die Resultate der Messungen enthalten nachstehende Tabellen, in welchen die Schädel nach dem Längenbreitenindex geordnet sind.

No.	Umfang	Länge	Breite	Höhe	Jochbreite	Stirnbreite	Nasenhöhe	Nasenbreite	Kieferhöhe	Kieferbreite	Länge des For. occip.	Breite des For. occip.	Höhe d. Orb.	Breite d. Orb.	Stirnbogen	Scheitelbogen	Occipitalbog.	Bemerkungen.
1	518	192,0	126,2 B/L 65	136,8 H/L 71	104	90							33	39,2 84	122	121	125	Weiblicher Schädel mit direkter Stirnnaht und vier Schaltknochen von 11 : 5 mm in der medialen Hälfte der beiden Schenkel der Lambdanaht.
2	534	199,0	133,0 B/L 66	130,8 H/L 66		101,9									132	135	124	Männlicher Schädel mit direkter Stirnnaht. Schaltknochen von 10 mm in der Sagittalnaht am Obelion.
3	505	196,0	130,7 B/L 66												132	133		
4	514	189,0	131,0 B/L 69	121,9 H/L 64											121	120	119	Weiblicher Schädel. Kein Weisheitszahn im Ober- und Unterkiefer. 2. Prämolar im rechten Oberkiefer kariös. Unterkieferwinkel 54°.
5	523	188,7	131,0 B/L 69			103,2									131	130		Männlicher Schädel. Unterkieferwinkel 58°.
6	518	192,2	132,8 B/L 69			96									121	122	122	Wahrscheinlich weiblicher Schädel.

No.	Umfang	Länge	Breite	Höhe	Jochbreite	Stirnbreite	Nasenhöhe	Nasenbreite	Kieferhöhe	Kieferbreite	Länge des For. occip.	Breite des For. occip.	Höhe d. Orb.	Breite d. Orb.	Stirnbogen	Scheitelbogen	Occipitalbog.	Bemerkungen.
7	569	205,8	146 B/L 70	141 H/L 68	114,6	103	44,8	27,0 B/H 60	19,7	66,5			33,5	39,5 85	131	145		Männlicher Schädel. Im Oberkiefer der 1. Prämolare links kariös, der 2. Prämolare und der 2. und 3. Molare rechts fehlend, die Alveolen obliteriert. Im Unterkiefer der 1. Molare beiderseits fehlend. Alveolen obliteriert. Unterkieferwinkel 61°. Pfeilnaht in Obliteration.
8	519	193,2	136,2 B/L 70	130,3 H/L 67	118,6	96,3	50,5	22,6 44	21,2	59,0			38,8	42,4 91	128	120	121	Geschlecht zweifelhaft. Unterkieferwinkel 67°. Beginnende Obliteration der Pfeilnaht.
9		188	132,2 B/L 70	121 H/L 64		112									125	120	120	Weiblicher Schädel. Stirnnaht persistierend, 8 mm links vom Bregma in die Coronalnaht mündend.
10	528	189,4	136,8 B/L 71	139,3 H/L 73	116,0	103,5						27,0	32,6 Orb. schief	41,0 79	138	130	114	Geschlecht zweifelhaft. Beginnende Obliteration der Pfeilnaht.
11	524	191,9	137,5 B/L 71	137,0 H/L 71	116,0	98,0	47,0	28,0 49	20,5	69,6	37,6	27,2	32,8	41,8 77	130	130	131	Weiblicher Schädel. Dreieckiges Epactale von 39 mm Basis, 26 mm Höhe am Lambda. Zwei kleinere Schaltknochen im rechten Schenkel der Lambdanaht. 1. Molar im Unterkiefer rechts kariös. Unterkieferwinkel 65°.

12	476	172,5	122,8 B/L 71	122,0? H/L 70	96	91,6	44,0	17,9 41	17,0	49,6			27,5	80,0 91	110	125	118	Geschlecht zweifelhaft. Milchgebiß vollständig, ein Molar dem Durchbruch nahe. Stirnnaht persistierend mit direktem Verlauf.
13	514	184,0	130,8 B/L 71	133,7 H/L 72		92									130	130	126	Männlicher Schädel.
14		180,8	130,0 B/L 71												126	115	126	
15	546	197,2	142,9 B/L 72	134,3 H/L 68	113,6	100,2	48	25 52	27,3	65	35,4	32,7	34,0 Orbitae	37,2 mäß. schief 91	130	138	130	Männlicher Schädel. Pfeilnaht und Kranznaht am Bregma eine kurze Strecke weit obliteriert. Im Oberkiefer rechterseits hinter dem Zwischenraum des 1. und 2. Schneidezahns ein akzessorischer Schneidezahn. 2. Prämolar fehlt, Alveole obliteriert. 2. Molar kariös; links beide Prämolaren kariös, die Molaren fehlend, Alveolen oblit. Im Unterkiefer der 1. und 2. Molare rechts fehlend, Alveolen obliteriert, 1. Molar links fehlend, Alveole obliteriert. Unterkieferwinkel 62°.
16	542	195,9	142,3 B/L 72			100,8									131	123		Männlicher Schädel. Epactale von 17 : 8 mm in der Sagittalnaht; letztere am Obelion in Obliteration.

No.	Umfang	Länge	Breite	Höhe	Jochbreite	Stirnbreite	Nasenhöhe	Nasenbreite	Kieferhöhe	Kieferbreite	Länge des For. occip.	Breite des For. occip.	Höhe d. Orb.	Breite d. Orb.	Stirnbogen	Scheitelbogen	Occipitalbog.	Bemerkungen.
17	527	189,5	138,7 B/L 73			98									125	184		Weiblicher Schädel. Stirnnaht persistierend m. direktem Verlauf.
18	520	183,3	135,0 B/L 73		115,4	[illegible]7	48,5	26,8 55	20,8	57,4			33,5	33,2 85	108	185		Weiblicher Schädel. Pfeilnaht obliteriert. Im Unterkiefer die medialen Schneidezähne, der 2. Prämolare, der 1. Molare rechts, der 2. Prämolare, der 1. und 2. Molare links fehlend. Alveolen obliteriert.
19	538	192,6	143,1 B/L 74	143 H/L 74		100,0									135	129	128	Männlicher Schädel. Epactale von 19 : 5 mm im linken Ast der Lambdanaht.
20	514	182,5	136,8 B L 74	134,5 H/L 73	110,7	98,9	44,0	24,3 55	14,3	55,2	30,9	27,2	30 Orbitae etw. schief	39 62	127	123	123	Weiblicher Schädel. Im Oberkiefer links 1. Schneidezahn, 1. und 3. Molar ausgefallen, Alveolen obliteriert; rechts die 3 Molaren ausgefallen, Alveolen obliteriert. Im Unterkiefer links der 2. Prämorale kariös, 1. Molar bis auf die Wurzel kariös, 2. und 3. Molar ausgefallen, Alveolen obliteriert. Unterkieferwinkel 67°. Am Lambda Epactale von 22 mm Breite, 15 mm Höhe.

21	522	191,0	141,4 B/L 74	134,5 H/L 70	117,2	100	37,5	27 72	19,6	62	87.5	80,2	82,6 Orb.	40,3 schief 81	122	124	123	Geschlecht zweifelhaft. Weisheitszahn weder im Ober- noch Unterkiefer. Zähne stark abgekaut. Unterkieferwinkel 72°.
22	517	183	136 B/L 74	135,3 H/L 74	106	94,4	42,2	20,6 49	19,8	60,2	89,6	82,0	35 91	38,3	129	120	114	Weiblicher Schädel. Erbsengrosse Exostose der unteren Fläche des Basilare dicht vor dem vorderen Rand des Foramen occip. 1. Mahlzahn im Oberkiefer beiderseits kariös.
23	531	191	143 B/L 74	135,3 H/L 71	121	97,5	52,8	24,5 46	18,3	63,4	85,2	29,3	30,5 Orb. 96	41,7 quer	125	128	130	Männlicher Schädel. Sagittalnaht fast durchweg obliteriert.
24	515	187	138,3 B/L 74	137,4 H/L 73	105	93	48,4	26,3 54	15,2	57,7			35,3 91	38,7	125	116	130	Weiblicher Schädel. Sämtliche Nähte in partieller Obliteration. Im Oberkiefer die beiden Eckzähne und der laterale Schneidezahn rechts erhalten, alle übrigen Zähne fehlend, die Alveolen obliteriert. Im Unterkiefer ein Rest des 2. Prämolar rechts erhalten, alle übrigen Zähne fehlend, Alveolen obliteriert. Alveolarfortsatz geschwunden. Unterkieferwinkel 54°.
25	547	197	146 B/L 74	139,4 H/L 71	116	100,2	49.3	26,4 53	26	61,5			37 98	37,8	139	139	123	Männlicher Schädel.

No.	Umfang	Länge	Breite	Höhe	Jochbreite	Stirnbreite	Nasenhöhe	Nasenbreite	Kieferhöhe	Kieferbreite	Länge des For. occip.	Breite des For. occip.	Höhe d. Orb.	Breite d. Orb.	Stirnbogen	Scheitelbogen	Occipitalbog.	Bemerkungen.
26	527	193,5	146,4 B/L 75	135,7 H/L 70		94									130	129	125	Geschlecht zweifelhaft, wahrscheinlich männlich. Schaltknochen in beiden Schenkeln der Lambdanaht. Zackige Narbe an der Außenfläche des rechten Parietale, nahe der Mitte des hinteren Randes. 1. Molar im Unterkiefer beiderseits kariös.
27	529	190	144 B/L 75			99,7									127	135		Geschlecht zweifelhaft. Unterkieferwinkel 62°. Pfeilnaht am Obelion in Oblit.
28	504	179,0	137,7 B/L 76		103,7	95,8	43,6	21,5 49	17,7	64,0			30,0 80	37,4	129	135		Weiblicher Schädel. Mäßig schief mit linker Stenose. Im Unterkiefer 1. Molar links kariös, rechts fehlend, Alveole obliteriert. Unterkieferwinkel 65°.
29	493	177,3	134,8 B/L 76			99,5									120	113		Weiblicher Schädel, schief, mit beträchtlicher rechter Stenose.
30	527	185,6	142,4 B/L 76	133,7 H/L 72	117,0	99,8	53,0	27,0 51	21,7	60,0			36,3	39,4 92	125	117	128	Männlicher Schädel. Im Unterkiefer der 2. Prämolare und der 1. Molare links kariös. Unterkieferwinkel 50°.

31	488	172,5	132,6 B/L 76	127 H/L 73	108,6	98,6	46	22,3 48	14,8	47,8	34,0	30,8	33,0 Orbitae schief	38,2 86	118	118	106	Weiblicher Schädel. Im Oberkiefer rechts alle Zähne ausgefallen, Alveolen oblit., links die beiden Schneidezähne vorhanden, über der Wurzel des Eckzahns eine schlehengroße Höhle im Knochen mit Auftreibung der vorderen Wand (Zahnfistel), Prämolare u. Molare fehlend, Alveolen obliteriert. Alveolarfortsatz beiderseits geschwunden.
32	470	165,4	126 B/L 76	122 H/L 74		85					32,4	28,2			120	118	118	Kinderschädel, wahrscheinlich weiblich.
33		178,3	138,8 B/L 77			91									124	114		Weiblicher Schädel.
34	505	180,0	139,0 B/L 77		109,9	96,0	45,0	25,3 56	21,2	65,0			28,7 Orbitae schief	38,5 74	118	123		Weiblicher Schädel.
35	525	185,5	143,6 B/L 77	131,2 H/L 70	107,0	92,5	44,7	24,5 54	18,7	61,0			30,5	35,1 87	135	140		Geschlecht zweifelhaft. Strahlige Narbenverdickung an der Außenfläche des linken Tuber frontale. Beiderseits ein Schaltknochen am Pterion.

No.	Umfang	Länge	Breite	Höhe	Joobbreite	Stirnbreite	Nasenhöhe	Nasenbreite	Kieferhöhe	Kieferbreite	Länge des For. occip.	Breite des For. occip.	Höhe d. Orb.	Breite d. Orb.	Stirnbogen	Scheitelbogen	Occipitalbog.	Bemerkungen.
36	547	193,8	149,3 B/L 77	129,0 H/L 67		103,0									146	133	128	Männlicher Schädel. Im Unterkiefer rechts der Eckzahn vorgeschoben, die vordere Fläche medianwärts gekehrt, 1. Molar fehlend, Alveole obliteriert, links Weisheitszahn fehlend, Alveole obliteriert. Unterkieferwinkel 63°. Pfeilnaht am Obelion obliteriert.
37	511	181,0	140,3 B/L 77			95,8									134	124		Weiblicher Schädel. Pfeilnaht vorgeschritten oblit. Im Unterkiefer rechts der 1. Molare kariös, links der 2. Prämolare u. 1. Molare fehlend, Alveolen obliteriert. Unterkieferwinkel 54°.
38	512	180,0	140,0 B/L 77	130,0 H/L 72	109,3	99,5	49,4	24,5 49	21,3	59,1			32,7	37,1 88	126	118	117	Weiblicher Schädel.
39	494	173,4	134,0 B/L 77			93,4									128	117		Weiblicher Schädel. Unterkieferwinkel 57°.

40	525	185,0	145,7 B/L 78	148,0 H/L 77	108,8	101,6	46,0	24,2 58	22,8	64,0	88,0	29,0	30,5	41,2 74	126	121	128	Weiblicher Schädel. Vertikale Asymetrie. Akzessorische Sagittalnaht im rechten Parietale. Sagittalnaht nach links verschoben. Im linken Ast der Kranznaht ein Schaltknochen von 12 mm. Mehrere Schaltknochen in beiden Ästen der Lambdanaht. Eine Anzahl flacher Osteome an der Außenfläche beider Parietalia. Querumfang des linken Parietale 99, des rechten 129.
41	587	190,0	151,5 B L 79	142,8 H/L 75		105,4					33	28			138	137	122	Wahrscheinlich männlicher Schädel. Im Unterkiefer der Eckzahn links vorgeschoben und schief gestellt, vordere Fläche leicht medianwärts gewendet. 1 Molar links fehlend, Alveole obliteriert, 2. Prämolar rechts kariös, 1. u. 2. Molar fehlend, Alveolen obliteriert. Unterkieferwinkel 51°.
42	501	172,8	139,0 B/L 80	131,6 H/L 76	108,6	89,6	44,6	25,4 57	15,0	58,8			35,3	88,4 92	123	122	110	Weiblicher Schädel. Im Oberkiefer beiderseits kein Weisheitszahn.
43	494	171,8	139,0 B/L 80		109,6	94,4	42,0	26,2 62	11,6	54,8			88,7	85,7 94	122	115		Weiblicher Schädel. Epactale von 8 mm Länge, 15 mm Breite dicht vor dem Lambda. Foramina parietalia neben dem vorderen Dritteil der Sagittalnaht.

No.	Umfang	Länge	Breite	Höhe	Jochbreite	Stirnbreite	Nasenhöhe	Nasenbreite	Kieferhöhe	Kieferbreite	Länge des For. occip.	Breite des For. occip.	Höhe d. Orb.	Breite d. Orb.	Stirnbogen	Scheitelbogen	Occipitalbog.	Bemerkungen.
44	535	184,4	148,2 B/L 80	135,0 H/L 73	114,6	100,0	52,5	29,0 55	25,0	63,0	35,0	31,3	36,0 Orbital schief	39,8 90	125	124	132	Wahrscheinlich männlicher Schädel. Im Oberkiefer links der 2. Molar, rechts der 2. und 3. Molare fehlend, Alveolen obliteriert. Im Unterkiefer der Alveolarfortsatz von trapezoider Form, Schneidezähne in gerader Linie, Eckzähne vorspringend, die vorderen Flächen lateralwärts gewendet, 1. Molar rechts kariös. Unterkieferwinkel 69°.
45	475	167,8	134,7 B/L 80			104										117		Jugendlich, wahrscheinlich weiblich.
46	551	187,8	152,0 B/L 81			113,6									140	130		Männlicher Schädel. Unterkieferwinkel 57°.
47	488	169,7	138,9 B/L 81	126,3 H/L 74	106,3	93,5	47,2	24,0 51	18,8	65,5	31,5	25,7	35,2	38,2 92	128	118	105	Weiblicher Schädel. Im Oberkiefer 1. Molar links kariös, rechts kein Weisheitszahn. Der linke Condylus occipitalis stärker prominierend als der rechte.
48	540	187,0	153,0 B L 81	138,6 H/L 74		105,6					82,0	29,8			135	182	121	Männlicher Schädel. Flaches linsengroßes Osteom der Außenfläche des Frontale, etwas links oberhalb

49	501	172,0	140,8 B/L 81	139,0 H/L 81	110,2	98,4	49,5	22,6 45	21,6	62,0			33,5 Orb. schief	37,6 89	136			Weiblicher Schädel. Im Oberkiefer der 2. Molar rechts kariös, Weisheitszahn fehlend, Alveole obliteriert, links 1. Molar kariös.
50		166,2	135,6 B/L 81			92,5												Weiblicher Schädel. Drei Epactalia von 10 mm mittlerer Breite, 26 mm Länge im linken Ast der Lambdanaht.
51	583	184,6	152,9 B/L 82	153,4 H/L 83	115,4	97,4	51,4	23,2 45	20,5	62,4	40,0	80,3	88,0 Orb. schief	37,4 88	141	129	122	Männlicher Schädel. Pfeilnaht am Obelion in beginnender Obliteration. Tafel VIII, Fig. 2.
52	495	174,5	146,4 B/L 83												120	113	110	Weiblicher Schädel.
53	500	171,0	144,0 B/L 84		111,4	92,0	45,7	23,8 51	15,2	60,5			32,5	37,5 86	116	128		Weiblicher Schädel. Unterkieferwinkel 60°.
54	510	166,4	151,0 B/L 90		115,7	95,7	51,0	28,9 56	17,8	64,6					125	111		Weiblicher Schädel.
55	583	180,0	163,7? B/L 90? gedrückt	150,0 H/L 83	120,0	97,8	45,1	29,8 66	21,6	64			31,2	38,4	128	127	136	Geschlecht zweifelhaft. Schädel schief, mit linker Stenose. Oberkiefer mit vollständig entwickeltem Gebiß, im Unterkiefer die 3 Molaren entwickelt, aber an Stelle der beiden Eckzähne und Schneidezähne ein drittes Gebiß im Kiefer. Unterkieferwinkel 59°.

Schon eine oberflächliche Durchmusterung der Schädel ergibt, daß dieselben Individuen den verschiedensten Altersstufen angehört haben.

Dem Geschlecht nach sind 17 Schädel entschieden oder doch höchst wahrscheinlich männlich, 28 Schädel weiblich; bei 10 ist die Unterscheidung nicht mit Sicherheit möglich. Der Längenbreitenindex liegt, wie ein Blick auf die Tabelle ergibt, bei einer unverhältnismäßig großen Zahl von Schädeln zwischen 74 und 77. Gruppiert man die Schädel dementsprechend, so erhält man folgende Verteilung:

62—65	1
66—69	5
70—73	12
74—77	21
78—81	11
82—85	3
über 85	2

Die Verteilung ist gut symmetrisch. Unter der Voraussetzung, daß die untersuchten Schädel wenigstens annähernd die Verhältnisse der Bevölkerung wiedergeben, deren Leichen in den oberen Schichten des Leubinger Grabhügels beerdigt worden sind, entspricht sie einer mesocephalen, etwas zur Dolichocephalie neigenden Bevölkerung mit, wie zu erwarten war, dolichocephalen und brachycephalen Extremen. Das Verhältnis der Höhe zur Länge ist an 34 Schädeln bestimmbar gewesen. Die Tabellen ergeben, daß das Frequenzmaximum des Höhenindex zwischen 72 und 75 liegt. Gruppiert man dementsprechend, so erhält man folgende Verteilung:

64—67	5
68—71	10
72—75	14
76—80	2
81—84	3

Die Schädel sind mithin weit überwiegend chamäcephal und mesohypsicephal.

Der Gesichtsschädel ist im ganzen schmal, die Jochbreite beträgt bei den weiblichen, erwachsenen Schädeln im Mittel 108,7, bei den männlichen 116,2, das Maximum überschreitet bei ersteren 115,7, bei letzteren 121,0 nicht.

Das Verhältnis von Höhe und Breite der Orbitalöffnung ist bei 29 Leichen bestimmt worden. Es hat sich für den Orbitalindex ergeben:

Unter 72	1
72—77	2
78—83	6
84—89	9
90—95	10
über 95	1

Die Höhe der Orbitalöffnung ist mithin bei der Mehrzahl der Schädel beträchtlich im Verhältnis zur Breite.

Der Nasenindex war bei 28 Schädeln bestimmbar. Die Bestimmung hat folgende Verteilung der einzelnen Werte ergeben:

41—47	5
48—53	9
54—60	9
61—67	2
68—73	1

Die Mehrzahl der Schädel ist mithin mesorrhin bis platyrrhin.

Nur 11 Schädel sind in einem Erhaltungszustand gewesen, welcher die Kapazitätsbestimmung gestattete. Die Zahl ist zu gering, um eine genügende Unterlage für Schlüsse über die Masse des Gehirns der damaligen Bevölkerung zu gewähren.

Von besonderen Eigentümlichkeiten der untersuchten Schädel ist in erster Linie hervorzuheben die Persistenz der Stirnnaht in 5 Fällen = 9,1 Prozent, in 4 mit direkter, in 1 mit 3 mm nach links vom vorderen Ende der Pfeilnaht stattfindender Einmündung in die Kranznaht. Dies stimmt mit der von Anutschin für die Europäer ermittelten Prozentzahl von 8,7 fast genau überein. In Übereinstimmung mit Anutschin muß ferner gegenüber der Annahme Welkers, daß die Persistenz der Stirnnaht mit Brachycephalie überhaupt, besonders aber mit ungewöhnlicher Breitenentwicklung des Stirnbeins in Zusammenhang stehe, darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Längenbreitenindex der vorliegenden Kreuzschädel

	65	66	70	71	73
die Stirnbreite	90	101,9	112	91,6	98

beträgt, was der Annahme Welkers nicht günstig ist. Der Umstand, daß die Form dieser Schädel, von welchen der am meisten charakteristische auf Tafel VIII, Fig. 1 abgebildet ist, eine auffallende Ähnlichkeit zeigt, und daß sie nahe beieinander aufgefunden worden sind, legt die Vermutung nahe, daß hier eine Familieneigentümlichkeit vorliegt, welche sich vererbt hat.

No.	Umfang	Länge	Breite	Höhe	Jochbreite	Stirnbreite	Nasenhöhe	Nasenbreite	Kieferhöhe	Kieferbreite	Länge des For. occip.	Breite des For. occip.	Höhe d. Orb.	Breite d. Orb.	Stirnbogen	Scheitelbogen	Occipitalbog.	Bemerkungen.
17	527	189,5	138,7 B/L 78			98									125	134		Weiblicher Schädel. Stirnnaht persistierend m. direktem Verlauf.
18	520	183,3	135,0 B/L 73		115,4	97	48,5	26,8 55	20,8	57,4			33,5	33,2 85	108	135		Weiblicher Schädel. Pfeilnaht obliteriert. Im Unterkiefer die medialen Schneidezähne, der 2. Prämolare, der 1. Molare rechts, der 2. Prämolare, der 1. und 2. Molare links fehlend. Alveolen obliteriert.
19	538	192,6	143,1 B/L 74	143 H/L 74		100,0									135	129	128	Männlicher Schädel. Epactale von 19 : 5 mm im linken Ast der Lambdanaht.
20	514	182,5	136,8 B L 74	134,5 H/L 73	110,7	98,9	44,0	24,3 55	14,3	55,2	30,9	27,2	30 Orbitae etw. schief	39 62	127	123	128	Weiblicher Schädel. Im Oberkiefer links 1. Schneidezahn, 1. und 3. Molar ausgefallen, Alveolen obliteriert; rechts die 3 Molaren ausgefallen, Alveolen obliteriert. Im Unterkiefer links der 2. Prämorale kariös, 1. Molar bis auf die Wurzel kariös, 2. und 3. Molar ausgefallen, Alveolen obliteriert. Unterkieferwinkel 67°. Am Lambda Epactale von 22 mm Breite, 15 mm Höhe.

21	522	191,0	141,4 B/L 74	134,5 H/L 70	117,2	100	37.5	27 72	19,6	62	87.5	80.2	82,6 Orb.	40,3 schief 81	122	124	128	Geschlecht zweifelhaft. Weisheitszahn weder im Ober- noch Unterkiefer. Zähne stark abgekaut. Unterkieferwinkel 72°.
22	517	183	136 B/L 74	135,8 H/L 74	106	94,4	42,2	20,6 49	19,8	60,2	89,6	82,0	85 91	88,3	129	120	114	Weiblicher Schädel. Erbsengrosse Exostose der unteren Fläche des Basilare dicht vor dem vorderen Rand des Foramen occip. 1. Mahlzahn im Oberkiefer beiderseits kariös.
23	531	191	143 B/L 74	135,3 H/L 71	121	97,5	52,8	24,5 46	18,3	63,4	85,2	29,3	80,5 Orb. 96	41,7 quer	125	128	130	Männlicher Schädel. Sagittalnaht fast durchweg obliteriert.
24	515	187	138,3 B/L 74	137,4 H/L 73	105	93	48,4	26,3 54	15,2	57,7			85,3 91	88,7	125	116	130	Weiblicher Schädel. Sämtliche Nähte in partieller Obliteration. Im Oberkiefer die beiden Eckzähne und der laterale Schneidezahn rechts erhalten, alle übrigen Zähne fehlend, die Alveolen obliteriert. Im Unterkiefer ein Rest des 2. Prämolar rechts erhalten, alle übrigen Zähne fehlend, Alveolen obliteriert. Alveolarfortsatz geschwunden. Unterkieferwinkel 54°.
25	547	197	146 B/L 74	139,4 H/L 71	116	100,2	49.3	26,4 53	26	61,5			87 98	87,8	139	139	123	Männlicher Schädel.

No.	Umfang	Länge	Breite	Höhe	Jochbreite	Stirnbreite	Nasenhöhe	Nasenbreite	Kieferhöhe	Kieferbreite	Länge des For. occip.	Breite des For. occip.	Höhe d. Orb.	Breite d. Orb.	Stirnbogen	Scheitelbogen	Occipitalbog.	Bemerkungen.
26	527	193,5	146,4 B/L 75	135,7 H/L 70		94									130	129	125	Geschlecht zweifelhaft, wahrscheinlich männlich. Schaltknochen in beiden Schenkeln der Lambdanaht. Zackige Narbe an der Außenfläche des rechten Parietale, nahe der Mitte des hinteren Randes. 1. Molar im Unterkiefer beiderseits kariös.
27	529	190	144 B/L 75			99,7									127	135		Geschlecht zweifelhaft. Unterkieferwinkel 62°. Pfeilnaht am Obelion in Oblit.
28	504	179,0	137,7 B/L 76		103,7	95,8	43,6	21,5 49	17,7	64,0			30,0 80	37,4	129	135		Weiblicher Schädel. Mäßig schief mit linker Stenose. Im Unterkiefer 1. Molar links kariös, rechts fehlend, Alveole obliteriert. Unterkieferwinkel 65°.
29	493	177,3	134,8 B/L 76			99,5									120	113		Weiblicher Schädel, schief, mit beträchtlicher rechter Stenose.
30	527	185,6	142,4 B/L 76	133,7 H/L 72	117,0	99,8	53,0	27,0 51	21,7	60,0			36,3	39,4 92	125	117	128	Männlicher Schädel. Im Unterkiefer der 2. Prämolare und der 1. Molare links kariös. Unterkieferwinkel 50°.

31	488	172,5	132,6 B/L 76	127 H/L 73	108,6	93,6	46	22,3 48	14,8	47,8	34,0	30,8	33,0 Orbitae schief	38,2 86	118	118	106	Weiblicher Schädel. Im Oberkiefer rechts alle Zähne ausgefallen, Alveolen oblit., links die beiden Schneidezähne vorhanden, über der Wurzel des Eckzahns eine schlehengroße Höhle im Knochen mit Auftreibung der vorderen Wand (Zahnfistel), Prämolare u. Molare fehlend, Alveolen obliteriert. Alveolarfortsatz beiderseits geschwunden.
32	470	165,4	126 B/L 76	122 H/L 74		85					32,4	28,2			120	118	118	Kinderschädel, wahrscheinlich weiblich.
33		178,3	138,8 B/L 77			91									124	114		Weiblicher Schädel.
34	505	180,0	139,0 B/L 77		109,9	96,0	45,0	25,3 56	21,2	65,0			28,7 Orbitae schief	38,5 74	118	123		Weiblicher Schädel.
35	525	185,5	143,6 B/L 77	131,2 H/L 70	107,0	92,5	44,7	24,5 54	18,7	61,0			30,5	35,1 87	135	140		Geschlecht zweifelhaft. Strahlige Narbenverdickung an der Außenfläche des linken Tuber frontale. Beiderseits ein Schaltknochen am Pterion.

No.	Umfang	Länge	Breite	Höhe	Jochbreite	Stirnbreite	Nasenhöhe	Nasenbreite	Kieferhöhe	Kieferbreite	Länge des For. occip.	Breite des For. occip.	Höhe d. Orb.	Breite d. Orb.	Stirnbogen	Scheitelbogen	Occipitalbog.	Bemerkungen.
36	547	193,3	149,3 B/L 77	129,0 H/L 67		108,0									146	133	128	Männlicher Schädel. Im Unterkiefer rechts der Eckzahn vorgeschoben, die vordere Fläche medianwärts gekehrt, 1. Molar fehlend, Alveole obliteriert, links Weisheitszahn fehlend, Alveole obliteriert. Unterkieferwinkel 68°. Pfeilnaht am Obelion obliteriert.
37	511	181,0	140,8 B/L 77			95,8									134	124		Weiblicher Schädel. Pfeilnaht vorgeschritten oblit. Im Unterkiefer rechts der 1. Molare kariös, links der 2. Prämolare u. 1. Molare fehlend, Alveolen obliteriert. Unterkieferwinkel 54°.
38	512	180,0	140,0 B/L 77	130,0 H/L 72	109,3	99,5	49,4	24,5 49	21,3	59,1			32,7	37,1 88	126	118	117	Weiblicher Schädel.
39	494	178,4	134,0 B/L 77			93,4									123	117		Weiblicher Schädel. Unterkieferwinkel 57°.

40	525	185,0	145,7 B/L 78	148,0 H/L 77	108,8	101,6	46,0	24,2 53	22,8	64,0	88,0	29,0	30,5	41,2 74	126	121	128	Weiblicher Schädel. Vertikale Asymetrie. Akzessorische Sagittalnaht im rechten Parietale. Sagittalnaht nach links verschoben. Im linken Ast der Kranznaht ein Schaltknochen von 12 mm. Mehrere Schaltknochen in beiden Ästen der Lambdanaht. Eine Anzahl flacher Osteome an der Außenfläche beider Parietalia. Querumfang des linken Parietale 99, des rechten 129.
41	537	190,0	151,5 B L 79	142,8 H/L 75		105,4					33	28			188	187	122	Wahrscheinlich männlicher Schädel. Im Unterkiefer der Eckzahn links vorgeschoben und schief gestellt, vordere Fläche leicht medianwärts gewendet. 1 Molar links fehlend, Alveole obliteriert, 2. Prämolar rechts kariös, 1. u. 2. Molar fehlend, Alveolen obliteriert. Unterkieferwinkel 51°.
42	501	172,8	139,0 B/L 80	131,6 H/L 76	108,6	89,6	44,6	25,4 57	15,0	58,8			35,8	88,4 92	123	122	110	Weiblicher Schädel. Im Oberkiefer beiderseits kein Weisheitszahn.
43	494	171,8	139,0 B/L 80		109,6	94,4	42,0	26,2 62	11,6	54,8			33,7	85,7 94	122	115		Weiblicher Schädel. Epactale von 8 mm Länge, 15 mm Breite dicht vor dem Lambda. Foramina parietalia neben dem vorderen Dritteil der Sagittalnaht.

No.	Umfang	Länge	Breite	Höhe	Jochbreite	Stirnbreite	Nasenhöhe	Nasenbreite	Kieferhöhe	Kieferbreite	Länge des For. occip.	Breite des For. occip.	Höhe d. Orb.	Breite d. Orb.	Stirnbogen	Scheitelbogen	Occipitalbog.	Bemerkungen.
44	535	184,4	148,2 B/L 80	135,0 H/L 73	114,6	100,0	52,5	29,0 55	25,0	63,0	35,0	31,3	36,0 Orbital schief	39,8 90	125	124	132	Wahrscheinlich männlicher Schädel. Im Oberkiefer links der 2. Molar, rechts der 2. und 3. Molare fehlend, Alveolen obliteriert. Im Unterkiefer der Alveolarfortsatz von trapezoider Form, Schneidezähne in gerader Linie, Eckzähne vorspringend, die vorderen Flächen lateralwärts gewendet, 1. Molar rechts kariös. Unterkieferwinkel 69°.
45	475	167,8	134,7 B/L 80			104										117		Jugendlich, wahrscheinlich weiblich.
46	551	187,3	152,0 B/L 81			113,6									140	130		Männlicher Schädel. Unterkieferwinkel 57°.
47	488	169,7	138,9 B/L 81	126,3 H/L 74	106,3	93,5	47,2	24,0 51	18,8	65,5	31,5	25,7	35,2	38,2 92	128	118	105	Weiblicher Schädel. Im Oberkiefer 1. Molar links kariös, rechts kein Weisheitszahn. Der linke Condylus occipitalis stärker prominierend als der rechte.
48	540	187,0	153,0 B/L 81	138,6 H/L 74		105,6					32,0	29,8			135	132	121	Männlicher Schädel. Flaches linsengroßes Osteom der Außenfläche des Frontale, etwas links oberhalb der Glabella.

49	501	172,0	140,3 B/L 81	139,0 H/L 81	110,2	93,4	49,5	22,6 45	21,6	62,0			38,5 Orb.	37,6 schief 89	136			Weiblicher Schädel. Im Oberkiefer der 2. Molar rechts kariös, Weisheitszahn fehlend, Alveole obliteriert, links 1. Molar kariös.
50		166,2	135,6 B/L 81			92,5												Weiblicher Schädel. Drei Epactalia von 10 mm mittlerer Breite, 26 mm Länge im linken Ast der Lambdanaht.
51	533	184,6	152,9 B/L 82	153,4 H/L 83	115,4	97,4	51,4	23,2 45	20,5	62,4	40,0	30,3	33,0 Orb.	37,4 schief 88	141	129	122	Männlicher Schädel. Pfeilnaht am Obelion in beginnender Obliteration. Tafel VIII, Fig. 2.
52	495	174,5	146,4 B/L 83												120	113	110	Weiblicher Schädel.
53	500	171,0	144,0 B/L 84		111,4	92,0	45,7	23,3 51	15,2	60,5			32,5	37,5 86	116	128		Weiblicher Schädel. Unterkieferwinkel 60°.
54	510	166,4	151,0 B/L 90		115,7	95,7	51,0	28,9 56	17,8	64,6					125	111		Weiblicher Schädel.
55	533	180,0	163,7? B/L 90? gedrückt	150,0 H/L 83	120,0	97,8	45,1	29,8 66	21,6	64			31,2	38,4	128	127	136	Geschlecht zweifelhaft. Schädel schief, mit linker Stenose. Oberkiefer mit vollständig entwickeltem Gebiß, im Unterkiefer die 3 Molaren entwickelt, aber an Stelle der beiden Eckzähne und Schneidezähne ein drittes Gebiß im Kiefer. Unterkieferwinkel 59°.

darunter auch einige schlecht gebrannte von geschweiftem Profil, ähnlich, wenn auch nicht so stark ausgebaucht, wie das Gefäß der Zeichnung, keine bis zum Boden reichend. Der größte Scherben zeigt konkave Biegung, vom Rand bis zum Umbruch 5 cm; und hat über den Umbruch hinaus nur noch 1 cm. Der Umbruch ist erheblich schärfer und kürzer als auf der Zeichnung. Von der in Zeichnung und Klischee vorliegenden Abbildung eines verzierten „Tonscherben aus dem Griffstedter Hügel" (Fig. G. 4) ist im Museum zu Halle das Original nicht vorhanden. Außerdem hat Klopfleisch noch 3 Randscherben abgebildet



Fig. G. 3.
Tongefäß aus dem Griffstedter Hügel.



Fig. G. 4.
Tonscherben a. d. Griffstedter Hügel.



Fig. G. 5.



Fig. G. 6.



Fig. G. 7.

Tongefäß-Randstücke aus dem Griffstedter Hügel.

und mit der Bezeichnung versehen: „Tongefäß-Randstücke (Griffstedter Hügel)" G. 5; G. 6; G. 7; die beiden letzteren rühren von mittelalterlichen Kugeltöpfen her, der erstere kann slawisch sein; sie stammen sicherlich nicht aus der Begräbnisstelle, sondern wahrscheinlich aus einer außerhalb des Hügels befindlichen Stelle, die auf dem oben erwähnten Grundriß an der Nordostseite des Hügels durch umfangreiche Schraffierung angedeutet und mit der Bezeichnung versehen ist:

„schwarze Erde mit vielen Tongefäßscherben". Von dieser Scherbensorte sind 13, von der ersteren 5 Stück vorhanden. Das Grab ist der älteren Bronzezeit zuzuweisen. Ähnliche S förmig profilierte Tongefäße wie das unter G. 3 nicht ganz richtig gezeichnete Grabgefäß hat Klopfleisch in den Grabhügeln des Waldes Dorstewitz bei Schkölen gefunden (Eichhorn, Verzeichnis der Abgüsse von Bürgel Tafel III), sie kommen auch in Schlesien zusammen mit Aunjetitzer Töpfen vor (Seger, Schles. Vorzeit in Bild und Schrift. IV, 1907, S. 3—4).

II. Die Hügel von Sömmerda und von Nienstedt.

Die unvollendete Abhandlung, welche die beiden ersten Hefte der „Vorgeschichtlichen Altertümer der Provinz Sachsen" füllt, trägt die Überschrift: „Die Grabhügel von Leubingen, Sömmerda und Nienstedt". Die beiden letztgenannten Hügel hat Klopfleisch also für bedeutend genug gehalten, um sie mit dem von Leubingen zusammenzustellen; und es ist gewiß bedauerlich, daß über diese beiden Ausgrabungen bis jetzt gar nichts bekannt geworden ist. Auch unter den Zeichnungen und Probedrucken, die für die „Vorgeschichtlichen Altertümer der Provinz Sachsen" bestimmt waren, fand sich kein Stück, das sich auf Sömmerda oder Nienstedt bezogen hätte. Die mir übergebenen Notizbuchblätter enthielten über diese beiden Ausgrabungen ebenfalls nichts. Dagegen fand ich unter den Manuskripten eine sorgfältig durchkorrigierte Unreinschrift zu einem Bericht an den Großherzog von Sachsen-Weimar, den Klopfleisch im Jahre 1878 „über die prähistorischen Ausgrabungen des verflossenen Jahres" auf des Großherzogs Wunsch verfaßt hat. Dieses Konzept enthält kurzgefaßte Angaben über die Resultate der zweiten Ausgrabung von Leubingen, der Ausgrabung zweier Grabhügel auf der Ranstädter Wüstung bei Sömmerda, der dritten Ausgrabung bei Thierschneck (Grafschaft Camburg), ferner der Ausgrabungen im Lohholz bei Schkölen, im Dorstewitze (Wald) bei Schkölen, und bei Nautschütz in derselben Gegend. Während die übrigen fünf der hier genannten Ausgrabungen in der Literatur öfter vorkommen,[1]) und namentlich Thierschneck soeben eine sehr willkommene eingehende Behandlung durch Dr. Eichhorn in der Zeitschrift für

---

[1]) Ausgrabungen im Lohholz sind Vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen, Heft 4, S. 20—24 und Tafel VI und VII beschrieben, wo v. Borries nicht bloß über die 1885 von ihm unternommene, sondern auch über die von Klopfleisch 1877 gemachte Ausgrabung berichtet; Götze, Gefäßformen, 1891,

Thüringische Geschichte und Altertumskunde Band 25, Jena 1906, S. 102—141 erfahren hat, ist über den nicht unwichtigen Befund in den Hügeln von Sömmerda bisher nichts verlautet; und da außerdem der eine dieser Hügel eine Parallele zu dem Hügel von Leubingen darstellt, schien mir angemessen, den Bericht darüber, wie er sich in dem Klopfleischschen Konzept findet, zu veröffentlichen, zugleich mit den im Museum zu Halle befindlichen keramischen Funden, soweit sie irgendwelche charakteristische Merkmale haben:

1. „Die Ausgrabung zweier 15 Fuß hoher Grabhügel auf der Wüstung Rannstädt bei Sömmerda (dicht an der Weimarschen Grenze): Der eine dieser Hügel, welcher durch die Separation schon zur Hälfte abgetragen war, zeigte im Grunde 8 einzelne dicht aneinandergereihte mächtige Altarbauten, aus großen Steinen zusammengefügt; einzig in seiner Art war besonders der eine Steinbau, welcher gewissermaßen einen viereckig geformten tiefen Trichter darstellte — vielleicht ursprünglich einer großartigen Libation dienend. Skelette und ein Holzbau waren leider in dem bereits abgefahrenen Teile des Hügels zerstört worden.

Der andere noch ziemlich intakte Hügel erwies sich als ein höchst interessanter zweistöckiger Bau, dessen obere Etage die größte Ähnlichkeit mit der unteren Schicht des Leubinger Hügels hatte, indem hier ebenfalls ein hoher Steinkegel (cairn) von dachziegelartig sich deckenden Steinplatten die Hügelmitte einnahm. Unter diesem Cairn befand sich ebenfalls ein seitlich zusammengedrücktes Holzgerüst wie in Leubingen, auch fanden sich dabei wieder wie dort Stücke von Gipsmörtel, welche die Fugen des Holzbaues ausgefüllt hatten. Freilich waren von menschlichen Skelettresten hier nur noch wenige Spuren vorhanden, und auch von Beigaben fand sich nichts außer einigen stark oxydierten Klümpchen von Bronze und einzelne Tongefäßscherben. Möglich daß ein Loch, welches mitten in diesen Steinkegel von oben hineingeführt war, von einer früheren Ausgrabung herrührte, welche noch mehr vorfand.

Die zweite Etage dieses Grabhügels befand sich unterhalb des

S. 21, No. 46, führt sie an, soweit sie Schnurkeramisches zutage gefördert hat; der im Konzept enthaltene Bericht gibt mehr und verdient veröffentlicht zu werden. Die Ausgrabung im Dorstewitz ist von Götze ebendaselbst No. 44 und und 45 nur in bezug auf die schnurkeramischen Ergebnisse angeführt; Klopfleisch fand in höherer Schicht kleine Bronzearmringe. Die von Nautschütz ist von Klopfleisch, Vorgesch. Altertümer der Prov. Sachsen, H. 1, S. 45—46, H. 2, S. 93 erwähnt.

eben beschriebenen Steinkegels und stellte sich als ein Begräbnis viel älteren Charakters heraus. Ganz am Grunde des Grabhügels lagen in einer Reihe hintereinander nach Osten schauend in tiefschwarzer Branderde 3 menschliche Skelette von (langköpfigem) dolichocephalem Schädelbau, sie lagen sämtlich auf der rechten Seite in jener eigentümlichen hockenden Stellung (mit gegen die Brust hinaufgezogenen Knien), welche in Gräbern der ältesten Periode öfters gefunden und als ein Ausdruck des Glaubens an die Wiedergeburt betrachtet wird, indem man dem Toten die Stellung im Schoße der Mutter Erde gibt, welche das Kind vor der Geburt im Mutterleibe einnimmt.[1]) Das vorderste dieser Skelette, welches eine Urne neben dem Kopfe hatte, stemmte die Hände in die Hüften, während die beiden anderen die Hände vor dem Gesicht hatten. In der nächsten Umgebung dieser 3 Skelette fand sich ein eigentümliches Gebilde (— wahrscheinlch ein Halsschmuck —) aus zwei mächtigen Eberzähnen, welche auf der hinteren Seite gespalten und abgeschliffen sind und verschiedene mit Feuersteinsplittern gebohrte Löcher auf ihrer ganzen Länge enthalten.[2]) Etwas abseits und höher als jene 3 Skelette lag, ebenfalls in hockender Stellung, ein viertes menschliches Skelett, welches aber von kurzköpfigem (brachycephalem) Schädelbau war, also einer anderen Rasse angehörte; zur Seite neben dem Gesäß hatte dieses Skelett ebenfalls eine kleine tassenförmige Urne von braunrötlicher Farbe.[3]) In der schwarzen Erde, welche die Skelette umgab, lagen auch eine Anzahl von beim Totenopfer absichtlich zertrümmerten Tongefäßscherben, deren Ornament das der sogenannten Schnurverzierung war, das der Steinzeit angehört und jedenfalls einer anderen Kulturströmung entsprang als die beiden Urnen, welche neben den 3 langköpfigen (arischen) Skeletten lagen.[4]) Sowohl in der Beschaffenheit der Tongefäße als

---

[1]) Diese gekünstelte Deutung wird heute abgelehnt, schon deshalb, weil die Lage des Hockers von der des Fötus noch sehr verschieden ist.

[2]) Klopfleisch zeichnet die beiden Hauer so gegeneinandergelegt, daß sie die Figur einer Mondsichel bilden. Im Museum zu Halle ist nur einer von diesen beiden Eberzähnen vorhanden, er hat 8 Durchbohrungen. (Tafel V, Fig. 4).

[3]) Im Halleschen Museum ist aus dem Ranstädter Hügel ein halbes und ein leidlich vollständiges Gefäß vorhanden; letzteres, tassenförmig von 9,2 cm Höhe, 9,8 Breite (Tafel V, Fig. 2) ist hier gemeint; das andere halbe Gefäß (Tafel V, Fig. 3) ist die zuerst genannte „Urne".

[4]) Hier liegt ein Widerspruch vor, denn vorher ist gesagt, daß die eine der beiden „Urnen", die tassenförmige, gerade bei dem kurzköpfigen Skelett gelegen hat. Nach der obigen Betrachtung sollen die eingewanderten, langköpfigen Arier die unverzierte und rohere Tonware gehabt haben, die vorarische, kurzköpfige

auch in den Schädelformen zeigte sich demnach hier die Berührung zweier verschiedener Nationalitäten — respektive Kulturströmungen, einer vorarischen von der kurzköpfigen Urbevölkerung ausgehenden und einer arischen mit der langköpfigen Bevölkerung eingewanderten. Dieses Grab würde demnach in jene Zeit fallen, da die alte dunkelhaarige Urbevölkerung Thüringens von der blonden, arischen Rasse unterjocht wurde, was jedenfalls schon vor dem ersten Jahrtausend vor Chr. Geburt stattfand."

Im Museum zu Halle ist aus diesem Grabe der schon genannte Henkeltopf (Tafel V, Fig. 2) und der obere Teil eines mittelgroßen schwarzen Topfes mit einem kräftig gebauten, aber nicht großen Henkel (Tafel V, Fig. 3) vorhanden, außerdem viel Holz, etwas Kohle und ein Stück Mörtel. Von Scherben sind vorhanden 5 sehr grobe, zum Teil 2,4 cm dick, die rauh bis zum Rande sind, 1 mit Fingerhohlkehlen, 1,5 cm dick, ferner 10 verzierte, besonders charakteristische kleinere Stücke, die mit geschnittenen Zickzacklinien und mit Punktreihen (von eingedrücktem Federkiel) verziert sind (Tafel V, Fig. 5); an 3 anderen sind mir Furchenstichlinien aufgefallen, an 2 kleinen Schnureindrücke, an 2 anderen Übergang von Furchenstich zu schnurähnlicher Verzierung; 5 Scherben sind unverziert. Die vereinzelten kleinen Scherben rühren nicht von Beigabegefäßen her, denn solche hätten nicht auf so geringe Reste verschwinden können, sie haben sich vielmehr in der schwarzen Erde befunden, mit denen man die Toten bedeckt hat, und sind mit dieser Erde, die vielleicht aus steinzeitlichen Ansiedelungsresten stammte, in das Grab gekommen. Die beiden Gefäße, die allein als Beigaben in Betracht kommen, gehören m. E. der ältesten Bronzezeit an,[1]) und obwohl Bronzebeigaben nicht gefunden sind, glaube ich, daß die Bestattungen in der unteren Schicht („Etage") des Hügels

---

Urbevölkerung aber die besser geformte und verzierte. Das scheint nicht zu stimmen mit den Auffassungen, die Klopfleisch in den Vorgeschichtl. Altertümern der Prov. Sachsen H. 1, 1883, S. 46 und auf dem Anthropologentage in Regensburg 1881 (Corresp.-Bl. S. 139) vorgetragen hat, wonach die Schnurkeramik ohne Entwicklungsstadien bei uns aufgetreten, also von außen gekommen sei. Klopfleisch half sich damals mit der Hypothese, die rohe einheimische Urbevölkerung habe ihre ersten Tongeschirre durch fremdländische Faktoreien erhalten.

[1]) Das Gefäß (Tafel V, Fig. 3) scheint mir ein Nachkomme jener Topfform, die wir unter dem Namen der offenen Amphoren als Zeitgenossen des Bernburger Typus kennen, z. B. der von Reppichau (Nachrichten d. A. 1903, S. 90, F. 4); ähnlich geartete schwarze Gefäße sind auch bei Jordansmühl in einer Wohngrube der Übergangsstufe vom Stein- zum Bronzealter gefunden (Seger, die Steinzeit in Schlesien 1906, S. 19, Fig. 31; Archiv für Anthr. V, H. 1 u. 2).

ebenfalls dieser Periode zuzurechnen sind, wenn sie auch älter sein mögen als der Holzbau mit Mörtelverstrich in der oberen Etage. Diesen aber werden wir, obgleich alle Funde fehlen, wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Holzbau des Leubinger Hügels für gleichalterig mit den Bronzen und Goldsachen des Leubinger Grabes halten dürfen.

2. Über den Grabhügel von Nienstedt (Kr. Sangerhausen) konnte in dem genannten Konzept Klopfleischs von 1878 nichts vorkommen, da die Ausgrabung erst im Jahre 1881 ausgeführt worden ist. Erwähnt ist dieselbe bisher nur beiläufig in einer Anmerkung von Größler, Neue Mitt. des Thür.-sächs. G. V. XV, 1882, S. 226, wo gesagt wird, daß in dem von Klopfleisch im Sommer 1881 aufgedeckten Riesenhügel bei Nienstedt u. a. Sandsteinplatten gefunden sind, die aus der Nähe von Kleinosterhausen stammten. Nun fand ich in dem Manuskript Klopfleischs, das den oben wiedergegebenen Bericht über die Ausgrabung des Leubinger Hügels enthält, und zwar in demjenigen Teile, der von der Verbreitung der Cairns handelt, zwei Angaben über den Befund im Nienstedter Hügel; und da diese das einzige sind, was uns über den Inhalt dieses großen tumulus überliefert ist, sollen sie hier veröffentlicht werden:

S. 17: „Die Anwendung von Mörtel kommt auch schon in jenem von uns oben erwähnten Ajas-Grabe bei Troja vor (s. Julius Braun, Geschichte der Kunst II, S. 209), welches mit dem unserem Leubinger Grabe gleichzeitigen Nienstedter Hügel auch darin übereinstimmt, daß im Mittelpunkt des Hügels ein Pfeiler errichtet war (im Nienstedter Hügel von Pisémasse mit eingekneteten Steinen, im Ajasgrabe war es ein massiver Mauerpfeiler), welcher den Hügel und seine Erdmassen stützte, und an diesen Pfeiler schloß sich hier wie dort ein von Steinen gebautes Fächerwerk, welches die ausfüllenden Erd- und Steinmassen festhielt und nach außen durch ringmauerartige Umfassungen abschloß.“

S. 13: „Der größte dieser Hügel um Smyrna wird [nach Julius Braun, Geschichte der Kunst, Bd. II, S. 66] Tantalus-Grab genannt. Er hat mehr als 130 Fuß Durchmesser (ca. 36 m, während der Leubinger Hügel 32 m im Durchmesser hat); die von Quadern erbaute Grabkammer steht hier inmitten eines kreisrunden Kerns, von welchem strahlenförmig acht Mauern nach einem umkreisenden Mauerring ausgehen, und von diesem gehen wieder 16 nach dem äußeren doppelten Ring. Die Mauern bestehen aus großen Steinen, die feste Füllung dazwischen in dem Fachwerk aus kleinen Steinen. (Ähnlicher Fachwerkbau begegnete dem Verfasser in dem der Zeit nach mit dem Leubinger Hügel gleichalterigen Grabhügel von Nienstedt, der ebenfalls von sehr großen Dimensionen war.)“

Im Museum zu Halle ist von dieser Ausgrabung vorhanden: ein Stück weißlicher Masse, die etwa wie Mörtel aussieht, die wir aber, Herr Direktor Reuß und ich, für weißgrauen Ton halten (der „Pisébau“ dürfte also von Steinen und weißem Ton aufgeführt gewesen sein); ferner Stücke von Holz, Reste einer Bronzenadel ohne Kopf, nämlich zwei aneinander passende Teile, zusammen 6,3 cm lang, die den unteren Teil einer nach der Spitze zu gebogenen Nadel darstellen; zwei Topfscherben mit eingerissenen Horizontallinien. Unter den 14 braunen unverzierten Scherben ist ein vom Rand nicht ganz bis zum Boden reichendes größeres Fragment eines Gefäßes von Sförmigem Profil, 7,6 cm hoch, das unterhalb des Halses oder der Einbiegung einen Zapfen trägt (Tafel VI, Fig. 3). Ein derartiges Gefäß mit einem Zapfen ist abgebildet bei Pic, Cechy predhistorické Tafel XVI, 8; ein ähnliches mit mehreren Zapfen bei Brunner, Die steinzeitliche Keramik in der Mark Brandenburg, Figur 66. Ferner das Bruchstück eines 6,3 cm hohen Napfes mit stumpfwinkelig gebrochenem Profil und einwärts gewölbtem Boden. Es sind außerdem viele Tierknochen und ein kleines Feuersteinmesser vorhanden. Hiernach scheint es wohl richtig, daß auch der Hügel von Nienstedt der frühen Bronzezeit zuzurechnen ist. Auffällig aber bleibt es, daß in einem so großen und kunstvoll aufgebauten Hügel ein so geringer Inhalt gefunden ist, und die Vermutung ist nicht ganz abzuweisen, daß Klopfleischs Methode, die er auch hier angewendet hat, nämlich Eintiefen eines Schachtes von der Spitze des Hügels bis auf den Grund, ihn diesmal die Hauptsache, das im Hügel befindliche Hauptgrab, nicht hat finden lassen; oder daß Hauptfundstücke hinter dem Rücken des Leiters der Ausgrabung entwendet worden sind.

III. Grabfunde von Hedersleben, Königsaue, Obhausen, Baalberge, Derenburg; Depotfund von Spiegelsberge.

Es ist noch übrig, diejenigen Funde aus der ersten Periode der Bronzezeit, die ich zur Ergänzung oder als Parallelen der Funde von Leubingen und Langel herangezogen und zur Vervollständigung der Charakteristick jener Periode abgebildet habe, zu erläutern und ihre Fundumstände, soweit sie bekannt sind, mitzuteilen.

1. Der Meißel von Hedersleben, der mit dem zweitgrößten Bronzemeißel von Leubingen in der Form vollständig, in der Größe nicht ganz übereinstimmt, ist 1835 am Fuße einer Anhöhe zwischen

Hedersleben und Hausneindorf, Kr. Aschersleben, beim Grundgraben gefunden worden. Neben einem unverbrannten Menschengerippe fand man den Topf (Tafel VI, Fig. 4) von Aunjetitzer Typus, 10,3 cm hoch, 13,6 cm im oberen Durchmesser breit. Über dem nicht scharfen Umbruch laufen 3 unregelmäßig herumgeführte Horizontallinien, das beliebte Verzierungsmotiv dieser Periode; ein Henkel, der dem Typus entsprechend vom Umbruch ansetzend die obere Gefäßwand unter der Mitte des Halses erreicht hat, ist abgebrochen, oder vielmehr ausgebrochen, so daß sein oberes Ende in der Gefäßwand ein durchgehendes Loch hinterlassen hat, er ist also nicht angeklebt, sondern eingezapft gewesen. Das Gefäß war leer. Neben ihm lag ein Steinhammer von Plättbolzenform mit Stielloch, seine Länge beträgt 13,6 cm, seine Breite 5,3 cm, seine Dicke 2,8 cm (Tafel VI, Fig. 5). Dieselbe Form fand Koehl auf dem Adlerberge bei Worms ebenfalls in einem Grabe der ältesten Bronzezeit. Das Material wird als Grünstein bezeichnet. Außer diesem Steinhammer fand sich neben dem Topfe noch der genannte angeblich kupferne Meißel von 12,5 cm Länge, 19 mm mittlerer Breite, 10 mm mittlerer Dicke, an der Schneide 16,5 mm, am Heftende 11 mm breit, unten und oben geschärft. Sein Gewicht beträgt 109,4 g. Olshausen, der den Fund in den Verhandlungen der Berliner Anthrop. Gesellschaft, 1894, S. 102, zuerst besprochen hat, hat durch chemische Analyse den Zinngehalt dieses wie Kupfer aussehenden Gerätes auf „knapp 2 Proz." festgestellt, außerdem fanden sich Spuren von Eisen. Aus der Olshausenschen, von meinen Federzeichnungen begleiteten, Veröffentlichung sind die Abbildungen in das Werk von Montelius, Chronologie der ältesten Bronzezeit, S. 63, Fig. 180—182, übergegangen. Dennoch wird es nicht überflüssig sein, die drei Gegenstände hier nach Originalphotographien wiederzugeben. Der Fund befindet sich im Fürst-Otto-Museum zu Wernigerode, der Fundbericht ist den Akten desselben Museums entnommen.

2. Aus Königsaue stammt der starke, offene Halsring mit Stempelenden, den ich oben als entferntere Parallele zum goldenen Armreif von Leubingen genannt habe (S. 27). Der Ring ist 1824 von dem Ökonomen Heedecke gefunden, als dieser unweit Königsaue, Kr. Aschersleben, einen Hügel abtrug, um die Erde zum Düngen zu benutzen. „Der Ring saß einem Gerippe um den Hals." Er ist 13,2 cm breit im äußeren und größten Durchmesser (der kleinere vom Stempelende aus genommene beträgt 12,9 cm), in der Mitte 1,4 cm dick, nahe am Ende 0,7 cm, an den Stempeln 1,1 cm (Tafel VI, Fig. 7). In der Nähe des Ringes lag eine Hammeraxt von schwarzem Serpentinstein

(Tafel VI, Fig. 8), sie ist 12,9 cm lang, 4,2 cm breit, 4,4 cm dick und durchweg glatt poliert. Am Bahnende zeigt sich als Einbiegung die Spur eines früheren Bohrloches, das Gerät ist also einst erheblich größer gewesen. Der Schädel des Skeletts ist angeblich „an der Luft zerfallen“. Die Fundstücke sind im Fürst-Otto-Museum zu Wernigerode, die Fundangaben aus den dortigen Akten entnommen.

3. Obhausen, Kr. Querfurt. Im Museum zu Halle befinden sich unter No. 2307 und 2308 ein Dolchstab und ein Henkeltöpfchen; ersterer (Tafel VI, Fig. 2) braun, wie von Kupfer aussehend, ist 23 cm lang, unten 9,5 cm breit, längs der Achse durch eine breitgewölbte Mittelrippe verstärkt. In dem unverstärkten unteren Teil der Klinge, der einst im Schaft gesessen hat, sind drei Nietlöcher angebracht, außerdem am Rande ein halbkreisförmiger kleiner Ausschnitt. In den Nietlöchern sitzen drei lose Niete mit flachen runden Köpfen, die Niete sind 22 mm lang ohne die breitgehämmerten Köpfe. Die Grenze des einstigen Schaftes ist sehr wohl zu erkennen. Das Töpfchen von grauschwarzem Ton ist 6,7 cm hoch; als Beispiel für die abgerundete Form der Aunjetitzer Töpfe, die oben S. 35 A. 2 erwähnt ist, und die wir uns als Ergänzung des Scherbens aus dem Griffstedter Hügel (oben S. 82) denken können,[1]) wollte ich es gern hierher setzen (Tafel VI, Fig. 1), obwohl der Fundbericht sehr mager ist.

Im Katalog des Provinzialmuseums heißt es nur: „Angekauft 1885 von Kaufmann Potzelt in Halle“, und in dessen Urkatalog findet sich nur die Angabe: „Fundort Obhausen, Kr. Querfurt“. Einigermaßen tröstlich ist dabei allein der Umstand, daß Potzelt ein für seine Zeit erfahrener Sammler und Liebhaber prähistorischer Gegenstände war, der mit den besten Kennern in Verbindung stand. Die Zusammenstellung der beiden Gegenstände bedeutet bei ihm jedenfalls, daß sie zusammen gefunden worden sind. Noch mehr wird man dies schließen dürfen aus der Zusammenstellung durch den Museumsdirektor Oberst von Borries. Auffällig bleibt bei alledem, daß von der Auffindung eines so bedeutenden Gegenstandes seinerzeit nichts in die Öffentlichkeit gedrungen ist; in der damals regelmäßigen Fundchronik des Nürnberger Anzeigers oder des Korrespondenzblattes der Anthropologischen Gesellschaft ist keine Nachricht verzeichnet, der Fund muß auch Klopfleisch verborgen geblieben sein. Selbst in der Katalogisierung Potzelts waltet ein

[1]) Ein ähnlich geformter Henkeltopf mit S förmigem Profil ist übrigens zu Altenbeichlingen, Kr. Eckartsberga, zusammen mit einem schnurverzierten Becher gefunden (Museum Halle).

geheimnisvolles Dunkel: Dolchstab und Topf sind sicher bei einem Skelett gefunden; aber eine Angabe darüber, die jeden Sammler interessieren mußte, ist vermieden. So könnte der Verdacht entstehen, daß die Herkunft dieser Fundstücke überhaupt nicht richtig angegeben sei, und dann würde der Gedanke nahe liegen, daß der Dolchstab vielleicht aus dem Riesenhügel von Nienstedt stammt, aus dem die Funde fehlen; er würde für den in einem solchen Grabe vermuteten Häuptling passen. Potzelt hat um dieselbe Zeit (1885) an das Provinzialmuseum eine bronzene Randaxt geknickter Form aus Nienstedt verkauft, ihm muß also von dort zugetragen sein. — Allein das sind unsichere Kombinationen, die nur durch Nachforschung an den betreffenden Orten selbst begründet werden könnten.

4. Bei Baalberge, Kr. Bernburg, sind 1889 in der Kiesgrube des Herrn Gutsbesitzers Emil Hahndorf zwei Gefäße gefunden und dem Museum zu Bernburg übergeben. Das kleinere (Tafel VII, Fig. 1), ein schönes Aunjetitzer Gefäß mit den üblichen drei Horizontallinien über dem Umbruch, hat als besondere Verzierung zwischen Linienband und Umbruch ein herumgehendes Sparren- oder Zickzackmuster, dessen Sparren aus je drei Parallelstrichen bestehen. Der Topf mit kräftigem, kantigem Henkel ist 12,5 cm hoch, 16,5 cm breit. Der größere Topf (Tafel VII, Fig. 2) ist 18 cm hoch und 16 cm im oberen Durchmesser breit, und trägt da, wo der Hals vom Bauch durch eine schwache Absatzkante getrennt ist, eine vorspringende flache Griffleiste, deren Außenrand in der Mitte eingebogen ist, so daß die beiden abgerundeten Ecken wie zwei kleine Hörner hervorragen. Nach Aussage des Kiesgrubenaufsehers Brettmacher befanden sich die Gefäße in einem Loche von der Größe eines Quadratmeters und ca. 2 m tief zusammen mit Skelettknochen. Sie wurden beim Aufmachen der Kiesgrube im Abraum gefunden. Die Griffleiste und besonders die eigentümliche Form derselben scheint für die früheste Bronzeperiode besonders charakteristisch. Ein tonnenförmiges Gefäß aus den frühbronzezeitlichen Gräbern Thierschnecks, das im Völkermuseum zu Berlin aufbewahrt wird, hat in fast Zweidrittelhöhe ähnliche zweigehörnte Vorsprünge, und in Pic, Cechy predhistorické, Tafel XXIV, 2, erscheint dieselbe Griffleiste in entsprechender Höhe an einem kummenförmigen Gefäße. Eine überraschende Parallele findet sich in Eichhorns Aufsatz über die Funde von Thierschneck (Zeitschr. des Vereins für Thür. Gesch. und Altert. XXV, 1906, H. 1, S. 107), nämlich eine Federzeichnung von einem nach Form und Größe fast gleichen Gefäße wie das Baalberger, das zusammen mit einem geschweiften, scharfkantigen Aunjetitzer

Gefäße 1868 durch Klopfleisch im Hügel I des Ellrichholzes gefunden worden ist. Auch dort sitzt auf dem Absatz, der den kelchartigen Hals vom Unterkörper trennt, „ein kurzer, breiter, in zwei seitliche, kleine Hörner auslaufender Henkelansatz". Wir dürfen also auch dieser Gefäßform ihren Platz in der Keramik der ersten Bronzeperiode zuweisen.

6. Derenburg, Kr. Halberstadt. Zur Gewinnung von Kies für die Bahn Langenstein-Minsleben wurde Anfang des Jahres 1900 ein Feld auf dem Höhenrücken, der den Lauf der Holzemme schon von Minsleben an nördlich begleitet (fluvio-glaziale Ablagerung) in der Weise umgearbeitet, daß die Humusschicht von 60—80 cm Mächtigkeit abgetragen wurde, um den darunter lagernden Ton, 80 cm stark, und die darunter folgenden 2 m starken Kiesschichten zu gewinnen. Die Stelle liegt 1 $^{3}/_{4}$ km westlich von Derenburg und nur $^{1}/_{4}$ km westlich von dem einstigen Dorfe und Archidiakonat Utzleben, der ältesten Kirche dieser Gegend; die Anhöhe, die durch Seitenabfall von jenem Höhenrücken sich abhebt, heißt Donnerberg; das Feld ist Eigentum des Herrn Simon.

Indem man von der östlichen Seite des Feldes mit der Arbeit begann, traf man bald auf Menschengebein, welches mit dem Ton abgestochen und dessen Lage nicht weiter beobachtet wurde. Nur einige Gefäße, die neben dem Kopf der Skelette gestanden hatten, wurden erhalten und durch den Bauunternehmer Schulze anfangs an mehrere Herren weitergegeben, andere behielt er selbst im Gewahrsam und übergab sie mir — bis auf eins — für das Fürst-Otto-Museum in Wernigerode, dasselbe taten die beiden Herren in Derenburg, die in Besitz von Gefäßen gelangt waren. Ein Töpfchen ist in die Sammlung von Blankenburg gekommen. Drei von diesen Gefäßen sind auf Tafel VI, Fig. 11, 12, 13, abgebildet, der geschweifte Aunjetitzer Topf (13) besonders deshalb, weil er zeigt, daß die Verzierung mit 2 Punktreihen, wie sie auf den verzierten Scherben des Ranstädter Hügels (Tafel V, Fig. 5) zu sehen ist, gerade in der ersten Periode der Bronzezeit angewendet wurde. Ein anderes Beispiel dieser Verzierung mit 2 Punktreihen bietet ein amphorenartiges Gefäß aus dem Galgenhügel bei Bottendorf, Kr. Querfurt (Kruse, Deutsche Altertümer I, Heft 2, S. 31 und 33, Fig. 5; Vorgesch. Altert. der Prov. Sachsen II, S. 83).

Nach Auskunft des Herrn Schulze ist die Anzahl der Skelette 12—15 gewesen, sie lagen in Abständen von 2—3 m; jedoch sind auch einige dicht beisammen gefunden. Die Schädel waren größtenteils so zerbrechlich, daß sie nach der Aufdeckung sofort zerfielen. Nur von dem zuletzt gefundenen Skelett konnte noch festgestellt

werden, daß es, auf der rechten Seite, mit dem Kopf nach Süden liegend, das Gesicht nach Osten gerichtet hatte. Diese Skelette lagen alle in der festen Tonschicht, 1—1,20 m unter der Oberfläche. Nach meinen Erkundigungen, besonders bei dem Streckenaufseher und Vorarbeiter Beckendorf, waren Steine nicht um die Skelette gesetzt, auch nicht darübergedeckt oder untergelegt. Man sah an der senkrecht abgeschnittenen Tonwand trichterförmige Einsenkungen mit dunkler Erde über den Skeletten. Aber auch Tierknochen sind in solchen Einsenkungen gefunden.

Bei weiterem Fortschreiten der Arbeiten nach Westen hin hatte man die Region der Skelette verlassen und traf etwa 12 m nordnordwestlich von den Skeletten auf einen umgestülpten großen Topf, unter welchem sich mehr als 30 walzenförmige Tongewichte mit Längsdurchbohrung vorfanden. Der Topf, von dem nur 7 größere Fragmente vorhanden sind, die sich nicht zusammensetzen lassen, war durch Fingerstreifen, oder genauer durch unregelmäßiges Aufstreichen von nassem Lehm mit den Fingern rauh gemacht; er war von ziegelroter Farbe, ist verhältnismäßig gut gebrannt, nur die Mittelschicht, besonders in dem dicken Boden, ist erdig braun; die Form ist vorwiegend zylindrisch, nur nach dem Boden zu sich verengend, also tonnenförmig von etwa 28 cm größtem, 24 cm oberem Durchmesser. Durch eine schmale horizontale Tupfenleiste wird von dem Hauptkörper ein 8,7 cm hoher Hals abgetrennt, der am Rande ein wenig ausgebogen, in seiner Oberfläche nicht ganz glatt ist, sondern ebenfalls dünn aufgetragene Fingerstreifen aufweist: an einer Stelle wird das Tupfenband durch eine senkrechte Griffleiste oder Nase unterbrochen (Tafel VI, Fig. 9).

Die Tonwalzen (Tafel VI, Fig. 10) sind 9 bis 9,5 cm lang, 6 cm dick; die Durchbohrung längs der Achse, meist 1 cm im Durchmesser, ist beim Austritt regelmäßig nach einer Seite ausgeweitet, ein Beweis, daß die Walzen wagerecht an einer Schnur gehangen haben, die durch das Gewicht der Tonkörper nach unten gezogen wurde. Die Walzen sind übrigens nur oberflächlich gebrannt, im Innern erdbraun und im Wasser sehr geneigt sich aufzulösen; ich kann sie deshalb keinesfalls für Netzsenker oder Gleitrollen halten, sondern sehe in ihnen Webegewichte, wie sie für den stehenden Webstuhl in großer Zahl nötig waren, um die Fäden des Aufzugs (Kette, Zettel) zu spannen oder zu strecken.[1]) Eine größere Anzahl dieser Gewichte war übrigens der

[1]) Vgl. die Abbildung eines primitiven Webstuhls von den Färöern (nach Worsaae) bei Fuhse, die deutschen Altertümer, Samml. Göschen 1900, S. 62.

Länge nach zersprungen. An der Stelle, wo dieser Topf und die Tonwalzen gefunden waren, förderte ich später durch Tiefergraben eine Menge dicker, schlecht oder gar nicht gebrannter Topfscherben zutage, von denen nur wenige sich zusammenfügen ließen. Auffallen mußten mir Klümpchen gelben Lehms in dem schwarzen Humus, ein Stück war durch Brand hart und zeigte zwei Spuren von eingedrückten Holzstäben. Es hatte hier also eine mit Lehm getünchte Flechtwerkhütte gestanden, die zu den Leuten des benachbarten Begräbnisplatzes gehörte, denn beide stammen aus der ersten Periode der Bronzezeit. Wie verbreitet damals die Form der kleinen Töpfchen (Tafel VI, Fig. 11 und 12) war, zeigt das Gräberfeld von Marschwitz, Kr. Ohlau,[1]) und das von Gräbschen, Kr. Breslau,[2]) ferner ein Grab der Periode I aus Baierseich bei Darmstadt[3]) und ein ebensolches bei Nierstein in Rheinhessen.[4]) Zu den Gefäßen vom Donnerberg bei Derenburg gehört auch eine kleine Satte mit schräger Wandung ohne Öse, von ähnlicher Form, nur kleiner, wie sie in einem Grabhügel derselben Periode bei Tröbsdorf an der Unstrut gefunden ist.[5])

6. Der Depotfund von Spiegelsberge bei Halberstadt soll den Schluß bilden. Eine Veröffentlichung desselben hatte ich schon 1902 im ersten Bande dieser Jahresschrift S. 249 in Aussicht gestellt; auch Kossinna hat schon 1902 in der Zeitschrift für Ethnologie, H. 5, S. 165, Anm. 3, auf ihn hingewiesen, besonders mit Rücksicht auf das Verzierungsmuster des einen Gefäßes. — Um dieses Gefäß der hier vorgeführten Reihe frühbronzezeitlicher Gefäße anschließen zu können und auch um den ofterwähnten Ösenhalsring in diesem der ersten Bronzezeitperiode gewidmeten Bande nicht fehlen zu lassen, bat ich den Besitzer des Fundes, Herrn Amtsrichter Zschiesche in Cölleda, um die Erlaubnis zur Veröffentlichung und erhielt dieselbe neben der entgegenkommendsten Unterstützung sowohl durch Abbildungen als durch Auskünfte, für die ich auch hier ergebenst danke.

Die Fundstelle liegt zwischen den Spiegelschen Bergen und der

---

[1]) Seger, Beiträge zur Urgeschichte Schlesiens II, 1904, S. 38, Fig. 23, 24, 28 (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, N. F. III).

[2]) Seger, ebenda III, 1906, S. 3, Fig. 5 (Schles. Vorzeit, N. F. IV).

[3]) Kofler, Archiv für Hessische Geschichte und Altertümer, Bd. III, Darmstadt 1902, H. 2, S. 257—275. Schumacher, Altertümer unserer heidnischen Vorzeit V, Tafel 2, Fig. 42.

[4]) Schumacher, ebenda Fig. 21.

[5]) Größler, Mitt. aus dem Prov.-Museum zu Halle II, 1900, S. 90, Tafel V, Fig. 12; Schumacher, wie oben Fig. 17.

Klus auf dem Felde, welches sich südlich der sog. Kirschallee, dem Verbindungswege zwischen dem Rittergut Spiegelsberge und der Westerhäuser Chaussee, erstreckt. Aufgedeckt ist der Fund im November 1897 beim Herstellen der Rübenmieten, er wird also ca. 2 Fuß unter der Oberfläche gelegen haben. Die „Urnen" standen beisammen, waren aber bei Ankunft des Herrn Pastor Zschiesche (in Halberstadt) leider schon zerschlagen und die Bruchstücke verstreut. Auf dem Karton, in welchem Herr P. Zschiesche den Fund aufbewahrt hat, steht u. a. der Vermerk: „beiliegende Knochen." Aber Knochen befinden sich nicht mehr bei dem Funde, und da auch jede genauere Angabe darüber fehlt, glaubt der Herr Besitzer, daß sein Vater ihnen keinen Wert beigemessen hat. Danach wird man schwerlich glauben können, daß es sich um Menschenknochen gehandelt hat.

Der aufgeschriebene Vermerk besagt außerdem, daß der Karton Bruchstücke mehrerer Urnen enthält, in deren einer sich mehr als neun Bronzespiralen befunden haben. Das Depot lag in dem verzierten Gefäße (Tafel VII, Fig. 8), es bestand aus folgenden Stücken: 2 Armspiralen, eine aus 10, die andere aus 12 Windungen bestehend (Tafel VII, Fig. 4 und 3), die erstere ist 10,5 cm hoch und 6 cm breit, die größere 11,25 cm hoch und 5 cm breit; ferner 10 lange Spiralröllchen (Tafel VII, Fig. 6) von 6 bis 8 cm Länge und 4 mm Durchmesser; der untere gebogene Teil einer Nadel, der ganz so aussieht, als ob er zu einer Schleifennadel gehörte (Tafel VII, Fig. 7); endlich 4 Halsringe mit ösenartig umgeschlagenen Enden (Tafel VII, Fig. 5), die beiden größeren von gleichen Maßen: 12½ cm hoch, d. h. von der Verbindungslinie der beiden Enden bis zur Mitte, 13,6 cm breit; nur die Öffnung unterscheidet sich, sie beträgt bei dem einen 6,5 cm, bei dem anderen 5,5 cm. Der dritte Halsring ist 11,75 cm hoch, 13 cm breit; der vierte 11,25 cm hoch, 12,5 cm breit, die Öffnung 4,7 cm. Aus diesen Maßen kann man schließen, daß die vier Halsringe, durch die Ösen verbunden, einen nach unten sich verbreiternden Halsschmuck gebildet haben. Dann werden wir aber auch das ganze Depot nicht für Handelsware, sondern für den Schmuck einer einzigen Frau halten müssen, worauf auch die Zweizahl der Armspiralen hinweist. Es fehlt nicht die Gewandnadel und ein reicher Schmuck für Kopf oder Gürtel durch die Spirallröllchen. Es handelt sich also um den Schatz einer Toten, den man ihr nicht an ihrem Körper, sondern, vielleicht erst nachträglich, durch Vergraben mitgegeben hat. Manche Depots mögen auf diese Weise in die Erde gekommen sein, der Beweggrund für solches Handeln ist mehr die Furcht als die Pietät gewesen.

Von Gefäßen sind drei größere Fragmente vorhanden: 1. ein unverziertes mit Resten des Bodens, der etwa 13,6 cm Durchmesser gehabt hat, das Fragment zeigt eine starke Ausladung nach oben (11 cm hoch) und stammt vielleicht von einer Kumme; 2. ein unverziertes 12 cm hohes Fragment zeigt glatte Oberfläche, ein schwach Sförmig geschweiftes Profil und einen erhabenen horizontalen Absatz unter dem Halse; das Gefäß scheint 16 cm hoch, 15 cm breit gewesen zu sein und von der Art des Thierschnecker (Zeitschr. f. Thür. Gesch., Jena 1906, S. 107, Fig. 153) und des Baalberger (Tafel VII, Fig. 2); 3. Bruchstück einer verzierten Schale von 5,5 cm Höhe (Tafel VII, Fig. 8 und 9); der Hals von 2,3 cm Höhe zeigt konkaves Profil, seine obere Öffnung wird von Herrn Zschiesche auf 13 cm Durchmesser berechnet. Er ist vom verzierten Unterkörper durch eine gerissene Horizontallinie getrennt, die an einer Stelle (s. rechte Seite der Abbildung) durch eine aufgesetzte, senkrechte Leiste oder Nase unterbrochen ist (ähnlich wie auf dem Bruchstück von Derenburg, Tafel VI, Fig. 9). Die Verzierung besteht aus schraffierten Rhomben von 2,5 cm Höhe, die durch eingerissene Linien hergestellt sind. Ihre Spitze berührt die horizontale Halslinie. Die starke Umbiegung des Unterkörpers und die daraus sich ergebende geringe Höhe des Napfes wird durch die Profilansicht (Tafel VII, Fig. 9) veranschaulicht.

Ähnliche Rhombenverzierung bildet Montelius (Chronologie der ältesten Bronzezeit, S. 153) ab, die zusammen mit schachbrettartigem Muster auf Cypern in der Kupferzeit oder der ältesten Bronzezeit vorkommen und aus dem östlichen Mittelmeergebiete über Zentral-Europa bis Skandinavien verbreitet worden sind. „Im Norden treten sie im spätesten Steinalter auf,“ wie durch die Abbildungen auf S. 90 bewiesen wird. Im Mondsee in Oberösterreich kommt ein ähnliches Rhombenmuster vor (Much, die Kupferzeit in Europa, 2. Aufl., 1893; Montelius, Chron. S. 181, Fig. 445), also in der Kupferzeit und gleichzeitig mit der untersten Schicht von Troja. In Deutschland besitzen wir eine zweifellos frühere Anwendung dieses Rhombenmotivs als alle die bisher genannten, nämlich in dem Hinkelsteintypus Südwestdeutschlands (vgl. Koehl, Korresp.-Bl. des Gesamtver. 1900, Abb. I, 6, Abb. II, 6. 12; Schliz, Korresp.-Bl. der Anthrop. Ges. 1902, No. 6, Fig. 5 und Zeitschr. für Ethnol. 1906, S. 326, Monsheim). Das Schachbrettmuster kommt bei uns im Bernburger Typus vor, z. B. auf einem Gefäß aus dem Lausehügel bei Halberstadt (Museum Wernigerode; Augustin-Friederich, Altertümer des ehem. Bistums Halberstadt, 1872, Tafel V, Fig. 12) und auf einer „Trommel“ aus dem Spitzenhoch im Museum Bernburg.

Der Fund von Spiegelsberge ist in der Südgegend von Halberstadt keine vereinzelte Erscheinung. Nahe bis an den Harz erstreckt sich hier der Nachlaß der Aunjetitzer Bevölkerung. Der Depotfund von Börnecke, fünf Kilometer südlich von Spiegelsberge, enthaltend 14 Ösenhalsringe (1897), ist schon oben S. 30 erwähnt. — In derselben Flur, auf der polnischen Heide am Eckernfelde, ist 1885 ein Hockerskelett aus einem mit hochkantig gestellten Steinplatten umgebenen Grabe gehoben, zusammen mit einem (wenig geschweiften) Aunjetitzer Topf. Zwei ähnliche — gewiß auch aus Gräbern — sind schon vorher auf dem Eckernfelde gefunden und in das Museum zu Blankenburg gekommen. Der Vorarbeiter bei der Ausgrabung von 1885, Wegewärter Albert Fuchs, später mein Vorarbeiter bei der Ausgrabung des Königshofs Bodfeld, machte mir am 26. Juli 1900 die sofort niedergeschriebene Angabe, daß der Topf vor den Zähnen des Skeletts gestanden habe, und daß dieses mit dem Kopf nach Süden, mit dem Gesicht nach Osten gelegen habe.

Aus der westlich angrenzenden Flur von Langenstein besaß Herr Amtsrat W. Rimpau daselbst die Hälfte eines zinnarmen Ösenhalsringes (oben S. 30 Anm. 8). Wieder westlich angrenzend liegt die Derenburger Flur mit den ebenerwähnten Funden auf dem Donnerberge. Und westlich an diese grenzt die Flur von Silstedt, aus der zwei Funde dieser ältesten Bronzeperiode bekannt sind: ein südlich von Silstedt unter Steinpackung gelegenes Skelett mit geschweiftem Aunjetitzer Topf (13,8 cm hoch) und bronzenem Nietendolch von 9,25 cm Länge, gefunden 1866 (Friederich, Beiträge zur Altertumskunde der Grafschaft Wernigerode, V, 1888, S. 3, Tafel IV, Fig. 5—7); und nördlich nahe bei Silstedt in einer Lehmgrube 1901 aufgedeckte Skelette in Gräbern, die unter der Humusschicht in den hellen Lehm eingeschnitten und mit schwarzer Erde gefüllt waren. Hier waren u. a. in einem Grabe von 3,10 m Länge 2 Skelette, ein männliches und ein weibliches so bestattet, daß ersteres mit dem Kopfe nach Osten, letzteres mit dem Kopfe nach Westen lag, die Oberschenkelknochen beisammen. Bei jedem Skelett stand 1 oder 2 Töpfchen; 8 davon, meist einfache Aunjetitzer, eins mit Griffleisten, eins mit Verzierungsband, sind im Museum Wernigerode.

Schluss.

Es war ein glücklicher Zufall, daß gerade in dem Jahre, wo endlich das Leubinger Grab veröffentlicht wird, die Direktion der Mansfelder Gewerkschaft, um ihre Anlagen zu erweitern, den sog. Galgenberg in der Flur von Helmsdorf, Mansf. Seekreis, abtragen ließ, einen Hügel von etwa 7 m Höhe und 34 m Durchmesser, und daß sie in diesem eine merkwürdige Parallele zum Leubinger Grabe aufdeckte. Im ganzen sind ungefähr 4000 Kubikmeter Erde und Steinmassen abgefahren. Im Innern des Hügels traf man auf einen „riesigen“ Steinkegel von 12 m Durchmesser und etwa 3 m Höhe, der unter Zuziehung der Herren Prof. Dr. Größler, Eisleben, und Museumsdirektor Reuß, Halle, am 2. März d. J. geöffnet wurde. Hinter einer großen Steinplatte fand man Eichenstämme (nach anderem Bericht Eichenbalken), die schräg gegeneinander gestellt ein Dach bildeten, dessen Fugen mit Lehm ausgestrichen waren; unter diesem Dach einen offenen Eichensarg von 1,61 m Länge, an dessen 40 cm hohem, 1 m breitem Kopfende man deutlich die Bearbeitung mit Stein- oder Bronzebeilen erkennen konnte (Saale-Zeitung, 7. März 1907). In dem Sarge lagen schlecht erhaltene Knochenreste einer männlichen Leiche, die mit dem Kopf nach Süden gerichtet war (Tägl. Rundschau, 7. März 1907, Abendausg.), das Grab war genau in der Mittagslinie (gütige Mitteilung des Herrn Museums-Direktor Reuß).

In der Brustgegend fanden sich: 1 glatter goldener Armreif mit verbreiterten Enden, die nahe zusammenstoßen, etwa $^3/_5$ so schwer wie der Leubinger, 2 spiralig gewundene (Finger-) Ringe von $1^1/_2$ mm starkem Golddraht (in den Zeitungen Ohrringe genannt, die in der Brustgegend nicht zu erwarten sind), 1 goldenes Spiralröllchen, 1 goldene Säbelnadel, ganz so wie die Leubinger, 1 zweite goldene Gewandnadel mit Querbalken als Kopf, 1 Bronzeaxt, 2 bronzene Meißel, auch 1 steinerner Axthammer.

Scherben eines großen Tongefäßes mit Rundleiste lagen außerhalb des Holzbaues. Am Kopf- und am Fußende des Sarges stand auf je 0,4 m Entfernung je ein senkrechter runder Stamm, sie werden als Stützen der Firstpfette gedient haben.

Die große Übereinstimmung mit Leubingen ist evident. Ob das Dachgerüst auch in der Zahl der Sparren und der Art ihrer Befestigung dem Leubinger gleicht, wird uns vielleicht eine genauere Berichterstattung sagen. Jedenfalls haben wir jetzt vier derartige Holzgestelle in Grabhügeln der ältesten Bronzezeit Thüringens als beglaubigt anzusehen.

Für unseren Bericht über den Leubinger Grabhügel haben wir aber m. E. aus dem neuen, gleichartigen Funde mehrere Ergänzungen oder auch Berichtigungen zu entnehmen: Daß in Leubingen der Firstbalken nur auf einer Giebelseite durch einen senkrechten Stamm gestützt war, mußte als unpraktisch auffallen; wir dürfen jetzt aus dem analogen Helmsdorfer Dachgerüst die Vermutung entnehmen, daß ursprünglich wohl auch für die nördliche Giebelseite eine senkrechte Stütze beabsichtigt gewesen ist, die aber, weil sie den Zugang hinderte, erst nach der Beisetzung gestellt werden sollte. Auch in Helmsdorf kann der nördliche Stamm erst nach Einführung des Sarges gesetzt sein. Ferner: der Umstand, daß auch im Helmsdorfer Hügel, ebenso wie in dem von Langel bei Körner, die Hauptperson des großartigen Begräbnisses von Süden nach Norden gerichtet war, gibt uns einen neuen Beweis, daß auch in Leubingen der von Süd nach Nord gerichtete Tote die Hauptperson gewesen ist, und nicht das von Ost nach West gerichtete Kind. Die verschiedenen hier angeführten guten Beobachtungen dürften überhaupt den Beweis liefern, daß die Lagerung der Toten von Süden nach Norden (mit dem Gesicht nach Osten) bei der damaligen Bevölkerung die Regel gewesen ist; man vergleiche die übrigen 6 Skelette im Hügel von Langel (oben S. 37), die 3 Skelette im Hügel von Sömmerda (S. 85), die bei Derenburg (S. 93), bei Börnecke (S. 97) und 5 Skelette in den verschiedenen Hügeln von Thierschneck (Eichhorn, Zeitschrift für Thür. Gesch. u. Altert. XXV, S. 114, 119 Abb., 123, 125). — Endlich: wenn goldene Schmucksachen von derselben Art und Zahl, wie sie in Leubingen gefunden sind, in Helmsdorf von dem dort bestatteten fürstlichen Manne getragen worden sind, so haben wir keinen Grund mehr, diese Goldzieraten für Frauenschmuck zu halten und sie dem in Leubingen mit bestatteten, wahrscheinlich geopferten Kinde zuzuschreiben. Das Geschlecht dieses Kindes, das nur in Rücksicht auf den vermeintlichen Frauenschmuck als weiblich bestimmt worden ist, bleibt dann fraglich. Der Goldschmuck von Leubingen ist dann nicht Opferschmuck gewesen, sondern der stolze Zierat und Reichtum des großartig bestatteten Fürsten.

Paul Höfer.

Halle a. S.
Druck von Otto Hendel.

Jahresschrift

für die

VORGESCHICHTE

der

sächsisch-thüringischen Länder.

Herausgegeben

von dem

Provinzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. d. S.

6. Band.

Mit 17 Tafeln.

HALLE,

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1907.

Auszug aus dem Geschäftsberichte des Provinzial-Museums 1905/06.

(Nachtrag zu Band V.)

Leider hatte das Museum in diesem Jahre einen außerordentlich schmerzlichen Verlust zu verzeichnen. Am 22. Oktober 1905 verschied sein unermüdlicher Direktor seit 1899, Herr Major a. D. Dr. Förtsch, der sich um das Museum die größten Verdienste erworben hat. Sein unerwartet schneller Tod ist in weiten Kreisen sowohl als besonders auch von seinen speziellen Fachgenossen betrauert und sein Andenken in zahlreichen Fachzeitschriften, so unter anderem auch in unserem IV. Band der Jahresschrift für unsere Vorgeschichte, von befreundeter und besonders berufener Hand gefeiert worden. Sein Vertreter seit Jahren, insbesondere in den letzten Monaten, der frühere Bergwerks- und Hütten-Direktor Karl Reuß in Halle a. S. fungierte seit 1. Januar 1906 als stellvertretender Museumsdirektor.

Die Zahl der Besucher im Laufe des Jahres betrug 5167 Personen.

Der Schriftwechsel hat sich wiederum gehoben. Die Zahl der Eingänge erreichte die Zahl von 382, der Ausgänge von 369.

Der Verkehr mit anderen Museen im Austausch von Berichten, Erfahrungen und Zeichnungen ist ebenfalls gewachsen; auch die Sammlungen haben dank dem regen Interesse von Privaten, wie auch durch verschiedene Ausgrabungen, z. B. auf der Kämpe bei Breitenbach in der Nähe von Zeitz, in Nägelstädt bei Langensalza, Lochwitz bei Gerbstädt, Dorf Gnölbzig, Giebichenstein, Bebitz und Staßfurt, einen erfreulichen Zuwachs erfahren. Vorgeschichtliche Erwerbungen gehören der Steinzeit, der Bronze- und Hallstattzeit wie auch der La Tène-Zeit an; ferner Waffen und Ausrüstungsgegenstände, Trachten und Schmuck, Keramik, Glas, Porzellan, Metallgefäße, Schlösser, Schlüssel und Beschläge, Hausgeräte und Werkzeuge, kirchliche Altertümer, Siegel, Münzen, Bilder, Bücher usw. Unter den Erwerbungen und namentlich den Schenkungen befinden sich mehrere sehr wertvolle.

Größere Ausgrabungen hat der Museumsdirektor zehn unternommen, Besichtigungen und Erkundigungsreisen elf.

Die Sonderausgabe „Vorgeschichtliche Altertümer der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete“ ist mit Heft XII, in dem Sanitätsrat Dr. Zschiesche in Erfurt die vorgeschichtlichen Burgen und Wälle auf der Hohen Schrecke, Schmücke und Finne behandelt, abgeschlossen. In Zukunft sollen die Forschungen über die vorgeschichtlichen Wallburgen durch die Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder — herausgegeben von dem Provinzial-Museum der Provinz Sachsen — veröffentlicht werden.

Die Handbibliothek hat sich stetig vermehrt. Es soll vom nächsten Jahre ab (s. den betr. Jahresbericht) der Zuwachs in diesen Jahresberichten veröffentlicht werden. Reuß.

Auszug aus dem Geschäftsberichte des Provinzial-Museums 1906|07.

Durch Verfügung vom 13. Juni 1906 ist dem bisherigen stellvertretenden Direktor Karl Reuß die Direktion des Museums übertragen worden.

Auch im verflossenen Jahre hat das Provinzial-Museum eine erfreuliche Weiterentwicklung aufzuweisen. Das Museum wurde im Laufe des Jahres von 5900—5600 Personen besucht.

Der schriftliche Verkehr mit verwandten Instituten, Behörden und Fachleuten hat sich ganz erheblich gesteigert; die Zahl der Eingänge betrug 809, der Ausgänge 674.

Zur archäologischen Fundkarte von Thüringen hat der Direktor den Mansfelder Gebirgskreis, für die historische Typenkarte die Lappenäxte des Museums bearbeitet.

Die Sammlungen des Museums haben sich besonders auf prähistorischem Gebiet in erfreulicher Weise vermehrt. Hervorzuheben ist der Bronzefund von Bedra, 84 Sicheln, welche das Museum der Freigebigkeit des Herrn Kammerherrn v. Holldorf-Bedra verdankt;

der Bronzefund aus Kehmstedt bei Bleicherode (7 Schwerter etc.), welchen Herr Landesbauinspektor Nicolaus in Mühlhausen i. Th. und die Gemeinde Kehmstedt verehrte;

die Sammelfunde von Walternienburg, die durch die Intervention

und tätige Beihilfe des Kgl. Amtsvorstehers Herrn Hackemesser aus Gommern ausgegraben wurden;

der Sammelfund von Flötz, Kreis Jerichow, von La Tènezeitlichen Urnen etc., welche ebenfalls der liebenswürdigen Beihilfe genannten Herrn zu danken sind.

Die größeren Funde sollen, soweit sie nicht schon wie die Walternienburger in vorliegender Jahresschrift behandelt sind, im nächsten Jahrgang beschrieben und abgebildet werden.

Größere Ausgrabungen hat der Direktor elf unternommen, Besichtigungen und Erkundigungsreisen siebzehn, letztere in Halberstadt, Braunschweig, Hildesheim, München, Leipzig, Magdeburg, Bernburg, Erfurt, Straßburg, Basel, Bern, Zürich, Stuttgart, Würzburg, Nürnberg und Berlin.

Die hauptsächlichsten Erwerbungen von vorgeschichtlichen Gegenständen betreffen die Steinzeit, die Bronzezeit, La Tònezeit, die slawische Zeit, die fränkische Zeit. Auch geschichtliche Gegenstände sind dem Museum in Waffen und Ausrüstungsgegenständen, Trachten und Schmuck, Keramik, Glas, Hausgeräten, kirchlichen Altertümern, Münzen und Medaillen, Dokumenten, Bildern und Photographien in großer Zahl zugeflossen.

Die Kataloge sind feuersicher verwahrt und die Bestände gegen Einbruchsdiebstahl bei einer bekannten Versicherungsgesellschaft versichert worden. Reuß.

Verzeichnis
der im Tauschverkehr oder durch regelmäßige Geschenke 1906/07 eingegangenen periodischen Schriften.

No. *T* = Tausch, *G* = Geschenk.

829 Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Neue Folge. Gießen bei Töpelmann. *T*

843 Mansfelder Blätter des Vereins für Geschichte etc. der Grafschaft Mansfeld. Eisleben, Selbstverlag des Vereins. *T*

848 Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterl. Geschichte zu Salzwedel. Magdeburg bei Baensch. *T*

856 Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. Erfurt bei Günther. *T*

No.		
898	Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Danzig und Leipzig bei Engelmann.	T
909	Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte etc. Quedlinburg bei C. Huch.	T
913	Schlesischer Altertumsverein in Breslau, Schlesiens Vorzeit. Breslau bei Trewendt.	T
940	Jahrbuch der Denkmalspflege in der Provinz Sachsen. Magdeburg bei Baensch.	G
965	Veröffentlichungen des Altertumsverein zu Torgau. Torgau bei Jakobs.	T
1007	Museumsverein zu Stendal, Beiträge zur Geschichte etc. der Altmark. Stendal bei Fuhrmann.	T
1020	Fundberichte aus Schwaben. Stuttgart bei Schweizerbarth.	T
1021	Schriften der Physikal. ökonom. Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Königsberg bei Koch.	T
1029	Altertumsverein für Mühlhausen i. Th., Mühlhäuser Geschichtsblätter. Mühlhausen i. Th. bei Albrecht.	T
1030	Brandenburgia, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatskunde etc. Berlin bei Stankiewicz.	T
1040	Mitteilungen des Uckermärkischen Museums-Vereins Prenzlau. Prenzlau bei Mieck.	T
2230	Regesten der Urkunden des Herzogl. Haus- und Staatsarchivs zu Zerbst. Dessau, Hofbuchdruckerei.	G
2329	Zeitschrift des Vereins für Thüring. Geschichte etc. Jena bei G. Fischer.	T
2334	Museum für Völkerkunde, Jahresbericht von Dr. Hagen. Hamburg bei Lütke & Wulff.	T
2335	Geschichtsquellen der Provinz Sachsen etc. Halle a. S. bei Hendel.	G
2351	Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte etc. Metz bei Scriba.	T
2371	Berichte der Kommission für prähistorische Typenkarten (Lissauer). Berlin bei Gebr. Unger.	T
2373	Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover. Hannover bei Riemschneider.	T
2374	Mainzer Zeitschrift des röm.-germ. Zentralmuseums etc. Neue Folge. Mainz bei Wilkens.	T

Beim Buchhändler resp. durch Postbestellung erworbene periodische Zeitschriften 1906/07.

No.

809 Dr. Naue, Prähistorische Blätter. München, Selbstverlag des Verfassers.

810 Buschan, Zentralblatt für Anthropologie. Braunschweig bei Vieweg.

813 Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine. Berlin bei Mittler & Sohn.

814 Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. Braunschweig bei Vieweg.

844 Neue Mitteilungen, histor.-antiquar. Forschungen von Herzberg und Brode. Halle a. S. bei Anton.

855 Zeitschrift für Ethnologie. Berlin bei Behrendt & Co.

886 Die Denkmalspflege von Sarrazin & Schultze. Berlin W. bei Ernst u. Sohn.

2047 Bahrfeld, Berliner Münzblätter. Berlin bei Bahrfeldt.

2124 Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, herausgegeben vom röm.-germ. Zentralmuseum. Mainz bei V. von Zabern.

2147 Politisch-anthropol. Revue, Monatsschrift. Leipzig, Thür. Verlags-Anstalt.

2161 Ranke & Thilenius, Archiv für Anthropologie. Braunschweig bei Vieweg.

2223 Armin Tille, Deutsche Geschichtsblätter, Monatsschrift. Gotha bei Perthes.

2243 Dr. K. Koetschau, Museumskunde. Berlin bei Reimer.

2319 Dr. Willi Ule, Heimatkunde des Saalkreises und des Mansfelder Seekreises. Halle a. S., Waisenhausbuchhandlung.

Verzeichnis der wichtigsten der Handbibliothek des Provinzial-Museums 1906/07 zugegangenen Bücher.

No. *T* = Tausch, *G* = Geschenk, *K* = Kauf.

2293 Bayerische Jubiläums-Landesausstellung Nürnberg. Nürnberg, Selbstverlag 1906. *G*

2306 Verhandlungen des XXII. Landtags der Prov. Sachsen. Merseburg bei Heine 1906. *G*

2310 A. Rzehak, Prähistorische Funde aus Eisgrub etc. Brünn bei Rohrer 1905. *K*

2326 Walter, Dominium Bedra. Halle a. S., Waisenhausdruckerei 1905. *G*

2341a Pallas, Die Registraturen der Kirchenvisitationen im ehem. sächs. Kurkreise. Halle a. S. bei Hendel 1906. *G*

2345 Beltz, Die Grabfelder der älteren Eisenzeit in Mecklenburg. Schwerin bei Bärensprung 1906. *G*

No.

2347 Piper, Burgenkunde, 2. Hälfte. München u. Leipzig bei Piper 1906. *K*

2360 Eckard Müller, Hallenser Bilderbogen. Halle a. S. bei E. Müller 1906. *K*

2361 Meringer, Das deutsche Haus und sein Hausrat. Leipzig bei Teubner 1906. *K*

2368 Dr. Schulze, Die römischen Grenzanlagen etc. Gütersloh bei Bertelsmann 1906. *K*

2369 Dr. Wiegers, 5 Broschüren über Eolithika. Berlin. Selbstverlag. *G*

2370 Bergner, Handbuch der bürgerlichen Kunstaltertümer, II Bände. Leipzig bei Seemann 1906. *K*

2372 Katalog der Ratsbibliothek der Stadt Halle a. S. Halle a. S. bei Schwetschke 1899. *G*

2378 Führer durch das Bayerische Nationalmuseum in München, VII. Aufl. München, Selbstverlag 1905. *K*

2381 Voges, Vorgeschichte des Landes Braunschweig. Wolfenbüttel bei Angermann 1906. *G*

2383 O Archeologo Português Vol XI, 5—8. Lissabon Impresa nacional 1906. *G*

2387 Trippenbach, Königshof Wallhausen. Sangerhausen bei Schneider 1906. *G*

2390 Stenograph. Bericht des VII. Tags der Denkmalspflege Braunschweigs. Berlin bei Ernst & Sohn 1906. *K*

2391 Hoernes, Vorgeschichte der Menschheit. Leipzig bei Göschen 1905. *K*

2392 v. Schweiger-Lerchenfeld, Kulturgeschichte etc. Wien und Leipzig, bei Hartleben 1907. *K*

2397 Société Préhistorique de France, Manuel de recherches préhist. Paris bei Schleicher frères 1906. *K*

2398 Wagner, Über Museen etc. in Karlsruhe. Karlsruhe bei Braun 1906. *K*

2399 Jahrbuch der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. Erfurt bei Villaret 1906. *G*

2401 Volbehr, Führer durch das Kaiser Friedrich-Museum zu Magdeburg. Selbstverlag. *G*

2402 Driesmanns, Der Mensch der Urzeit. Stuttgart bei Ströcker & Schröder 1907. *K*

2407 Demmin, Die Kriegswaffen in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Leipzig bei Friesenhahn 1893. *G*

2409 Sorgenfrey, Chronik von Neuhaldensleben. Neuhaldensleben bei Pflanz 1903. *G*

2400 Erfurt, Bilder aus der Kulturgeschichte unserer Heimat. Wittenberg bei Ziemssen 1905. *G*

Das Fürstengrab
im grofsen Galgenhügel am Paulsschachte bei Helmsdorf (im Mansfelder Seekreise).

Fast in der Mitte zwischen den Dörfern Helmsdorf und Augsdorf im Mansfelder Seekreise — genauer: 2 km westlich von Helmsdorf und 1,5 km östlich von Augsdorf, dicht an der Grenze beider Fluren, aber noch auf Augsdorfer Flur — lag bis vor kurzem noch der große Galgenhügel auf dem Scheitel einer vom Harze nach der Saale zu sich senkenden und einen weiten Umblick gewährenden Bodenwelle des Mansfelder Hügellandes. Seine Benennung „der große" führte er nicht nur aus dem Grunde mit Recht, weil er wirklich ungewöhnlich groß war, sondern auch, weil früher nördlich von dem großen noch ein „kleiner" Galgenhügel gelegen hat, der aber schon vor wenigstens 40 Jahren abgetragen worden ist. Die ehemalige Lage beider bezeichnen noch jetzt die Flurnamen „Große und kleine Galgenhügelbreite", erstere südlich, letztere nördlich von der sie scheidenden Landföhre, einem uralten Straßenzuge, gelegen.[1])

Weil nun bei der Abtragung des kleinen Galgenhügels nach Aussage von Bewohnern der nächsten Umgebung in ihm verschiedene Grabaltertümer gefunden worden waren, ohne daß man hätte sagen können, was für welche, so machte der große, als ich ihn vor mehr als 30 Jahren zum erstenmal sah, auf mich sofort den Eindruck, daß er von Menschenhand aufgeschüttet sein müsse und darum in seinem Innern ein sogenanntes „Hünengrab" oder auch mehrere bergen könne. An eine Erschließung desselben war zunächst schon aus dem Grunde nicht zu denken, weil — ganz abgesehen von der Genehmigung des Grundeigentümers — die Kosten einer Ausgrabung oder Abtragung des Hügels voraussichtlich sehr erhebliche sein mußten. So behielt ich denn meine Vermutung einstweilen für mich, beschloß aber, das Schicksal dieses Hügels möglichst im Auge zu behalten.

[1]) Siehe die Karte der Umgebung auf Tafel VIII, No. 2.

Im November 1906 erfuhr ich, daß die Mansfelder Kupferschiefer bauende Gewerkschaft diesen Hügel von dem Besitzer, dem Herrn v. Krosigk auf Rittergut Helmsdorf, käuflich erworben habe, weil sie nach Anlage des neuen, östlich vom großen Galgenhügel erbauten Paulsschachtes zur Verbindung dieses Schachtes mit dem älteren Niewandtschachte ein Bahngleis gerade über die Stelle, wo der Galgenhügel stand, zu legen genötigt wäre, und daß zu diesem Zwecke die Abtragung des Hügels bereits begonnen habe. Da es sich hier um eine Abtragung und nicht bloß um eine Ausgrabung oder nur teilweise Beseitigung des Hügels handelte, so durfte diese für die Erforschung der vorgeschichtlichen Vergangenheit der Heimat sich darbietende Gelegenheit keinesfalls ungenutzt bleiben, zumal bei einer Abtragung, falls dabei auf die Interessen der Wissenschaft Rücksicht genommen wurde, die Beobachtung sich auf alle Einzelheiten der Anlage erstrecken konnte. Ich tat sofort die nötigen Schritte und fand überall, wohin ich mich wandte, die wohlwollendste Unterstützung, so daß ich mich allen den zahlreichen Förderern der von mir geleiteten wissenschaftlichen Erforschung des Hügels zu lebhaftem Danke verpflichtet fühle, im besonderen der obersten Leitung und den Herren Beamten der Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft für ihr verständnisvolles Entgegenkommen und dem Herrn Baron v. Krosigk auf Helmsdorf für die großherzige Überweisung der gefundenen Altertümer an die Sammlung des Mansfeldischen Geschichts- und Altertumsvereins in Eisleben.

Zunächst wandte ich mich, um eine den Forschungszwecken der Vorgeschichte gerecht werdende Abtragung des Hügels zu erwirken, an den Ober-Berg- und Hüttendirektor, Herrn Königlichen Bergrat Schrader in Eisleben, mit dem Ersuchen, bei der notwendig gewordenen Abtragung des Hügels auch die Interessen der vorgeschichtlichen Forschung zu berücksichtigen und die in Betracht kommenden Beamten anzuweisen, mir bei der Feststellung aller beachtenswerten Tatsachen behilflich zu sein, damit in dem ziemlich sicher zu erwartenden Falle, daß der Hügel ein oder mehrere Gräber berge, der wissenschaftlichen Forschung nichts verloren gehe. Meine Bitte fand, wie ich erwartet hatte, das freundlichste Entgegenkommen, und bereits am 23. November teilte mir Herr Bergdirektor Geipel mit, daß Herr Bahn-Assistent Corsa beauftragt sei, meinen Wünschen hinsichtlich der Ausgrabung möglichst Rechnung zu tragen, zugleich aber, daß die bei Abtragung des Hügels etwa zum Vorschein kommenden Gegenstände von kulturhistorischer Bedeutung laut Vertrag in den Besitz

des früheren Grundeigentümers, des Herrn v. Krosigk auf Helmsdorf, übergehen müßten.

Schon tags darauf fuhr ich in Begleitung des Architekten Herrn Kutzke nach dem Paulsschachte bezw. nach Siersleben, um von da aus den Galgenhügel zu erreichen. Dort teilte mir Herr Corsa mit, daß bei Beseitigung der Fundamente des im Scheitel des Hügels eingesetzten Fixpunktes Fundamentsteine des ehemaligen Galgens und außerdem vier paarweise über Kreuz gelegte menschliche Skelette und Reste eines Pferdeskeletts ausgehoben worden wären, daß aber sonst noch nicht die geringsten kulturgeschichtlich beachtenswerten Überbleibsel älterer Zeit sich gezeigt hätten. Ich vereinbarte nun mit Herrn Corsa das bei der Abtragung des Hügels wie auch das für die Lagefeststellungen einzuhaltende Verfahren. Da die Abtragung von der Nordseite her in Angriff genommen worden war, also einer Seite, auf der äußerst selten vorgeschichtliche Sachen gefunden werden, so war das Ausbleiben vorgeschichtlicher Fundstücke in den ersten Tagen und Wochen nicht befremdlich. Soviel aber ließ sich schon aus dem bereits bloßgelegten Teile und den darin wahrnehmbaren Schichtungslinien ersehen, daß der Hügel von Menschenhand aufgeschüttet worden war. Um eine Vorstellung von seiner Größe zu geben, mögen hier die Mitteilungen wiedergegeben werden, die mir Herr Corsa über die Raum- und Massenverhältnisse des Hügels gemacht hat.

Nachdem der Hügel mit einem durch eingeschlagene Pfähle kenntlich gemachten und abgemessenen Viereck umschrieben und auch das nötige Nivellement vorgenommen worden war, stellte sich heraus, daß die Viereckseiten von West nach Ost 34,5 m und von Nord nach Süd 33 m (= rund 108 Fuß) Länge hatten, daß also der Hügel in der Richtung von West nach Ost 1,5 m länger war als in der Richtung von Nord nach Süd. Ferner ergab sich, daß das Planum des Hügels von der Horizontallinie aus im Westen nur 5,56 m, im Osten dagegen 7,12 m (= nicht ganz 22 Fuß) Höhe auswies, im Westen also 1,56 m höher lag. Zur Vergleichung mögen hier die Maße einiger anderen berühmten vorgeschichtlichen Hügel angeführt werden. Der von Professor Klopfleisch ausgegrabene Leubinger Hügel bei Leubingen unweit Sömmerda in Thüringen hatte angeblich 8,5 m Höhe und 34 m Durchmesser.[1]) Wenn man aber in Betracht zieht, daß nach Klopfleischs eigener Angabe[2]) die obersten 2 m des Leubinger Hügels erst

[1]) Zeitschr. des Harzvereins X, S. 425—427, 1899.

[2]) Neue Mitteil. des thür.-sächs. Ver. zu Halle XIV, S. 546 u. 552, Halle, 1878.

viel später aufgetragen worden sind, daß also die ursprüngliche Höhe dieses Hügels nur 6,5 m betrug, so ändert sich das Höhenverhältnis beider Hügel zu einander so weit zugunsten des Helmsdorfer Hügels, daß dieser mit seiner mittleren Höhe (6,34 m) der ursprünglichen Höhe des Leubinger Hügels (6,50 m) fast völlig gleichkommt, was bei dem gleichen Durchmesser (34 m) auch zu erwarten ist. Schließlich aber hat sich der Helmsdorfer Hügel mit 6,82 m (= 21,677′) Höhe in der Mitte bei nochmaliger Messung als der höhere herausgestellt.

Das „Königsgrab" bei Seddin in der Westpriegnitz soll 10 m Höhe und einen Umfang von 300 Schritt gehabt haben.[1]) Schon aus dieser Angabe ersieht man, daß die Messung keine genaue gewesen ist. — Der im Jahre 1902 ausgegrabene Dörfling bei Kalbsriet an der Unstrut war angeblich 5 m hoch.[2])

Bei 6,82 m Höhe und den angegebenen Grundmaßen beträgt der Inhalt des Helmsdorfer Hügels einschließlich der vorhandenen Steinsetzungen nach Berechnung des Herrn Professor Otto in Eisleben 2031,7 Kubikmeter.

Seit dem 16. November 1906 arbeiteten zunächst 6 Mann täglich an der Abtragung des Hügels unter Benutzung einer dicht an ihn herangelegten Feldbahn, so daß immer nur einer hackte, fünf dagegen schippten und die abgehackte Erde auf der Feldbahn beiseite schafften. Später waren 10 Mann täglich mit dieser Arbeit beschäftigt. Am 9. Dezember waren seit dem Beginn der Abtragung schon 3 Wochen und 2 Tage verflossen; dennoch war bis zu diesem Tage — soviel man schätzen konnte — kaum die Hälfte des Hügels abgetragen.

Zur Vergleichung möge hier stehen, was Sophus Müller[3]) über den jetzt geschleiften, 20′ hohen und etwas über 100′ breiten Gardeshöi bei Jägersborg in Jütland berichtet, der also kleiner war als der Helmsdorfer Hügel, dessen Höhe, nach Fußen bestimmt, über 21½′, dessen Durchmesser 108′ betrug. Ersterer enthielt nach Müllers Angabe über 400 Kubikklafter Erde. Zur Abtragung waren im ganzen 350 Arbeitstage erforderlich, obwohl dabei auch Pferdekraft auf Schienenwegen, die von beiden Seiten in den Hügel eingeführt worden waren, in Anwendung kam. Diese Zahlen geben eine gute Vorstellung von der bedeutenden Arbeit, welche die Errichtung dieses Grabmals gekostet hat.

---

[1]) Brandenburgia VIII, No. 7 (Oktober) 1899; IX, S. 322—325, 100 und X, No. 5, S. 179, Fig. 13.

[2]) Zeitschr. des Ver. f. thüring. Gesch. u. Altert. XXI, S. 407. Jena, 1902.

[3]) Nordische Altertumskunde, S. 326.

Die größten bekannten Hügel der Bronzezeit im Norden, der Borum-Eshöi und der Kongshöi in Jütland, waren gegen 24′ hoch und hatten gegen 120′ Durchmesser.[1])

Da sich kurz vor dem 9. Dezember 1906 die ersten Steine in der Nähe der Hügelmitte gezeigt hatten, so ließ ich bei meiner Anwesenheit an diesem Tage die Steinsetzung ein Stück weit freilegen. Zu meinem Erstaunen erreichte das schnell bloßgelegte und beiderseits ziemlich stark zurückfliehende Stück eine Länge von nicht weniger als 11 m, ohne daß jedoch ein Ende deutlich zum Vorschein gekommen wäre. Weiter ließ sich der Steinsatz auch schon aus dem Grunde nicht verfolgen, weil die über ihm noch steil emporsteigende Erdwand sonst herabgestürzt wäre. Jedenfalls wurde durch diese vorläufige Erkundung die Erwartung, wie groß der Steinsatz überhaupt sein und welche Gestalt er haben möchte, bedeutend gesteigert. Wie sich später herausstellte, handelte es sich hier nicht bloß um eine einfache Steinkiste oder ein aus Steinblöcken aufgebautes Ganggrab, sondern — um dies gleich hier vorauszuschicken — um einen fast genau kreisförmigen Steinkegel, welchen eine aus regelmäßig aufeinandergelegten großen Blöcken oder blockartigen Platten aufgeführte Trockenmauer von 0,8 bis 1 Meter Höhe umgrenzte. Einstweilen ließ ich nun den freigelegten Teil des Steinkegels wieder verschütten, um Unbefugten den Zugang zu erschweren. Erst gegen Ende des Januar 1907 stellte sich beim weiteren Fortschritt der Abtragung heraus, daß die Grundfläche des Steinkegels 13,5 m Durchmesser hatte, wogegen seine Höhe 3,45 m betrug. Die über dem Kegel noch vorhandene Erdschicht war 3,37 m hoch, so daß sich eine Gesamthöhe der Hügelmitte von 6,82 m ergab. Das früher gefundene Höhenmaß des Hügels (6,34 m) stellte sich also als unzureichend heraus; er war fast einen halben Meter höher, als vorher geschätzt worden war, und damit auch höher als der Leubinger Hügel nach seiner ursprünglichen Höhe. Der Stand der Abtragung des Helmsdorfer Hügels um diese Zeit (Ende Januar 1907) ist durch eine photographische Aufnahme des Herrn A. Gleiche in Hettstedt[2]) festgehalten und die Tafel dann von Herrn Bahnassistent Corsa mit den Zahlen der von ihm ausgeführten Vermessung versehen worden.

---

[1]) Ebenda S. 342.

[2]) Tafel I, No. 1. — Diese und die folgenden photographischen Aufnahmen des Hügels können von Herrn Gleiche zum Preise von 2 Mark für das Stück (durchschnittliche Bildfläche 22 × 17 cm) bezogen werden. Jeder folgende Abzug kostet 1,25 Mark.

Am 27. Januar 1907 teilte mir Herr Bergdirektor Geipel mit, daß zwar, meinem Wunsche entsprechend, der inzwischen fast völlig freigelegte Steinkegel bis auf eine günstigere Jahreszeit unberührt bleiben solle, daß aber die noch stehenden Erdmassen des Hügels weiter abgetragen werden müßten. Bei diesen Arbeiten sei nun auch im Scheitel des Hügels ein Grab mit einem unverbrannten Skelett, einer zerbrochenen Urne und einem Bronzering gefunden worden.

Ich wandte mich deshalb sofort an Herrn Corsa, der die Sachen inzwischen in seine Obhut genommen hatte, und am Sonntag, 3. Februar 1907, überbrachte mir Herr Corsa den Inhalt des erwähnten Grabes und teilte mir zugleich die von ihm und den Arbeitern beobachteten Fundumstände mit.

Nach seiner Angabe war man schon am 19. Dezember 1906 nur 70 cm unter der Oberfläche des Hügelscheitels auf ein gestrecktes, von Süden nach Norden gerichtetes Skelett gestoßen, dessen Kopf im Süden, dessen Füße im Norden lagen. Eine Steinsetzung irgend welcher Art wurde nicht wahrgenommen. Der auf der linken Wange liegende Schädel[1]) war verhältnismäßig gut erhalten; nur war die Kinnlade nicht mit eingeliefert oder bei der Aufhebung übersehen worden. Der Schädel ist 17,5 cm lang und an der breitesten Stelle fast 13 cm breit. Von den Vorderzähnen fehlen 4, und 2 sind erst im Begriff gewesen hervorzubrechen. Es ist also der Bestattete ein jugendlicher Dolichocephale. Die Stirn steigt glatt und fast senkrecht auf; Augenbrauenwulste sind kaum leise angedeutet. Die Hirnschale steigt in sanftem, flachem Bogen an; das Hinterhaupt ist kräftig entwickelt.

Tags darauf, am 20. Dezember, wurde dicht hinter dem Nacken des Skeletts in derselben Tiefe (70 cm) ein am oberen Teile beschädigtes Tongefäß[2]) von dunkelbrauner Färbung und geglätteter Oberfläche gefunden, mit kugeligem Leib und röhrenförmig endendem Halse. Die Höhe beträgt fast 14 cm, der Durchmesser der Öffnung 8,8 cm, der des Bauches an der weitesten, 6,5 cm über dem Boden gelegenen Stelle 14,8 cm, der des Bodens 5—6 cm. Ein fast genau so geformtes, aber durch einige, Hals und Bauch scheidende wagerechte Linien verziertes Gefäß, welches in einem Grabe an der Galgenschlucht bei Eisleben gefunden und von mir in der Jahresschrift für Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder[3]) beschrieben und abgebildet worden

---

[1]) Tafel VI, Fig. 15a und b.

[2]) Tafel II, Fig. 1.

[3]) Jahrgang I, S. 146, Tafel XVII. (Ver.-Samml. No. 501.)

ist, gehört der merowingischen Zeit an. Dieselbe Form zeigt auch ein ebenfalls der merowingischen Zeit angehöriges Gefäß aus der Gegend von Nordendorf in Bayern.[1]) Damit dürfte die Zeit dieser Nachbestattung annähernd bestimmt sein. Zu bemerken ist jedoch, daß auch ein mit Bronzen des Aunjetitzer Typus zusammen am Cortale in der Flur Tröbsdorf gefundenes Tongefäß fast genau dieselbe Form hat. In ganz geringer Entfernung von diesem Gefäß weiter nach Osten zu, also noch hinter dem Nacken des Skeletts, wurde ein massiver Bronzering[2]) mit rauher Patina gefunden, dessen Querschnitt fast durchaus einem auf der Ober- und Unterseite ein wenig abgeflachten Rundstabe gleicht. Der Ring hat eine Dicke von 1,2 bis 1,3 cm und einen Durchmesser von 10,25—10,50 cm. Die lichte Weite der Krümmung erreicht fast 8 cm. Eine Verzierung ist nicht zu bemerken. Das Gewicht beträgt 230 gr. Ein derartiger Ring aus der merowingischen Zeit ist mir bisher nicht bekannt geworden. Die Zeitstellung des Gesamtfundes ist also noch unsicher.

Ein paar Tage später wurden noch weiter nach Osten zu, aber 2 m von dem Skelett entfernt, in geringer Tiefe verschiedene in der Oberschicht des Hügels verstreute Scherben gefunden, von denen zwei mit einem nach außen umgebogenen Rande durchweg ziegelrot gefärbt und durch die bekannten Wellenlinien verziert waren, welche allgemein als Merkmal slawischer Herkunft gelten.[3]) Immerhin befremdet ihr Erscheinen in Gesellschaft von Scherben merowingischer und auch — was von einem späteren Funde gilt — spätrömischer Zeit. Andere Scherben rühren von großen flachen Schalen oder Schüsseln her, wieder andere sind Bruchstücke eines großen, nach oben sich verengenden Topfes, dessen Hals 6 cm hoch ist. Dieser setzt sich von dem bauchigen Unterteile scharf ab und ist auch mit einem 7 cm langen, in spitzem Winkel geknickten und über den Rand sich etwas erhebenden Henkel von 3,5 cm Breite versehen. Der Durchmesser der Öffnung muß — nach den zusammengefügten Resten zu schließen — 29 cm, der des Bauches mindestens 36 cm, die Gesamthöhe etwa 25 cm betragen haben. Die Farbe des Topfes ist auf der Außenseite dunkelbraun, auf der Innenseite mehr schokoladenbraun.

Der beachtenswerteste Fund waren 3 große zusammenpassende Scherben, welche wenigstens in der Zeichnung die Feststellung der

---

[1]) Abgebildet in „Germanische Überreste der merowing. Zeit" Tafel 16, Fig. 38. Vgl. auch Fig. 43 u. 49.

[2]) Tafel II, Fig. 2.

[3]) Tafel II, Fig. 5.

Form ermöglichten. Dieses Gefäß war eine große, hartgebrannte, ursprünglich dunkelgraue, jetzt aber durch angebackene Asche meist hellgrau gefärbte Fußschale von 31 cm Öffnungsdurchmesser, von welchem auf die beiderseitigen Wände je 7 mm kommen, und 17 cm Höhe.[1]) Der gerade, mit leiser Krümmung in der Mitte aufsteigende Hals von 6 cm Höhe hat einen gerade gestrichenen, etwas ausladenden, wulstigen Rand. Der Bauch, der in seinem obersten Teile eine größte Weite von 33 cm hat, ist durch einen Wulst von der Gestalt eines halben Rundstabes von nicht ganz 2 cm Breite vom Halse geschieden, auf welchem 2 nur 3 cm voneinander entfernte, ziemlich spitze Warzen sitzen. Vermutlich waren auf den fehlenden Teilen des Bauchwulstes noch 2 solche Warzenpaare ebenmäßig verteilt. Den Unterteil bildet eine nur 7,5 cm hohe, also verhältnismäßig flache Rundschale, welche auf einem nur 2 cm hohen und im Durchmesser nur 10,5 cm großen Fuße von der Form eines abgestumpften Kegels ruht. Dieser Unterteil ist 1 cm unterhalb des wulstförmigen Bauchgurts von einer eingetieften Linie umzogen, an welche sich fußwärts eine eigenartige Verzierung anschließt. Von ihr laufen nämlich senkrecht nach dem Boden zu Gruppen von je 5 flach eingetieften Zickzacklinien aus, deren Scheitelpunkte vorgestochen zu sein scheinen, die aber trotzdem recht unregelmäßig nebeneinander verlaufen. Von einander werden sie durch Gruppen von in derselben Richtung laufenden Reihen kleiner Kreischen geschieden. Da diese Reihen wegen der nach oben zunehmenden Weite des Gefäßes nicht parallel bleiben konnten, so sind ihre Zwischenräume durch kürzere Reihen solcher Kreischen ausgefüllt. Der Fuß entspricht ganz der Form des Fußes gewisser Schalen aus merowingischer Zeit; z. B. einer Schale aus Oberflacht in Württemberg,[2]) und die Gefäßform ganz der Form einer solchen Schale aus Selzen in Rheinhessen.[3]) Auch im Provinzialmuseum zu Halle befindet sich eine gut erhaltene Fußschale[4]) von fast völlig gleicher Form und auch fast denselben Größenverhältnissen, wie sie die Helmsdorfer Fußschale hat. Diese hatte 31—33 cm Durchmesser und 17 cm Höhe; die Hallesche, welche auf der Grube Ottilie bei Oberröblingen a. See (Mansfelder Seekreis) im Jahre 1889 gefunden worden ist, 30 cm Durchmesser und 17,5 cm Höhe. Aber sonst finden sich manche Verschiedenheiten. Die Oberröblinger Fußschale hat keinen so ausgeprägten Ring-

---

[1]) Abbildung Tafel II, Fig. 4a. Zeichnerische Ergänzung Fig. 4b.

[2]) Germanische Überreste der merowingischen Zeit, Tafel 19, Fig. 5.

[3]) Ebenda, Tafel 21, Fig. 39.

[4]) Prov.-Museum in Halle No. 230.

wulst wie die Helmsdorfer, auch keine Warzen darauf. Ferner ist der Fuß der ersteren etwas höher, als der der letzteren; auch ist die Verzierung des Bauches unterhalb des Ringgurtes eine andere, denn die Oberröblinger Schale zeigt einfach eine durchaus gekörnte Oberfläche. Dennoch ist die Formenähnlichkeit eine große. Zugleich mit dieser Schale wurde ein fast tonnenförmiger Becher aus Ton[1]) mit kegelförmigem Standfuß von 13 cm Durchmesser und 14 cm Höhe gefunden dessen oberer Teil drei eingetiefte horizontale Linien trägt, während der weit größere Unterteil mit stark hervortretenden, senkrechten Rippen verziert ist, welche bis zum Beginn des kegelförmigen Fußes reichen. Zu demselben Funde gehört auch noch ein dunkelbräunliches Gefäß,[2]) dessen etwas eingezogener Hals vom Bauche durch eingetiefte Linien geschieden ist. Über den Umbruch hin zieht sich ein Gürtel von parallelen, aber in schräger Richtung verlaufenden Linien.

(Eine unter No. 231 eingetragene Amphora mit 4 Ösen am Bauchumbruche und 4 dergl. am Oberbauche, welche sämtlich durch eine Zickzacklinie von aufgelegten Leisten verbunden sind, scheint nicht in diese Gruppe zu gehören.)

Die beschriebenen Gefäße gehören zweifellos der römischen Kaiserzeit an.

Das ursprüngliche Vorbild der Helmsdorfer Fußschalenform scheint die Form zu sein, welche verschiedene prächtige Fußschalen aus terra sigillata zeigen, die in einer römischen Kulturschicht bei Weisenau am Rhein gefunden worden sind und dem 1. und 2. Jahrh. nach Chr. G., also der älteren römischen Kaiserzeit angehören. (Abgebildet in dem Bericht des Ver. f. rheinische Gesch. u. Altert. zu Mainz im Jahre 1898/99, Tafel V, namentlich Fig. 7, 8 u. 9.) Die Helmsdorfer Fußschale dürfte also eine Nachbildung provinzialrömischen Ursprungs aus der späten Kaiserzeit oder frühthüringischen Zeit sein.

Auch Kossinna[3]) hebt, wie ich nachträglich sehe, bei Besprechung der Skelettgräber von Trebitz (im Mansfelder Seekreise) hervor, daß aufgesetzte Buckel und Ringwulste geradezu als typische Verzierungsweisen für Urnenfriedhöfe der um 400 beginnenden Völkerwanderungszeit gelten müßten, und führt eine Menge von Fundorten an, an denen so verzierte Gefäße gefunden worden sind. Dieser Urnentypus ist nach seiner Zusammenstellung namentlich an der Elbmündung

[1]) Ebenda No. 232.

[2]) Ebenda No. 233.

[3]) Nachrichten über deutsche Altertumsfunde: Kossinna, Die Zeitbestimmung der Skelettgräber von Trebitz, Mansf. Seekreis, 1903, Heft 4, S. 56 u. 57.

verbreitet und von da haben ihn die Sachsen und Angeln nach England hinübergebracht. Auch in Holland soll er sich häufig finden. Wäre das Land an der Elbmündung als Ausgangspunkt zu denken, so würde an einen anglischen Vorbesitzer der Helmsdorfer Fußschale gedacht werden dürfen, zumal ja der thüringische Stamm durch einen starken anglischen und warnischen Zusatz zu dem hermundurischen Urbestande zustande gekommen ist.

Da andauernder, starker Frost eintrat, so ruhte die Arbeit eine Zeitlang; nur wurde im Februar die Abtragung der Erdmassen zu Ende geführt und eine Ebene für die Gleise der künftigen Bergwerksbahn hergestellt, welche dicht vor dem Grabhügel eine Tiefe von 2 m unter der Oberfläche des Ackers erreichte. Da der Grabhügel der künftigen Gleisrichtung gerade im Wege stand und der für die Bahn geschaffene Durchstich gerade vor der Mitte des Hügels sein einstweiliges Ende fand, so wurde der Bodeneinschnitt zunächst jenseits des Hügels fortgesetzt. Weil sich aber dieser von Nordwesten her kommende Durchstich nach dem Hügel zu senkte und infolge davon die in ihm herabkommenden Schmelz- und Regenwasser sich sämtlich auf den Hügel zu bewegten und vor ihm sich zu einem Teiche aufzustauen drohten, so wurde der Hügel 2 m unterhalb der Hügelsohle in einer Höhe von etwa 75 cm untertunnelt, so daß nun das Wasser unter dem noch nicht eröffneten Steinkegel hinweg abfließen konnte.

Am 27. Februar, einem Mittwoch, begab ich mich in Begleitung des Herrn Bergdirektors Geipel und des Herrn Architekten Kutzke nach dem Paulsschachte, um zu sehen, ob mit den Arbeiten zur Abräumung des Steinkegels begonnen werden könnte. Die Erdmassen waren um diese Zeit bereits sämtlich abgefahren, der Steinkegel dagegen in der bereits angegebenen Höhe von 3,45 m und Länge von 13,5 m war fast noch unberührt. Namentlich war der den Abschluß des Steinkegels bildende, aus rohbehauenen Steinen ohne Mörtelverband aufgeschichtete Mauerring fast durchweg noch unversehrt. Nur am Südrande des Kegels waren aus dem umschließenden Mauerringe schon einige Steinblöcke abgeräumt worden, weil dorthin der leichteren Abfuhr des Abraums halber ein Gleis der Feldbahn gelegt werden sollte. Die die Umfassungsmauer bildenden Blöcke waren durchschnittlich 1 m lang und 30—40 cm dick; die Mauer selbst hatte eine Höhe von 80—100 cm. Hinter ihr erhob sich über dem Grabe in einem wirren Durcheinander von großen und kleinen Blöcken und Platten der Kegel. Manche dieser Blöcke hatten einen Durchmesser von 50—70 cm. Es waren teils Findlinge, z. B. Kohlensandsteine, Porphyre, Granite, teils

rührten sie aus den Brüchen weißen und roten Sandsteins bei Polleben oder aus den Blausteinbrüchen von dem Höhenrücken nördlich von der Nickelmannsgrund (nach Gerbstedt zu), welcher „auf dem Kalbe“ heißt, oder aus den Tuffsteinbrüchen von Lochwitz und Zabenstedt her.

Eine durch Herrn Kutzke von Osten oder genauer von Südosten her aufgenommene Zeichnung[1]), zeigt uns den Hügel in einem etwas früheren Zustande. Im Vordergrunde erblickt man die kegelförmige, noch unversehrte Steinhülle des Grabbaues mit der sie zusammenhaltenden Umfassungsmauer, sowie den unmittelbar auf den Steinkegel gerichteten, für den Bahnkörper bestimmten, 2 m tiefen Bodendurchstich, und hinter beiden den damals noch nicht abgetragenen Rest des den Steinkegel überdeckenden Erdmantels mit den zu seiner Beseitigung bestimmten Kippkarren. Von der photographischen Aufnahme unterscheidet sich die Zeichnung namentlich durch das deutlichere Hervortreten der Umfassungsmauer und durch die Darstellung des Bahneinschnitts, dem der Hügel und das seinen Kern bildende Fürstengrab zum Opfer fallen mußte.

Wie ich schon bemerkt habe, war beschlossen worden, auf der Südseite des Steinkegels mit der Abdeckung zu beginnen, weil das Feldbahngleis an dieser Stelle den Fuß des Kegels berührte. Es war diejenige Seite, die ich ohnehin bevorzugt haben würde. Zunächst sollte der umschließende Mauerring unangetastet stehen bleiben und innerhalb desselben nur ein Umgang um den Grabbau freigelegt werden. Zu diesem Zwecke mußten vorerst die obersten Schichten des Steinkegels abgehoben, in Kippkarren verladen und sofort weggefahren werden, um freie Bewegung zu erhalten. Und so sollte der Steinmantel des im Innern vermuteten Grabbaues bis auf den Grund abgehoben werden unter unbedingter Schonung des sich zeigenden Grabes und der umschließenden Ringmauer. Bei dieser sofort begonnenen Abräumung nun machten die Arbeiter ziemlich bald einen verblüffenden Fund. Sie fanden nämlich in einer kesselartigen Höhlung des Kegels zwischen den oberen Steinen das Stück einer „Saalezeitung“ vom 5. Januar (ohne Jahresangabe), also — vom Scheitel des Hügels aus gerechnet, in einer Tiefe von ungefähr 4 m. Da nun der Hügel bis zu diesem Tage und zu dieser Stelle zweifellos ungestört geblieben war, so hätte man nur an eine gegenseitige Neckerei der Arbeiter unter sich durch einen Kameraden oder auch durch einen Zuschauer denken können, wenn nicht die übrige, aus Halmen, Haaren u. dgl. m. bestehende

[1]) Auf Tafel I, No. 2 wiedergegeben.

Ausstattung des Loches Zeugnis dafür abgelegt hätte, daß hier ein sehr neuzeitlicher Hamster oder eine Ratte sich und ihrer Nachkommenschaft eine sichere Ruhestätte in dem kleinen Kessel bereitet und diese unter anderem auch mit dem von irgend einem Vorübergehenden weggeworfenen Papier austapeziert hatte.[1])

In den nächsten Tagen wurde nun die Abräumung der Steindecke in der angedeuteten Weise weitergeführt, so daß es möglich war, Sonnabend, den 2. März 1907, für die Eröffnung des eigentlichen Grabes anzusetzen, zumal die Notwendigkeit der Vollendung des Bahnbaues einen weiteren Aufschub nicht duldete. Der den Steinkegel einfassende Mauerring war jedoch, wie schon bemerkt, mit Ausnahme eines nach Süden gekehrten Bogenstückes einstweilen noch stehen geblieben.

Bald nach $12^1/_2$ Uhr mittags fuhr daher am gedachten Sonnabend unter Führung des Herrn Bergdirektors Geipel eine ziemlich zahlreiche, größtenteils aus Beamten der Mansfelder Gewerkschaft bestehende und unterwegs durch Zusteigen sich stetig noch vermehrende Gesellschaft, der sich auch einige Mitglieder des Vereins für Gesch. u. Altert. der Grafschaft Mansfeld angeschlossen hatten, auf der gewerkschaftlichen Bahn vom oberen Ende der Creisfelder Gasse in Eisleben bis unmittelbar an den großen Galgenhügel, wo das Bahngleis vorläufig sein Ende hatte. Es kennzeichnet den Wechsel der Zeiten, daß hier die Umstände gestatteten, mit Hilfe der Dampfkraft bis auf wenige Schritte dicht an ein vorgeschichtliches Grab heranzufahren, das seit Jahrtausenden in schweigsamer Verlassenheit dagelegen hatte. Bald nach $1^1/_2$ Uhr traf die Gesellschaft am Galgenhügel ein und fand dort eine zahlreiche Zuschauermenge jedes Alters und Geschlechts vor, unter der das jugendliche und das weibliche Element bei weitem überwog. Von den aus Eisleben gekommenen Gästen nenne ich nur die Herren Königl. Baurat Vetter, Bergdirektor Scholz, Dr. med. Hetzold, Bürgerschullehrer Rühlemann, von den aus der Nähe und Ferne herbeigeeilten Herrn Baron von Krosigk aus Helmsdorf und Gemahlin, Herrn Berg- und Hüttendirektor a. D. Reuß, Direktor des Provinzialmuseums in Halle, Herrn Oberpfarrer Graß aus Hettstedt, Herrn Dr. med. Rothmaler aus Gerbstedt und viele Beamte von den in der Nähe gelegenen gewerkschaftlichen Schächten. Die

[1]) Von einem ähnlichen verblüffenden Fall — Eintragung frischer Gerste in eine in beträchtlicher Tiefe ausgegrabene Amphora der jüngeren Steinzeit aus dem Baalberger Hügel in Anhalt — berichtet Höfer in der Jahresschrift f. Vorgeschichte I, S. 26.

einige hundert Köpfe zählenden unwissenschaftlichen Zuschauer aus der Nachbarschaft waren der Mehrzahl nach Kinder; doch auch humpelnde Alte und Weiber mit Säuglingen hatten sich eingefunden, die wohl zumeist der Wahn herbeigelockt hatte, hier werde ein Geldschatz ausgegraben werden. Auf meine Bitte war darum auch, um allen unliebsamen Störungen durch Raublustige vorzubeugen, der Hügel in den vorhergehenden Nächten durch eine Wache gesichert worden.

Um 2 Uhr nachmittags wurde bei verhältnismäßig günstigem Wetter mit der Aufdeckung begonnen. Der Boden war etwas trockener geworden als die Tage zuvor und auch der vorher heftig wehende Wind hatte nachgelassen, so daß der Aufenthalt im Freien erheblich angenehmer war als in den Tagen und Wochen vorher. Unter der Leitung des Herrn Corsa war das die Mitte des Hügels einnehmende Grab aus seiner Steinhülle so weit herausgeschält worden, daß man bereits einen, wenn auch noch nicht ganz deutlichen, Eindruck von seiner Anlage erhielt. Es trat nämlich aus der mit dünn aufliegender, aschiger Erde bedeckten Aufschüttung als ein hüttenähnlicher Holzbau mit steilem Dach hervor. Eine etwas später vorgenommene Messung ergab eine Gesamtlänge von 6,80 m, eine Breite von 5 m und eine Höhe von 1,60—1,70 m, die äußersten Stützen mit eingerechnet. Auf der südlichen Schmalseite, die zunächst in Angriff genommen wurde, zeigten sich zuerst vier wie Streben schräg gestellte, aber durch Fäulnis schon fast mehlartig gewordene Stämme aus braunrot gewordenem Eichenholz und hinter den zwei mittleren eine in der Richtung von West nach Ost auf ihre Längskante gestellte, jedoch etwas schräg dem Innern des Baues zugekehrte Sandsteinplatte von 1,50 m Länge, 0,90 m Höhe und 20—25 cm Dicke. Diese Platte sollte offenbar als ein besonders widerstandsfähiger Schutz des im Grabe geborgenen Toten dienen. Da sie aber für sich allein keinen festen Halt gehabt hätte, so war sie an eine 1,5 m aus dem Boden herausstehende und 30 cm starke, aus aufrecht stehenden Eichenbohlen angefertigte Holzwand angelehnt oder, richtiger gesagt, angeschmiegt worden, welche noch 60 cm über die Platte hinausragte. Die außerhalb der Platte nach Süden zu gerichteten Streben aus Eichenholz, welche 30—35 cm stark waren, waren mit ihrem oberen, abgeschrägten Ende so an die Bohlenwand angelegt, daß die beiden mittleren Streben fast parallel von Norden nach Süden gerichtet waren, die beiden äußeren dagegen, welche unten weiter auseinandertraten, nach Südosten bezw. Südwesten. Die oben schräg abgehauenen und an die

Bohlenwand gestemmten Auflageflächen der Streben waren handwerksmäßig so bearbeitet, daß die Gegenlagerung eine solide war; oben aber war die Bohlenwand wagerecht abgeschnitten. Hinter ihr ragte der spitze Giebel des dahinterliegenden Daches hervor. Die Fußenden der Streben waren durch eine Zwischenlagerung von Steinblöcken befestigt. Der Anblick, den das Südende des Holzbaues vor der Wegnahme der großen Platte darbot, ist in einer Zeichnung[1]) festgehalten worden, welche, gleich den anderen konstruktiven Zeichnungen, von Herrn Architekt Kutzke angefertigt worden ist. Außerdem ließ ich aber auch noch von Herrn Photograph Gleiche aus Hettstedt mehrere Aufnahmen machen, welche den Holzbau nach Wegnahme der südlichen Streben zeigen. Diese Abbildungen mögen hier von einigen erklärenden Worten begleitet werden. Tafel IV[2]) zeigt uns den Grabbau von Südosten aus. Zwischen den beiden Meßstangen ist die große Verschlußplatte, von welcher die vor ihr liegende kleinere abgesprungen ist, sowie die über ihr emporragende Bohlenwand mit einer hinter dieser stehenden Baumsäule, von der noch die Rede sein wird, und weiter nach rechts auch das auf der Ostseite durch Einknickung stark beschädigte Dach der Grabhütte deutlich zu erkennen. Unter dem Grabbaue erblickt man eine tiefschwarze, fettig glänzende Aufschüttung von mit Asche gemischter Erde, die von der aus großen Steinblöcken bestehenden Ringmauer des Steinkegels umschlossen war und, wie weiterhin gezeigt werden wird, dem eigentlichen Grabbaue als Unterlage oder Postament gedient hat. Nahe der unteren Ecke rechts ist noch einer der Steinblöcke zu sehen, welche die Einfassung dieses Postaments gebildet haben.

Das nächste Bild[3]) gewährt den gleichen Anblick wie Tafel IV, No. 1, aber von Südwesten her. Hier sieht man die Westseite des Dachstuhls noch ziemlich wohl erhalten. Nur hinter der Bohlenwand sind die nächsten Sparren eingebrochen. Noch deutlicher stellt sich das Dach auf der von Westen her aufgenommenen Tafel[4]) dar, auf der auch die beiden den Dachstuhl nord- und südwärts abschließenden Baumsäulen zu erkennen sind. Minder deutlich ist die dicht an die innere Seite der Bohlenwand geschmiegte südliche Baumsäule zu erkennen; besser, aber auch nicht besonders deutlich, die nördliche, welche sich in Gestalt eines aufrechten schwarzen Flecks vor der im

[1]) Tafel III, No. 1.
[2]) Tafel IV, No. 1.
[3]) Tafel IV, No. 2.
[4]) Tafel V, No. 1.

Hintergrunde sichtbaren Meßstange erhebt.[1]) Auf diesem Bilde lassen sich die Formen der mit feiner Aschenerde bedeckten Dachsparren noch ziemlich gut erkennen, ja sogar ihre Zahl ist festzustellen.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit wieder dem südlichen Ende des Grabbaues zu! Die zwei mittleren Streben der Südseite traten so dicht an die vor die Bohlenwand gestellte Steinplatte heran, daß diese mit ihrem oberen Teile zwischen beiden gleichsam eingeklemmt war. Zu diesem Zwecke waren sogar Holzkeile und keilförmige Steine zwischen beide eingetrieben. Übrigens überragte die Bohlenwand die Oberkante der großen Platte nur in der Mitte um 60 cm; nach Osten und Westen dagegen war sie in einem dem Neigungswinkel der Dachflächen entsprechenden Winkel abgeschrägt, offenbar zu dem Zwecke, um dem hier beginnenden, aus starken Eichenbohlen bestehenden Dache eine feste Unterlage zu gewähren. Dieses Dach war folgendermaßen hergestellt worden. Es waren Eichenbohlen mit ihren am oberen Ende abgeschrägten Schnittflächen von beiden Langseiten her ohne Vermittlung eines Firstbalkens so gegeneinander gelegt worden, daß die abgeschrägten Flächen genau aufeinander paßten, während die unteren, im Boden verlaufenden Enden durch gegen sie gelagerte Steine festen Halt gefunden hatten. Da aber diese Bohlen nicht überall dicht aneinander schlossen, so waren sie, um die Feuchtigkeit abzuhalten, mit einer braunen Masse ausgefugt worden, welche, wie eine spätere Untersuchung ergab, ein stark sandhaltiger Lehm ist. Ein steinhart gewordenes Stückchen dieser Ausfugung fand sich zwischen den Skelettresten, unter welche es nach dem Einbruch des Daches geraten war. Über diese Bohlenlagen war dann eine ehemals gewiß sehr dichte Lage von Schilf ausgebreitet worden, dessen Blätter nun aber infolge ihres hohen Alters so dünn wie das feinste Seidenpapier geworden waren und einen silberweiß schimmernden, seidenartigen Glanz erlangt hatten. Weil nun aber über diesem Holzdache noch ein gewaltiger Steinkegel aufgeschüttet werden sollte, unter dessen ungeheurer Last das Bohlendach sicher zusammengebrochen wäre, so war noch eine besondere Schutzvorkehrung dadurch getroffen worden, daß man über dem Bohlendache (nicht, wie heutzutage, unter demselben) noch ein

[1]) Von Eichensärgen in Hügeln der Bronzezeit, die durch Pfähle an beiden Enden des Sarges „fixiert" waren, berichtet auch S. Müller (Nord. Altertumskunde S. 341). Die Bestattung in Eichensärgen scheint namentlich im früheren Abschnitte der älteren Bronzezeit ziemlich allgemein in Gebrauch gewesen zu sein. (Ebenda S. 346.)

besonders starkes Dach aus dicht nebeneinander gelegten, teilweise behauenen, wie Sparren sich in einer Firstlinie vereinigenden Eichenstämmen von durchschnittlich etwa 30 cm Stärke errichtet hatte, deren Fußenden ebenfalls im Boden verliefen, wo sie durch angelagerte Steine befestigt waren. Die Zahl dieser Sparren betrug auf jeder Langseite 10, so daß jede Dachseite eine Länge von etwa 3,50 m hatte. Die Zwischenräume zwischen den Sparren hatte man zu unterst mit einem fetten Ton,[1]) weiter oben mit kleinen Steinen ausgefugt bezw. ausgefüttert. Diese starken Sparren waren, solange sie noch nicht morsch geworden waren, gar wohl imstande, den gewaltigen Druck der ihnen später aufgebürdeten Stein- und Erdmassen auszuhalten.

Eine besondere Verstärkung hatte dieses Außendach noch an einer Stelle durch die sinnreiche Verwendung einer gewaltigen Astgabel erhalten, welche man, wie sich später zeigte, gerade über dem Kopfende der unter dem Dache stehenden Totenlade angebracht hatte, die also wohl den Kopf des darunter liegenden Herrschers vorzugsweise schützen sollte.[2]) Man hatte sich zu diesem Zwecke einen Eichbaum von hinlänglicher Größe und geeignetem Wachstum ausgesucht, welchem zwei Äste in der Stärke von etwa 30 cm und zugleich von dem für das Dach erforderlichen Abstandswinkel voneinander entwachsen waren, hatte diesen Baum gefällt, sodann die beiden Äste so weit gestutzt, daß sie an Länge den übrigen Dachsparren gleichkamen; ferner auch den Hauptstamm so weit gestutzt, daß der natürliche Verband der beiden Äste nicht gefährdet wurde, dann die so gewonnene Gabel umgedreht und, das dicke Ende nach oben, als Sparrenpaar im besten natürlichen Verbande ohne künstliche Verzapfung verwendet. Ob auch noch andere derartige Sparrenpaare zur Verwendung gekommen waren, ließ sich nicht mehr erkennen. Doch schien es nicht der Fall zu sein. Außerdem waren, um auch dies gleich im voraus zu bemerken, zwei Eichbäume von natürlicher Rundung und einer Stärke bis zu 40 cm, gewissermaßen als Grenzmarken des Bestattungsraumes oder der eigentlichen Grabkammer, so in den Boden senkrecht eingesetzt, daß der eine am Nordende der Längenachse der Grabkammer, der andere am Südende gleichsam als warnender Wächter sich erhob.[3])

---

[1]) Einen solchen Keil aus fettem Ton zeigt Fig. 6 auf Tafel II.

[2]) Zu sehen auf Tafel III, No. 2.

[3]) Nach Sophus Müller (Nordische Altertumskunde S. 341) sind die in Hügeln der Bronzezeit beigesetzten Eichensärge an beiden Enden durch Pfähle fixiert, ihre Deckel mit Steinen beschwert oder ganz von einem

Der südliche stand dicht an der Mitte der Innenseite der Bohlenwand; der nördliche dagegen, welcher oben 30, unten 40 cm Durchmesser hatte, stand frei in einem mäßigen Abstande (30 cm) von der Grabtenne. Der Verschluß an der nördlichen Schmalseite der Grabkammer war erheblich einfacher, als der der südlichen. Denn an ersterer hatte man sich, abgesehen von der starken Baumsäule, damit begnügt, den Zugang zur Grabkammer durch einen an die Säule nordwärts angelagerten Steinhaufen von 90 cm Längendurchmesser zu verschanzen. Die Entfernung der nördlichen Baumsäule von der südlichen betrug annähernd 3,5 m. Übrigens stützten noch 2 Streben, deren Anschlußstelle nicht mehr zu erkennen war, deren Fußende aber bei der einen nach Nordosten, bei der anderen nach Nordwesten zeigte, das Bohlendach auf der Nordseite.

Der Einheitlichkeit der Darstellung wegen sei nun gleich die Beschreibung des Bodens, wie er sich später unseren Blicken im Fortgange der Aufdeckung darstellte, hier vorausgenommen. Der Boden bestand aus 2 Teilen von ungleicher Länge; der südliche, nur 1,40 m in der Richtung NS. lang, war ungepflastert; nur eine Lage Schilf scheint ihn bedeckt zu haben. Der nördliche war in einer Längenausdehnung von 2,50 m gepflastert. Die dazu verwandten Platten waren weißer Polleber Sandstein; ihre Fugen waren mit einem Mörtel aus Gips verstrichen. Eine chemische Untersuchung, die ich nachfolgen ließ, stellte fest, daß der Mörtel aus schwefelsaurem Kalk, also aus Gips bestand. Unter dem Plattenbelag aber befand sich eine Lage Schilf von der schon vorher mitgeteilten Beschaffenheit, so daß es den Anschein hatte, als wäre der ganze Boden der Grabkammer mit Schilf bedeckt, aber nur der größere nördliche Teil mit einem Plattenbelage ausgestattet worden[1]). Diese Vorbemerkungen mögen einstweilen genügen.

Nachdem die Art des Aufbaues der Grabkammer so weit festgestellt worden war, wurde mit der Abtragung der Platte, der Bohlenwand und des Daches begonnen. Die Photographie auf Tafel V[2]) zeigt das Aussehen der Südseite des Grabbaues nach Wegnahme der großen Verschlußplatte, der vier vor sie gestellten Streben, die übrigens bald nach der Freilegung zerfielen, und des vordersten Sparrenpaars

Steinhaufen bedeckt. Mehrere Särge der Art waren in Nordseeland auch mit einer dicken Schicht Tang bedeckt. Im Helmsdorfer und Leubinger Hügel ist an dessen Stelle Schilf verwendet worden.

[1]) Proben von Mörtel und Schilf habe ich aufbewahrt.

[2]) Tafel V, No. 2.

mit dem darunter befindlichen Teile des Bohlendaches. Auf diesem Bilde erblicken wir die die Grabkammer nach Süden zu abschließende Bohlenwand in ihrer vollen Breite. Deutlich erkennt man den Verwitterungszustand der drei aneinander gefügten mächtigen Eichenbohlen von durchschnittlich 80 cm Breite und 25—30 cm Dicke. Namentlich die rechts, nach Osten zu, stehende Bohle zeigt breite, durchgehende Risse. Die Mittelbohle dagegen ist verhältnismäßig recht gut erhalten. An der links stehenden Bohle fällt sofort die dachartige Abschrägung auf, die des auf ihr ruhenden Daches wegen nötig war, doch reichte diese Abschrägung ursprünglich höher hinauf, so daß sie die wagerechte Oberkante der Mittelbohle erreichte.

Die Mittelbohle hatte, soweit sie aus dem Boden hervortrat, 1,5 m Höhe und 80 cm Breite. Ebenso breit, ja noch breiter (90 cm) war die westlich sich anschließende Bohle; dagegen maß die östliche in der Breite nur 75 cm. Dieser Unterschied ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß von ihr sich schon viele Brocken abgelöst hatten. Man wird also annehmen dürfen, daß auch sie ursprünglich 80 cm oder noch etwas breiter gewesen ist. Sie war ebenso abgeschrägt, wie die westliche, und auch ihre Abschrägung war der Neigung des Daches angepaßt worden. (Jedoch auch das Umgekehrte ist möglich.) Das Giebeldreieck zwischen der Oberkante der Mittelbohle und den über ihr zusammentreffenden Dachsparren ist offen gewesen, wie auch die Nordseite — abgesehen von der vor der Öffnung stehenden Baumsäule und dem an ihr aufgehäuften Steinkegel nicht verschlossen gewesen ist. Besonders auffällig war, daß sich auf dem südlichen Dachgiebel, namentlich aber an der unter ihm stehenden östlichen Bohle, zweifellose Spuren eines Feuers fanden, welches sich von diesem Giebel aus nach unten zu bis in die östliche Bohlenwand hinein durchgefressen und besonders das oberste Drittel dieser Bohle stark verkohlt hatte. Man muß demnach annehmen, daß nach der vollbrachten Einführung des Toten in sein Grabhaus auf dem südlichen Giebel ein Opferfeuer oder doch ein Feuer von irgend welcher religiösen Bedeutung angezündet worden ist. Dadurch allein würden sich auch die in das Grabhaus eingedrungenen Brandflocken und die auf den Dachsparren aufliegende feine Holzasche erklären, obwohl ja weder das ganze Dach noch auch die unter ihm geborgenen verbrennbaren Dinge, wie sich bald herausstellte, durch Feuer zerstört worden sind. Freilich setzt die Anzündung eines Feuers über dem Dache voraus, daß man zur Zeit der Anzündung um die hölzerne Grabkammer und über ihr bereits soviel Steine und Erde aufgefüllt hatte, daß die Auffüllung den First

des Daches nicht bloß erreichte, sondern etwas überstieg und daß man erst auf dieser Auffüllung das Feuer angezündet haben kann, da ja sonst der Holzbau in Flammen hätte aufgehen müssen. Dennoch muß sich das Feuer an der bezeichneten Stelle, die vermutlich nicht gut genug geschützt war, nach unten durchgefressen haben, so daß das Holz der Bohlenwand und des Giebels teilweise verkohlen konnte.[1])

Nachdem alle diese Wahrnehmungen festgestellt waren, wurde die Bohlenwand beseitigt, die Bedachung abgenommen und die mehr oder minder verfaulten Holzstücke wurden beiseite getragen. Da zeigte sich den Blicken eine von Aschenflocken und Kohlenstaub bedeckte, aus Eichenholz gezimmerte, bettförmige Totenlade von 2,05 m Länge und 98 cm Breite, welche auf der bereits beschriebenen, 2,5 m langen, aus weißen Sandsteinplatten hergestellten Plattform stand, welche also nicht viel länger war als die Lade. Das Kopfende der Lade war 1,40 m von der den südlichen Abschluß der Grabkammer bildenden Bohlenwand entfernt, während das Fußende 30 cm von der nördlichen Baumsäule nach Süden zu begann. Der südliche, 1,40 m lange, ungepflasterte Teil der Grabkammer war durch eingedrungene, mit Asche durchsetzte Erde und Steine verschüttet. Denn das Eichenholz des darüber befindlichen Dachteils war im Laufe der Jahrtausende morsch und weich wie ein Schwamm geworden, und so war denn die mächtige Sparrendecke gerade auf dieser Strecke, besonders aber auf der Ostseite, nach innen eingebrochen, so daß schon dieser Anblick mir die Gewißheit gab, daß alles Zerbrechliche in dem Grabe der Zerstörung seiner Formen kaum entgangen sein könne. In dem ungepflasterten Teile der Grabkammer befand sich außer der schon erwähnten südlichen Baumsäule nichts weiter als ein Haufen von Tonscherben in der Südostecke, der von einem Steinsatz umgeben war. Die obersten Scherben in diesem Haufen fand ich 44 cm über dem Fußboden. Scherben und Steine waren so miteinander vermengt, daß eine Vorstellung von der Gestalt des Gefäßes, welches hier bei-

---

[1]) Denselben Brauch hat an einer anderen Stelle auch Klopfleisch wahrgenommen. Bei Nerkwitz unweit Jena fand er in einem Hügel ein von Steinplatten umsetztes und auch überdecktes Skelett in liegender Stellung. Über diesem Skelette war ein so starkes Feuer angefacht gewesen, daß die Kalksteinplatten ganz rotgebrannt waren. Das unter ihnen befindliche Skelett zeigte zwar die natürliche Reihenfolge seiner Knochen; die letzteren waren aber durch die Einwirkung des über ihnen angefachten Feuers gänzlich kalziniert. So weit ist die Wirkung des über dem Helmsdorfer Fürstengrabe angezündeten Feuers nicht gegangen, wie später gezeigt werden wird.

gesetzt worden war, sich nicht gewinnen ließ; doch war ich darauf bedacht, alle Scherben, auch die kleinsten, sorgfältig zu sammeln, um nachträglich einen Versuch zu ihrer Zusammensetzung zu machen. Nur so viel ließ sich sofort erkennen, daß das Gefäß eine ungewöhnliche Größe gehabt haben mußte; namentlich ließen die Krümmungsverhältnisse der Wandung auf einen sehr beträchtlichen Durchmesser schließen.

Nach Abtragung des südlichen Teils der Grabkammer erschien unter der ein natürliches Sparrenpaar bildenden Astgabel plötzlich ein schön behauener Gegenstand aus Eichenholz hinter zwei aus der Mitte des Kammerbodens in rechtem Winkel nach den Dachsparren verlaufenden Streben. Wie sich dann herausstellte, war das, was wir sahen, die Kopfseite der Totenlade. Fig. 2 auf Tafel III hat die Ansicht des Grabes, wie es nach Abräumung des südlichen Vorraums unmittelbar vor dem Kopfende der Lade sich darstellte, festgehalten.

Wenn nun auch weiterhin zunächst der Inhalt der Totenlade besichtigt und aufgenommen wurde und dann erst in mehrmaliger Besichtigung der Form und Herstellungsart der Lade Aufmerksamkeit geschenkt werden konnte, so dürfte es doch zweckmäßig sein, schon hier über die Lade, welche die Funde barg, das Nötige mitzuteilen. Mehrere Male bin ich zusammen mit Herrn Architekt Kutzke deshalb auf dem Paulsschachte gewesen, um die dort einstweilen geborgenen Trümmer dieses seltenen Fundes zu besichtigen und in wiederholter Erörterung eine klare Vorstellung von diesem wohl ältesten Erzeugnisse der Holzarbeiterkunst in Deutschland zu gewinnen. Das ist uns denn auch schließlich gelungen.

Den Boden dieser Totenlade[1]) bildete eine 2,05 m lange, 98 cm breite und 30 cm dicke Eichenbohle. Trotz ihrer Dicke war dieselbe infolge ihres Alters in mehrere Stücke zerfallen; ursprünglich aber war sie, wie der Augenschein erwies, ein einheitliches Stück gewesen. Die Langseiten dieser Bohle waren genau in demselben Winkel abgeschrägt, wie der war, den die beiden Dachflächen einschlossen. Schon daraus ergab sich, daß dies geschehen war, um einen dichteren Anschluß der Bedachung an die Langseiten der Lade zu ermöglichen und zugleich der ersteren einen festeren Halt zu verschaffen. Dieser

---

[1]) Ihre Trümmer sind zu erblicken auf Tafel VII, Fig. 1 und 2. Die Abbildung des nach den Fundstücken angefertigten Modells findet sich auf Tafel II, Fig. 15.

Boden nun war inmitten des Rechtecks bis zur Tiefe von 10 cm so ausgetieft, daß die Länge dieser Vertiefung im Lichten unten 167, oben 170 cm betrug, die Breite im Lichten aber 65 cm. In die beiden, in ursprünglicher Höhe von 30 cm belassenen Enden der Bohle war nun, nur je 1 cm von dem inneren Rande entfernt, je ein mit Beilen sorgsam glatt behauener Giebel, an dem noch die gleichmäßigen Beilhiebe sichtbar waren, in eine Nut eingezapft. Beide Giebel hatten eine Stärke von 4,2 cm und waren, von dem Zapfen abgesehen, 30 cm hoch, oder wenn die 10 cm betragende Vertiefung des Innern mitgerechnet wird, 40 cm. Der südliche Giebel — das Kopfende — stieg gerade empor; seine Oberkante bildete einen flachen Bogen. Der nördliche — das Fußende — hatte die gleiche Stärke und Höhe, war aber etwas muschelförmig nach innen eingebogen. Ob das Absicht gewesen war oder die Wirkung natürlicher Einflüsse, ließ sich mit Sicherheit nicht entscheiden, zumal von beiden Giebeln beträchtliche Stücke abgeplatzt waren. Als Seitenwände dienten glatt behauene Bretter von 6—7 cm Stärke und 22 cm Höhe.[1]) Sie waren nach genauer Untersuchung nicht etwa aus dem Baume, der den Boden geliefert hatte, nach Art der Wände eines Einbaums herausgearbeitet, auch nicht vermittelst einer Nut in die die Unterlage bildende Bohle eingezapft, sondern nach vorheriger Fertigstellung in engem Anschluß an den Boden auf diesen senkrecht aufgesetzt und hatten ihren festen Halt lediglich durch Verzapfung mit den Giebelwänden erhalten. Die südlichen Enden dieser die Seitenwände bildenden Bretter waren im Halbkreis sauber abgerundet und standen über die Giebelwände noch 14 cm hinaus. Die nördlichen Enden dagegen waren gerade abgeschlossen und traten auch erheblich kürzer hervor. Die Seitenwände waren infolge ihrer Vermorschung sämtlich zerbrochen, doch waren viele Stücke noch ziemlich gut — der Form nach — erhalten.

Eine Ansicht der Totenlade und ihrer Umgebung von Osten aus gewährt, wie ich schon bemerkt habe, Tafel VII, 1 und von Westen aus Tafel VII, 2. Deutlich tritt auf Tafel VII, Fig. 1 die nördliche Baumsäule und vor ihr der Rest des Fußgiebels hervor, dahinter aber der Bahneinschnitt. Auf Tafel VII, Fig. 2 sieht man besonders deutlich den Rest des Kopfgiebels der Totenlade und im Hintergrunde die Schieferhalde des Paulsschachtes.

[1]) Über die technischen Einzelheiten dieses vorgeschichtlichen Erzeugnisses der Zimmermannskunst wird sich Herr Architekt Kutzke unter Beigabe von Grundriß, Längsschnitt usw. in der in Hannover erscheinenden „Bauhütte“, auf die ich hierdurch verweise, noch besonders eingehend äußern.

Nach Klarstellung der Form habe ich von Herrn Tischlermeister Theodor Richardt in Eisleben eine Nachbildung der Totenlade in dem verkleinerten Maßstabe von annähernd 1 : 7 (genauer 1 : 6,80) herstellen lassen, welcher die Zeichnungen des Herrn Kutzke zugrunde liegen. Eine baldige genaue Nachbildung schien mir um so nötiger zu sein, als voraussichtlich die Trümmer des Vorbildes keinen langen Bestand haben werden. Das Modell ist auf Tafel II, Fig. 15 abgebildet.

Zur Untersuchung des Inhalts der Lade begab ich mich, nachdem der ganze Dachstuhl — natürlich nur stückweise, da die Sparren und Bohlen trotz größter Vorsicht in den Händen der Arbeiter zerbrachen — abgehoben worden war, auf die Ostseite der genau von Süden nach Norden gerichteten Lade. Falls eine Skelettbestattung vorlag, so war bei gestreckter Lage des Toten anzunehmen, daß sein Gesicht nach Norden gerichtet sein müßte, bei Hockerlage dagegen nach Osten. Die Untersuchung ergab in der Tat eine Skelettbestattung, wenn auch gewisse Teile des Skeletts fast völlig verschwunden waren und die noch vorhandenen eine graubräunliche Färbung hatten, als hätten sie längere Zeit im Rauch gelegen. Vom Schädel fanden sich nur noch einige ganz kleine Bruchstücke von der Größe eines Markstücks, und diese zeigten, obwohl sie nicht vom Feuer durchglüht waren, doch Spuren einer Ansengung. Von dem Gebiß, insonderheit von den Zähnen, fand sich ebenfalls kein Überbleibsel. Doch ist möglich, daß einige Zähne mit anschließenden Stückchen des Kiefers, deren Fundstelle ich nicht mehr sicher im Gedächtnis habe, die aber dem Hügel entnommen sind, von dem Einlieger der Lade herrühren. Die noch ziemlich gut erhaltene Wirbelsäule hatte durchweg eine schwärzlichgraue Färbung, als wäre sie geräuchert worden, und dieselbe Erscheinung trat auch an den übrigen erhaltenen Teilen des Skeletts hervor.

Übrigens hatten die Wirbel des Helmsdorfer Fürstenskeletts eine solche schräge Lage, daß die Folgerung unabweisbar war, der Tote müsse als liegender Hocker unter mäßiger Anziehung der Knie mit dem Gesicht nach Osten bestattet worden sein. Nach dem Urteil des Herrn Dr. med. Hetzold aus Eisleben, welcher, wie schon erwähnt, der Ausgrabung beiwohnte, waren die Knochenreste die eines erwachsenen Mannes. Sie waren von leichter, lockerer Asche oder aschiger Erde bedeckt, welche den ganzen Inhalt der Lade überzog. Offenbar war diese von dem über dem Giebel angezündeten Feuer herrührende und mit Erde vermischte Asche aus der über dem Holzdache wahrgenommenen Aschenschicht in das Innere des Holzbaues

eingedrungen, nachdem das Dach unter der Wucht der über ihm aufgehäuften Stein- und Erdlast teilweise eingedrückt worden war.

In der Gegend, wo nach Ausweis der Rückenwirbellage die Brust des Toten gelegen haben mußte, und zwar unmittelbar vor derselben, fand ich nun dicht beisammen und schnell nacheinander mehrere von Aschenflocken und feiner, aschiger Erde überdeckte Gegenstände. Es waren folgende:

1. ein Hammer aus gelbbräunlichem, stellenweise dunkel gefärbtem Diorit von 12 cm Länge, 4 cm Dicke und — über das kreisrunde, vorzüglich gleichmäßig gebohrte Loch gemessen — 6,3 cm Breite. Alle Seiten sind glatt geschliffen. Der Nacken erweckt beim ersten Anblick den Anschein kreisförmiger Abrundung, ist aber doch fast 2 cm weit gerade abgeplattet. Die Schneide ist nur wenig gekrümmt; sie verläuft mit der Lochachse parallel. Der Querschnitt ist durchaus rechteckig. Das fast genau in der Mitte befindliche Loch hat einen Durchmesser von 3 cm. Das Gewicht des Hammers beträgt etwas über 500 gr.[1]) Diesen Hammer, der die Gestalt der Steinäxte hat, wie sie aus megalithischen Gräbern gehoben sind, hat sich der Geschenkgeber, Herr v. Krosigk, zum Andenken zurückbehalten.

2. ein stark von Grünspan zerfressenes Flachbeil aus Bronze,[2]) welches anscheinend keine oder nur ganz niedrige Randleisten gehabt hat, mit langem, oben abgerundetem Schaft und kreisbogenförmiger Schneide. Die Gesamtlänge beträgt 15,5 cm, die Breite des Schaftes durchschnittlich 2, die der Schneide 5,25 cm; die Dicke geht an den stärksten Stellen über 1 cm nicht erheblich hinaus. Das Beil war von dem Roste so stark zerfressen, daß sich bei seiner Aufnahme Wolken von Grünspan loslösten, eine Erscheinung, die ganz in derselben Weise auch bei den anderen Fundstücken aus demselben Metall hervortrat. Infolge dieser Auflösung war die die Sachen flach bedeckende aschige Erde stark mit solchem blaugrünen Pulver, doch auch mit kleinen, zum Teil noch die Größe von Erbsen oder kleinen Bohnen erreichenden blaugrünen, mürben Metallresten durchmengt, die zum Teil von gänzlich zerfallenen bronzenen oder auch kupfernen Nadeln oder Perlen herrühren mögen. Eigentümlich berührte die Wahrnehmung, daß der Beilkörper an mehreren Stellen derart aufgesprungen oder zerrissen ist, daß man denken könnte, er wäre aus dünnen Platten zusammengeschmiedet worden. Namentlich scheinen sich die Schmalseiten wie

---

[1]) Dieser Hammer ist auf Tafel II, Fig. 7 abgebildet.

[2]) Tafel II, Fig. 8.

Platten von dem Hauptkörper loslösen zu wollen. Dieselbe Eigentümlichkeit ließ sich auch an dem demnächst zu beschreibenden Gegenstande wahrnehmen. Dieser war

3. ein flacher, dreieckiger, durch die Oxydation ebenfalls blaugrün gefärbter Gegenstand aus Bronze von 8,4 cm Länge, 5 cm größter Breite und 1,5 cm größter Dicke. Nach dieser Gestalt kann man in diesem Gegenstande wohl nur einen kleinen dreieckigen Dolch[1]) ältester Form ohne Griffzunge erblicken. Die vorauszusetzenden Nietlöcher an der Griffseite waren nicht zu entdecken, sind aber wohl nur durch das Oxyd überwuchert. Das war um so eher möglich, als nach S. Müller die Nieten der älteren Bronzezeit keinen Kopf haben, sondern einem an beiden Enden anschwellenden Pflock gleichen.[2]) Auffällig ist auch hier, daß das Metall an der einen Schmalseite gleichsam aufgeplatzt ist, als hätten sich zwei aufeinander gelegte oder zusammengelegte Blätter von gleicher Gestalt infolge äußerer Einflüsse an dieser Stelle unter ösenförmiger Ausbauchung voneinander getrennt. Bestand aber der vermeintliche Dolch nur aus einem Metallblatt, so müßte man an zwei gleich große, genau aufeinander gelegte und nachträglich zusammengerostete Dolche denken, was aber schon aus dem Grunde unwahrscheinlich ist, weil sich die Seiten beider zu genau decken.

4. ein vierkantiger Gegenstand aus Bronze[3]) mit geradem, aber beschädigtem Nacken, abgerundeter Schneide und stark vom Roste gleichsam abgefressenen Kanten, auch derselben blaugrünen Färbung, wie die beiden vorbeschriebenen Geräte. Länge 15, Breite 1,5—2,5, Dicke 1 cm. Ob dieser Gegenstand etwa als Bohrer angesprochen werden kann, ist mir zweifelhaft, denn der Querschnitt bildet ein Rechteck, und das Gerät verjüngt sich nach der Schneide zu. Erwähnt mag noch werden, daß eine eingetiefte Linie, die man als Zierlinie ansehen kann, die Ränder der Breitseiten begleitet.

Das Wahrscheinlichste ist mir aber nach wiederholter Betrachtung, daß auch dieser Gegenstand ein Dolch ist, da er sich nach der Spitze zu verjüngt und die beiden Schneidenteile nur abgebrochen oder hinweggerostet zu sein scheinen. Dazu kommt, daß am oberen, breiteren Ende oberhalb des der Probe halber eingebohrten Loches eine Krümmung sichtbar wird, welche der Rest einer halbkreisförmigen Grifffassung zu sein scheint.

---

[1]) Tafel II, No. 10.

[2]) Die nordische Bronzezeit usw. Aus dem Dänischen von J. Mestorf. Jena, Costenoble, 1878, S. 9.

[3]) Tafel II, Fig. 9.

Alle diese Gegenstände lagen dicht nebeneinander, vor der Brust oder der Gürtelgegend, in deren nächster Nähe. Um aber nichts, was von Bedeutung sein könnte, unerwähnt zu lassen, will ich doch noch bemerken, daß es, obwohl die Lade selbst in keiner Weise vom Feuer beschädigt ist, den Anschein hatte, als ob alle drei Bronzen, weil sie stellenweise auseinander blättern und diese abgeblätterten Stellen wie totgebrannt aussehen, im Feuer gelegen hätten, ehe sie in die Lade gelegt worden sind. Doch dies ist nach dem Urteil des Herrn Kupferschmiedemeisters Zschiesche in Eisleben, den ich darum befragte, nicht der Fall. Er erklärte, daß hier einfach ein Ergebnis der Zersetzung vorliege. Natürlich erschien es mir wichtig, festzustellen, aus welchem Metall, ob aus Kupfer oder aus Bronze, die Sachen angefertigt waren. An Ort und Stelle ließ sich das nicht feststellen, sondern erst nachträglich durch chemische Analyse. Um die Antwort auf diese Frage sofort zu geben, teile ich hier vorgreifend das Ergebnis der zu diesem Zwecke angestellten Untersuchung mit. Schon in den nächsten Tagen übergab ich dem gewerkschaftlichen Hütteninspektor Herrn H. Koch in Eisleben zunächst eine Probe des in blaugrünes Pulver verwandelten Metalls mit der Bitte, es auf seine Bestandteile untersuchen zu lassen. Herr Koch kam auch meiner Bitte in liebenswürdiger Bereitwilligkeit nach, übergab die Probe Herrn Probierer Boge zur Untersuchung und teilte mir am 13. März 1907 das Ergebnis in folgendem Wortlaute mit:

„Der grüne Beschlag enthält 22% Kupfer (= 40% CuO) und ca. 10% phosphorsauren Kalk.[1]) Qualitativ nachzuweisen: Schwefelsäure, Chlor, wenig Kieselsäure. Kohlensäure fehlt. Das grüne Salz ist also kein Karbonat, wie ursprünglich vermutet wurde, sondern ein Gemenge von Phosphaten, basischen Sulphaten und Chloriden des Kupfers. Zinn ist nicht vorhanden."

Da Herr Koch sich erbot, nun auch den festen Metallkern selbst auf seinen Zinngehalt zu prüfen, so machte ich von diesem gütigen Anerbieten im Interesse klarer Erkenntnis um so unbedenklicher Gebrauch, als etwa vorhanden gewesene Zierlinien oder feinere Eigentümlichkeiten infolge der völligen Auflösung bezw. Verdeckung der Oberschicht ohnehin verschwunden waren. Der Bericht des Herrn Koch über diese weitere Untersuchung lautete wie folgt:

---

[1]) Das Vorhandensein des phosphorsauren Kalkes dürfte sich wohl aus der Zersetzung des nahe dabei gelegenen Leichnams erklären.

„Bei dem dolchförmigen Körper[1]) kommt nach Abtragung der einige mm starken grünen Oxydationskruste ein fester Kern mit Metallglanz und messinggelber Farbe zum Vorschein. Die mittels Bohrer aus dieser rein metallischen Substanz gezogene Probe enthält:

86,61 % Kupfer
12,53 % Zinn.

Eine ähnliche Zusammensetzung zeigt der erhaltene metallische Kern des Flachbeils, nämlich:

87,98 % Kupfer
11,69 % Zinn.

Die grüne Inkrustation dieser Bronzegegenstände ist kein Karbonat (also nicht Patina und nicht Grünspan), sondern, wie das früher untersuchte grüne Pulver (vgl. den Bericht vom 13. März cr.) im wesentlichen ein Phosphat des Kupfers von ähnlicher Zusammensetzung, wie das bekannte Minoral, Phosphorchalcit oder Pseudomalachit.

Sehr im Gegensatze zu dem früheren Untersuchungsresultate findet sich aber hier beim Kupfer auch Zinn, und zwar fast in dem nämlichen Verhältnis, wie in der unterliegenden Bronze. Die quantitative Untersuchung der Kruste ergibt:

48,6 % Kupfer
ca. 7,0 % Zinn.

Qualitativ: Sehr starke Reaktionen auf Phosphorsäure; wenig Schwefelsäure und Chlor, Wasser.

Die früher untersuchte Masse war aber auch nicht direkt von dem Metall losgelöst worden, wie bei der neuerlichen Analyse, wo Kern und Kruste untrennbar zusammengehören. Das grüne Pulver wurde seinerzeit auf der Aschenunterlage gesammelt, so daß sein Ursprungsort zweifelhaft war. Es kann von der Oxydation reiner Kupfergegenstände herrühren, wie bei dem gänzlichen Mangel an Zinn wohl zu vermuten ist.[2])

Von großem Interesse ist der Umstand, daß in allen diesen grün gefärbten Oxydationsprodukten die sonst überall vorhandene Kohlensäure vollständig fehlt, eine überraschende Tatsache, da man meist geneigt ist, diese Verwitterungskrusten ohne weitere chemische Prüfung als basisch kohlensaures Kohlenoxyd anzusprechen, während sie in

---

[1]) Es ist Fig. 9 auf Tafel II gemeint.

[2]) Schon oben ist die Möglichkeit von mir angedeutet worden, daß die in ziemlich großer Zahl vorgefundenen blaugrünen, zum Teil noch erbsen- oder bohnengroßen, aber zum sofortigen Zerfall geneigten Brocken Kupferperlen gewesen sind.

Wahrheit Verbindungen des Kupferoxyds mit Phosphorsäure sind, welche letztere aus dem Verwesungsprozesse herrührt."

Dieses Ergebnis steht in Widerspruch mit der Altersbestimmung anderer Fundstücke aus diesem Grabe, die zu der Behauptung nötigen, daß sie der allerersten Periode der Bronzezeit angehören, während Montelius (S. 121) — und im allgemeinen wohl mit Recht — der Ansicht ist, daß Bronzefunde mit 10% Zinn — und der Helmsdorfer hat sogar noch mehr Zinn — nicht älter sein könnten als die allerletzte Zeit der ersten Periode des Bronzealters. Wäre dies ein allgemein gültiges Gesetz und wären jene anderen Funde nicht vorhanden, so könnte man die Anlage des Grabhügels erst in die Zeit um 1500 v. Chr. setzen. Jedoch der Widerspruch wird sich lösen lassen.

Die wertvollste Mitgift des Toten waren folgende Sachen aus bestem Feingold,[1] welche auf der Brust des Toten oder vor derselben ihren Platz gehabt haben müssen, da sie auf einem Raume von kaum mehr als einer Spanne Durchmesser dicht beieinander lagen. Es waren folgende:

5. ein massiver goldener Armring[2] von 7,6 cm Längen- und 6,3 cm Breitendurchmesser der Krümmung. Die Stärke bewegt sich zwischen 8 und 6 mm; das Gewicht beträgt 128,3 Gramm. (Herr Goldarbeiter. Alfred Wiese in Eisleben hat die Güte gehabt, das Gewicht der goldenen Fundstücke festzustellen.) Der Ring ist völlig glatt, frei von jeder Verzierung und nicht geschlossen. Die verjüngten, mit kleiner, etwas wulstiger Platte abschließenden Enden (von manchen als „Stempelenden" bezeichnet) sind aber nur 3 mm voneinander entfernt.[3] Besondere Beachtung verdient der Umstand, daß sich auf der Oberfläche des hellblitzenden Ringes hier und da braunrötliche Flecken zeigen, welche wie ein durchsichtiger, nur schwach wahr-

---

[1]) Sie sind sämtlich auf Tafel VI abgebildet.

[2]) Tafel VI, Fig. 1.

[3]) Dieser Ring gleicht durchaus dem von mir in den Mansf. Blättern XV, S. 246, beschriebenen und auf Tafel II abgebildeten glatten, massiven Armringe aus zinnlosem Kupfer (98,45%) aus einer Bestattung der ältesten Bronzezeit in der Flur Unterrißdorf bei Eisleben. Diesem Armringe waren noch drei Ösenhalsringe, ferner zwei „cyprische" Schleifennadeln und eine Scheibennadel aus reinem oder nur wenig gemischtem Kupfer beigegeben. Genau so, nur mit etwas weiterem Abstand der gestauchten Enden, ist auch der Bronzering aus dem der älteren Bronzezeit angehörigen Depotfunde von Dieskau geformt, welchen Förtsch in der Jahresschrift für Vorgesch. IV, Tafel II, Fig. 3, abgebildet hat. Kossinna (a. a. O. S. 189) sieht in dieser Ringform einen bis nach Ostthüringen vorgedrungenen ostdeutschen Typus.

nehmbarer Schleier den blitzenden Untergrund bedecken. Über die Ursache dieser Erscheinung soll weiterhin etwas bemerkt werden.

6. und 7. zwei massive goldene Hängespiralen[1]) aus starkem, birnenförmig gebogenem, an den Enden stark verdicktem, angelhakenförmig gekrümmtem und zugespitztem Golddraht, die eine 10,1, die andere 10 gr. schwer, die ich wegen ihrer völlig gleichen Bildung beim ersten Anblick für Ohrringe zu halten geneigt war. Da aber der Draht selbst an der dünnsten Stelle noch über 2 mm, an den stärksten Stellen aber 5 mm stark ist, und da die beiden Gegenstände nicht in der Nähe des Kopfes lagen, überdies auch die Reste des Skeletts auf einen männlichen Insassen deuteten, so kam ich alsbald auf den Gedanken, es könnten Anhänger sein, die zusammen mit Kupfer- oder Bronzeperlen und anderen Schmuckstücken, auf eine Schnur gereiht, als Brustschmuck getragen sein könnten. Von einer anderen Deutung ihres Zweckes wird später noch die Rede sein.

8. ein 1,9 cm langes und 5—6 mm hohes Spiralröllchen aus feinem, nur etwa 1 mm starkem Golddraht mit 14 Windungen. Das Gewicht beträgt 2,7 gr.[2])

Nach P. Reinecke[3]) sind solche Bronzedrahtrollen als Trennungsglieder (von Perlen oder sonstigen auf eine Schnur aufgereihten Schmuckstücken) verwendet worden; nach Sophus Müller[4]) aber bediente man sich der Golddrahtspiralen in der älteren Bronzezeit als Zahlungsmittels. Er nimmt an, daß sie aus Ungarn und Siebenbürgen stammen und einen Handelsverkehr des Nordens mit diesen Ländern bekunden.

Andere Anhänger aus vergänglicherem Stoff, namentlich Perlen aus Kupfer oder Bronze, scheinen, wie ich schon andeutete, auch vorhanden gewesen zu sein. Da die schon beschriebenen, viel massigeren Waffen und Geräte aus Bronze einen hohen Grad der Auflösung erreicht haben, so kann es nicht befremden, wenn sich Perlen, Nadeln oder andere kleine Schmuckstücke aus derselben Legierung in Pulver oder formlose Reste verwandelt haben. Nur das lautere Gold hat sich unversehrt in blitzendem Glanze erhalten.

Von besonderer Wichtigkeit sind zwei von mir bei den eben beschriebenen Goldsachen gefundene Säbelnadeln, die sich voneinander

---

[1]) Siehe Tafel VI, Fig. 4 und 5.

[2]) Tafel VI, Fig. 6.

[3]) Altbayerische Monatsschrift, Jahrg. 5, S. 116a.

[4]) S. Müller, Nordische Altertumskunde. Straßburg, 1896. I, S. 225. Abb. 118.

wesentlich unterscheiden, obwohl sie den Stoff und die säbelförmig gekrümmte Spitze miteinander gemein haben. Ich beginne unter Fortführung der bisherigen Zahlenreihe mit der Beschreibung der größeren.

9. Eine 9,6 cm lange, an dem achtflächigen Halse 4 mm starke, unten aber (also an der Spitze) runde Säbelnadel aus Gold[1]) mit einem aus drei sich überkragenden Scheiben bestehenden Kopfe. Auf der obersten dieser Scheiben ist eine 5 mm hohe Öse von der Form eines Paralleltrapezes eingenietet. Zwischen der wagerechten Firstlinie dieser Öse und dem ebenfalls ein Paralleltrapez bildenden Loche zieht sich eine mäßig eingetiefte parallele Linie als Verzierung hin. Der 2,3 cm lange, achtflächige Hals ist mit sorgfältig eingepunzten Tannenwedel- oder Fischgrätenlinien verziert, welche sich in tadelloser Unversehrtheit erhalten haben. Eine feine, alle acht Flächen an ihrem unteren Ende begrenzende, wagerechte Linie, längs welcher, der Zahl dieser Flächen entsprechend, acht kleine, dicht angeschlossene Dreiecke mit nach unten gekehrter Spitze eingestanzt sind, scheidet den vielkantigen Hals von dem als Rundstab verlaufenden und ziemlich stark gekrümmten Unterteil. Der aus drei glatten Scheiben zusammengesetzte Kopf hat auf der obersten, deren Rand ebenfalls durch eine Fischgrätenstrichelung verziert ist, einen Durchmesser von 7 mm. Das Gewicht der Nadel beträgt 17 gr.

Nach dieser Beschreibung werden Kenner sofort wissen, daß diese Nadel dem sogenannten Aunjetitzer Typus angehört und den beiden im großen Leubinger Hügel bei Sömmerda gefundenen goldenen Säbelnadeln mit Öse fast vollständig gleicht.[2]) Nur wird bei jenen die Öse einfach durch einen runden, halbkreisförmigen Stab gebildet, während sie an der Helmsdorfer Nadel eckig ist. Auch fehlt die das Fischgrätenmuster unten abschließende, wagerechte Linie als Basis der mit dem Scheitel nach unten weisenden Dreiecke. Dieses Dreiecks- oder Winkelornament kommt übrigens nicht nur auf den Leubinger Goldnadeln, sondern auch auf einem goldenen Armringe von Stokkerup auf Seeland[3]) vor, wie auch das Fischgrätenmuster auf der Mitte einer im Torfmoor Gallemose bei Lindbjerg unweit Randers in Jütland gefundenen Bronzeaxt mit niederer Randleiste eingepunzt ist.[4]) Doch

---

[1]) Tafel VI, Fig. 3.

[2]) Vgl. die Abbildung bei Montelius, Chronol. der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland etc., Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1900, S. 63, Fig. 178.

[3]) Montelius a. a. O. Fig. 204 auf S. 79.

[4]) Ebenda S. 52, Fig. 145.

auch auf den Breitseiten einer Bronzeaxt von Selchaustal auf Seeland kehren schraffierte Dreiecke zusammen mit dem Fischgrätenmuster wieder; desgleichen finden sich solche Dreiecke auf der Breitseite einer Bronzeaxt mit niedrigen Rändern aus Store Heddinge auf Seeland.[1])

Dergleichen Säbelnadeln vom Aunjetitzer Typus sind bisher an folgenden Orten im östlichen Thüringen — und zwar fast ausschließlich aus Gräbern — gehoben worden:[2])

eine goldene aus der Gegend von Magdeburg;

eine bronzene aus der Flur Hergisdorf im Mansfelder Gebirgskreise;

eine goldene aus dem großen Galgenhügel bei Helmsdorf;

eine bronzene aus Klein-Corbetha bei Merseburg;

eine bronzene aus Spergau im Kreise Merseburg;

zwei bronzene aus der Flur Tröbsdorf a. d. Unstrut im Kreise Querfurt (Steinkisten-Gräber am Cortale und in der Lehmgrube);

eine bronzene aus der Weichau bei Naumburg a. d. S.;

eine bronzene aus der Flur Thierschneck bei Camburg a. d. Saale;

eine bronzene aus dem Bebraer Forst bei Sondershausen;

zwei goldene aus dem Leubinger Hügel bei Leubingen im Kreise Eckartsberga.

Vier von diesen zwölf Nadeln (Hergisdorf, Tröbsdorf a und b, Helmsdorf) sind von mir ausgegraben bezw. durch mich bekanntgegeben worden. Von weiteren fünf Aunjetitzer Nadeln, die unweit von Weimar bei Mellingen gefunden wurden und erst während des Druckes dieser Abhandlung zu meiner Kenntnis gelangt sind, wird später bei Erwähnung mehrerer bisher unbekannten Goldfunde die Rede sein. Achtet man auf die Lage dieser Fundorte, so ergibt sich, daß das Verbreitungsgebiet der Aunjetitzer Nadeln in Thüringen, soviel bis jetzt zu ersehen, ein ziemlich eng beschränktes ist. Es liegt (von Ost nach West bestimmt) zwischen der Saale und dem Meridian von Sondershausen, von Nord nach Süd aber zwischen Magdeburg a. d. Elbe und Leubingen unfern der mittleren Unstrut. Alle Forscher stimmen darin überein, daß diese Nadeln der ältesten Bronzezeit angehören. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Metallnadeln dieser Form offenbar Nachbildungen der ebenso geformten Nadeln aus Bein

---

[1]) Montelius, Fig. 153 auf S. 54.

[2]) Ebenda S. 98, Anm. 2 und Fig. 178 u. 184. Kossinna, Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet. Berlin, Gebr. Unger, 1902; S. 201 u. 202.

sind, welche nur in dänischen Ganggräbern vorkommen und keineswegs schon dem Ende des Steinalters, sondern einer ihm vorangehenden Periode angehören.[1])

Was nun die Verwendung der Nadeln von der vorher beschriebenen Form anbelangt, so hielt Klopfleisch sie für Haarnadeln. Ich dagegen bin geneigt, die im Helmsdorfer Fürstengrabe gefundene für eine Gewandnadel zu halten, weil sie in der Gegend lag, wo die Brust oder Schulter des Toten gelegen haben muß.

10. Die zweite dem Toten mitgegebene Säbelnadel[2]) von 8,5 cm Länge und 3 mm größter Dicke ist weniger stark gekrümmt als die vorige. Auch sie hat eine Öse, aber eine ganz einfache, ähnlich derjenigen der Nadeln mit gerolltem Kopfe. Ihre Eigentümlichkeit besteht in zwei unmittelbar unter der Öse an den Nadelschaft angesetzten, mit diesem zusammen eine Kreuzform bildenden Flügeln von je 6 mm Länge und 4 mm Breite, welche an ihren Enden abgerundet und auf der einen Seite flach gewölbt, auf der anderen aber eben sind. Diese beiden Kreuzquerbalken haben zusammen mit dem zwischen ihnen befindlichen Nadelschafte eine Länge von 1,6 cm. Das Gewicht dieser Nadel beträgt 8,8 gr. Eine Nadel von gleicher Bildung scheint bisher nicht gefunden worden zu sein.

Doch hat Reinecke auf einige „in der Paar" bei Stätzling an der Ach, einem rechten Nebenflusse des Lech (Bez.-Amt Friedeberg), gefundene Nadeln aufmerksam gemacht,[3]) von denen eine außer einem gerollten Kopfe auch noch zwei abgerundete Fortsätze unterhalb der Rolle an beiden Seiten des Schaftes hat, so daß man sie ebenfalls als eine Kreuznadel bezeichen kann. Wenn ferner K. Lüdemann[4]) in den der Latènezeit angehörigen Urnenfeldern von Kricheldorf im Kreise Salzwedel „zwei große, gekrümmte Bronzenadeln mit großem, kreuzförmigem Zierstück am Kopfende" gefunden hat, die Höfer (Jahresschrift f. Vorgesch. III, S. 140) mit Recht in dieser Umgebung merkwürdig findet, so wird man wohl annehmen dürfen, daß sie nur zufällig sich in dieser Umgebung befinden, daß sie also von einer Bestattung der frühesten Bronzezeit herrühren werden. Außerdem

---

[1]) Montelius, S. 116 u. 119.

[2]) Tafel VI, Fig. 2.

[3]) Reinecke, Beiträge zur Kenntnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas. (Mitteilungen der anthropolog. Gesellschaft in Wien, XXXII. Bd., S. 114, mit Abbild. No. 85 auf S. 115.)

[4]) Lüdemann, Archiv für Anthropologie, N. F. Band I, Heft 4. Braunschweig 1904. S. 236 ff.

berichtet auch Beltz[1]) von einer Bandfibel mit Kreuzbalkennadel, die er als eine mecklenburgische Eigentümlichkeit ansieht.

Diese zweite Nadel war mir sofort auffällig wegen ihrer bräunlichen, fast kupferfarbigen Haut, deren dunkler Ton namentlich an und unter dem Kopfe und besonders auf den Kreuzarmen hervortritt, während das spitze Ende offenbaren Goldglanz hat. Trotz ihrer kupferähnlichen Färbung konnte aber kaum an eine Kupferlegierung oder an Kupfer gedacht werden, weil in diesem Fall, wie bei den übrigen Bronzesachen, sich Kupferoxyd hätte zeigen müssen. Ich ließ, um völlig sicher zu gehen, beide Nadeln von dem bereits erwähnten Herrn Wiese untersuchen, und da stellte sich bald heraus, daß trotz der etwas abweichenden Farbe der Proben die kleinere Nadel ebenfalls von Gold war. Als ich dann mit Herrn Bergdirektor Geipel über diese auffallende Erscheinung und deren mögliche Ursache sprach, erklärte er, die abweichende Färbung werde durch elektrolytische Einflüsse der in der Nähe gelegenen kupfernen oder kupferhaltigen Beigaben herbeigeführt sein. Auf diese Weise würde sich wohl auch der braunrötliche, stellenweise schwach wahrnehmbare Anhauch auf dem massiv goldenen Armringe erklären lassen.

Nun ist gerade die erste Periode der ältesten Bronzezeit diejenige, in welcher Goldfunde in Norddeutschland nicht allzu selten sind, in Dänemark dagegen und noch mehr in Schweden nach Montelius (S. 71) aus dieser Zeit sehr selten. Aus Norwegen ist bis jetzt gar keiner bekannt geworden. Aus der ersten Periode kennt man nur drei in Seeland und Fünen gefundene Goldgeschmeide, nämlich ein geripptes goldenes Armband von Stokkerup auf Seeland,[2]) einen diademartigen Halsschmuck von Goldblech von Grevinge auf Seeland[3]) und einen anderen dergleichen von Skovshöierup auf Fünen.[4])

Die größten Goldfunde der ersten Periode der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland sind bei Merseburg und Leubingen gemacht worden. Nordöstlich von Merseburg fand man nämlich im Jahre 1874 beim Drainieren folgende Goldsachen:[5]) 1. eine massive Axt mit halbkreisförmiger Schneide, ganz niedrigen Seitenrändern und Aus-

[1]) Jahrbuch des Vereins für mecklenburgische Geschichte XLVII, S. 85. Schwerin, 1902.

[2]) Montelius, S. 79, Fig. 204.

[3]) Ebenda S. 79, Fig. 202.

[4]) Ebenda Fig. 203.

[5]) Ebenda S. 70.

schnitt am Bahnende; 2. zwei massive Armbänder, die an der Außenseite mit sehr stark hervortretenden Längsrippen versehen waren; 3. einen massiven Armring, ganz gleich dem im Leubinger Hügelgrabe gefundenen, im Gesamtgewicht von 605 gr, und endlich noch 4. einen 30,9 gr schweren, nicht ganz geschlossenen, aus einem runden, glatten Stabe gebildeten und mit ösenartigen Enden versehenen Reif aus Elektron, d. h. aus einem etwas goldhaltigen Silber.[1]) Aus dem Leubinger Hügel dagegen wurden folgende Goldsachen zutage gefördert: 1. ein massiver, offener, an der Innenseite glatter Armring mit drei quergefurchten und zwei glatten Längsrippen und verdickten Enden, ganz gleich dem bei Merseburg gefundenen Armringe; 2. zwei Säbelnadeln (Aunjetitzer Typus); 3. zwei kleine Spiralringe mit „Noppe" und 4. eine kleine Spirale aus einfachem Draht.[2]) Auch bei Goseck unweit der Saale wurde auf dem Kuhtanze (Montelius S. 62 hat diesen Namen in Kuhdamm entstellt) ein kleiner Spiralring aus doppeltem Golddraht mit Noppen gefunden, dessen Enden zugespitzt waren.[3]) Eine ähnliche goldene Spirale von ebendort hat auch Förtsch besprochen und abgebildet.[4]) Ferner erwähnt Kossinna noch eine von Montelius (S. 77 Anm. 6) angeführte goldene Aunjetitzer Ösennadel aus der Umgegend von Magdeburg,[5]) welche sich als No. II, 5937 im Berliner Museum für Völkerkunde befindet.

Außer den bereits beschriebenen Goldfunden in der Nähe der unteren und mittleren Saale sind inzwischen noch folgende zu meiner Kenntnis gekommen.

Erstens ein goldener Armreif, gefunden bei Schneidlingen, dessen Fundumstände mir aber unbekannt sind. Über diese und den Ring selbst wird aber bald Näheres bekannt werden, da Herr Dr. H. Hahne eine Publikation darüber vorbereitet. Nur so viel sei nach Ausweis einer im Provinzialmuseum zu Halle befindlichen Photographie bemerkt, daß der innere Längendurchmesser etwa 8 cm, der innere Breitendurchmesser 5 cm und das Gewicht gegen 200 gr

---

[1]) Olshausen, Verhandlungen der Berliner Anthropolog. Gesellsch. 1886, S. 470. — A. Götze im Globus Bd. 71 No. 14. Die Sachen befinden sich im Museum für Völkerkunde in Berlin und sind abgebildet bei Montelius, S. 42, Fig. 105—108.

[2]) Abgebildet bei Montelius, Fig. 178 u. 179 auf S. 63.

[3]) Olshausen a. a. O. 1890, S. 282.

[4]) Förtsch, Bronzezeitliche Gräber von Goseck (in der Jahreschrift f. Vorgesch. der sächs.-thür. Länder I, S. 67 und Tafel VIII, Fig. 6).

[5]) Kossinna a. a. O. 1902, S. 201.

beträgt. Er ist kunstvoll verziert und übertrifft in dieser Hinsicht nicht nur den ganz einfach gehaltenen Helmsdorfer Goldreif, sondern auch die Goldreife von Leubingen und Merseburg ganz erheblich. Die stempelartigen Enden gleichen in auffallender Weise den Köpfen der Aunjetitzer Säbelnadeln von Leubingen und Helmsdorf. Damit ist wohl auch die Zeit, welcher der Fund angehört, bestimmt.

Ferner ist nach gütiger Mitteilung des Herrn Kustos Möller in Weimar in dem großen Nienstedter Hügel bei Sangerhausen, den Professor Dr. Klopfleisch vor etwa 20 Jahren ausgegraben hat, über den aber bisher nichts Näheres bekannt geworden ist, nachträglich doch ein Goldfund gemacht worden, wie ja nach der ganzen Anlage des dortigen Grabbaues zu vermuten war, der zugleich den Beweis liefert, daß die dortige Ausgrabung, offenbar in Ermangelung zureichender Hilfskräfte, keine sorgfältige gewesen ist. Ein alter Lehrer aus einem dem Nienstedter „Riesenhügel“ nahegelegenen Orte hat nämlich bei Durchsuchung der Grabstelle daselbst einen goldenen Spiralring von 5—6 Windungen und etwa 20 mm äußerem Durchmesser gefunden, der den Augen Klopfleischs entgangen war. Vermutlich sind auch noch andere Schmucksachen aus Gold in die Hände eines der in Menge herbeigeeilten Zuschauer oder eines Zwielichtspürers geraten, über deren Verbleib nichts bekannt geworden ist.

Ein dritter, bisher ebenfalls noch nicht veröffentlichter Goldfund ist nach Mitteilung desselben Gewährsmannes in der Flur von Mellingen a. d. Ilm (südlich von Weimar) gemacht worden, den Herr Möller später genauer beschreiben wird, über den ich aber schon jetzt mit gütiger Erlaubnis des Herrn Möller folgendes mitzuteilen in der Lage bin.

Im Jahre 1906 wurden in der Flur Mellingen mehrere Flachgräber mit Steinpackungen aufgedeckt. Die Leichen lagen auf dem den Untergrund bildenden Kies und waren von einem regellosen Steinhaufen überdeckt. Herr Möller hat in dem städtischen naturhistorischen Museum in Weimar die Ausbeute von dreien dieser Gräber geborgen, die alle derselben Kulturperiode angehören.

Das erste Grab enthielt eine Nadel des Aunjetitzer Typus aus einer hellaussehenden, elektronähnlichen Legierung mit runder, bandförmiger Öse und einen verloren gegangenen Gegenstand aus Bronze von 12—13 cm Länge, den die Finder wegen seiner Dünne für eine Messer- oder Dolchklinge hielten; sie war so stark zersetzt, daß sie ihnen unter den Händen zerfiel.

In dem zweiten Grabe wurde eine noch gut erhaltene Dolchklinge von 13,8 cm Länge, 3,6 cm Breite und nur 6 mm Dicke gefunden. Sie zeigt einen flach erhöhten Mittelgrat und einen anscheinend vieleckigen, ursprünglich aber wohl halbkreisförmigen Griffteil, in welchem noch drei Bronzeniete sitzen. Daneben lagen zwei große Aunjetitzer Nadeln mit bandförmiger, aber nach außen abgerundeter Öse, 5 mm stark und 4,25 mm breit. Die oberste Kopfscheibe hat einen Durchmesser von 13 mm. Die Länge beträgt 13,7, die Stärke 0,5 cm. Abweichend von der sonst bei diesen Nadeln beobachteten Form verlaufen beide Nadeln völlig gerade, so daß man sie beim ersten Anblick für starke Drahtstifte halten könnte. Im Innern des noch ziemlich gut erhaltenen Schädels fand Herr Möller beim Reinigen desselben einen goldenen (vermutlich durch einen Nager dahin verschleppten) Noppenring, dessen Windungen an dem einen Ende die bekannte Schlinge bilden, am anderen aber spitz auslaufen. Der äußere Durchmesser hat 19 mm Länge, das Gewicht beträgt 5 Gramm. Der Schädel zeigt auffallend starke Augenbrauenwulste und eine merkwürdig hoch angesetzte, fast wagerecht von der Vertikallinie abstehende Nasenwurzel.

In dem dritten Grabe wurden zwei stark gekrümmte Aunjetitzer Säbelnadeln aus Bronze gefunden. Die Öse der einen ist rund, aber (anscheinend infolge eines Druckes) verschoben; die der andern läuft spitz zu, doch ist der Ausschnitt halbkreisförmig. Beide Nadeln sind 3,5 mm stark; die Länge der einen beträgt 9,1, die der anderen 9,6 cm. Zwei weitere Gräber hatten keine Beigaben, auch keine Scherben. Durchweg lagen in allen diesen Gräbern unter den Steinpackungen Hockerskelette. Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß die beiden Nadeln unterhalb des Kopfes auf ihrem oberen runden, nicht kantigen Teile sieben Strichreihen im Fischgrätenmuster haben.

Ferner ist noch zu bemerken, daß auch in der Gegend von Eisenberg (südlich von Naumburg und östlich der Saale) ein Ring aus dünnem Golddraht mit mehrfachen Windungen gefunden worden ist.

Endlich mag auch noch erwähnt werden, daß nach einem Berichte vom Jahre 1766 (im Zerbster Haus- und Staatsarchive) in einem offenbar megalithischen Grabe bei Groß-Lübs nordwestlich von Zerbst auch zwei Stücke Golddraht gefunden worden sind, auf welche Wäschke und Höfer, ersterer in der Wochenschrift „Unser Anhaltland“ Jahrg. 1901, No. 35, letzterer in der Jahresschr. für Vorgesch. I, S. 250 (Jahrg. 1902), aufmerksam gemacht haben.

Aus dieser Zusammenstellung erhellt, daß der Helmsdorfer Goldfund mit den hier aufgezählten Goldsachen in dieselbe Zeit gehört und an Wert und Bedeutung einer der hervorragendsten ist.

Ich komme nun, nachdem der erhaltene Inhalt der Totenlade beschrieben worden ist, auf das in der Grabkammer untergebrachte Grabgefäß zurück. Die Keramik der Zeit, welcher die beiden so nahe verwandten Hügel von Leubingen und Helmsdorf angehören, ist wenig bekannt; darum ist jedes Gefäß, welches nachweisbar dieser Periode angehört, vom höchsten Interesse für die archäologische Forschung. Deshalb habe ich eine mindestens vier Wochen fortgesetzte Bemühung nicht gescheut, um wenigstens über die Form des Helmsdorfer Grabgefäßes zur Klarheit zu gelangen.

Da im Helmsdorfer Hügel eine der beiden goldenen Nadeln, im Leubinger Hügel aber zwei die bekannte Aunjetitzer Form haben, so sollte man meinen, daß in diesen Hügeln ein oder mehrere Gefäße des Aunjetitzer Typus sich hätten zeigen müssen. Als typisches Grabgefäß desselben hat Kossinna in seiner vortrefflichen, mehrerwähnten Abhandlung[1]) einen gehenkelten Topf mit oft gerundetem Boden, scharfkantig angesetzter, einwärts geschweifter Wandung, gerade ausladendem Rande und einem unmittelbar über der scharfen Bauchkante angesetzten Henkel nachgewiesen. Aber in keinem der beiden Hügel ist ein solches Gefäß vorgefunden worden. Nach Ausweis des Fundverzeichnisses des Leubinger Hügels, welches mir Herr Museumsdirektor Reuß in Halle gütigst übermittelt hat, fanden sich in diesem Grabe nur zwei Urnenscherben mit schnurartig aneinander gereihten Stichverzierungen, ferner andere Urnenscherben von nicht näher bestimmter Art und — als Hauptmitgift — ein großes, aber in viele Stücke zerbrochenes Gefäß. Über Form und Größe desselben weichen die Angaben erheblich voneinander ab. Klopfleisch, der die Ausgrabung des Hügels geleitet hat, gibt in seinem „kurzen Berichte über die erste Ausgrabung des Leubinger Grabhügels"[2]) die Höhe des Gefäßes auf 32 cm und seine Breite auf 52 cm an. Diese Angabe scheint aber nur auf unsicherer Schätzung zu beruhen, da ja das Gefäß nur in Scherben gehoben worden ist. Nach der Angabe des Museumsverzeichnisses (zu No. 2656. 29) aber war das Gefäß 39 cm hoch und nur 38 cm breit, eine sehr beträchtliche Abweichung. Man wird aber annehmen dürfen, daß die letztere Angabe, da sie sich doch

---

[1]) S. 197.

[2]) Neue Mitteilungen des thüringisch-sächsischen Vereins XIV, S. 554 u. 555.

wohl auf das durch den früheren Direktor des Museums Dr. Förtsch wieder zusammengesetzte Gefäß stützt, die richtige ist. Nach derselben Quelle hat letzteres schlauch- oder birnenförmige Gestalt und ist mit zwei allmählich in den Oberbauch übergehenden kleinen Ösen unterhalb des ziemlich scharf abgesetzten Halses versehen. Der Hals ist schwarz, sorgsam bis zum Spiegeln geglättet und vom Bauche durch zwei wagerecht eingetiefte Linien geschieden.[1]) Danach ist so viel gewiß, daß das Leubinger und das Helmsdorfer große Grabgefäß nicht nur voneinander, sondern auch von dem oben beschriebenen Aunjetitzer Typus abweichen, was ja auch ganz erklärlich ist, da sie als Mitgift eines Fürsten sich von der gemeinen Topfware wohl unterschieden haben werden. Sie waren jedenfalls ihrer Zeit Prachtgefäße und Kunstwerke ersten Ranges auf dem Gebiete der Töpferei. Nun ist es mir zwar trotz vielwöchentlicher Bemühungen nicht gelungen, das Helmsdorfer Grabgefäß vollständig wieder zusammenzubringen, da trotz aller angewandten Sorgfalt mehrere Scherben verloren gegangen sind und das Gefäß in mindestens 100 Stücke zerbrochen war, aber schließlich habe ich Gestalt und Größe doch bestimmen und eine Zeichnung von ihm, die auf zuverlässigen Messungen beruht, herstellen können.[2]) Nach diesen Ermittlungen hat das Gefäß Ähnlichkeit mit einer hochhalsigen, annähernd rautenförmigen, sehr in die Breite gehenden und im Verhältnis zur Breite niedrigen Amphora ohne Henkel. Die Höhe beträgt 42 cm; der Durchmesser der Halsöffnung mißt einschließlich der Wandung 21 cm, die lichte Halsweite 19 cm. Der 8,5 cm hohe Hals ist in der Mitte bis zu 17 cm eingezogen und durch eine niedrige, gratartige Erhebung von dem Bauche geschieden. Der auf dem Umbruche mächtig ausgewölbte Bauch trägt auf seiner oberen Hälfte drei kräftig hervortretende (aufgeklebte und dann durch Ausfugung mit dem Untergrunde innig verbundene) Reifen von 1 cm Höhe, die man wohl als eine Eigentümlichkeit des Aun-

---

[1]) Näheres über den Leubinger Hügel und somit auch über dieses Gefäß steht aus der Feder des Herrn Professor Höfer in Wernigerode zu erwarten, der es übernommen hat, die schon lange schmerzlich vermißte genaue Beschreibung dieses Hügelgrabes auf Grund der Klopfleischischen Notizen und der im Provinzialmuseum in Halle aufbewahrten Grabfunde zu geben. (Diese Beschreibung ist inzwischen erschienen.)

[2]) Herr Maler Schmucker in Eisleben hat dann die Güte gehabt, sowohl dieses Gefäß wie auch die im Scheitel des Hügels gefundene Fußschale nebst dem Henkeltopf von ebenda nach meinen Skizzen für diese Abhandlung zu zeichnen.

jetitzer Typus ansehen kann, nur daß hier drei horizontale Leisten an die Stelle der sonst üblichen drei eingetieften Linien getreten sind. Der oberste Reif beginnt schon 2,5 cm unterhalb der Grenzlinie zwischen Hals und Bauch und hat einen Durchmesser von 28 cm; der 5 cm weiter unten aufgesetzte zweite hat 42 cm, der wieder 5 cm tiefer aufgesetzte dritte hat 52 cm Durchmesser. Seinen größten Durchmesser erreicht der Bauch bei dem unter dem dritten Reifen befindlichen, abgerundeten Umbruche mit 55 cm. Von diesem aus verläuft die unverzierte Wandung unter starker Verjüngung nach dem nur stückweise erhaltenen, fast 2 cm starken Boden, dessen Durchmesser 19 cm mißt. Die Stärke der Wandung ist, was bei einem so großen und ohne Drehscheibe angefertigten Gefäße leicht begreiflich ist, verschieden; sie schwankt zwischen 1 und 2 cm. Der reifenfreie Unterbauch ist schokoladenbraun, hat aber schwärzlichblaue Flecken. Die Innenseite der Wandung ist von einer feinen blaugrauen Tonschicht überzogen. Der Oberbauch einschließlich des Halses ist ebenso geglättet wie der Unterbauch, aber auf den schokoladenfarbigen Untergrund, der am Halse und an vielen anderen Stellen des Gefäßes klar hervortritt, ist ein ockerfarbiger Anstrich aufgetragen gewesen, der sich aber bei der Herausnahme in einen gelbrötlichen Staub verwandelte und unter dem Wehen des Windes leicht ablöste. Nach dem Ausweis der durch Herrn Hütteninspektor Koch bewirkten chemischen Untersuchung enthält dieser farbige Anstrich 10% Eisen (= 14,3% $Fe_2 O_3$). Leider war seine vollständige Scheidung von der mit ihm verbundenen Tonsubstanz nicht möglich. Von dem Aussehen bezw. der Form des Gefäßes gibt die Zeichnung auf Tafel VI, Fig. 16 eine klare Vorstellung.

Wenn man diese Gefäßform näher betrachtet, so stellt sich heraus, daß sie beinahe ganz derjenigen einer in der Flur Asendorf (Mansf. Seekr.) gefundenen steinzeitlichen Amphora[1]) gleicht. Nur fehlen an dem Helmsdorfer Gefäß die an dem Asendorfer vorhandenen, gerade auf dem Umbruche des Bauches angebrachten Ösen und ebenso dessen Schnur- und Zickzackverzierung an Hals und Oberbauch, an deren Stelle hier Reifenbelag und Bemalung getreten ist.

Gegenüber den Gefäßen aus anderen Perioden machen die Vasen aus den Gräbern der frühesten Bronzezeit wegen ihres Mangels an Verzierung meist einen unscheinbaren Eindruck. Dennoch wirkt das Helmsdorfer durch seine wuchtige Form und Größe, und dieser Ein-

---

[1]) Abgebildet in Heft 2 der Vorgeschichtl. Altertümer der Provinz Sachsen als Fig. 46 auf S. 78. Halle a. S., O. Hendel, 1884.

druck wird noch mächtiger gewesen sein, als es noch im Glanz der Farbe erstrahlte. P. Reinecke[1]) legt aber gerade den Gefäßen der frühen Bronzezeit Mitteleuropas wegen ihrer Beziehungen zu Erzeugnissen der Mittelmeerzone einen sehr hohen Wert bei, weil ohne eine eingehende Kenntnis dieser Keramik ein Verständnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas geradezu unmöglich sei. In dem Mangel an Verzierung, abgesehen von einfachem, plastischem Schmuck, sei gegenüber den oft reich verzierten steinzeitlichen Vasen keineswegs ein Rückfall in tiefe Barbarei zu erblicken, sondern einfach eine in Ton ausgeführte Nachbildung und Umbildung polierter Steinvasen, welche in den östlichen Mittelmeerländern in alten Zeiten eine ungemein wichtige Rolle spielten, so daß sie selbst für das einheimische Topfgeschirr vorbildlich wurden.[2]) Bereits auf jüngerneolithischen Stufen mache sich der Einfluß der mittelländischen Steinvasen geltend, z. B. bei den bomben- und birnenförmigen Gefäßen der Bandkeramik mit rundem Boden, aber in noch höherem Grade treffe das für die frühbronzezeitliche Topfware zu. Dafür böten die Inseln des Ägäischen Meeres ein vortreffliches Vergleichsmaterial.

Ich wage nicht zu entscheiden, inwieweit das bei dem Helmsdorfer Grabgefäße zutrifft; aber sicher haben sich in dem Lande an der mittleren Saale südosteuropäische Kulturströmungen mit nordischen gekreuzt.

Was nun aber die Bemalung des Gefäßes betrifft, so ist zu beachten, daß Hubert Schmidt[3]) der Ansicht ist, daß in der jungsteinzeitlichen bemalten Keramik Mitteleuropas nicht nur ein der mykenischen Entwickelung vorausgehendes Kulturfaktum gegeben sei, sondern auch die Voraussetzungen für die Entwickelung der mykenischen Vasenmalerei selbst gesucht werden müßten. Diese Gefäßmalerei sei eine selbständige Leistung derjenigen Völker, die im unteren Donautale und den angrenzenden Gebieten ihren Wohnsitz gehabt hätten; auch die ältesten Bewohner von Troja hätten ihre Maltechnik aus ihrer Heimat, dem thrakischen Stammlande, mitgebracht oder wenigstens ihren dortigen Stammverwandten entlehnt.

Jedoch auch im Gebiete der Saale fehlt es nicht an Beweisen einer daselbst geübten Gefäßmalerei. Einige ausgezeichnete Stücke aus Herdgruben bei Eulau unweit von Naumburg a. d. Saale hat Klop-

---

[1]) Mitteil. der anthropolog. Gesellsch. in Wien, Bd. XXXII (der III. Folge II. Bd), S. 126 (Wien, 1902).

[2]) Auch Kossinna, Die indogermanische Frage S. 127, ist dieser Ansicht.

[3]) Zeitschrift für Ethnologie, 37. Jahrgang, S. 645—650. Berlin, 1905.

fleisch auf Tafel II in Heft I der Vorgeschichtlichen Altertümer der Prov. Sachsen abgebildet (Fig. 1 u. 5), bringt aber auch aus Franken und Schlesien Beispiele bei, so daß die Frage entsteht, ob der Ursprung der Gefäßmalerei nicht noch weiter im Norden zu suchen ist, als Hubert Schmidt annimmt. Daß sich diese Malerei auch in der ältesten Bronzezeit noch erhalten hat, beweisen die Grabgefäße von Leubingen und Helmsdorf.

Nachdem die dem Grabe entnommene Ausbeute in das nahe Revierhaus in Sicherheit gebracht worden war, hielt ich in Gegenwart einer zahlreichen Zuhörerschaft in der Revierstube einen kurzen Vortrag über die Eigenart und das Alter der Fundstücke. Meine dort kundgegebene Auffassung habe ich mich auch nach der später vorgenommenen genauen Prüfung aller Einzelheiten in keinem wesentlichen Punkte zu verändern veranlaßt gesehen.

Die Abräumung der 1,40 m hohen Aschenunterlage des Grabes blieb den ersten Tagen der folgenden Woche vorbehalten; doch waren die Arbeiter angewiesen worden, bei jedem Vorkommen von Menschenknochen oder von solchen Dingen, die irgendwie von Menschenhand herrühren mußten, an der Fundstelle mit der Arbeit innezuhalten und ihren Vorgesetzten sofort davon Meldung zu machen.

Schon am Montag darnach, an welchem die am Sonnabend unterbrochene Abtragung wieder aufgenommen wurde, lief in Eisleben — der Paulsschacht ist nämlich mit der amtlichen Leitung in Eisleben telephonisch verbunden — die telephonische Meldung ein, daß in der fetten, aschigen Erde unter dem Grabbaue sich Menschenknochen gezeigt hätten. Sofort ließ Herr Bergdirektor Geipel die Weisung ergehen, mit der Abtragung innezuhalten und unsere Ankunft abzuwarten, die für den folgenden Tag — Dienstag, den 5. März — in Aussicht gestellt wurde und an diesem Tage auch stattfand. Zusammen mit Herrn Bergdirektor Geipel und Herrn Architekt Kutzke traf ich gegen $^1/_2$10 Uhr vormittags auf der Arbeitsstelle ein, und sofort wurde in Gemeinschaft mit Herrn Bahnassistent Corsa, der bis dahin die Abtragung überwacht hatte, an die Abräumung des Aschenrestes gegangen. Die Arbeiter waren bereits fast bis in die Mitte des durch den beschriebenen Steinplattenbelag abgedeckten Aschenpostaments gelangt, als sich die Skelettreste — es waren Schenkelknochen — 50 cm unter dem Plattenbelag gezeigt hatten. Hier wurde nun die weitere Abtragung in der ganzen Breite des Aschenlagers durch so viel Arbeiter, als eben Platz nebeneinander hatten, ohne sich gegenseitig zu behindern, in Angriff genommen. Von dem Schilfbelag, mit welchem

die eingeebnete Aschenmasse abgedeckt worden war, entnahm ich einige Proben, wie ich schon drei Tage zuvor von dem mit Schilf belegten Bohlendache der Grabhütte einige Proben zurückbehalten hatte. Schon nach kurzer Frist waren dann 50 cm unter dem Plattenbelag die durchschnittlich noch gut erhaltenen Reste des in der Aschenschicht geborgenen Skeletts aufgedeckt. Der Tote war als stark gekrümmter liegender Hocker, auf der rechten Seite liegend und mit dem Gesichte nach Südosten gekehrt, beigesetzt worden. Er muß von stattlicher Größe gewesen sein. Seine Oberschenkelknochen waren 45 cm lang, die Unterschenkel maßen 33 cm. Das Sonderbarste an dem Skelett war der leider ziemlich stark beschädigte Schädel.[1]) Dieser war nämlich auf der rechten Seite, auf die man, wie schon gesagt, den Toten gelegt hatte, angebrannt, wie schwärzliche Brandflecken auf dieser Seite aufs deutlichste verrieten, wogegen die linke Seite nicht die geringsten Brandspuren zeigt. Hieraus folgt, daß er in die noch heiße Asche gelegt und alsbald mit Erde, die in dem oberen Teil der Aufschüttung den weit überwiegenden Teil bildete, überdeckt worden sein muß. Die Stirnseite des Schädels ist leider verloren gegangen oder, richtiger, nicht aufgefunden worden, so daß die volle Schädelform nicht genau festgestellt werden kann. Doch machen die erhaltenen Teile den Eindruck, daß es ein Langschädel war. Die Länge hat etwa 18—19 cm, die größte Breite 13,5 cm betragen. Die Stirn und das Gesicht muß schmal gewesen sein, der Bogen des Scheitelgewölbes ist ziemlich flach. Auffallend ist das unten wulstig hervortretende Hinterhaupt. Der Oberkiefer ist in zwei, der Unterkiefer sogar in drei Teile zerbrochen. Die Schneidezähne sind in beiden zumeist ausgefallen, die Backzähne aber alle erhalten und frei von jeder Caries. Während die Backzahnreihen des Oberkiefers fast parallel stehen, divergieren die beiden Seiten des Unterkiefers, dessen Kinn kräftig hervortritt, in bemerkenswerter Weise. Auch die beiden Kiefer zeigen dieselbe Erscheinung wie der Schädel: auf der rechten Seite sind sie angesengt, auf der linken frei von Brandspuren.[2]) Als

[1]) Tafel VI, Fig. 17 a und b.

[2]) Eine ganz ähnliche Wahrnehmung machte ich bei der Aufdeckung eines Steinkistengrabes in einem Hügel über Dorndorf a. d. Unstrut, der unweit vom „guten" oder „Gesundbrunnen" auf der Kante des dortigen Muschelkalkplateaus lag. In diesem fand ich außer zwei großen schnurverzierten Amphoren und drei schnurverzierten Bechern (No. 299—303 im Burgscheidunger Museum) sowie einer strichverzierten Amphora (No. 298 ebendort) auch einen Schädel (No. 304 ebendort), welcher auf der rechten Seite gleichfalls

nun mit dem vorsichtigen, langsamen Abschürfen der fetten, schwarzen, wie Ruß glänzenden Asche, der aber Erde beigemengt war, fortgefahren wurde, kam unweit vom Schädel ein Gefäß zum Vorschein, das ich mit Hilfe eines Meißels und Messers bloßzulegen mich bemühte. Während ich noch damit beschäftigt war, fand Herr Bergdirektor Geipel dicht hinter dem Schädel einen kleinen, leicht geschwungenen, beinahe schwarzen Steinhammer[1]) aus nephritähnlichem Hornblendeschiefer mit schiefem Bohrloch. Überhaupt war alles an der Waffe schief, nicht nur das Loch, sondern auch die mit der Lochachse parallel laufende Schneide, ja sogar die kantig geschliffenen, etwas gewölbten Seitenflächen. Diese Schiefheit hat nach der Erklärung des Herrn Geipel eine natürliche Ursache; sie ist durch die natürliche Bruchfläche des Gesteins verursacht. Der Hammer ist 10,4 cm lang, über das Loch gemessen 5,2 cm breit und 3 cm dick. Das Loch ist konisch, denn der eine Durchmesser mißt 20, der andere 18 mm. Die Bahn ist in der Länge von 2,5 cm gerade; die Schneide 3,8 cm lang und wenig gebogen. Der Hammer hat einen etwa 50 cm langen Stiel gehabt, wie Herr Geipel deutlich bemerkte; doch bildete dieser nur noch einen mehlartigen Streifen, von dem kein Stück mehr fest war. Bald darnach hatte ich auch das nur wenig beschädigte Gefäß freigelegt und sah zu meinem großen Erstaunen, daß es ein mit echter Schnurverzierung versehener Henkeltopf[2]) war. Ich hätte zwar in Gesellschaft eines facettierten Hammers ein solches Gefäß erwarten können, da Schnurkeramik und derartige Hämmer vergesellschaftet zu sein pflegen, aber dennoch war mein Erstaunen nicht gering, weil ich nicht erwartet hatte, diese Gegenstände in unmittelbarer Verbindung mit einem Grabe der Bronzezeit, wenn auch der ältesten, zu finden. Für die Zeitbestimmung der Schnurkeramik ist dieser genau beobachtete Fund ohne Zweifel von größter Wichtigkeit. Auf die aus ihm zu ziehenden Folgerungen werde ich mich später einlassen und vorerst in der Darstellung der Ausgrabung fortfahren. Der Topf sieht dunkelgrau aus, die Oberfläche ist ziemlich rauh. Die

---

unzweifelhafte Brandspuren zeigt, allerdings von geringerer Ausdehnung, als sie der Helmsdorfer aufweist. Seine Länge beträgt 17,5, seine Breite 14 cm. Die Mitte des Hinterkopfs tritt auch hier wulstig hervor. Das Kinn hat vorn einen spitzen Vorsprung. Ähnliche Verhältnisse, jedoch ohne Brandspuren, hat auch der Schädel eines Schnurkeramikers aus einem Hügelgrabe westlich vom Lohholze auf dem Gleinaer Berge (No. 200 im Burgscheidunger Museum).

[1]) Tafel II, Fig. 12.

[2]) Tafel II, Fig. 11.

Höhe beträgt 14 cm; der Durchmesser der Öffnung 12, der des Bauches 13, des Bodens 6—7 cm. Unterhalb des Randes ist die Wandung etwas eingezogen. Der größte Durchmesser liegt 6,5 cm über dem Boden. Der kleine, nur 3 cm lange Henkel beginnt 2 cm unter dem Rande. Von diesem bis zum unteren Ende des Henkels reicht die in unregelmäßigen Linien den oberen Teil des Gefäßes umziehende und kräftig eingedrückte Schnurverzierung.

Als wir etwa 40 cm tiefer, also 90 cm unter den Plattenbelag, gekommen waren, zeigten sich die spärlichen Reste eines zweiten liegenden Hockerskeletts, über welches nichts weiter zu sagen ist, da es bei weitem nicht so gut erhalten war als das vorher gefundene; namentlich wurden von dem Schädel nur dürftige Reste gefunden. Zwischen den beiden Skeletten fand ich ein rotgefärbtes Gefäß, welches anscheinend Napf- oder Kummenform hatte. Der Brand war aber so schlecht und der Ton so mürbe, daß es nicht gelang, eine deutliche Vorstellung von seiner Form zu gewinnen. Verzierung schien zu fehlen. Ob es zur Mitgift des Schnurkeramikers gehörte oder dem letztgefundenen Toten mitgegeben war, ließ sich nicht sicher feststellen. Andere Bestattungen, außer diesen zweien, kamen in der tiefschwarzen Branderde nicht mehr vor, auch keine Scherben oder sonstige Erzeugnisse von Menschenhand. Als wir aber den aus tiefgelbem Löß bestehenden Urboden erreicht hatten, stießen wir gleich unter dessen Oberfläche, 2 m von den vorerwähnten Hockerskeletten nach Osten zu und in einer Tiefe von 1,5—1,8 m unter dem Plattenbelag, der die Sohle des Hauptgrabes bildete, auf eine Gruppe von Platten aus weißem Polleber Sandstein, unter denen, auf engem Raume zusammengepreßt, die Reste eines Hockerskeletts ohne irgend welche Beigabe lagen. Unter diesen Resten war in dem Lößboden eine flache, schüsselförmige Grube ausgehöhlt, welche man mit dünnen Platten aus rotem Polleber Sandstein ausgelegt hatte. Eine Probe von letzterem habe ich mitgenommen. Da, wie schon gesagt, jede Beigabe fehlte, so läßt sich über das Alter dieser Skelettbestattung weiter nichts sagen, als daß sie erheblich älter sein wird, als der über ihr aufgeschichtete Grabhügel, daß also ihr Vorhandensein den Erbauern des Grabhügels unbekannt gewesen sein dürfte.

Mit der Bloßlegung dieses Hockergrabes war das Werk der Abtragung für mich beendet. Die noch stehenden Reste der ringmauerförmigen Steineinfassung des Steinkegels wurden in den nächsten Tagen abgetragen, und jetzt zieht sich das Gleis der neuen Bergwerksbahn 2 m tief unter der ehemaligen Sohle des Grabhügels hin oder,

was dasselbe ist, unter der ehemaligen, natürlichen Bodenoberfläche bis in die Mitte der zum Paulsschachte gehörigen Gebäudegruppe hinein.

Nachdem wir so die Ergebnisse der Ausgrabung Schritt für Schritt von oben nach unten verfolgt haben, dürfte es sich empfehlen, auf Grund der dabei gemachten Wahrnehmungen den Vorgang nun auch einmal in umgekehrter Reihenfolge vorzuführen, wie er der vormaligen Wirklichkeit entsprach, um ein möglichst anschauliches Bild von ihm zu erhalten.

Auf den mit fruchtbarem Löß bedeckten Höhen des welligen Mansfelder Hügellandes hat schon vor mehreren Jahrtausenden eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung gelebt, wie die häufigen Grabfunde auf diesen Höhen und ihren Hängen beweisen, denen aber leider erst in den letzten Jahrzehnten eine größere Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Eine solche Bodenwelle ist der zwischen den Tälern der Nickelmannsgrund im Norden und der Teichgrund im Süden sich hinziehende Höhenzug, auf dessen Rücken der uralte Straßenzug der „Landföhre“ sich von Westen nach Osten hinzieht. Auf diesem Rücken oder auf den benachbarten Höhen müssen damals, recht im Gegensatz zu der heutigen, kaum zu übertreffenden Waldarmut des Mansfelder Seekreises, dessen Waldbestand kaum $^1/_2$ % erreicht, Urwaldungen mit starken Eichenbeständen gestanden haben, aus welchen Bohlen von fast 1 m Breite gewonnen werden konnten. Auch der riesige Aschenhaufen, der die Unterlage des Helmsdorfer Fürstengrabes bildet, nötigt zu der Annahme, daß früher in der Nähe ansehnliche Waldungen vorhanden gewesen sind. Heutzutage ist in dieser Gegend nur das Welfesholz zwischen Hettstedt und Gerbstedt noch vorhanden, aber in einigen Flurnamen lebt die Erinnerung an ehemaligen Waldbestand noch fort. Zu diesen gehören das Rehholz nordwestlich und die Holzberge nördlich von Volkstedt, welchen sich nach Polleben zu das alte Rod, Rödchen und Radeberg anschließen. Auch bei Hübitz soll nach der Ortsüberlieferung vormals ein großer Wald mit Räuberwohnungen gestanden haben. Weiter sind zu nennen der ausgerottete Wald Hirschwinkel südwestlich von Benndorf nach Ziegelrode zu; der Damp (Dampf) westlich von Thondorf nach Klostermansfeld zu und der Damp (Dampf) in der Nordostecke der Flur Siersleben südlich von der „Zenner Marke“. Auch in den Fluren Großörner, Gerbstedt, Räther, der wüsten Mark Gerkwitz bei Neehausen und in der Flur Dederstedt kehrt diese slawische Bezeichnung

für Eichwald, Eichicht in der Form „der Dump“ wieder. Denn dieser Name Dampf, richtiger Damb oder Dumb, ist eine häufige Umdeutschung des slawischen Wortes dąb (spr. domb), welches Eiche bedeutet. (Eine solche Umdeutschung, aber ebenso sinnlos wie die vorige, ist auch der Name *Freßbreite* südlich vom Kriеggraben in der Flur Siersleben, entstanden aus dem slawischen Baumnamen breza = Birke.) Schließlich ist noch zu erwähnen der Lerchenberg, richtiger wohl *Lärchenberg*, nördlich von Siersleben in der Flur Burgörner und das *Hölzchenfeld* zwischen Heiligental und Lochwitz. Aber auch, wenn diese Namen sich nicht erhalten hätten, könnte an starken Waldbeständen in der Nähe des Helmsdorfer Fürstengrabes im Hinblick auf den ihm zugrunde liegenden riesigen Aschenhaufen und die reichliche Verwendung von Eichenholz beim Grabbaue nicht gezweifelt werden. In den benachbarten Talgründen aber, namentlich in der „*Teichgrund*“, haben sich reichlich mit Schilf bestandene Wasserbecken befunden — noch jetzt sind „*die Teiche*“ in der Talsenkung des Grift und im Teichgrunde bekannt —, die das zur Bedeckung des Bohlendaches und zur Unterfütterung des Plattenbelags erforderliche Schilf liefern konnten. Die Umgebung gewährte ferner zu Steinbauten weißen und roten Sandstein aus den Polleber Brüchen, blauen Kalkstein „vom Kalbe“, einem die Nickelmannsgrund auf der Nordseite begleitenden Bergrücken, Tuffsteine aus der Gegend von Lochwitz und Zabenstedt und Findlinge aus Kohlensandstein, Porphyr und Granit aus der Gegend ringsum.

Die feierliche Bestattung des in ferner Urzeit verstorbenen Landesfürsten erforderte, wie uns die Beobachtung bei der Abtragung des Grabhügels lehrt, *eine sehr umständliche Vorbereitung*. Gewaltige Holzmassen, vielleicht in Scheiterform, aus allen Teilen des Herrschaftsgebietes — wie ein paar tausend Jahre später noch zur Zeit des Geatenkönigs Beowulf geschah — wurden auf die Höhe des Bergrückens gebracht, aufgeschichtet und *ein gewaltiges Opferfeuer angezündet*.[1]) Nachdem die Glut sich gelegt hatte und durch aufgeschüttete Erde einigermaßen abgedämpft worden war,[2]) wurden zwei

---

[1]) Als Hektors Scheiterhaufen errichtet werden sollte, da führten nach Ilias XXIV, 782—784, die Troer *neun Tage lang* auf Wagen unermeßlich viel Scheitholz herbei:

ἐννῆμαρ μὲν τοί γε ἀγίνεον ἄσπετον ὕλην.

Ähnlich werden wir uns den Vorgang vor Errichtung des Helmsdorfer Hügels zu denken haben.

[2]) Die glimmende Asche von Hektors Scheiterhaufen wurde überall, wo die Glut hingereicht hatte, mit funkelndem Rotwein gelöscht. (Ilias XXIV, 791 u. 792.)

Gefolgsleute oder Diener ihres Herrn als Totenopfer getötet, auf der erst wenig abgekühlten Aschenschicht niedergelegt und mit Erde überschüttet, die aber noch reichlich mit Asche untermengt war. Da die Hitze von unten her noch nachwirkte, so mußten die nach unten gewendeten Teile der Toten angesengt werden, wogegen die nach oben gekehrten, von Erde überdeckten frei von Brandspuren blieben. Höher und höher wurde über der Asche die Erde innerhalb der vermutlich schon vorher aus großen Steinblöcken errichteten Ringmauer aufgeschüttet, bis sie die Höhe von 1,40 m erreicht hatte. Die von der Ringmauer eingeschlossene Asche und Erde wurde dann eingeebnet und festgestampft; so daß dadurch ein kreisförmiges Postament von 1,40 m Höhe und etwa 12 m oberem Durchmesser hergestellt war, welches nun mit einer dichten Lage Schilf belegt wurde. Auf demjenigen Teile des kreisförmigen Planums aber, auf welchem der eigentliche Grabbau stehen sollte, wurde dann eine Art Estrich in Rechteckform aus Sandsteinplatten hergestellt, deren Fugen mit einem Mörtel aus Gips verstrichen wurden. Dieser Plattenbelag war also nicht viel größer als die Lade, welche darauf aufgestellt werden sollte, dagegen kleiner als der von den Fußenden der Dachsparren umschlossene Raum. Nun wurden die vorher fertiggestellten Bohlen, Streben und Sparren aus Eichenholz, aus denen die Grabhütte errichtet werden sollte, und die Eichensäulen, die den geweihten Grabraum abgrenzen sollten, herbeigeschleppt und über dem Plattenboden das schützende Dach errichtet, dessen Sparren bis in das Aschenpostament hineinreichten und in diesem durch angeschüttete Steine festen Halt erhielten. Der größere nördliche Raum unter diesem Dache, dessen Boden man in der beschriebenen Weise gepflastert hatte, war dazu bestimmt, die Totenlade aufzunehmen; der kleinere südliche, ungepflasterte aber mußte in seiner Südostecke nur das dem Verstorbenen auf die Reise ins Jenseits mitgegebene, vermutlich mit Speise oder Trank gefüllte Prachtgefäß aufnehmen, welches man in

---

Im Norden mußte man sich mit Erde begnügen. Auch Helbig („Zu den homerischen Bestattungsgebräuchen" — in den Sitzungsberichten der philos.-philol. Klasse der Akademie der Wissenschaften zu München, Jahrgang 1900, Heft II, S. 243) ist der Meinung, daß Kohlenreste, die man in und neben den Gräbern findet, auf Opfer zu Ehren des Toten zurückzuführen sind. Nach der äolischen Dichtung, welche die älteren Begräbnisbräuche darstellt, wurde das Leichenmahl vor der Verbrennung in unmittelbarer Nähe der Leiche abgehalten (a. a. O. S. 256). Wo sich Asche unter der beigesetzten Leiche findet, muß das Opfer vor der Beisetzung stattgefunden haben (a. a. O. S. 258).

einer recht unzulänglichen Weise durch eine Steinpackung zu schützen versucht hat. Die Giebelseiten nach Nord und Süd blieben bis zur Einführung des Toten noch offen, oder die südliche ist wohl schon vorher geschlossen worden, weil die Einsetzung der Baumsäule, die Errichtung der Bohlenwand, ihre Verstrebung und die Verkeilung der großen Schlußplatte viel Zeit erfordert haben muß. Eine erst nach Einführung des Toten in sein Haus stattfindende Schließung gerade dieser Giebelseite würde auch wegen der mit ihr verbundenen langwierigen Arbeit der Würde der Totenfeier nicht entsprochen haben, wogegen der Verschluß der nördlichen Giebelseite durch eine vor sie gesetzte Baumsäule und einen an diese angelagerten Steinhaufen schnell zu bewerkstelligen war. Die Totenlade aus Eichenholz, welche den Verstorbenen samt seinen Schätzen aufnehmen sollte, war so bemessen, daß sie von einer Giebelseite her unter das schützende Dach auf den Plattenbelag geschoben werden konnte, denn es ist höchst unwahrscheinlich, daß erst die Lade auf ihren Platz gesetzt und dann über ihr das Dach errichtet worden ist. Nachdem dann der Tote — vermutlich unter feierlichen Bräuchen — in sein Haus eingeführt worden war, hat man dieses in einen Mantel von Steinen und Erde so weit eingehüllt, daß der ganze Holzbau unter dieser Bedeckung dem Auge entschwand; dann aber, nachdem die Anschüttung den First der Blockhütte um etwas überstiegen hatte und durch aufgetragene Erde geebnet worden war, ist auf dieser Ebene über dem Holzbau nochmals ein Opfer- oder Gedächtnisfeuer angezündet worden, welches, auch nach unten wirkend, einen Teil des südlichen Giebels der Totenhütte verkohlt hat. Die von diesem Feuer erzeugte Asche ist jedenfalls erst nach Jahrtausenden bei dem Einbruch des Daches auch in die Totenlade eingedrungen. Von dem Zwecke dieser Feuer wird am Schlusse noch eingehend die Rede sein. Schließlich wurde der schützende Steinmantel in Kegelform bis zur Höhe von 3,5—4,0 m geführt und dieser Steinkegel dann noch mit einem Erdmantel bis zur Gesamthöhe von 6,82 m und einem Gesamtdurchmesser von 34 m überdeckt.

Der Nord-Südschnitt durch den Hügel und den Steinkern ist auf einer Zeichnung des Herrn Kutzke anschaulich dargestellt.[1]) In dieser Zeichnung ist das Gesamtergebnis der Ausgrabung, was die Anlage des Grabbaues betrifft, zum Ausdruck gekommen.

Treten wir nun der Frage nach dem Alter des Helmsdorfer

[1]) Tafel VIII, No. 1.

Grabhügels und der Herkunft der ihm entnommenen Fundstücke nahe, so weist schon die Bestattung eines unverbrannten Toten in einem gewaltigen Hügel, der, wie auch der durchlochte Steinhammer des Fürsten, an unmittelbare Berührung mit der jüngeren Steinzeit gemahnt, auf die ältere bezw. älteste Bronzezeit.[1]) Denn in diesen gewaltigen Grabhügeln darf man sicher eine Fortsetzung, ja beinahe eine Überbietung der in der jüngeren Steinzeit, namentlich in der Periode der Schnurkeramik, bei vornehmen Leuten üblichen Bestattungsweise erblicken.

Wie nahe die Bestattungsweise im Helmsdorfer Hügel der der jüngeren Steinzeit steht, das beweist die Anlage eines steinzeitlichen Hügelgrabes im Hagen bei Allstedt (Großherzogt. Sachsen-Weimar), welches Klopfleisch in den Vorgeschichtlichen Altertümern der Provinz Sachsen abgebildet hat.[2]) Dieser Hügel bestand, wie der Helmsdorfer, aus einem von einem Plattenkranze eingesäumten Steinkegel, dessen Spitze das mit großen, vielfach aufeinander geschichteten Steinplatten erbaute Hauptgrab bildete. Auch er war von einem schützenden Erdmantel überdeckt.

Noch größer ist die Ähnlichkeit des das Hauptgrab bildenden Steinhauses des Allstedter Hügels mit dem Holzhause des Helmsdorfer Hügels. Das aus großen, rohen Plattensteinen zusammengefügte Grabhaus im Hügel des Allstedter Hagen zeigt uns auf Tafel I des eben erwähnten Werkes[3]) — abweichend von dem Helmsdorfer Grabe — eine Steinkiste, aber die Wände dieses Steinhauses waren an den Schmalseiten durch andere Steinplatten strebepfeilerartig gestützt, wie ja ähnliche Verhältnisse auch an dem Helmsdorfer Grabhause wiederkehren. Besonders merkwürdig erschien dem Prof. Klopfleisch die Art und Weise, wie die Decke des Grabes gebildet war. „Auf das mit Erde ausgefüllte Grab waren nämlich obenauf Steine senkrecht nebeneinander gesetzt und mit kleineren, schmäleren, keilförmigen Steinen zu einem festen Verbande ‚verzwickt', der eine Art von flachem Gewölbe darstellte, das überdies noch mit naß angemengter toniger Erde verkittet war. Diese Steine hielten so fest zusammen, daß Teile der Decke noch Bindung behielten, nachdem die Erde darunter

---

[1]) Nach Kossinna, Die indogermanische Frage, S. 178, wird Leichenbrand bei allen Indogermanen erst in der Zeit zwischen 1500—1300 v. Chr. allgemein herrschend.

[2]) Vorgesch. Altert. Heft 2, Taf. IV. Halle a. S., O. Hendel, 1884.

[3]) Ebenda Heft 1. Halle a. S., O. Hendel, 1883. Hier wiedergegeben auf Tafel II, Fig. 13 u. 14.

beseitigt war." Man vergleiche die beiden Längsschnitte durch die Grabhäuser im Allstedter und Helmsdorfer Hügel miteinander, so wird trotz mancher Verschiedenheit die Ähnlichkeit sofort ins Auge fallen.

Neu ist aber in letzterem die reichliche Verwendung von Eichenholz beim Grabbau. Baumsärge waren zwar schon vor dem Ende des jüngeren Steinalters in Schleswig-Holstein im Gebrauch,[1]) aber so kunstvolle Grabhäuser aus Holz, wie sie im Leubinger und Helmsdorfer Hügel zum Vorschein gekommen sind, erscheinen doch erst in der ältesten Bronzezeit, natürlich nur in den Gräbern vornehmer Leute und je nach dem Grade der Vornehmheit hier einfacher, dort reicher. Auch Höfer hat in einer der ersten Periode der Bronzezeit angehörigen, von ihm durch den Buchstaben A bezeichneten Grabanlage des Baalberger Hügels, welche Skelettreste barg, Eichenholz verwendet gefunden. Unter einer dünnen Deckplatte von Rogenstein fand er dort die stark zerklüfteten Reste einer eichenen Bohle und am oberen, südlichen Ende des Grabes eine Reihe von fünf senkrecht nebeneinander gestellten, durchschnittlich 20 cm starken, rundlichen Eichenpfählen, welche unten mit weißem, fettem Ton verstrichen waren und anscheinend als Stütze einer hinter ihnen stehenden steinernen Verschlußplatte dienen sollten.[2]) Niemand wird die Ähnlichkeit dieser Anlage mit der allerdings weit großartigeren im Helmsdorfer Hügel verkennen. Weiter fand Höfer, 1,5 m von dieser Pfahlreihe entfernt, noch eine zweite gleichartige Pfahlreihe, welche der ersten parallel stand und nach seiner Meinung als Abschluß eines anderen Grabes dienen sollte. Fast vollständig aber gleicht die von Klopfleisch im Leubinger Hügel (im Kreise Eckartsberga) aufgedeckte Blockhütte aus Eichenholz derjenigen im Helmsdorfer Hügel. Auch darin gleicht sowohl die Leubinger wie die Baalberger Bestattungsweise der des Helmsdorfer Hügels, daß auf das eigentliche Grab eine Menge schwerer Kieselsteine, Sandsteine, blauer Steine, Rogensteine u. a. m. zu einer Schutzdecke oder zu einem umhüllenden Kegel aufgehäuft waren, der dann noch von einer mächtigen Erdschicht ebenfalls in Kegelform überdeckt wurde.

Überhaupt zeigt die Bestattung im Leubinger Hügel eine so auffällige Verwandtschaft mit der des Helmsdorfer Hügels, daß es sich empfiehlt, die wichtigsten Eigentümlichkeiten der ersteren

---

[1]) Splieth, Funde von Baumsärgen in Schleswig-Holstein (40. Bericht des Schlesw.-Holst. Museums vaterländ. Altertümer bei der Universität, 1894, S. 19). Vgl. Montelius a. a. O. S. 65 Anm. 5.

[2]) Jahresschrift für Vorgesch. I, S. 22.

hervorzuheben, dabei aber auch auf die Unterschiede hinzuweisen an der Hand der von Klopfleisch gegebenen Beschreibung.[1]) Wenn man von der erst viel später hinzugekommenen obersten Schicht des Leubinger Hügels in Stärke von 2 m absieht, so bestand er in seinem oberen Teile aus einer 4 Meter hohen Erdschicht von dunkler Färbung, in welcher keine Funde gemacht wurden. Unter dieser hohen Erdbedeckung nun fand sich in der Mitte ein 2 m mächtiger Steinkegel — ein sogenannter Cairn —, der am Grunde das eigentliche hölzerne Begräbnisgehäuse umschloß und bei geringem Falle seiner Profillinie weit in die peripherischen Teile des Hügels — deren Abtragung unterblieb — hineinragte. Die Steine zu diesem mächtigen Cairn müssen, da Leubingen auf vorherrschend gipsigem Untergrund in einer steinarmen Gegend liegt, zum Teil meilenweit hergeschafft worden sein. Das Grabhaus, welches unter diesem Cairn im Mittelpunkte erbaut war, hatte folgende Einrichtung. Nachdem über dem gesamten Hügelgrunde ein an schwärzlicher Branderde mit eingemischten Tierknochen und Tongefäßscherben erkennbares Gesamt-Totenopfer dargebracht worden war, ward im Hügelmittelpunkte ein 2,10 m breites und 3,90 m langes Rechteck abgegrenzt, das ein 0,60 m breiter und ebenso tiefer Graben umgab. Die Oberfläche dieses Rechtecks war mit Steinplatten gepflastert. In der Mitte der schmalen Südseite desselben war ein über $^1/_2$ m starker und über 1 m hoher Baumstamm in senkrechter Haltung so aufgerichtet, daß von seinem ausgezapften Fuße der obere Ausschnitt auf dem Pflaster, der untere im erwähnten Graben ruhte; nach hinten, d. h. nach Süden, war eine schwächere Holzsäule als Gegenstrebe in diesen Stamm schräg eingezapft und nach unten im Grundboden eingelassen. In die Ost-, Süd- und Westseite des das Rechteck umgebenden Grabens waren schräge Holzstützen eingesetzt, welche sich oben in den über der Mittellinie des Rechtecks wagerecht verlaufenden, mit seinem südlichen Ende in den oberen Teil des erwähnten Baumstammes eingezapften Dachfirstbalken ebenfalls mit Zapfen einfügten. Unten, in der Höhe des Pflasters, war ein hölzerner Dielenboden in diese schrägen Seitenstützen eingezapft, so daß die Dielen unmittelbar auf dem Pflaster auflagen. Nach Norden war dieser prismatische, dachförmige Raum offen gewesen, da sich hier keine Stützen zeigten; alle anderen Seiten aber waren in der Weise geschlossen, daß starke, schwartenartige Holzbohlen über den schrägen, seitlichen Dachstützen als Bedeckung befestigt waren; die Fugen

[1]) Neue Mitteilungen des thür.-sächs. Vereins XIV, S. 552. Halle, 1875.

zwischen den aneinander grenzenden Bohlen waren mit Gipsmörtel sorgfältig ausgestrichen. Über diesen Bohlen aber folgte als oberste Bedeckung jener dachartigen Holzhütte eine starke Schicht Schilfrohr. Die sämtlichen in den Graben gesetzten seitlichen Stützen dieses Baues waren durch Steine, welche den Graben ausfüllten, gefestigt. In diesem (nach Klopfleischs Ansicht) wohl eine uralte Form menschlichen Wohnens darstellenden Dachgehäuse, welches übrigens durch die Wucht der obenauf geschütteten Steine sehr[1]) verdrückt war und nur noch am südlichen Ende senkrecht stand, war dann die Totenbeisetzung folgendermaßen erfolgt: In der Mitte der Diele lag in der Richtung von Süd nach Nord ein menschliches Skelett ausgestreckt, das einem Greise angehörte, in der Hüftgegend von einem jugendlichen weiblichen Skelett gekreuzt. Beide Skelette waren ziemlich stark zerstört. Von Feuerspuren fand sich an diesen Knochen nichts. Auf der linken Seite des männlichen Skeletts, und zwar zu dessen Füßen, fanden sich die Trümmer eines mächtigen Tongefäßes vor, das von Steinen umgeben war. (Die von Klopfleisch angegebenen Maße des Gefäßes stimmen nicht zu denen, welche die durch Herrn Major Dr. Förtsch bewirkte Zusammensetzung ergab. Auf die Beschreibung des Gefäßes selbst braucht hier um so weniger eingegangen zu werden, als darüber bereits Andeutungen von mir gegeben sind und voraussichtlich von anderer Seite eine eingehende Würdigung seiner Eigenart stattfinden wird.)

Die Beigaben waren zum Teil dieselben wie die im Helmsdorfer Hügel. Das gilt namentlich von den Dolchen und dem Flachbeil aus Bronze und der goldenen Ösennadel vom Aunjetitzer Typus und der kleinen Goldspirale. Den in dem Grabe gefundenen, 30 cm langen, angeblichen Hammer aus Serpentin halte ich für einen kleinen Pflug aus Stein.

Die Übereinstimmungen der Leubinger Bestattung mit der Helmsdorfer ergeben sich für jeden aufmerksamen Leser sofort. Von einer die Begräbnisstätte einschließenden Ringmauer, über welcher dann der Steinkegel aufgebaut wurde, sagt Klopfleisch nichts; aber da er den Hügel an den Außenseiten nicht untersucht hat, so kann eine solche Mauer immerhin dagewesen sein, ja es ist wahrscheinlich, daß eine dagewesen ist, weil ohne sie der Steinkegel keinen rechten Halt gehabt hätte. Von Bestattungen unverbrannter Toter in oder auf der

[1]) Klopfleisch schreibt in Wirklichkeit „nicht sehr verdrückt“. Aber die nachfolgende Angabe beweist, daß hier ein Schreibfehler vorliegt.

Asche des Opferfeuers hat er nichts wahrgenommen. Die Anlage der Helmsdorfer Grabhütte weicht in mancher Beziehung von der der Leubinger ab. Das Pflaster haben zwar beide gemeinsam, aber in ersterer war nur der Teil, auf welchem die Totenlade stand, gepflastert; der übrige Teil war Erdtenne. Von einem Graben, in welchen die Dachsparren eingezapft gewesen wären, haben wir nichts bemerkt; aber die Befestigungsweise durch angeschüttete Steine war dieselbe. Überdies war die Helmsdorfer Grabhütte größer und das Dach war anders angelegt. Ein Firstbalken fehlte, so sehr auch ein solcher erwartet wurde, und die Sparren lagen über dem Bohlendache und der Schilfdecke, nicht darunter. Die angebliche Diele aus Eichenholz im Leubinger Hügel war vielleicht auch nur der Boden einer Totenlade, die als solche aber nicht erkannt wurde. Mit diesen Andeutungen sind die Unterschiede noch nicht erschöpfend aufgezählt; aber hier mag das Gesagte genügen. Von einem zweiten Opferfeuer über der dann zugedeckten Hütte hat Klopfleisch nichts wahrgenommen. Mit seiner Zeitbestimmung greift er sehr weit fehl; aber die vorgeschichtliche Wissenschaft stand damals (1874) noch in ihren Anfängen. Jedenfalls hat Klopfleisch sich als ein sorgsamer Beobachter erwiesen.

Nur die Frage drängt sich noch auf, ob dieses Grabhaus aus Holz ein Vorbild im wirklichen Leben gehabt hat. Das scheint wirklich der Fall zu sein: Zwischen Ribe im nördlichen Schleswig und Kolding in Jütland fand Robert Mielke[1]) Unterkunftshütten für die Moorbauern von gewaltiger, fast saalartiger Größe und zum Teil hohem Alter, die nur aus einem riesigen Dach bestanden. Sie waren hergestellt durch fünf Paare recht langer Dachsparren, von denen die beiden äußersten ein wenig schräg nach dem First zu standen. Auf ihnen lag das Strohdach mittels Pfetten. Sparren und Pfetten waren zum Teil nur mittelmäßig behauen; fast die ganze obere Hälfte des äußeren Daches war noch mit Erdplacken überdeckt, die sich mit einer Abstufung deutlich von dem Stroh abhoben.

Der Eingang befand sich auf der Giebelseite und war einfach durch ein kunstloses — schwellenloses — Rahmenwerk in die wenig geneigte Giebelfläche geschnitten; zwei andere an den Langseiten bestanden aus demselben Rahmenwerk; doch trugen die von einem Mittelständer gestützten Türstürze je einen der abgekürzten Mittelsparren, die wieder mit Fußbändern an den Stürzen befestigt

[1]) Mielke, R., Zur Entwicklungsgeschichte der sächs. Hausform (Zeitschr. f. Ethnol., 35. Jahrg., Berlin 1903, S. 509—525).

waren. Türen fehlten jedoch. Diese merkwürdige Konstruktion war, soweit Mielke sich erinnern konnte, auch den schleswigschen Dachhütten eigen.

Die Eingänge auf den Langseiten dürften spätere Erfindung sein. Mielke selbst bringt Belege bei, daß der Raum zwischen den Anfangssparren einstmals Ein- und Ausgang war. (Also genau so wie bei den Grabhütten von Leubingen und Helmsdorf!) Dieses einzellige Dachhaus bezeichnet Mielke als das vorsächsische Haus, dessen Konstruktion weit vor der Entwickelung unserer Haustypen liegen müsse, ja welches als der einzige nordeuropäische Typus von bleibendem Einflusse anzusehen sei. Denn diese urtypische Form des Dachhauses sei der Keim des sächsischen Hauses. Wenn das, wie mir scheint, richtig ist, so darf wohl auch hinzugefügt werden, daß die Grabhütten von Leubingen und Helmsdorf die ältesten nachweisbaren Vertreter dieses Urtypus sind. Zugleich ist damit der Norden, genauer die jütische Halbinsel, als die Ursprungsstätte dieser Bauweise nachgewiesen. Hat sie sich aber von Norden nach Süden verbreitet, so dürfte der Leubinger Grabbau etwas jünger sein als der weiter nördlich gelegene Helmsdorfer, der auch noch keinen Firstbalken hat.

Außer der Bestattungsweise gewähren aber auch noch die in dem Grabe gefundenen Sachen einen sicheren Anhalt zur Bestimmung des Alters des Grabhügels. Betrachten wir der Reihe nach diese Beweisstücke, wenigstens diejenigen, die zu diesem Zwecke vorzugsweise in Betracht kommen, zunächst die Bronzesachen.

Den spatelförmigen Bronzeflachbeilen ohne Randleiste wie auch denen mit niedriger Randleiste wird ganz allgemein eine Entstehungszeit um 2000 v. Chr. oder eine nur wenig spätere zugeschrieben. Das gleiche gilt von den kleinen dreieckigen Dolchen ohne Griffzunge. Der Helmsdorfer gleicht gar sehr dem von Höfer in dem erwähnten Baalberger Hügel in dem Grabbehälter A gefundenen kleinen Dolche, sowohl nach Form wie Größe. Beide gehören wegen ihrer Kleinheit und Gestalt der ersten Periode der Bronzezeit an. Nun stellt sich aber dieser sonst nicht anzuzweifelnden Zeitbestimmung bei sämtlichen Helmsdorfer Bronzesachen ihr verhältnismäßig hoher Zinngehalt störend entgegen, der einen erheblich jüngeren Zeitansatz zu erfordern scheint, weil Sachen aus zinnreicher Bronze nicht dem Anfange, sondern dem Ende der ältesten Periode der Bronzezeit zugewiesen zu werden pflegen. Dennoch muß hier, da alle sonstigen Merkmale auf den Anfang dieser Periode hinweisen, angenommen werden, daß hier eine Ausnahme vorliegt, die an

dem Ergebnis schon deswegen nichts ändern kann, weil die Abweichung sich erklären läßt.

Montelius hebt nämlich[1]) selbst hervor, daß es auf den britischen Inseln eine Menge flacher Äxte ohne Randleiste, also solche ältester Art gebe, welche aus einer sehr zinnreichen Bronze bestehen. Eine solche Axt aus Irland z. B. enthielt 12,57 % Zinn.[2]) Das ist also fast genau derselbe Zinnzusatz wie der in den Helmsdorfer Bronzen.[3]) Ein weiteres Ergebnis der Montelius'schen Forschung ist aber dies, daß schon vor dem Ende der allerdings mehrere Jahrhunderte umfassenden ersten Periode des eigentlichen Bronzealters im Norden sehr zinnreiche Bronzen in Gebrauch gewesen sind.[4]) Zu diesem nördlichen Gebiet ist aber ohne Zweifel auch Norddeutschland, namentlich das von der Nordsee aus leicht erreichbare Gebiet der Elbe und Saale zu rechnen. Montelius erklärt ausdrücklich,[5]) daß die Funde von Bronzen und Goldsachen zu Gallemose, Selchausdal und Store Heddinge in Dänemark und zu Pile und Skifwarp in Schonen, ferner zu Grevinge auf Seeland und Skovshöierup auf Fünen zu dem Schlusse nötigen, daß Skandinavien während der älteren Bronzezeit oder auch schon während der Steinzeit in Verbindung mit den Ländern des westlichen Europas, besonders mit den britischen Inseln, gestanden hat, und zwar auf dem Seewege und längs der Nordseeküste. Das Elbe-Saalegebiet hatte aber nach seiner Ansicht außerdem auch noch über Land einen Verkehr mit dem Westen.

Auch Kossinna[6]) ist der Ansicht, daß in der Frühzeit des Bronzealters ein erkennbarer Verkehr zwischen Großbritannien und Dänemark stattgefunden habe; namentlich seien älteste Bronzeflachbeile damals nach Dänemark gelangt. Kamen aber solche nach Dänemark, so läßt sich mit gutem Grunde behaupten, daß solche britische Bronzen noch viel leichter und somit auch eher an die Elbmündung und von dieser die Elbe und Saale aufwärts in das östliche Thüringen gelangt sein können, ja, wie die Helmsdorfer Funde beweisen dürften, auch wirklich gelangt sind, wenn man nicht etwa annehmen will, daß nur das

---

[1]) A. a. O. S. 122.

[2]) Ebenda S. 122 Anm. 2.

[3]) Übrigens hebt Montelius (S. 161) selbst hervor, daß der Zinngehalt stark verrosteter Bronzen möglicherweise heutzutage höher erscheine, als er ursprünglich gewesen.

[4]) Ebenda S. 196.

[5]) Ebenda S. 96.

[6]) A. a. O. S. 181.

Zinn von England eingeführt, das Kupfer aber in nächster Nähe gewonnen, also mansfeldisches Kupfer ist.

Nehmen wir aber einmal an, daß nur britisches Erzeugnis in Frage kommt, so fragt sich, mit welchem Rechte zinnreiche Bronzen in den Anfang der ältesten Bronzezeit verlegt werden dürfen. Nun gibt Montelius[1]) bei Besprechung der in Pile und Skifwarp in Schonen gefundenen flachen, zinnreichen Äxte seiner Überzeugung Ausdruck, daß sie aus England gekommen seien, weil diese Äxte sich als fast vollständig nickelfrei erwiesen hätten, „wie dies mit dem britischen Kupfer der Fall ist", wogegen die Äxte mit Seitenrändern bis 1,27 % Nickel enthielten. In diesen fast nickelfreien Äxten erblickt er den Beweis, daß zinnreiche Bronzearbeiten auf den britischen Inseln mit der Periode der zinnarmen Bronze in Skandinavien gleichzeitig sind, „was man wohl durch den großen Reichtum an Zinn in England erklären kann".

Wie nun aber die Helmsdorfer Bronzen fast genau so zinnreich sind als die von Montelius erwähnte Axt aus Irland mit 12,57 % Zinn, so ergibt sich eine weitere Übereinstimmung mit britischen Bronzen auch in bezug auf den geringen Nickelgehalt, der als Beweis der Herkunft aus England und damit auch als Beweis der Gleichzeitigkeit zinnreicher englischer Bronzen mit zinnarmen mittel- und süddeutschen Bronzen dienen muß.

Schon aus dem gemeinsamen Prozentsatze für Kupfer und Zinn in den Helmsdorfer Bronzen, nämlich in den beiden Dolchen = 99,14 % und in dem Flachbeil = 99,07 %, ergibt sich, daß der Nickelgehalt in ihnen ein verschwindend kleiner sein muß, daß also die Bezeichnung „fast völlig nickelfrei" auch auf die Helmsdorfer Bronzefunde zutrifft.

Daraus und aus der englischen Form der Axt[2]) wird aber weiter gefolgert werden dürfen, daß diese Bronzen britischen Ursprungs sind. Die Zinneinfuhr von den britischen Inseln her in damaliger Zeit kann unbedenklich angenommen werden, weil Funde von bloßem Zinn im Norden nachgewiesen sind, das nur von den britischen Inseln gekommen sein kann. So ein bei Baarse auf Seeland gefundener Noppenring aus sehr dickem Zinndraht, der der ältesten Bronzezeit

---

[1]) S. 123.

[2]) Vgl. Montelius a. a. O. Fig. 212 u. 213. Zwei Äxte von diesem Typus wurden im Jahre 1905 in Schonen in Villands Härad bei Fälkinge gefunden. (Abgebildet in: Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Månadsblad, 32.—34. Jahrg. 1903—1905. Stockholm 1907. S. 230, Abbild. 321.)

angehört,[1]) so auch die Zinnstifte, welche zur Herstellung von Verzierungen in größere und kleinere Schalen aus Holz eingeschlagen gefunden wurden, welche Eichensärgen entnommen sind, die eine Ausgrabung des Borum-Eshöi in Jütland im Jahre 1875 zutage gefördert hat.[2])

Wäre aber nur das Zinn zu den Helmsdorfer Bronzen im Mansfeldischen eingeführt, diese aber mit festländischem Kupfer hergestellt worden, so wäre zu fragen, ob etwa dieses Kupfer in nächster Nähe gewonnen, also mansfeldisches Kupfer gewesen sein könnte. An und für sich würde ja der Möglichkeit, daß die Helmsdorfer und andere Bronzen der Nachbarschaft mansfeldisches Kupfer enthalten, nichts entgegenstehen, weil das Mansfelder Kupferschieferflöz an den Rändern der Mansfelder Mulde auf einer so großen Strecke zutage tritt oder doch in vorgeschichtlicher Zeit zutage getreten sein muß, daß es eigentlich fast unbegreiflich wäre, wenn es nicht schon in jener vorgeschichtlichen Zeit entdeckt und benutzt sein sollte, aber ein zwingender Beweis liegt nicht vor.

Wie die Sache liegt, könnte die Verwendung von mansfeldischem Kupfer beim Beginn der Bronzezeit nur dann wahrscheinlich gemacht werden, wenn man nachweisen könnte, daß seine Zusammensetzung von der des britischen Kupfers nicht wesentlich abweicht. Eine solche Übereinstimmung schien mir bezüglich eines charakteristischen Nebenbestandteils, des Nickels, zu bestehen, welches sich im Kupfer britischer Herkunft, ebenso wie im Mansfelder Kupfer nur in geringen Spuren findet. Für das zuletzt genannte wurden mir im gewerkschaftlichen Laboratorium folgende Normalzahlen angegeben:

99,75 % Kupfer
0,03 % Silber
0,15 % Nickel
0,04 % Blei
0,02 % Arsen.

Da nun die nickelarme Axt von Skifwarp 0,15 % Nickel hat, so scheint bezüglich des Nickelgehalts gar kein wesentlicher Unterschied zwischen den Bronzen von Skifwarp und Helmsdorf vorzuliegen, zumal Herr Koch in einem späteren Schreiben vom 16. April 1907 ausdrücklich hervorhebt, daß Nickel und Blei in den Bronzen von Helmsdorf nur in ganz geringfügigen Spuren vorhanden seien. Gleichwohl ist die

[1]) Montelius, Chronol. S. 80 und Fig. 205 auf S. 79.

[2]) S. Müller, Nordische Altertumskunde I, S. 344. Straßburg, Trübner, 1897.

Übereinstimmung des mansfeldischen Kupfers mit dem britischen nur Schein. Denn jene Analyse des Laboratoriums bezieht sich, wie mir nachträglich mitgeteilt wurde, auf das raffinierte, in den Handel gebrachte Kupfer, welches erst in jüngerer Zeit durch Vervollkommnung der Hüttenprozesse einen solchen Reinheitsgrad erreicht hat, daß man praktisch nur von „Spuren“ fremder Metalle reden kann. Vor Einführung dieser Neuerungen war das Mansfelder Kupfer unreiner als jetzt, namentlich war sein Nickelgehalt, entsprechend der sich ziemlich gleichbleibenden Nickelführung der Schiefern, wesentlich höher. Da nun der ersten Bronzezeit selbstverständlich nur unvollkommene Schmelz- und Läuterungsverfahren zur Verfügung gestanden haben können, so folgt daraus, daß die fast völlig nickelfreien Helmsdorfer Bronzen kein Mansfelder Kupfer enthalten können, aber auch kein italienisches oder österreichisches Kupfer, weil diese beiden ebenfalls nickelhaltig sind. Der auffällige Nickelgehalt der meisten deutschen Bronzen erklärt sich nach Montelius[1]) und Kossinna[2]) durch ihren Bezug aus dem Süden (Italien), vorzugsweise aber aus Österreich-Ungarn, wo nickelhaltiges Kupfer gewonnen wird. Da nun die Helmsdorfer Bronzen fast völlig nickelfrei sind, so müssen sie aus England eingeführt sein und können demnach auch trotz ihres Zinnreichtums, der gerade bei britischen Fabrikaten erklärlich ist, der ersten Periode der Bronzezeit, und zwar schon dem Anfange derselben zugewiesen werden, und zwar mit um so größerer Sicherheit, als Montelius der Ansicht ist, daß die Einwohner Dänemarks und Südschwedens später als die Völker Deutschlands Kenntnis von dem Kupfer und der Bronze erhielten.[3]) Die von Herrn Koch in seinem erwähnten Schreiben geäußerte Ansicht, daß die Helmsdorfer Bronzen wegen ihrer verhältnismäßigen Reinheit von Nickel und Blei viel jüngeren Ursprunges sein müßten als solche Bronzesachen, in denen diese Nebenbestandteile in weit größerer Menge auftreten, wäre ja, die Verwendung von österreichischem oder mansfeldischem Kupfer vorausgesetzt, durchaus berechtigt, wenn es sich nicht um Gegenstände handelte, die vor fast 4000 Jahren hergestellt sind. Die auffällige Zusammensetzung der Helmsdorfer Bronzen, ihr Zinnreichtum und im besonderen ihre fast völlige Freiheit von Nickel erklärt sich nur dann in völlig befriedigender Weise, wenn man annimmt, daß britisches

---

[1]) Montelius, Chronol. S. 98.
[2]) Kossinna a. a. O. S. 186.
[3]) Montelius a. a. O. S. 132.

Kupfer zu ihrer Herstellung verwendet worden ist, oder genauer, daß sie von den britischen Inseln eingeführt worden sind. Auch die den britischen Flachäxten eigene Abrundung der „Bahn" ohne den Einschnitt, der an den Äxten italischen Ursprungs wahrzunehmen ist, bestätigt dieses Ergebnis, denn die Helmsdorfer Bronzeaxt hat keinen solchen Einschnitt.

Fragen wir nun weiter, woher denn wohl das Gold zu den Helmsdorfer Goldsachen oder diese selbst als fertige Stücke gekommen sind, so hat Montelius[1]) nachgewiesen, daß das nordische Gold ins Elbe- und Saalegebiet einerseits aus dem Süden und Südosten Europas, andererseits aus dem Westen von den britischen Inseln her gekommen sein kann. Namentlich war der Goldreichtum Irlands im Bronzezeitalter ein erstaunlicher. „Irland — behauptet Montelius[1]) — war in alten Zeiten eines der goldreichsten Länder Europas. Das Museum in Dublin ist wunderbar reich an irländischen Goldsachen aus der Bronzezeit." Noch im Jahre 1796 soll das in Irland in zwei Monaten erworbene Waschgold den Wert von 10000 Pfund Sterling erreicht haben.[2]) Andererseits war aber auch Siebenbürgen schon in der Bronzezeit reich an Gold. So sind im Jahre 1840 bei Czofalva gleich neun massive Goldäxte von einer die Bronzezeit kennzeichnenden Form nebst mehreren anderen Goldsachen gefunden worden.[3]) Von Siebenbürgen aus könnte also ebensowohl Gold vermittels der Donau die großen Flußwege entlang ins Elbe- und Saalegebiet gekommen sein. Auf welchem Wege vorzugsweise, das läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Montelius freilich ist auf Grund seiner umfassenden Studien der Ansicht,[4]) daß für die skandinavischen Völker — und also erst recht für die norddeutschen — während des Bronzealters der südliche Weg viel wichtiger gewesen sei, als der westliche, wie überhaupt während des ganzen Bronzealters der Import von Kupfer, Bronze und Gold aus dem Süden für den Norden von größerer Bedeutung gewesen sei als der Import aus dem Westen. Andererseits gesteht er aber auch zu, daß der westliche Weg der älteste und während des Steinalters der wichtigste gewesen ist. Ich meinerseits möchte aus den bezüglich der Herkunft der Helmsdorfer Bronzen dargelegten Gründen annehmen, daß sowohl der Goldschmuck wie auch die Bronzen ebenfalls auf dem westlichen Wege oder die Elbe und

---

[1]) S. 91 u. 99.
[2]) Ebenda Anm. 4.
[3]) Ebenda S. 92.
[4]) S. 98,

Saale aufwärts ins Land gekommen sind. Denn war das in der jüngeren Steinzeit möglich, so doch erst recht in der ältesten Bronzezeit, und kam Bronze und Zinn aus England, so doch ebenso leicht, ja leichter Gold.

An dieser Stelle muß ich nun, wie ich oben S. 28 schon angedeutet habe, noch einmal auf die goldenen Hängespiralen des Helmsdorfer Fürstengrabes zurückkommen, deren Eigentümlichkeit vorzugsweise in einer starken Verbreiterung oder Verdickung der unteren Enden besteht, deren Gebrauchszweck aber noch strittig ist. Auch Montelius[1]) hebt ihre „eigentümlichen Anschwellungen" hervor. Eine eingehende Untersuchung hat Hubert Schmidt diesen Schmuckstücken gewidmet, für die er verschiedene Grundformen ansetzt,[2]) und damit auch verschiedene Fabrikationsmittelpunkte. Die von uns entferntesten Fundstellen solcher Spiralen sind Troja und Mykene. In Troja kommen Hängespiralen mit nur anderthalber Windung vor, die zum Schatzfunde F gehören, den man mit Götze (bei Dörpfeld, Troja und Ilion, S. 333 ff.) der zweiten oder dritten Ansiedelung zuzuweisen hat.[3]) Sie sind lediglich „ein einfacher, an den Enden verdickter, offener Ring, dessen Enden, wie bei der Spirale, übereinander greifen".[4]) Eine Weiterbildung zeigen die mykenischen Spiralen, deren vordere Seite durch eine Bogenverzierung ausgezeichnet ist und deren Verdickungen zu breiten Bändern umgeformt sind.[5]) Zwischen diesen beiden Formen (der trojanischen und mykenischen) liegen — wie zwischen entgegengesetzten Polen — nach Schmidt die ungarischen Formen mit ihren mannigfachen Abwandelungen, als deren Fabrikationszentrum er wegen häufigen Vorkommens Siebenbürgen ansieht (S. 616). Ganz genau entsprechen die beiden Helmsdorfer Hängespiralen der von Schmidt mit B bezeichneten einfachsten Grundform, welche aus einem „offenen, länglich ovalen Ringe" besteht, „dessen stark verdickte Enden übereinander greifen und hakenartig nach oben genommen sind". Ein solches Exemplar aus dem Unterweißenburger Komitate befindet sich nach Angabe des Herrn Professor

[1]) Chronol. d. ältesten Bronzezeit, S. 99.

[2]) Schmidt, Hubert, Troja — Mykene — Ungarn. Archäologische Parallelen. (Zeitschr. f. Ethnologie, Jahrg. 36, S. 608 ff., Berlin, 1904.)

[3]) Eins von den beiden Paaren, die Schliemann kannte, befindet sich als No. 6014 u. 6015 in der Berliner Schliemann-Sammlung.

[4]) Abbild. a. a. O. Fig. 17 auf S. 620; hier abgebildet auf Tafel VI, Fig. 12.

[5]) Abbild. a. a. O. Fig. 7 und 8; hier abgebildet auf Tafel VI, Fig. 13 und 14.

Cserni im Karlsburger Museum in Siebenbürgen.[1]) „Der Querschnitt ist rund, also wahrscheinlich gegossen und gewalzt.“ Auch dies Merkmal trifft bei den Helmsdorfer Stücken zu. Ferner finden sich ebensolche Anhänger in Budapest und in Wien, doch stammen die letzteren ebenfalls aus Siebenbürgen. Eine Variante dieser Form,[2]) ein Unicum nach Schmidt, befindet sich im Universitätsmuseum zu Klausenburg (Kolozsvar) in Siebenbürgen. Diese Variante hat drei verdickte untere und zwei dünnere obere Windungen.

Ein weiteres Fabrikationszentrum dieser Schmuckformen ist nach Schmidt der Kaukasus, allerdings nicht in derselben Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit wie Siebenbürgen. Die kaukasischen Funde beschränken sich auf die länglich ovale Grundform der Spirale und unterscheiden sich von den ungarischen erstens in bezug auf das Material, insofern nur selten Gold, in der Regel Bronze verwendet ist, zweitens in bezug auf die Form, insofern die Verstärkungen der unteren Teile mehr in einer bandartigen Verbreiterung als in einer Verdickung bestehen.[3]) Auf eine offenbar später ausgebildete Sonderform der kaukasischen Gruppe „mit doppelter Rückbiegung und spiraliger Bildung der Drahtenden“ einzugehen, hat hier keinen Zweck, zumal diese Formen erst der Eisenzeit angehören.

Durch diese Nachweise ist aber der Kreis des Vorkommens dieser Spiralen noch nicht umschrieben. Denn auch in Böhmen und Mähren haben sie sich in Gräbern der frühesten Bronzezeit vom Aunjetitzer Typus bei liegenden Hockern gefunden, deren Grabbeigaben „nicht nur aus der für diese Epoche charakteristischen Keramik“, sondern auch aus „triangulären Bronzedolchklingen, Schleifen- und Säbelnadeln aus Bronze und Noppenringen aus Gold“ bestanden. „Die goldenen Hängespiralen kommen daselbst in den einfachen Grundformen A und B und in der Variation β — nach dem System Schmidts — also mit einfacher Rückbiegung vor.“

Schmidt ist nun zweifelhaft, ob man aus diesen Parallelfunden — deren nordwestlichster Vorposten die von mir gehobenen Helmsdorfer Hängespiralen sind — auf ein weiteres Fabrikationszentrum für diese Schmucktypen schließen dürfe oder nicht vielmehr Einfuhr aus Ungarn annehmen müsse, wagt aber nicht, sich zu entscheiden, weil er die böhmischen und mährischen Funde nicht selbst gesehen. Hervor-

[1]) Abgebildet bei H. Schmidt auf S. 619 Fig. 12; hier auf Taf. VI, Fig. 7 u. 8.
[2]) Abgebildet bei H. Schmidt auf S. 619 Fig. 15; hier auf Taf. VI, Fig. 9.
[3]) Abgebildet bei H. Schmidt auf S. 620 Fig. 18 u. 19; hier auf Tafel VI, Fig. 10 u. 11.

ragende Bedeutung spricht er ihnen aber zu. Ob jedoch seine Ansicht über die zeitliche Entwickelung der Formen und ihren Ausgangspunkt das Rechte trifft, das möchte ich bezweifeln. „Unter der Voraussetzung einer gesetzmäßigen, mit der Zeit allmählich fortgeschrittenen Entwickelung der Typen" nimmt Schmidt die trojanische Form als Ausgangstypus an. Die mykenischen Formen und ebenso die spezifisch ungarischen erscheinen ihm als eine Wiederholung oder Weiterbildung der trojanischen Form. Die böhmisch-mährischen Funde, welche zweifellos der ältesten Bronzezeit angehören, stören diese Chronologie erheblich. Denn wenn sie (mit dem Helmsdorfer Funde) eine Ausstrahlung der ungarischen Typen wären, so müßten sie zeitlich hinter diese gestellt werden; das geht aber wegen ihres zweifellos hohen Alters nicht an. Darum stellt er die böhmischen Funde gleich hinter die trojanischen, denen er dann die Funde in den mykenischen Schachtgräbern und die der Blütezeit der mykenischen Kultur, sowie zuletzt die kaukasischen Funde (Gräberfeld von Koban) folgen läßt, die in die Eisenzeit hineinführen. Er gibt zu, daß in den vormykenischen Perioden nach Ausweis der Funde von Hängespiralen nordsüdliche Kulturströmungen bestanden haben, die bis in die Zeit der frühmykenischen Schachtgräber fortgedauert haben, die nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung etwa dem 18.—16. Jahrh. v. Chr. G. zuzuweisen sind, und setzt für die dritte Periode von Troja II, für die älteste ungarische Bronzezeit und für die Aunjetitzer Kultur als ungefähres Datum das Jahr 2000 v. Chr. G. an. Ja, er gibt zu, daß bezüglich der Armspiralen, Fingerspiralen und Hängespiralen mit Rückbiegung die Mittelmeergebiete die vom Norden empfangenden gewesen sind, so daß diese Formen unter dem Schmuck der mykenischen Fürsten in gewissem Sinne die barbarische Kunst vertreten, „weil sie auf einen nördlichen Kulturkreis zurückzuführen sind". Es habe also zwischen den Mittelmeerländern und Mitteleuropa eine gegenseitige Wechselwirkung stattgefunden, die sich im Geben und Nehmen geäußert habe. So verdanke Mitteleuropa dem Süden die sogenannte Schleifennadel[1]) und den Dolch mit Griffangel, der Süden aber (im besonderen der „ägäische Kulturkreis") jenem die Typen der Hänge- und Armspiralen, die eine durchaus selbständige und eigenartige Kultur Mitteleuropas zweifellos machten. In der Folge freilich habe der Süden

[1]) Daß die Schleifennadel auch im Mansfeldischen vorkommt, davon weiß Schmidt offenbar noch nichts.

einen gewaltigen Vorsprung vor dem Norden gewonnen und immer mehr an den Norden abgegeben, der auch nicht annähernd wieder eine solche Kulturhöhe erreicht habe, daß er mit dem Süden hätte in Wettbewerb treten können.

Weiterhin spricht er sich noch bestimmter dahin aus, daß die besprochenen Typen — allerdings unter Voraussetzung einer alten Blütezeit der thrakischen Kultur — sich von Siebenbürgen aus nach Kleinasien und dem südlichen Teile der Balkanhalbinsel verbreitet haben und daß demnach langdauernde Kulturbeziehungen zwischen diesen Landschaften stattgefunden haben müßten, d. h. in nordsüdlicher Richtung sich bewegende Kulturströme, die im wesentlichen die vor- und frühmykenischen Epochen ausgefüllt haben müßten. Jedenfalls werde die Kluft zwischen Thrakischem und Mykenischem nicht allzu groß sein, wenn ihm auch Furtwängler[1]) zu weit zu gehen scheine, der die Thraker als Träger der mykenischen Kultur betrachte.

Wenn man diese Äußerungen Schmidts mit seinen ersterwähnten vergleicht, so sieht man bald, daß er sich schließlich selbst berichtigt hat, indem er nunmehr an Stelle von Troja Siebenbürgen zum Ausgangspunkte der besprochenen Kulturströmung macht. Aber man begreift nicht, warum er nun nicht noch weiter nach Nordwesten zurückgreift, nach Böhmen und Mähren, die selbst wieder vom Saalegebiet aus befruchtet worden sind, und wo sich diese „durchaus selbständigen und eigenartigen“ Erzeugnisse einer „barbarischen Kunst“ schon im Anfange der frühesten Bronzezeit nachweisen lassen. Sind diese Typen auf einen nördlichen Kulturkreis zurückzuführen, so wird man zutreffender behaupten können, daß sie von Nordostdeutschland ausgegangen, nach Ungarn (Siebenbürgen) übertragen, von da nach der Balkanhalbinsel und nach Kleinasien gelangt sind und zuletzt auch nach dem Kaukasus sich verbreitet haben.[2])

Daß der Gebrauchszweck dieser Schmuckstücke noch strittig ist, habe ich schon erwähnt. Helbig hatte nach dem Vorgange von Schliemann diese Spiralen für Lockenhalter erklärt.[3]) Schmidt macht dagegen geltend, daß eine derartige Verwendung bei der einseitigen Verdickung, durch die der Schwerpunkt nach unten

---

[1]) Antike Gemmen III, 6.

[2]) Das Gräberfeld von Koban setzt man in den Beginn der Eisenzeit im Kaukasus, um 1000 v. Chr. G.

[3]) Schmidt a. a. O. S. 620.

verlegt werde, ausgeschlossen sei. Studniczka[1]) trat für ihre Verwendung als Ohrgehänge ein, und auch Schmidt behauptet zugunsten der Deutung auf Ohrgehänge, daß die Bedeutung dieser Ringe als Hängespiralen durch die Verdickung der unteren Enden gesichert sei und noch mehr durch den Umstand, daß solche Ringe bei kaukasischen Skeletten an der Stelle der Ohrmuscheln gefunden worden seien. Das scheint eine unwiderlegliche Begründung zu sein, ist aber eine solche in der Tat nicht. Auch ich war, wie ich schon erwähnte, wegen ihrer völlig gleichen Bildung und wegen ihres paarweisen Vorkommens beim ersten Anblick geneigt, die beiden Spiralen des Helmsdorfer Grabes für Ohrringe zu halten, gab aber diese Meinung alsbald wieder auf, weil die Ringe, die an ihrer stärksten Stelle 5 mm stark sind, ein recht großes Loch im Ohrläppchen erfordert hätten, und sodann, weil die beiden Stücke nicht in der Nähe der Ohren, sondern in der Gegend der Brust von mir gefunden wurden. Der Hinweis Schmidts auf die kaukasischen Skelette gewährt keineswegs eine sichere Deutung des Zweckes dieser Spiralen, denn die Ohrmuscheln liegen in nächster Nähe der Schultern oder Achseln. Sie können also ebensowohl an der Schulter oder am Halse gesessen haben. Immerhin gibt Schmidt zu, man könne sie nicht unmittelbar am Ohrläppchen hängend denken. Man müsse sich vorstellen, daß sie an einem um die Ohrmuschel gelegten Faden oder Bändchen befestigt gewesen sind oder an einem offenen goldenen Ringe gehangen haben. Die Vermittelung eines kleineren offenen Ringes würde das Natürlichste sein, falls sie als Ohrringe dienten; aber einen solchen habe ich trotz sorgfältigster Untersuchung im Helmsdorfer Grabe nicht entdecken können. Sehr beachtenswert erscheint mir daher eine Vermutung, die Herr Bergdirektor Geipel nachträglich mir gegenüber geäußert hat, nämlich daß die beiden Stücke, deren Länge 2,2, deren größte Breite 1,6 cm beträgt, Gewandnadeln seien, dazu bestimmt, auseinander strebende Teile eines schweren Gewandes oder Mantels zusammenzuhalten. Dem Zwecke der Durchschiebung durch ein am Saume vorgestochenes Loch würde dann die absichtliche, etwas stumpfe Zuspitzung der beiden Enden gedient haben, deren Verdickungen dann das Herausgleiten der beiden Säume zu verhindern bestimmt gewesen sein müßten. Falls diese Deutung zutrifft, würden wir in den beiden Stücken wohl die älteste Form der Sicherheitsnadel zu begrüßen haben. Die Verdickung und Verbreiterung der

[1]) Jahrbücher des Kaiserlich deutschen archäolog. Instituts 1896, XI, 285.

Enden würde gleicherweise zur Sicherung der Verbindung gedient haben. Die Auffindung solcher Stücke in der Schulter- oder Brustgegend der Skelette steht der Vermutung bestätigend zur Seite. Von einer anderen gleichzeitigen Form eines Gewandhalters oder Saumheftels wird bald bei Besprechung der Thierschnecker Grabhügel die Rede sein.

Doch noch eine weitere Frage drängt sich auf. Wie mag es gekommen sein, daß gerade die Landschaft an der unteren Saale die meisten und größten Goldfunde aus der ältesten Periode der Bronzezeit aufzuweisen hat? Da diese Gegend durch ein wenigstens einigermaßen beachtenswertes Goldvorkommen im heimischen Boden nicht ausgezeichnet ist, so müssen die hier gefundenen Goldsachen auf dem Wege des Tauschverkehrs, jedenfalls aber aus anderen Landen hierher gekommen sein. War aber dies der Fall, so fragt sich weiter, welches wertvolle Tauschmittel die Bewohner unserer Gegend wohl für jenes Gold zu bieten hatten. Wenn ich den Handel mit Bernstein, der ja in ältester Zeit ebenfalls aus der Gegend der Elbmündung von den südlichen Völkern bezogen wurde, hier aus dem Spiel lasse, so liegt es am nächsten, an das Salz zu denken, das in vorgeschichtlichen Zeiten ein Tauschmittel von höchstem Werte war. „Die Salzwerke von Halle — meint Montelius [1]) — waren ohne Zweifel schon in dieser alten Zeit von Bedeutung.“ Diese Annahme findet ihre Stütze besonders durch den nur aus keltischer oder griechischer Sprachwurzel erklärbaren Namen von Halle, welcher auf eine weit in vorgeschichtliche Zeit zurückreichende Kenntnis der Hallischen Salzbrunnen hinweist. Das hier gesottene und als Tauschmittel verwendete Salz muß dem Erzeugungsorte und auch den Anwohnern der dorthin führenden Handelspfade einen gewissen Reichtum zugeführt haben, sei es nun als Preis für das erhandelte Salz, sei es als einen Tribut oder Zoll, den die Fürsten der Umgebung von den fremden Salzkäufern für freien Durchzug und Schutz erhoben haben werden, wie ja noch bis in die neueste Zeit die Negerhäuptlinge oder Sultane in Deutsch-Ostafrika von reisenden Händlern einen solchen Zoll, Hongo genannt, zu erheben pflegten, der meist aus einem Teil ihrer Waren oder aus Schmucksachen bestand.

In späterer Zeit sehen wir dieselbe Erscheinung, nämlich Reichtum an Kupfer-, Bronze- und Goldfunden in einer anderen an Salz reichen Gegend, um Hallstatt in Österreich, sich wiederholen. Auch

---

[1]) S. 77.

Schliz in Heilbronn[1]) ist der Ansicht, daß die Salzstraßen, welche von den einen offenen Auslauf zeigenden Quellen von Niedernhall, Kirchberg, Offenau und Hall ausgingen, für die Besiedelung des fränkischen Unterlandes in Württemberg bestimmend gewesen sind. Allerdings sind dort nur zwei Grabhügel aus der älteren und mittleren Bronzezeit bekannt, welche an solchen Salzwegen (am Schweinsberg) liegen und deren gewaltige Steinsätze Schliz für einen Ausklang der nordischen Urheimat ihrer Erbauer ansieht. Der Wellenschlag dieser Einwanderung hat sich nach seiner Annahme aus der Urheimat der Germanen in der Richtung von Norden nach Süden nicht nur bis nach Böhmen und Oberbayern, sondern auch bis nach Südwestdeutschland erstreckt. Auf diese Völkerwanderung komme ich später wieder zurück.

Wenn das Vorkommen zinnreicher Bronze im Helmsdorfer Fürstengrabe uns — allerdings ohne wirklich zwingenden Grund — zu nötigen schien, dieses Grab und seinen Inhalt an das Ende der ersten Periode der ältesten Bronzezeit zu setzen, so scheint im Gegensatz dazu die doch unabweisbar zur selben Zeit geschehene Bestattung eines Schnurkeramikers zusammen mit einem Angehörigen der ältesten Bronzezeit uns zu nötigen, das Alter des Helmsdorfer Hügels noch vor diese Zeit zu setzen. Zwar hat sich die lange Zeit herrschende Meinung, daß die Periode der Schnurkeramik die älteste oder doch eine der älteren der jüngeren Steinzeit sei, als unhaltbar erwiesen, aber daß sie dem Bronzealter vorangegangen ist, wird nicht bezweifelt. Namentlich hat Höfer[2]) durch seine sorgfältigen Beobachtungen bei der Ausgrabung des Baalberger Hügels die Ansichten über das Alter der Schnurkeramik wesentlich beeinflußt. Mag manchem der von ihm geführte Nachweis vielleicht nicht als ein unbedingt zwingender erscheinen, so hat er es doch höchst wahrscheinlich gemacht, daß die Zeit, in welcher die Schnurkeramik herrschte, als die jüngste Periode der jüngeren Steinzeit bezeichnet werden muß. Ähnliche Gedanken waren auch mir schon gekommen, als ich im Jahre 1899 im Kloßholze (in der Flur Kirchscheidungen a. d. Unstrut) einen ansehnlichen Hügel von 1,5 m Höhe und ungefähr 12 m Durchmesser aufdeckte und in einem der darin enthaltenen Steinkistengräber als Mitgift eines Hockers bei einer schnurverzierten Amphora und einem

[1]) Schliz, Die Sammlungen des historischen Museums in Heilbronn. Heilbronn 1906, S. 41.

[2]) Jahresschrift f. Vorgesch. IV, S. 96 Anm. 1, desgl. S. 97 u. 110.

ebenso verzierten Becher eine große Bronzenadel mit scheibenförmigem, durchlochtem Kopfe vorfand,[1]) aber die aus diesem, damals mir höchst rätselhaft erscheinenden Beisammensein sich ergebende Folgerung wagte ich damals noch nicht zu ziehen, weil ich sie erst auch noch anderweitig bestätigt finden wollte.

Nun hat mich aber das Ergebnis der Analyse der Helmsdorfer Bronzen veranlaßt, auch die Kirchscheidunger Scheibennadel einer chemischen Untersuchung zu unterwerfen. Auf mein Ersuchen war Herr Rentmeister Kuntze in Burgscheidungen bereit, ein Stückchen der Nadel zu diesem Zwecke zu opfern, und Herr Hütteninspektor Koch hat auch in diesem Falle die Güte gehabt, die Untersuchung vorzunehmen. Sein Bericht lautet wortgetreu, wie folgt:

„Die am 4. Mai cr. im Laboratorium abgegebene Nadel No. 77 (diese Nummer führt nämlich die Nadel im Burgscheidunger Museum) enthält:

81,54 % Kupfer
10,57 % Zinn

Sa. 92,11 %.

Die Nadelspitze wurde so, wie sie war, also mit dem grünen Beschlage, eingewogen. Dadurch entsteht die Analysendifferenz von 7,89 % (= Sauerstoff und Kohlensäure des grünen Kupfersalzes, in welchem Phosphorsäure nicht nachgewiesen werden konnte).

Auf die rein metallische Substanz berechnet, sind in 100 Teilen Bronze enthalten:

88,5 % Kupfer
11,5 % Zinn.

Blei und Nickel sind nur in geringen, quantitativ nicht bestimmbaren Spuren vorhanden."

Dieses Ergebnis der Analyse stimmt in so auffälliger Weise mit dem der Analyse der Helmsdorfer Bronzen überein, daß man betreffs beider Gruppen von Gegenständen dieselbe Herkunft, nämlich Einfuhr von den britischen Inseln her annehmen muß. Die Entfernung der beiden Fundorte, nämlich Helmsdorf und Kirchscheidungen, voneinander beträgt in der Luftlinie 41 km oder fast $5\frac{1}{2}$ Meilen. Sie ist klein genug, um die Vorschiebung britischer Fabrikate bis an die Unstrut begreiflich zu finden. Ja, noch über die Unstrut nach Süden hinaus müssen letztere gegangen sein. Das beweisen die zwei Metall-

---

[1]) Beschrieben und abgebildet in den Mitteilungen aus dem Provinzialmuseum der Provinz Sachsen II, S. 94 u. 95.

spangen, welche einem bei Thierschneck in einem Hügel beigesetzten Skelette außer einem kleinen, becherförmigen Tongefäße und einer säbelförmig gekrümmten Aunjetitzer Ösennadel beigegeben waren und deren Oberfläche silberartig glänzte. Nach einer chemischen Untersuchung des Materials ergab sich, daß die Bronzemischung aus 25,03% Zinn und 74,58% Kupfer bestand, zu welchem sich nur noch 0,35% Eisen gesellte. Außerdem hatten die Spangen noch einen dünnen Zinnüberzug.[1])

Diese reichliche Verwendung von Zinn bei sogen. „Aunjetitzer" Bestattungen ist geeignet, meine Behauptung, daß die ihnen beigegebenen Bronzesachen, wenigstens innerhalb des Saalegebietes, britischen Ursprungs seien, aufs beste zu stützen.

Übrigens können diese beiden offenen Bronzeringe mit stark verjüngten Enden, da ihr Längendurchschnitt nur 6 cm beträgt, keine Armringe oder nur für kindliche Personen bestimmt gewesen sein. Auffällig war, daß ihre Enden und ihre Mitte glänzten, wogegen zwei Seitenzonen eine rostige Kruste zeigten. Dieselbe Erscheinung zeigte sich auch an der beigegebenen Säbelnadel mit Öse, denn zwei Stellen an ihr waren glänzend, andere zwei aber mit einer krustigen Patina überzogen. Wenn Eichhorn deshalb der Meinung ist,[2]) die krustigen Stellen müßten in der einstigen Bekleidung gesteckt haben, so kann ich ihm nur beistimmen, möchte aber eben deshalb auch annehmen, daß auch die beiden Bronzespangen als Gewandnadeln oder Saumhalter gedient haben, die vermittelst eines oder mehrerer in den Säumen vorgesehenen Löcher jene zusammenzuhalten bestimmt waren. In diesem Falle würden sich die an ihnen wahrnehmbaren Krustenzonen am einfachsten erklären.

Angesichts aber des gleichzeitigen Vorkommens einer durch Schnurkeramik gekennzeichneten Bestattung im engsten Verbande mit einer bronzezeitlichen kann nicht der geringste Zweifel mehr bestehen, daß Höfer recht hatte, wenn er die Schnurkeramik als die letzte aller Verzierungsformen der neolithischen Keramik Deutschlands bezeichnete. Ja, man wird nun nach den Ergebnissen der Helmsdorfer Ausgrabung noch weiter gehen und behaupten dürfen, daß die Periode der Schnurkeramik noch mit dem Anfange der ältesten Periode der Bronzezeit zusammenfällt. Schon Reinecke hat in der Westdeutschen Zeitschrift XIX, S. 226 („Zur jüngeren Steinzeit in

---

[1]) Zeitschr. f. thüring. Gesch. u. Altert. XXV, S. 109—111, Fig. 159 u. 160.

[2]) A. a. O. S. 111.

West- und Süddeutschland") darauf hingewiesen, daß in England schnurverzierte Gefäße vorkommen, die zweifellos der frühesten Bronzezeit (Aunjetitzer Hocker) angehören.[1])

Demnach ist es nicht allzu verwunderlich, wenn wir hier einen Schnurkeramiker in engster Verbindung mit einem der Aunjetitzer Kultur zuzuweisenden Grabe finden. Zugleich dürfte auf Grund der Wahrnehmung, daß hier ein Schnurkeramiker einen Vertreter der ältesten Bronzezeit, sei es nun als Opfer oder als Diener, in den Tod hat begleiten müssen, die Folgerung berechtigt sein, daß die Leute der Schnurkeramik, nachdem sie vorher die bandkeramische Bevölkerung unterworfen hatten, später von dem Volke, welches durch die Erzeugnisse des Aunjetitzer Typus gekennzeichnet ist, in den Stand der Hörigkeit oder irgend welcher Dienstbarkeit versetzt worden sind. Da nun diese letztere Bevölkerung nach Kossinnas ansprechender Ansicht dem Norden entstammt[2]) und in der ersten Periode der Bronzezeit, also etwa um das Jahr 2000 v. Chr. G. (oder noch früher), einen doppelten Vorstoß, im Osten von dem Odergebiete aus nach Osten und Südosten, im Westen dagegen von der Elbe und Saale aus bis nach Böhmen, Mähren und Niederösterreich gemacht hat, von wo aus sich diese nordischen Stämme, wie die Fundstatistik lehrt, bald südwärts weiter bis nach Bosnien verbreitet haben, so wird man auf Grund des Helmsdorfer Grabfundes annehmen dürfen, daß gegen Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. G. das jetzige Ostthüringen von einem aus dem Norden kommenden Erobererschwarme indogermanischen Ursprungs überzogen worden ist, der die bis dahin als Herren im Lande waltenden Leute der Schnurkeramik in Dienstbarkeit herabgedrückt hat.[3]) In diesen indogermanischen Völkern nun, die uns

---

[1]) So auch Höfer in der Jahresschrift f. Vorgesch. I, S. 37, Anm. 1.

[2]) A. a. O. S. 205.

[3]) Über die Gräber mit Schnurkeramik im nordöstlichen Thüringen, die ich in großer Zahl habe nachweisen können, geben folgende Abhandlungen von mir Auskunft: Größler, Geschlossene vorgeschichtliche Funde aus den Kreisen Mansfeld (Gebirge und See), Querfurt und Sangerhausen (Jahresschrift für Vorgesch. I, 125—144, Halle, 1902, und III, 97—107, Halle, 1904). Ferner: Größler, Vorgeschichtliche Gräber und Funde im Amtsbezirke Burgscheidungen a. d. Unstrut, Kreis Querfurt (Mitteil. aus dem Provinzialmuseum der Prov. Sachsen II, 70—104, Halle, 1900, und Jahresschr. für Vorgesch. I, 88—116, Halle, 1902). Endlich meine Abhandlung: Die schnurverzierten Gefäße in der Sammlung des Mansfeldischen Geschichts- und Altertumsvereins zu Eisleben (Mansf. Blätter XX, 224—240, Eisleben, 1906). Allen sind zahlreiche Abbildungen beigegeben. Neuerdings ist auch wieder ganz in der Nähe des Helmsdorfer Grab-

die Gräber des Aunjetitzer Typus hinterlassen haben, aber bereits in der ersten Periode der Bronzezeit wieder weiter nach Süden gezogen sein müssen, ist Kossinna aus hier nicht näher darzulegenden Gründen geneigt, die Anfänge oder Vorfahren derjenigen Stämme zu erblicken, welche später unter dem Namen Illyrier und Griechen[1]) geschichtliche Bedeutung erlangt und gegen Ende ihrer großen Wanderung zunächst die Westhälfte der Balkanhalbinsel besetzt haben,[2]) von da aus aber später nach Mazedonien und Thessalien, Hellas, der Peloponnesos und den Inseln des Ägäischen Meeres vorgedrungen sind. Aus den in Norddeutschland zurückgebliebenen Resten dieser Bevölkerung und deren Nachkommen haben sich dann — wiederum nach Kossinnas Annahme — im Laufe von fast zwei Jahrtausenden die Germanen entwickelt,[3]) die dann gleichfalls einen weltgeschichtlich bedeutsam gewordenen Vorstoß nach Süden gemacht haben, der schließlich zu einem Zusammenstoße mit der inzwischen aufgekommenen römischen Weltmacht wurde. Falls diese Annahmen begründet sind, und die Archäologie läßt sie begründet erscheinen, so haben wir in dem Helmsdorfer Fürstengrabe ein frühestes Denkmal der Ahnen unseres eigenen Volkes zu erblicken.

Nachtrag.

Unerwarteterweise machte sich nicht lange nach der Abtragung des großen Hügels (oder genauer nur seines mittleren Ausschnitts), welcher des Bahnbaues wegen zunächst hatte beseitigt werden müssen, noch ein Nachtrag nötig. Es kamen nämlich bei der weiteren Abtragung der Aschenunterlage des südlichen Kegelabschnitts innerhalb der Entfernung von 11 bezw. 13 m (vom Mittelpunkte des Hügels aus gerechnet) mehrere steinzeitliche Bestattungen zum Vorschein, über welche hier noch berichtet werden muß, weil sie offenbar zu dem Hauptgrabe in unmittelbarer Beziehung stehen.

Am 28. Mai 1907 erhielt ich von Herrn Bergdirektor Geipel die briefliche Nachricht, daß man bei weiteren Ausschachtungen der

---

hügels ein Hockergrab mit Schnurkeramik innerhalb des neuen Fördermaschinenhauses auf dem Paulsschachte im November 1906 gefunden worden. Näheres über diesen Fund im Nachtrage.

[1]) So würde sich auch der von dem deutschen Namen Salz abweichende Name Halle (= griech. ἅλς) erklären.

[2]) Ebenda S. 212 u. 213.

[3]) Ebenda S. 208.

Bergwerksbahn südlich von dem Fürstengrabe noch auf zwei Steingräber gestoßen sei, die man der Beschreibung nach für Hockergräber halten müsse. Da diese Gräber den Arbeiten hinderlich seien, so müßten sie beseitigt werden, und zwar sollte die Eröffnung schon am nächsten Tage stattfinden. Leider konnte ich der freundlichen Einladung, an dieser Eröffnung teilzunehmen, aus dem Grunde nicht folgen, weil ich von einer mehrere Tage zuvor unternommenen Reise noch nicht zurückgekehrt war, und so fand denn am 29. Mai 1907 die Öffnung der beiden Gräber ohne mich statt. Doch hat Herr Direktor Geipel alle Fundumstände so sorgfältig beobachtet und mir mitgeteilt, daß nichts, was für die Wissenschaft von Wert ist, übersehen sein dürfte, zumal ich mich bereits am 2. Juni bei ihm nach dem Verlauf der Ausgrabung erkundigen konnte. Weitere Mitteilungen empfing ich außerdem auf meine Fragen von Herrn Bahnassistent Corsa, als ich am 17. Juni zusammen mit Herrn Architekt Kutzke den Paulsschacht besuchte. Da nämlich die beiden Steinkisten nicht allzuviel Raum einnahmen, so waren sie vor dem Geschick der Abtragung bewahrt geblieben und von Herrn Corsa durch eine Bretterhülle geschützt worden, die erst nach unserer Ankunft abgehoben wurde. Infolge dieser dankenswerten Fürsorge konnte nicht nur die Beschaffenheit der beiden Steinkisten, sondern auch ihre Lage zueinander und zu dem Hauptgrabe des Hügels genau festgestellt und eine Zeichnung von ihnen aufgenommen werden.

Auf Grund also der von den Herren Geipel und Corsa mündlich mir erteilten Auskünfte und nicht minder auf Grund der von mir und Herrn Kutzke vorgenommenen Besichtigung und Vermessung läßt sich folgendes mit voller Sicherheit über die nach Süden zu gelegenen Bestattungen aussagen. (Vgl. den Plan No. 6 auf Taf. IX.)

Da der Halbmesser des Grabhügels, wie schon früher bemerkt worden, 17 m betrug, die nördlichen Ecken der beiden Steinkisten aber, wie eine Messung ergab, nur 10,80 m von dem noch sicher feststellbaren Mittelpunkte des Hügels entfernt waren, so ist klar, daß diese Kisten zwar außerhalb der den Steinkegel umschließenden Steinmauer, aber noch unter dem den Steinkegel überdeckenden Erdmantel gestanden haben, und zwar so, daß die obere Hälfte ihrer Wandungen noch von tiefschwarzer, aschiger Erde umgeben, ihre untere Hälfte aber in den anstehenden gelben Löß eingelassen war. Sie müssen also zu dem Hauptgrabe eine unmittelbare Beziehung haben und zu gleicher Zeit mit ihm angelegt worden sein. Die Unterkante der stehenden Platten erreichte eine Tiefe von durchschnittlich

1 m. Die innere Tiefe aber, von der Oberkante bis zum Innenboden, betrug nur 60 bezw. 53 cm. Beide Kisten sind aus Sandsteinplatten von durchschnittlich 15—20 cm Stärke aufgebaut, welche so weit behauen worden sind, daß ihre Ränder gut aneinander schließen. Überdies sind die Fugen zwischen den Platten sorgfältig mit einem sandigen, grauen Ton ausgestrichen, der nur an wenigen Stellen sich abgelöst hatte. Auch waren beide mit je drei, durchschnittlich 15 cm starken, annähernd gleich großen und gut abgepaßten Steinplatten zugedeckt, die von Langseite zu Langseite reichten, nun aber von den Kisten abgehoben waren. Ihr Boden war nicht gepflastert, sondern wird von dem anstehenden Löß gebildet. (Vgl. Taf. IX, Fig. 7, A—D.)

Die westlich stehende Steinkiste (A) ist von Westnordwest nach Ostsüdost gerichtet. Sie hat die Gestalt eines nach Osten zu sich verjüngenden Paralleltrapezes. Ihre Wandung besteht aus nur vier Platten von ungleicher Größe. Die westliche hat 0,90, die nördliche 0,77, die östliche 0,63, die südliche 1 m Länge. Die innere Tiefe beträgt 60, die lichte Länge 70—75, die lichte Breite 55—44 cm. Die Deckplatten hatten so dicht aneinander geschlossen, und desgleichen die Wände, daß der Innenraum nur in Höhe von 8—10 cm mit feiner, schwarzer, aschiger Erde bedeckt war, die nach und nach durch die undicht gewordenen Fugen der Deckplatten hindurchgerieselt sein muß. Der übrige Raum war hohl. Außer einem vermorschten Schenkelknochenstückchen wurde in der Kiste nichts gefunden. Der hier bestattete Tote muß noch im Kindesalter gestanden haben.

Die östlich stehende Steinkiste (B), deren westlichste Ecke von dem Ostrande der westlichen Kiste nur 1,05 m entfernt war, ist etwas niedriger und schmaler als jene, aber ziemlich ebenso lang und ebenso sorgfältig gebaut. Diese Kiste ist ein wenig von Südwest nach Nordost gerichtet. Beide Gräber scheinen also der Richtung des Hügelumfanges bezüglich ihrer eigenen Richtung angepaßt worden zu sein. Ist das aber absichtlich geschehen, so müssen sie auch dem Fürstengrabe gleichzeitig sein. Ausgeschlossen ist natürlich nicht, daß die konzentrische Lage bei gleicher Entfernung eine zufällige ist. Jede Langseite der östlichen Kiste (in der Richtung von West nach Ost) besteht aus drei fast genau gleich großen (jede oben über 30 cm lang), offenbar behauenen Platten, deren gemeinsame und gleichmäßig fortlaufende Oberkante 96 cm Länge hat. Die Schmalseiten bestehen aus nur je einer Platte von 35 cm Länge, die innerhalb der Langseiten rechtwinklig zu ihnen gesetzt ist. Die äußere Länge der Schmalseiten beträgt 55 cm, woraus sich ergibt, daß die Stärke der Platten durch-

schnittlich 10 cm beträgt. Nach unten zu, bis zur Unterkante, sind sie etwa 80 cm lang; die innere Tiefe bis zu dem Lößboden beträgt nur 53 cm. Die Platte der östlichen Schmalseite ist etwas dünner als die andere und darum durch eine schräg an sie gelehnte, etwa 25 cm breite Platte gestützt. Über die Beschaffenheit der Decke ist schon das Nötige gesagt.

In dieser Kiste lag eine größere Anzahl dünner Menschenknochen an der Westwand in einem Häufchen beieinander; von einem Schädel aber waren nur zwei kleine Bruchstücke zu entdecken; er muß also im Laufe der Jahrtausende fast völlig vergangen sein. Der Tote muß, nach den zarten Knochen zu schließen, ebenfalls im Kindesalter gestanden und, wenn er, wie der Befund anzunehmen nötigt, mit dem Rücken an die westliche Wand gelehnt war, als sitzender Hocker sein Gesicht nach Osten gekehrt haben. Hier fehlte eine Beigabe nicht. Denn an der südlichen Langseite stand ein kleines, völlig wohl erhaltenes, gehenkeltes, schnurverziertes Gefäß,[1] welches als ein Mittelding zwischen Topf und Becher bezeichnet werden kann. Seine Höhe beträgt 8,1 cm. Der Durchmesser der Öffnung mißt 9,5, der des Bauches 10, der des Bodens 6 cm. Der Umbruch liegt nur 2,8 cm über dem Boden. Der vom Bauche nicht scharf geschiedene Hals ist höher als ersterer. Der kleine Henkel des hellbraunen Töpfchens reicht von der Umbruchstelle bis nicht ganz zur Mitte des Halses. Diese Henkelstellung erinnert sofort an eine Eigenheit des Bernburger, aber noch mehr des Aunjetitzer Typus. Man vergleiche nur die im zweiten Hügel des Ellrich bei Thierschneck gefundene Aunjetitzer Tasse (Fig. 154 in der Zeitschr. f. thüring. Gesch. XXV) mit der eben besprochenen. Den in sanftem Bogen eingezogenen Hals umziehen, 1,5 cm unterhalb des Randes beginnend und bis zum Loche des Henkels reichend, neun Reihen von Schnureindrücken, die sehr sauber ausgeführt sind, so daß man meinen könnte, sie seien mit Hilfe von Roßhaarschnüren hergestellt worden. Unterhalb dieses breiten Schnurengürtels umgibt den Oberbauch eine aus senkrechten, kurzen Schnurlinien bestehende Verzierung, welche einem aus Fransen gebildeten Gürtelbehang ähnlich ist. Die Eindrücke dieser kleinen schnurähnlichen Verzierung scheinen nur eine Nachahmung zu sein, indem etwa mit einem spitzen Knöchelchen 2—3 schräge Einkerbungen untereinander gesetzt wurden. Im ganzen wird man diese Gefäßform als eine vermittelnde Form zwischen norddeutscher und Schnurkeramik ansehen dürfen.

---

[1]) Abgebildet auf Taf. IX, Fig. 1.

Nun lag aber unmittelbar südlich von dem Zwischenraume der beiden Steinkisten noch ein länglicher, von Süden nach Norden gerichteter Steinhaufe (C), der mit den beiden Steinkisten zusammen ziemlich genau ein gleichschenkliges Dreieck bildete. Anfangs sah man in ihm nichts weiter als einen Haufen ohne Bedeutung und Zweck. Als er aber abgeräumt wurde, erwies er sich als die flachkegelförmige Bedachung eines Grabes, welches aus einer in den gelben Löß eingetieften, von Süden nach Norden gerichteten, ziemlich breiten Mulde bestand, deren Sohle ungefähr 40—50 cm tiefer lag als die der beiden Steinkisten. Sowohl diese tiefere Lage wie auch die abweichende Art der Bestattung macht es fraglich, ob diese Bestattung nicht etwa älter ist als die beiden Steinkisten. Da aber die kegelförmige Steinbedeckung noch über der ehemaligen Oberfläche des Geländes lag, so ist trotz der abweichenden Bestattungsweise die Gleichzeitigkeit doch wahrscheinlich. In der nördlichen Hälfte dieser Mulde nun fand man einen noch ziemlich gut erhaltenen Menschenschädel, der aber doch so mürbe war, daß er bei der Herausnahme in viele kleine Stücke zerbrach. Die mir zu Gesicht gekommenen Bruchstücke sind so dünn und zart, daß der Schädel höchstens einem auf der Grenze des Knaben- und Jünglingsalters stehenden Menschen angehört haben kann. Von Zähnen habe ich nichts mehr vorgefunden; es scheinen sich keine erhalten zu haben.[1]) Merkwürdigerweise fanden sich aber außer diesem Schädel gar keine anderen Teile des Skeletts, so daß man annehmen muß, daß er dem Toten abgeschnitten und gesondert beigesetzt worden ist. Dagegen kamen nur 15—20 cm weiter nach Süden zwei Gefäße aus Ton zum Vorschein, deren größeres aufrecht stand und mit verbrannten Menschenknochen angefüllt war, wogegen das kleinere leer war und südwärts neben ihm lag. Um die Gefäße herum lagen kleine Stückchen Holzkohle; überhaupt war der Boden der Mulde mit holzkohlenhaltiger Erde bedeckt. Weitere Beigaben fanden sich nicht vor.

Diese eben geschilderten Fundumstände haben eine merkwürdige Parallele in der Lebensbeschreibung des heiligen Arnulf, woselbst erzählt wird, Arnulf habe, als er mit dem Könige Dagobert eine Reise nach Thüringen gemacht habe, einen Kranken durch sein Gebet und durch Waschungen geheilt, welchem sein Verwandter in seiner Ratlosigkeit nach Heidenbrauch schon den Kopf hätte abschneiden

---

[1]) Nachträglich jedoch ist mir zu Ohren gekommen, daß einer der an der Aufdeckung Beteiligten ein Gebiß an sich genommen hat, um die Zähne desselben für sich und seine Freunde als „Talisman“ zu verwenden.

wollen, um dann den Körper den Flammen zu übergeben („nil angustianti aliud consilii aderat, nisi languentis capite amputato more gentilium cadaver ignibus comburendum traderetur.“[1])

Die beiden, dem nicht verbrannten Schädel beigegebenen Gefäße waren folgender Art: das größere, das man als eine Schüssel oder einen Napf[2]) bezeichnen kann, hat eine wohlgeglättete, teils hell-, teils dunkelbraune Außenseite. Es ist 12,8 cm hoch. Der Durchmesser seiner Öffnung mißt 16,1; der des Bauches 17,7; der des Bodens 8 cm. Der 6,5 cm hohe Oberteil, den man als Hals bezeichnen könnte, hat die Gestalt eines stark abgestumpften Kegels. Die Umbruchstelle liegt dicht unterhalb des Halses. Sie ist bis zur Hälfte von einer 21 cm langen und 1 cm abstehenden Angriffleiste umzogen, welche in der Mitte ihrer Oberfläche zwei senkrechte Durchbohrungen von wenigen mm Weite zeigt, die durch einen Zwischenraum von 4,5 cm voneinander getrennt sind. Diese erhöhte Leiste endet beiderseits zunächst in der Form eines schräg geschnittenen Federkiels, dessen unterer Rand sich auf der gegenüber liegenden, nur 20 cm langen Hälfte des Umbruchs nur als eine schwachrippige Erhebung fortsetzt, wogegen der obere als eine nur 4 mm breite und ganz flache Leiste verläuft, welche — den Durchbohrungen gerade gegenüber — in zwei sich gegeneinander in scharfem Winkel aufbäumenden Haken endet, welche eine große Ähnlichkeit mit dem Vorderstück von Schlittenkufen haben. — Weiter nach unten verjüngt sich das Gefäß mit ausgebauchter Wandung stark bis zu dem verhältnismäßig kleinen Boden hin, so daß der untere Teil einem Kugelabschnitt ähnlich ist.

Das kleinere Gefäß ist eine Tasse,[3]) aber insofern eine mißratene, als der Rand der dem Henkel gegenüber liegenden Seite fast in spitzem Winkel nach Art eines Ausgusses zusammengedrückt ist. Ganz ausgeschlossen wäre es ja wohl nicht, daß diese Form beabsichtigt ist. Dann wäre diese Tasse eine Vorläuferin der jetzt bei der Pflege kleiner Kinder gebräuchlichen Schnabeltassen. Die Farbe ist hellgrau. Die Tasse ist 6,5 cm hoch. Der Durchmesser der Öffnung ist sehr ungleich; im Durchschnitt beträgt er 9 cm; der des Bodens kommt mit 6,5 cm der Höhe gleich. Der Henkel beginnt erst fast 2 cm unter dem Rande und reicht bis 1 cm über dem Boden. Er ist fast 3,5 bis 4 cm lang, 3,5 cm breit und nur 0,5 cm dick. Diese Beschaffenheit des Henkels, seine Breite, Dünne und Stellung weist das Gefäß dem

1) Script. Rer. Meroving. II p. 436 cap. 12.

2) Abgebildet auf Taf. IX, Fig. 2a und b (von zwei Seiten).

3) Ebenda Fig. 3.

Bernburger Typus zu. Nicht minder wird die Urne trotz ihrer Brandknochen wegen ihrer senkrecht durchbohrten Angriffsleiste demselben Typus zuzuweisen sein.[1]) Allerdings dürfte hier wohl der erste Fall vorliegen, daß innerhalb des Bernburger Kulturkreises eine — wenn auch nur zum größten Teil stattgehabte — Verbrennung eines Toten festgestellt worden ist. Die Knochen als Beweise beider Bestattungsarten liegen in der Urne.

Endlich ist noch zu bemerken, daß unweit von diesem Grabe mit Bernburger Gefäßen nach Osten zu außerhalb der Mulde noch ein Skelett (D) gefunden wurde, das 15—20 cm tiefer lag als die Gefäße und der Schädel der Bestattung C. Der Schädel war zwar in den Umrissen noch erkennbar, konnte aber nicht geborgen werden. Es machte den Eindruck, als ob dieser Tote sitzend, mit dem Gesichte nach Osten gewandt, bestattet worden wäre. Leider war ihm nichts mitgegeben.

Alle diese zwar schon außerhalb der Ringmauer, aber noch unter dem Erdmantel des Hügels und sogar noch 5—6 m vom Außenrande des Hügels entfernt, in seinem Inneren gefundenen Bestattungen veranlassen mich, nochmals auf meine frühere Annahme zurückzukommen, daß die in dem Hügel selbst und in der Nähe des Fürsten beigesetzten Toten als seine Diener und Gefolgsleute — vielleicht auch als Kriegsgefangene — ihm in den Tod haben folgen müssen, ein Brauch, der sich auch in den späteren vorgeschichtlichen Perioden, bis an die geschichtliche Zeit heran, erhalten hat. So wurden zu Ehren des erschlagenen griechischen Helden Patroklos nicht nur Schafe, Rinder, Rosse und Hunde, sondern auch zwölf gefangene Troer geschlachtet und mit ihm verbrannt. Vor dem Eingange zu den Schachtgräbern von Mykene fand man sechs Menschengerippe übereinander, umgeben von Tierknochen und Scherben. Man hat wohl mit Recht vermutet, daß diese Skelette solche von Sklaven und Kriegsgefangenen sind, die

[1]) Höfer bezeichnet (in der Jahresschrift für Vorgeschichte III, S. 136) die senkrecht durchbohrten Ansätze und Wülste mit Recht als eine Eigentümlichkeit des Bernburger Typus, die auf Verwandtschaft mit der Keramik der Ganggräber und Riesenstuben hindeute. Diese Behauptung wird durch das eben beschriebene, mit einer zweifellos echten Bernburger Tasse zusammen gefundene Gefäß mit Brandknochen durchaus bestätigt. Die mit Steinschichten bedeckten Erdgräber dieses Typus (Mulden ohne Steinkiste) weist Höfer (a. a. O. S. 137) der vierten Stufe dieses Typus zu (bei Montelius Periode IV) und behauptet demgemäß, daß der Bernburger Typus sich bis zur Zeit der beginnenden Metalleinfuhr gehalten haben müsse, weil die Gefäße des Aunjetitzer Typus sich eng an gewisse Formen des Bernburger Typus anschlössen. Der Beweis für diese Behauptung liegt hier vor.

vor den Gräbern geopfert und an der Stelle der Opferung begraben worden sind.[1]) So berichtet auch Herodot, daß man den Königen der Skythen eins ihrer Weiber, ihren Mundschenk, ihren Koch, ihren Pferdewärter, ihren Botenläufer, Pferde und allerlei Gerät und Schmuck ins Grab mitgegeben habe.[2]) Endlich mag auch noch auf das dritte Sigurdslied der Edda hingewiesen werden, in welchem Brynhild den Gunnar bittet, damit ihre Fahrt ins Jenseits nicht ärmlich sei, ihr und Sigurd zur Seite, zu den Häupten und zu den Füßen je zwei Kämmerlinge nebst zwei Habichten und außerdem noch fünf Mägde und acht Diener verbrennen zu lassen, die ihr Vater ihr bei ihrer Geburt als Spiel- und Speisegenossen geschenkt habe. Man sieht, eine Ehren- und Vertrauensstellung bei Hofe war damals etwas recht Bedenkliches.

Nunmehr dürfte es aber auch geboten erscheinen, die Frage zu erörtern, wie weit zurück sich überhaupt Feuer in, auf und neben den Gräbern nachweisen lassen, und welche Bewandtnis es denn eigentlich mit den Feuern hat, die unter und über dem Fürstengrabe ihre mächtigen Spuren hinterlassen haben.

Zunächst ist es allgemein anerkannt, daß der Brauch, die Leichen unverbrannt beizusetzen, im Norden während der jüngeren Steinzeit, also bis etwa 2000 v. Chr., geherrscht, sich noch bis in den späteren Abschnitt der ältesten Bronzezeit, also bis etwa 1500 v. Chr., erhalten hat, dann aber allmählich durch den Leichenbrand verdrängt worden ist, der im jüngeren Abschnitte der älteren Bronzezeit fast allgemeiner Brauch wurde. Gleichwohl hat das Feuer auch schon in jener alten Zeit, in der der Leichenbrand noch nicht herrschte, eine häufige Verwertung bei den Bestattungen gefunden. Diese Verhältnisse finden wir nicht nur im Norden, sondern auch im Südosten unseres Erdteils. Denn in Griechenland wurden in der mykenischen Zeit, die man in die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends setzt und um 1900 beginnen läßt, die Toten noch ausschließlich beerdigt; dagegen kennen die Homerischen Gedichte fast nur die Leichenverbrennung. Letztere wird also in Griechenland etwa um dieselbe Zeit oder erheblich später als in Nordeuropa an die Stelle der Bestattung getreten sein.

Beispiele von der Verwendung des Feuers bei Bestattungen sind ja oben schon einige beigebracht worden; es dürfte sich aber empfehlen, auch noch einige andere gut beobachtete Fälle der Art zur Beantwortung der oben aufgeworfenen Frage heranzuziehen.

---

[1]) Helbig a. a. O. S. 225.
[2]) Herodoti Hist. Lib. IV, 71.

Vorausgeschickt sei, daß Sophus Müller[1]) ausdrücklich hervorhebt, daß sich auf dem Boden der der jüngeren Steinzeit angehörigen „Riesenstuben" regelmäßig eine dickere oder dünnere Schicht ganz oder halb verbrannter Sachen gefunden hat, gemischt mit einer nicht geringen Menge von Kohlen, und daß erst auf dieser Schicht die Reste unverbrannter Leichen gefunden worden sind. In der Brandschicht selbst fand man nicht selten versengte, mehr oder minder angebrannte Knochen und andere vom Feuer beschädigte Gegenstände. Müller ist der Meinung, daß es irrig wäre, aus diesem Befunde schon auf Leichenverbrennung zu schließen. Zur Verbrennung der Leichen sei das Feuer in den Riesenstuben gar nicht bestimmt gewesen, sondern es habe einem religiösen Brauche gedient, der sich an die Bestattung geknüpft habe. Was das für einer gewesen, auf diese Frage weiß Müller keine Antwort.

Aus den Funden aber, die aus Steinkisten und Eichensärgen der ältesten Bronzezeit gehoben sind, läßt sich ebenfalls nicht auf Leichenverbrennung in jener Zeit schließen.[2]) Über den damals üblichen Feuergebrauch bei Bestattungen aber geben uns einige Beobachtungen Auskunft, die Klopfleisch im Ellrich bei Tierschneck unweit von Camburg a. d. Saale an mehreren von ihm aufgedeckten Hügeln gemacht hat. Auf Grund dieser Wahrnehmungen berichtet nun G. Eichhorn[3]) über diese Hügel folgendes:

„Die Grabhügel im Ellrich vermitteln den Übergang zur Metallzeit; die meisten dienten auch in der frühen Bronzezeit als Grabstätten. Die Toten wurden unverbrannt in Grabhügel beigesetzt mit Schmuck, Waffen, Tongefäßen, und dann mit glühenden Scheiterhaufenresten überschüttet. Zuletzt wurde der Haufen über dem Toten mit Steinen belegt und mit Erde der Grabhügel aufgerichtet." Ob diese Annahme, daß der Tote mit glühenden Kohlen überschüttet worden sei, zutreffend ist, mag einstweilen dahingestellt bleiben; jedenfalls vermissen wir eine Äußerung erstens über den Zweck des Scheiterhaufens und zweitens über den Zweck des Überschüttens mit glühenden Kohlen.

Unter den Sonderbeschreibungen ist namentlich die nachstehende

---

[1]) Nordische Altertumskunde I, S. 99ff.

[2]) A. a. O. S. 362.

[3]) Zeitschrift des Vereins für thüring. Gesch. u. Altert., XXV. Bd. (Neue Folge XVII. Bd.), Heft 1, Jena 1906: „Die vor- und frühgeschichtlichen Funde der Grafschaft Camburg, S. 81—176.

beachtenswert,[1]) weil sie gestattet, die Zeit der Bestattung ziemlich genau zu bestimmen und auch sorgsame Beobachtung verrät. Ich nehme das für unseren Zweck Wesentliche heraus. Im Grabhügel I im Ellrich war der Raum, welcher sich neben dem im Mittelpunkte des Hügels gelegenen Hauptgrabe befand und in nordwestlicher Richtung bis zur Peripherie reichte, dadurch bemerkenswert, daß nach Beseitigung der die oberste Schicht bildenden Humusdecke und der darunter folgenden, aufgetragenen Lehmdecke eine 70 cm starke, grauliche, aschenähnliche, zugleich trockene und lockere Schicht mit vielen rotgebrannten Lehmstückchen, einzelnen Kohlen, Tierknochenresten und ziemlich viel Gefäßscherben ältester Art, darunter einige schlackenartig aufgequollene, aufgedeckt wurde. Diese Stelle nahm beinahe die Hälfte des Hügels ein und enthielt kein Begräbnis. Unter der aschigen Erdschicht folgte der natürliche Kiesboden der Umgebung. Die Mitte des Hügels nahm „eine Art Steingewölbe aus größeren Kalkbruchsteinen, unregelmäßig mit Erde pflasterartig verbunden“, ein. Bei der weiteren Ausgrabung erwies sich dieses „Steingewölbe“ einfach als die Decke des Hauptgrabes in der Hügelmitte. Dieses bildete ein im Inneren regelmäßig viereckiges Steinhaus von 2,60 m Länge, 1,20 m Breite und 0,72 m Tiefe. Nach außen war es noch von einem Mantel größerer Bruchsteine umgeben. Das Innere des Grabes war mit Branderde, in der sich hin und wieder Scherben fanden, ausgefüllt. Unter den im Grabe befindlichen Skelettresten zog sich eine schwarze Kohlenschicht von circa 3 cm Stärke hin.

Von Beigaben, die in der Steinkiste gelegen hätten, ist keine Rede. Dagegen lagen über dem südlichen Ende des Grabes umgestürzt zwei Urnen, die eine topf-, die andere obertassenförmig.[2])

Von den Gefäßen gibt Eichhorn folgende Beschreibung. Das größere hat einen fast ebenso hohen Hals wie Bauch, und trägt an der Stelle, wo letzterer sich durch eine kleine Erweiterung von ersterem absetzt, eine kurze, in zwei stumpfe Hörner auslaufende Griffleiste (Eichhorn nennt diese allerdings „Henkelansatz“). Das zweite Gefäß, „von der Form einer Obertasse, mit kleinem, bandförmigem Henkel, der an der Außenseite eine seichte Rinne zeigt“, ist übrigens gleich dem ersten, was aber Eichhorn nicht hervorhebt, ein zweifelloser Vertreter des Aunjetitzer Typus.

---

[1]) A. a. O. S. 105–108.

[2]) Die topfförmige befindet sich als No. 1660 (in der Zeitschrift Fig. 153) im Germanischen Museum zu Jena; die tassenförmige ebenda (Zeitschr. Fig. 154).

Auf der Ostseite des Hügels aber — es soll wohl heißen „im östlichen Teile des Hügels" — kamen 1 m über dem Mittelgrabe die Reste zweier nebeneinander bestatteten menschlichen Skelette zum Vorschein, neben denen zwei bronzene Säbelnadeln (Zeitschrift XXV, Fig. 155 u. 156) lagen. Beide sind, was Eichhorn wiederum nicht hervorhebt, ebenfalls Nadeln vom Aunjetitzer Typus. Der Schaft der einen (Fig. 155) ist in bekannter Weise „an seinem oberen Ende mit zehn bis zwölf federartig gegeneinander laufenden, schrägen Strichen verziert, die Spitze säbelartig gebogen". Der „runde, platte, scheibenförmige Kopf" trägt eine Öse, aus einem einfachen Rundstabe bestehend. Die andere Nadel (Fig. 156) hat keinen verzierten Schaft, aber ihre Öse auf der Kopfoberfläche ist (wie auch die der großen Helmsdorfer Säbelnadel) „von einem trapezförmigen vierkantigen Bügel gebildet".[1])

Bei den vielen Ähnlichkeiten und zum Teil Übereinstimmungen dieser Bestattungen mit denen des Helmsdorfer Hügels wird man beide als gleichzeitig in die erste Periode der ältesten Bronzezeit setzen dürfen, obwohl bei Tierschneck zur Beisetzung des Toten eine Steinkiste und kein Holzhaus oder Baumsarg gewählt ist. Es scheinen eben damals beide Bestattungsformen nebeneinander in Gebrauch gewesen zu sein. Die Beigaben sprechen jedenfalls für ihre Gleichzeitigkeit. Und Steinkisten unter Hügeln finden sich nach P. Reinecke als Gräber der frühen Bronzezeit auch in der Bretagne, auf den britischen Inseln und auf der iberischen Halbinsel.[2]) Nach dem ganzen Befunde wird man sich den Vorgang bei Tierschneck wohl so denken müssen, daß zunächst ein großes Feuer angezündet worden ist (Beweis: Opferreste, Tierknochen und Gefäßscherben in Aschenerde); daß dann auf einer geebneten Fläche der Brandstelle (daher die Kohlenschicht unter den Skelettresten) die Steinkiste errichtet, der oder die Toten unverbrannt hineingelegt, die mit Branderde ausgefüllte Kiste von einem Steinkegel und dieser wieder von einem Erdmantel aus Lehm, in den noch manche Rückstände des Bestattungsfeuers hineingeraten waren, überdeckt worden ist. Ganz zu oberst hat sich dann im Laufe der Jahrtausende noch eine Humusschicht, wohl vom Winde angeweht, gebildet.

---

[1]) A. a. O. S. 109.

[2]) P. Reinecke, Beiträge zur Kenntnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas. (Mitteil. der anthropol. Gesellschaft in Wien, XXXII (der III. Folge II. Band), Wien 1902, S. 104 u. Anm. 2).

Der zweite Hügel im Ellrich, den Klopfleisch am 30. März 1869 ausgegraben hat, zeigt ganz besondere Ähnlichkeit mit dem Helmsdorfer Hügel. Seine Mitte bildete ein Steinkreis, unter dem sich in schwarzer Branderde, auf welche dann weiter abwärts der natürliche kiesige Boden folgte, ein menschliches, männliches Skelett befand, den Kopf nach Süden, die Beine nach Norden gerichtet. Der ziemlich gut erhaltene Schädel dieses Dolicho- und Hypsicephalen war mit großen, braunschwarzen Flecken bedeckt, als ob er geröstet wäre; solche Flecken zeigten sich namentlich an der rechten Oberseite, dem ganzen Gesicht, der linken Stirnbeinseite und der rechten Hälfte der Hinterhauptsschuppe.[1])

Nach Eichhorns Ansicht[2]) ist das Mittelgrab ein steinzeitliches Hockergrab, offenbar weil dem Skelett gar kein Bronzegegenstand beigegeben war; die im östlichen Teile des Hügels bestatteten Skelette dagegen, die die bronzenen Säbelnadeln bei sich hatten, hält er für Beisetzungen der Bronzezeit, wie ja begreiflich ist. Ganz auffällig erinnert aber die Bestattung im Mittelgrabe an die des Schnurkeramikers im Aschenlager des Helmsdorfer Fürstengrabes.

Eine Weihung des Begräbnisplatzes durch ein Feuer hat nach Klopfleischs Andeutungen auch vor Errichtung des großen Leubinger Hügels stattgefunden, wenngleich seine Angaben darüber dürftig sind, offenbar weil er nicht den ganzen Untergrund des Hügels in seiner vollen Ausdehnung hat untersuchen können.

Die Höhe der Aschenschicht, welche dem Helmsdorfer Grabhause als Unterlage dient, ist bei einer Gesamthöhe von etwa 1,40 m auf etwa 1 m anzunehmen, da der auf der Asche bestattete Schnurkeramiker 1 m über dem Urboden lag und nur von einer 50 cm starken Erdschicht, die allerdings auch noch stark mit Asche und Kohlen vermischt war, bedeckt war. Dieser Befund setzt — namentlich wenn man bedenkt, daß der untere Durchmesser des Aschenhaufens mindestens 13—14 m betrug — die Anzündung eines ganz gewaltigen Scheiterhaufens voraus. Auffällig ist, daß — abgesehen von den Nebenbestattungen — weder Scherben noch Knochen in der Asche verstreut gefunden worden sind. Ganz eigenartig aber erscheint die Anzündung eines zweiten Feuers über dem Helmsdorfer Dachhause auf der über ihm aufgeschütteten Erdschicht. Der Tote hat sich somit tatsächlich, wenn auch nicht zu gleicher Zeit, zwischen

---

[1]) A. a. O. S. 115 und Abbildung Fig. 169.

[2]) S. 112 und 118.

zwei Feuern befunden. Bei dem Leubinger Hügel scheint Klopfleisch nichts von einem zweiten Feuer über der Bestattung wahrgenommen zu haben, wohl aber an einer anderen Stelle, in einem Hügelgrabe bei Nerkwitz unweit von Jena, von welchem schon früher die Rede war.

Was nun eine etwaige religiöse Bedeutung des unteren oder Hauptfeuers angeht, so kann man nur vermuten, daß es angezündet worden sein mag, um vermeintlich drohende unterirdische Gewalten, die vielleicht noch nicht als Götter gedacht wurden, von dem Begräbnisplatze abzuhalten oder durch Darbringung von Opfern gnädig zu stimmen. Ja man kann geradezu annehmen, daß dieser Kultus den Ahnen des Volkes gegolten hat, indem man glaubte, daß nicht nur die Seele, sondern auch der Körper des Verstorbenen in gewisser Weise noch weiterlebe. Bei vielen niedriger stehenden Völkern nun herrscht noch heute der Brauch, die abgeschiedenen Vorfahren, denen man die Macht zutraute, für das Wohl und Wehe der Überlebenden wirken zu können, durch Gaben in wohlwollende Stimmung zu versetzen. Eine solche Betätigung des Ahnenkultus erblickt Müller[1]) anscheinend — wenigstens könnte er es — in dem Anzünden von Feuern in oder bei den Riesenstuben, denn er ist der Meinung, dieser Brauch sei durch den religiösen Wunsch veranlaßt, den Toten zu erwärmen und durch die Wärme zu erfreuen. Da man aber nicht bloß geglaubt zu haben scheint, daß die Verstorbenen in gewisser Beschränkung im Grabe weiterleben, sondern auch, daß sie zeitweilig auf die Erde zurückkehren können, um die Überlebenden zu belästigen, so ließe sich das Anzünden eines oder gar zweier Feuer vielleicht auch als eine Vorkehrung gegen die Möglichkeit unerwünschter Rückkehr, also als eine Vorkehrung gegen den sogenannten Vampyrismus auffassen, der ja noch heutzutage sich in Handlungen greulichen Aberglaubens betätigt.

Neben dem religiösen Zwecke der Feuer wird man aber unbedenklich noch einen praktischen annehmen dürfen. Müller zwar will in dem Umstande, daß manche Skelette infolge ihrer Nähe am Feuer angesengt worden sind, nur eine nicht gewollte, also zufällige Wirkung des Brauches, Feuer in den Riesenstuben anzuzünden, erblicken. Diese Annahme mag in manchen Fällen zutreffend sein, kann aber Erscheinungen, wie die im Helmsdorfer Hügel, nicht erklären. Viel richtiger dürfte es sein, anzunehmen, daß die Feuer zu

[1]) S. 100.

einem ganz anderen und zwar praktischen Zwecke angezündet worden sind, nämlich zu dem, durch die Einwirkung des Feuers, vornehmlich aber des Rauches, den Leichnam möglichst vor der Vernichtung zu schützen, weil der Glaube — auch in der ältesten Bronzezeit — noch fortbestand, daß er, so lange dies der Fall sei, in gewisser Weise noch weiterlebe. Es würden also die so häufig bemerkten Spuren eines Feuers in und neben den Grabstätten auf eine der Bestattung vorangegangene Räucherung des Leichnams zurückzuführen sein. Daß mit dieser auch Opfer irgend welcher Art verbunden gewesen sein können, ist nicht ausgeschlossen. Aber der eigentliche Zweck des Feuers scheint doch der gewesen zu sein, den Dörpfeld — zunächst nur in Beziehung auf Griechenland in mykenischer Zeit — angegeben hat, nämlich der, durch Brennung, Dörrung oder Räucherung die Leichen vor Verwesung zu schützen.[1]) Er beruft sich für diese Annahme auf eine Stelle der Ilias (VII, 84—86), wo Hektor verspricht, den Leichnam eines von ihm erlegten achäischen Gegners den Achäern gegen Erlegung eines Kaufpreises zurückzugeben, damit sie ihn räuchern oder einpökeln könnten:

„τὸν δὲ νέκυν ἐπὶ νῆας ἐϋσσέλμους ἀποδώσω,
ὄφρα ἑ ταρχύσωσι καρηκομόωντες Ἀχαιοί
σῆμά τε οἱ χεύωσιν ἐπὶ πλατεῖ Ἑλλησπόντῳ.“

Auch auf Herodot (IV, 120) verweist er aus diesem Anlaß, der über ein Gespräch des Persers Artayktos mit einem Leichenräucherer (ταρίχους ὀπτῶντι) auf der thrakischen Chersonesos berichtet. Dieses Räuchern von Leichen ist in der Tat nicht so befremdlich, als es uns jetzt wohl vorkommt, wenn auch die Vorstellung, daß es einmal eine Zeit gegeben haben könne, in der man es sich angelegen sein ließ, gefallene Helden in den Zustand von Rauchfleisch zu versetzen, zunächst wie ein schlechter Scherz vorkommen mag. Das von dem Dichter gebrauchte Wort ταρχύειν, ταρχεύειν (eigentlich ταριχεύειν) bedeutet aber zunächst in der Tat einräuchern, einpökeln, dann aber auch bestatten, begraben. τάριχος ist eingesalzenes Fleisch, Pökelfleisch, Rauchfleisch, bedeutet aber auch einen einbalsamierten Leichnam. Da nämlich die wenigsten Menschen der vorgeschichtlichen Zeit in der Lage gewesen sein können, den Leichnam, den sie erhalten zu sehen wünschten, einzubalsamieren, so war es offenbar das billigste und einfachste Verfahren, ihn zur Erreichung dieses Zweckes ein-

[1]) Dörpfeld, Die Verbrennung und Bestattung der Toten im alten Griechenland (Zeitschr. für Ethnologie, 37. Jahrg., 1905, S. 538—546).

zusalzen, falls Salz genug zur Verfügung stand. Aber noch bequemer und billiger war es, ihn zu räuchern, namentlich im Felde und fern von der Heimat, auf Kriegszügen. Jedoch auch da, wo das künstliche Verfahren der Einbalsamierung unbekannt oder wegen Mangels der erforderlichen Stoffe unausführbar war, empfahl sich — selbst für fürstliche Personen — das fast überall ausführbare Räuchern des Leichnams,[1]) um ihm längere Dauer zu sichern, und das wird wohl anfangs das einzige Verfahren zu diesem Zwecke gewesen sein. Das scheint man denn auch bei dem fürstlichen Leichnam des Helmsdorfer Hügels angewandt zu haben, dessen Skelettreste gleich beim ersten Anblick den Eindruck in mir hervorriefen, daß sie geräuchert sein müßten, obwohl ich damals den Dörpfeldschen Aufsatz noch nicht kannte, der mir erst einige Monate später in die Hände kam. Sicher ist jedenfalls, daß das Skelett des Helmsdorfer Fürstengrabes nicht im Feuer gewesen ist. Um hierüber zweifellose Gewißheit zu erlangen, habe ich Herrn Hütteninspektor Koch in Eisleben einen Rückenwirbel und den Gelenkkopf eines Oberarmknochens übergeben, die dem Skelett des Toten entnommen waren. Das Ergebnis der Untersuchung war dies, daß der Leichnam nicht im Feuer gewesen sein könne, weil, wie der Versuch erwies, ein dem Feuer ausgesetzter Rückenwirbelknochen birst und sowohl konzentrische wie auch radiale Spaltungsklüfte zeigt, die den Wirbeln des Skeletts vollständig fehlen. Der Zweck der Räucherung wurde bei zeitweiliger Auflage des Leichnams auf ein nicht mehr hellbrennendes Feuer, auf ein Schmauchfeuer, am einfachsten erreicht. Das ergibt sich auch aus der schon angezogenen Stelle des Herodot, wo von den auf dem Feuer liegenden Leichnamen (τάριχοι ἐπὶ τῷ πυρὶ κείμενοι) die Rede ist. Und unter Voraussetzung eines solchen Verfahrens erklären sich am besten die schon berichteten Wahrnehmungen, die Klopfleisch bei der Abtragung der Hügel im Ellrich bei Thierschneck unweit Camburg a. d. Saale gemacht hat. Wenn nun Eichhorn auf Grund dieses Befundes annimmt, die unverbrannten Toten seien in jener Zeit des Überganges zum

---

[1]) Dazu wurden wahrscheinlich auch besonders ausgewählte heilige Kräuter von starkem Duft verwendet, die man in das Feuer warf, wie ja später noch in das Johannisfeuer allerlei Kraut geworfen wurde, damit gleich ihm alles Unglück in Feuer und Rauch aufgehe (Grimm, Mythologie S. 584 u. 585). Noch 1653 verbot der Rat zu Nürnberg das Sonnenwendfeuer „mit Anzündung gewisser Kräuter und Blumen“ (ebenda, Anm.). Besonders von dem über dem Grabe angezündeten Feuer möchte ich annehmen, daß es zur Abwehr von allerlei Unglück dienen sollte.

Metallgebrauch „mit glühenden Scheiterhaufenresten überschüttet" worden, so will ich diese Annahme zwar nicht unbedingt abweisen, aber nach Ausweis der Art, wie der Schnurkeramiker in der Asche des Helmsdorfer Hügels bestattet ist, ist wohl eher das Umgekehrte richtig, nämlich: daß der Tote auf die noch heiße Asche gelegt und von dieser auf der Seite, auf welcher er lag, angesengt worden ist, und das war hier wie dort die rechte, wie ja auch bei dem Tierschnecker Schädel die Brandspuren fast ausschließlich auf der rechten Seite wahrgenommen worden sind.

Darf man es hiernach als sicher ansehen, daß in der ausgehenden jüngeren Steinzeit, wie auch noch in der ältesten Bronzezeit das Dörren der Leichen zum Zwecke ihrer möglichst langen Erhaltung üblich gewesen ist, wenn auch vielleicht nicht allgemein, so ist doch der Übergang vom Räuchern zum Verbrennen eine so starke Abweichung von dem vorher geübten Brauche der Bestattung, daß sie nur durch eine tiefgehende Veränderung der religiösen Vorstellungen herbeigeführt worden sein kann. Sophus Müller (S. 369) ist mit Bezug hierauf der Meinung, daß am Schlusse der Steinzeit und in der ältesten Bronzezeit der ältere Glaube an die Fortdauer der Seele im Leichnam aufgegeben worden zu sein scheine, weil man hier und da schon die Wahrnehmung gemacht habe, daß der Leichnam doch nicht dauernd vor der Vernichtung geschützt sei, aber ohne daß man zunächst etwas Neues an seine Stelle hätte setzen können. Das Neue war aber dann die Vorstellung, daß das Leben des Toten nicht mehr im Hügel oder in der Grabbehausung sich fortsetze, sondern in einem jenseits des irdischen Lebens liegenden Totenaufenthalte, aus welchem keiner wiederkehrt, und als der Ausdruck dieser neuen Vorstellungen sei die Leichenverbrennung aufgekommen. Man verbrannte nunmehr den Leichnam, um ihn so bald als möglich zu zerstören und gerade dadurch die Seele aus seinen Banden zu befreien, damit sie davonfliegen und im anderen Leben Frieden finden könne. Diesen Grund gaben amerikanische Indianer einem Reisenden (K. Bahnson) als den Zweck der Verbrennung an. Derselbe Zweck hat aber auch den Griechen der homerischen Zeit vorgeschwebt. Denn Odysseus empfängt von seiner ihm erscheinenden Mutter folgende Belehrung (Odyss. XI, 219—222):

ἀλλ' αὕτη δίκη ἐστὶ βροτῶν, ὅτε κέν τε θάνωσιν·
οὐ γὰρ ἔτι σάρκας τε καὶ ὄστεα ἶνες ἔχουσιν,
ἀλλὰ τὰ μέν τε πυρὸς κρατερὸν μένος αἰθομένοιο
δαμνᾷ, ἐπεί κε πρῶτα λίπη λεύκ' ὄστεα θυμός·
ψυχὴ δ', ἠύτ' ὄνειρος, ἀποπταμένη πεπότηται.

Zu deutsch:

Dies jedoch ist für die Menschen Gesetz, daß, wenn sie nun tot sind
Und die Sehnen das Fleisch nicht mehr und die Knochen verbinden,
Weil all dies der gewaltigen Kraft des flammenden Feuers
Völlig erliegt, sobald dem Gebein das Leben entflohn ist:
Daß alsdann, einem Traumbild gleich, die Seele davonfliegt.

Es hat sich also der bisherige Glaube in die edlere Vorstellung verwandelt, daß nur die Seele nach dem Tode noch fortdauert. Um aber diese von den Banden des Leibes möglichst bald zu befreien, hat man die durch die Räucherung bereits angebahnte Verbrennung eingeführt, die überdies den Vorteil in sich schloß, daß die Hinterbliebenen nach gebührender Beisetzung der Asche der weiteren Verpflegung des Toten, wie sie der Ahnenkultus erheischt hatte, überhoben waren.

Auch noch ein anderer Grabfund mit schnurverzierten Gefäßen war schon vor der Abtragung des großen Galgenhügels in dessen Nähe gemacht worden, und zwar auf dem Paulsschachte selbst. Schon bei seiner Anlage war im alten Fördermaschinenhause eine kleine vierösige, kurzhalsige Amphora mit auf dem Umbruch verziertem Bauchgurt gefunden worden, die einer erst in wenigen Vertretern bekannten Art von Gefäßen angehört. Diese ist von mir bereits beschrieben und abgebildet worden.[1])

Als nun neuerdings, im November 1906, abermals Ausschachtungen zu den Fundamenten des neuen Fördermaschinenhauses vorgenommen wurden, welches östlich bezw. südöstlich von den beiden älteren liegt, da wurde innerhalb des für dieses Haus bestimmten Raumes ein steinzeitliches Grab aufgedeckt, welches aus einer Grube von Wannen- oder Kesselform ohne Steinsetzung bestand, welche nach der übereinstimmenden Aussage der an der Aufdeckung beteiligten und von mir befragten Bergarbeiter Hugo Wald, Franz Höhndorf und Franz Eichelmann in den dort anstehenden Löß eingetieft und mit schwarzer Erde ausgefüllt war.[2]) Ihre Länge und Tiefe betrug ungefähr 1 m, ihre Breite nur $^1/_2$ m. In dieser Grube saß hockend

---

[1]) Mansfelder Blätter, 20. Jahrg., S. 227 mit Abb. No. 2636. Jahresschr. für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder III, 97 u. 98 und Taf. IX, Fig. 1. Halle 1904.

[2]) In einem zweiten, ebenfalls innerhalb des neuen Fördermaschinenhauses von dem hier beschriebenen Grabe weiter nach Osten zu gelegenen Hockergrabe fand der Bergarbeiter Eichelmann außer dem Skelett des Hockers nur zwei kleine Feuersteinmesser.

und zusammengekrümmt an der Südwestwand, also mit dem Gesicht nach Nordosten gerichtet, ein Skelett, auf dessen rechter Seite ein größeres Gefäß stand, während zu seiner Linken ein kleines umgestürztes Gefäß lag. Der Tote war eine jugendliche Person gewesen, wie sich aus seiner nicht sehr großen Hirnschale und seinen mäßig großen Schenkelknochen ergab.[1] Die Hirnschale, welche, wenn auch in Bruchstücken, zum größten Teile erhalten war, ergab nach gehöriger Reinigung und möglichster Zusammenfügung der Schädelreste folgende Maße: 17 cm lang; vorn 11,5, hinten etwa 12,5 cm breit. Die Stirn ist ziemlich breit und steigt gerade und steil auf; der Scheitel ist in gleichmäßigem Bogen gewölbt; die Beschaffenheit des Hinterhauptes läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Von oben gesehen, hat der Schädel die Gestalt einer gleichmäßigen Ellipse. Von dem nur teilweise erhaltenen Oberkiefer lag nur die rechte Hälfte vor. Der Unterkiefer hat beiderseits je vier Backzähne und sieben Schneidezähne, im ganzen also nur fünfzehn. Er ist zwar fast völlig noch erhalten, aber in zwei Teile zerbrochen.

Das dem Hocker beigegebene größere Gefäß ist eine gelbrötliche, ziemlich schlanke, zweiösige, schnurverzierte Amphora,[2] die sich fast vollständig wieder hat zusammensetzen lassen. Der Hals freilich ist nur an einer Stelle bis zum Rande erhalten. Die Amphora ist 16,5 cm hoch. Der Durchmesser der Öffnung mißt 8,5, der des Bauches (ohne die Ösen) 13,5—14,5, der des Bodens 7 cm. Die Länge des Bauchdurchmessers schwankt, weil das Gefäß nicht gleichmäßig abgerundet ist. Von der Höhe kommen auf den aufrechten, in der Mitte bis zu 8 cm eingezogenen Hals 3,75 cm. Sein unterer Durchmesser beträgt 9 cm. Der Bauchumbruch liegt 7,5 cm über dem Boden. Auf ihm sitzen oder saßen die beiden sich gegenüber stehenden Ösen, da eine von ihnen abgesprungen und verloren gegangen ist.

Der Hals ist von vier doppelten Schnureindrücken umzogen, deren Linien sich an mehreren Stellen deutlich wahrnehmbar überschneiden, wie auch die von dem die Schnur andrückenden Finger bewirkte Vertiefung an mehreren Stellen deutlich zu erkennen ist. Das unterste Schnurenpaar bildet zugleich den Absatz des Halses vom Oberbauche. Dieser ist durch acht bis neun am untersten Schnurgürtel hängende, mit ihren Spitzen bodenwärts gerichtete, ebenfalls aus doppelten Schnurlinien bestehende Dreiecke verziert, welche so angeordnet sind, daß

---

[1]) No. 2895c u. d der Eisleber Altertümersammung.

[2]) No. 2895a ebenda. Hier abgebildet auf Taf. IX, Fig. 4.

je vier zwischen den beiden Ösen sich befinden. Zu weiterer Verzierung dient ein die oberen Ansätze der Ösen verbindender, aber von den Dreieckspitzen durchbrochener, aus senkrechten Kerbschnitten bestehender Bauchgürtel. Die Zahl der Kerbschnitte zwischen den Dreieckspitzen ist verschieden; sie wechselt von vier bis sieben, je nachdem die Spitzen weiter oder enger auseinandertreten. An den Bruchstellen erkennt man, daß die Wandung im Durchschnitt 8 mm stark ist. Der schwarzgebrannte, mit feinen Quarzstückchen untermengte Ton ist nach außen von einer feingeschlämmten, nur 1 mm starken, rotgefärbten Tonschicht überzogen, welche dem Gefäß seine blaßrote Färbung verleiht.

Das kleinere Gefäß ist ein graugefärbter Becher,[1]) dessen Hals sich von dem Bauche nicht sehr scharf absetzt und, verglichen mit den sonst bekannten schnurverzierten Bechern, sehr kurz ist. Die Gesamthöhe beträgt nämlich 9 cm, von denen nur 2,5 cm auf den Hals kommen. Die Öffnung hat 7,3, der Bauch 8, der Boden 5,5 cm Durchmesser. Die Form des Bauches ist so unregelmäßig, daß der Umbruch an einer Seite knapp 4, an einer anderen mehr als 5 cm über dem Boden liegt. Der Hals ist von drei doppelten Schnurreihen umzogen, deren unterste in üblicher Weise den Absatz des Halses vom Oberbauche kennzeichnet.

Irgend welche Geräte aus Stein, z. B. ein rechteckiger Steinkeil oder ein durchbohrter, kantig geschliffener Hammer, die sonst eine gewöhnliche Beigabe von einigermaßen vornehmen Bestattungen mit Schnurkeramik sind, wurde nach Aussage der genannten Bergarbeiter bei den Gefäßen nicht vorgefunden.

[1]) Eisleber Altertümer-Sammlung No. 2895 b. Hier abgebildet auf Taf. IX, Figur 5.

Hermann Größler.

Fundberichte
über neue Ausgrabungen seitens des Provinzial-Museums zu Halle a. S.

Steingrabfunde Bebitz bei Beesenlaublingen (Saalkreis).
(Hierzu Tafel X.)

Im Herbst und Winter 1905 wurde auf Mitteilung des Herrn Landeshauptmanns Bartels-Merseburg bei Anlage einer Kiesgrube neben der in Ausführung begriffenen Kleinbahn Bebitz-Mucrena ein Steingrab aufgedeckt (s. Lageplan).

Unter Leitung des verstorbenen Museumsdirektors Förtsch (seine letzte Expedition!) und später des stellvertretenden Direktors Reuß-Halle a. S. wurde folgendes festgestellt resp. zutage gefördert:

Die zweiteilige Deckplatte lag 1 m unter der Erdoberfläche; die Sohle, die nicht gepflastert war, noch weitere 0,55 m tief im Kies. Das Grab war 0,5 m breit und 1 m lang, allseitig und oben mit Steinplatten aus rötlichem Buntsandstein eingefaßt, deren Fugen mit Ton sorgfältig verstrichen waren (Fig. 1).

Der Inhalt bestand aus 3 Gefäßen mit Knochenbrand (Fig. 3a/b—5), 2 kleineren ohne solchen (Fig. 6—7). Die Beigaben waren 1 bronzene Vasenkopfnadel (Fig. 2a), 1 flacher offener Fingerring aus Bronzeblech und ein offener Reifen von 35 mm Durchmesser aus dünnem Bronzedraht, und lagen entgegen dem Brauche nicht auf den menschlichen Resten, sondern in der Grabausfüllung neben dem größten Gefäß (Figur 3).

Zwischen menschlichen Knochenresten hat sich noch nachträglich ein in drei Stücke zerbrochener Bronzeblechstreifen, 7 cm lang, durchschnittlich 1,8 cm breit und ca. 1 mm stark gefunden, dessen Bestimmung resp. Zugehörigkeit nicht mehr zu ermitteln ist (Fig. 2c).

Bei der Untersuchung des Bodens neben dem Grabe stieß man in der Entfernung von 2 m noch auf einen einzelnen hohen Topf in der

Höhe der Decksteine, dessen hellere Farbe und rohere Tonbeschaffenheit von den übrigen wesentlich absticht und ihn vielleicht einer anderen Periode zuweist (Fig. 8).

Später fanden sich noch in der nächsten Nähe Steinplatten und Urnentrümmer, sowie ein Henkeltopf von Aunjetitzer Form, geblakt, von sehr feinem Ton, ohne Knochenbrand (Fig. 9 ergänzt).

Die Gefäße 3—7 haben ohne Ausnahme horizontale Kannelüren (Kehlstreifen) und gehören ebenso wie die Beigaben dem Lausitzer Typus an.

Die Töpfe 6—8 waren gefüllt mit dem Sand und Kies der Umgebung.

Die Form, besonders der stark ausladende Rand des größten Grabgefäßes (Fig. 3a) erinnert an die in dem benachbarten Seekreise, bei Gröbzig und bei Zuchau, Kreis Kalbe, gefundenen.

Auch die Farbe der nur mäßig gebrannten Gefäße, ein ungleiches Grau, ist die gleiche.

Der Fund ist im Provinzial-Museum zu Halle mit den roten Nummern 137—144/19 aufgestellt. Reuß.

Neolithische Herdstellen bei Walternienburg, Kr. Jerichow I.

(Hierzu Tafel XI—XIII.)

In Walternienburg sind in den Jahren 1906/07 auf die höchst dankenswerte Veranlassung und unter der Beihilfe des Herrn Amtsvorstehers Hackemesser-Gommern in einem Acker unmittelbar hinter einem Gehöfte an der Hauptstraße des langgestreckten Dorfes (s. Lageplan Fig. 42, Taf. XIII), innerhalb eines Rechtecks senkrecht zur Dorfstraße von 25 m und parallel zur Dorfstraße von 15 m, in 0,8 bis 1 m Tiefe unter der Erdoberfläche im sandigen Humus sehr nahe beieinander zwischen kleinen Brandstellen in rascher Folge ausgegraben:

Amphoren.

Fig. 10, Taf. XI, von grauem, ziemlich glattem Ton, mit schwach konisch verjüngtem Hals, an dessen Basis vier im Oblong verteilte kleine Schnurösen mit wagerechtem Loch stehen.[1] Darunter ein wenig bombierter, breit ausladender Kegelrumpf, an dessen unterem Rande

[1]) Sehr ähnlich der Wansleber Urne, S. 239 Taf. XXV Fig. 1507 unserer Jahresschrift 1902.

am Bauchumbruch über dem größten Durchmesser vier größere im Quadrat (gleichmäßig) verteilte Ösen mit wagerechtem Loch sitzen. Den Unterteil bildet ein umgekehrter Kegelrumpf mit glattem Boden.

Fig. 7, Taf. XI von grauem Ton; der bis zum größten Durchmesser weit heruntergehende, eingezogene Hals trägt drei Gruppen Furchenstichbänder von sechs, vier und fünf Reihen, von denen die zwei unteren Gruppen à vier und fünf Reihen je vier Schnurösen von der Form und Verteilung wie bei Fig. 10, Taf. XI tragen. Der umgekehrte Kegelrumpf wird von einem flachen Boden abgeschlossen.

Fig. 33, Taf. XIII ein kürzlich ebendaselbst gefundenes vorzüglich erhaltenes Exemplar von gelbem Ton, mit reichster Furchenstichverzierung, sonst wie vor.

Diese Amphoren bilden einen längst erwarteten Übergang zu den eigentlichen Kugelamphoren.

Kummen, Näpfe, Tassen.[1])

1 Kumme, Taf. XI, Fig. 14, von graubraunem, ziemlich rauhem Ton, unverziert, mit fünf Nocken, die auf dem Umfange des Halses regelmäßig verteilt sind. Ein gerader Hals, der am Bauchumbruch zum größten Durchmesser etwas ausgeschweift ist, sitzt auf einem umgedrehten Kegelrumpf mit flachem Boden.

1 Napf, Taf. XI, Fig. 1, von graubraunem Ton, mit Furchenstichverzierungen am oberen schwach zulaufenden Konus und am Bauchumbruch, flachem, mittelbreitem Henkel, glattem Gegenkonus, flachem Boden.[2])

1 Napf, Taf. XI, Fig. 4, von graugelbem Ton mit einem breiten Henkel, welcher von der Mündung fast bis zum größten Durchmesser herabgeht. Der Hals ist mit acht umlaufenden seichten Rillen verziert, der Bauchumbruch durch eine weitere Rille hervorgehoben. Flacher Boden.

Hieran schließen sich die mehr oder weniger roh mit Kehlstreifen, Punkten, senkrechten Strichen verzierten Henkelnäpfe No. 34, 35, 38, Taf. XIII[3]) und bilden einen allmählichen Übergang zu den sog. eigentlichen

---

[1]) Ich gebrauche vorläufig diese einmal hierfür eingeführte Bezeichnung „Tasse“, obgleich sie für die größeren Gefäße bis zu 32 cm größtem Durchmesser und 26 cm Höhe, Fig. 32, Taf. XIII wenig mehr passen dürfte.

[2]) Hat in Form und Verzierung Ähnlichkeit mit einem Gefäß aus Molkenberg (Kr. Jerichow II) im Halleschen Provinzialmuseum No. 415.

[3]) Parallelen s. Drosaer Fund in unserer Jahresschrift, IV. Band, Taf. IV, Fig. 16—17, Taf. V, Fig. 1 u. 3, ebenso im Bernburger Museum Stockhof B. 6 u. 7.

Tassen mit zweimal scharf markiertem Bauchumbruch, welche, als Vorstufe zum Bernburger Typus, zugleich mit dem ähnlichen Rhinower resp. Tangermünder Typus[1]) die norddeutsche Tiefstichkeramik trefflich ckarakterisieren und sich durch ihre Schönheit, stellenweise Häufigkeit und übereinstimmenden Bau auszeichnen.

Sie setzen sich zusammen in der Hauptsache aus zwei, wenn man den scharf markierten, manchmal etwas bombierten Bauchumbruch zurechnet, aus drei Kegelrümpfen, wovon der untere stets glatt, die beiden oberen teils glatt, teils aber sehr schön mit horizontaler, vertikaler und schräger Tiefstich-, Wellen-, Fischgräten- und Sparrenverzierung ausgestattet sind.

Der breite und bis zum Bauchumbruch herabgehende Henkel ist teils glatt, teils ebenfalls in obiger Weise verziert.

Die Böden sind durchgängig glatt.

Vergl. der Größe nach in absteigenden größten Durchmessern die

verzierten: Taf. XIII, Fig. 32, Taf. XI, Fig. 2, 15, 8, 3, 6, Taf. XIII, Fig. 37, Taf. XI, Fig. 11;

die glatten: Taf. XIII, Fig. 36, Taf. XII, Fig. 16, Taf. XI, Fig. 13 u. 12. Dieser jetzt im Provinzial-Museum zu Halle in vorstehenden Walternienburger Stücken so zahlreich vertretene Typus ist bisher nur vereinzelt vertreten, so z. B. schon früher im Halleschen Museum in No. 816/1 aus Blockenberg (Kreis Aschersleben).

No. 130/II s. Taf. XII, Fig. 24 aus Alsleben (Mansfelder Seekreis), im Bernburger städtischen Museum in B. 129 aus Waldau.

Die Scherben Taf. XI, Fig. 5 und Taf. XIII, Fig. 39 gehören offenbar diesem Typus an und zeigen eine Fülle abwechslungsreicher Verzierung. Der Scherben Taf. XIII, Fig. 40 ist dadurch bemerkenswert, weil er ein Randstück mit innerer Verzierung darstellt.

Becher.

Taf. XI, Fig. 9, von gelbbraunem Ton, fast zylindrisch, wenig bombiert, mit zwei Reihen großer Zickzackmuster in Tiefstichmanier. Da das Gefäß aus der Hälfte ergänzt, ist es fraglich, ob ein Henkel vorhanden war und in welcher Form und Lage.

Taf. XII, Fig. 17 ist viel gröber und heller im Ton, ohne jede Verzierung, mit einem Henkel, stark konisch nach oben sich erweiternd, bedeutend im Brand verzogen.

---

[1]) S. auch Brunner S. 15, Fig. 31-32 u. S. 41 f. Unsere Jahresschrift IV, Taf. V, Fig. 5 u. 6: 2 neolithische Gefäße aus Satzkorn (Reg.-Bez. Potsdam) im Berliner Völkermuseum I f. 6480/1 u. 3; do. aus Rhinow I f. 5712. Prov.-Museum zu Halle: 1 Scherben mit gleicher Dekoration 166 II vom Friedeburger Hügel bei Wettin.

Schüsseln

oder Satten zeigt Taf. XII, Fig. 18—20, 22, 23 von 30—11 cm oberem Durchmesser teils mit einem, teils mit zwei nebeneinander stehenden Schnurhenkeln mit senkrechten oder wagrechten Löchern. Die Ausführung ist roh in gelbbraunem Ton, meist verzogen beim Brand, was auch für Fig. 21, Taf. XII gilt, welche tiefer und stärker ist und eines Henkels entbehrt.

Als einziger Metallfund ist auffallend eine spätere Bronzefibel, Taf. XII, Fig. 27, die vom Schreiber dieses aber persönlich in unmittelbarer Gesellschaft der Scherben gehoben wurde!

Taf. XII, Fig. 25 zeigt ein Steinbeil aus Kieselschiefer; Fig. 26a-c solche aus quarzitischem Hornblendeschiefer; Fig. 28—31 Feuersteinartefakte, teils neben, teils aus vorstehenden Töpfen entnommen, ebenso Taf. XIII, Fig. 41 mit 1 Spinnwirtel und 1 Tonzylinderchen desselben Fundorts.

Schon seit Jahren sollen in der Nähe der Fundstelle und auf dem Kirchhofe Urnen ausgegraben und dem Berliner Völkermuseum zugegangen sein. Unsere Töpfe fanden sich teils in guter Erhaltung, meist aber gedrückt und in Scherben, deren Zusammensetzung große Mühe und Geduld erforderte, in hellsandigem Mutterboden und waren, soweit intakt oder noch zusammenhängend, mit fast weißem feinkörnigen Schwemmsand ohne jede Beigabe mit Ausnahme einiger Feuersteinsplitter, bis an den Rand gefüllt. Sie standen oder lagen zwischen unbedeutenden Feuerstellen von 1—1,5 m Durchmesser, in deren Nähe sich gewöhnlich verstreut einige Feldsteine bis zu Faustgröße befanden.

Von Tier- oder Menschenknochen war keine Spur zu entdecken, weder in den Töpfen, noch in der Umgebung.

Rätselhaft ist allerdings das außer allem Zweifel stehende Mitvorkommen der Bronzefibel, die ihrer Form nach gewöhnlich der La Tène-Zeit zugeschrieben wird. Doch dürfte es gewagt sein, aus diesem Einzelvorkommen weitgehende Schlüsse zu ziehen.

Es gewinnt vielmehr die Ansicht an Wahrscheinlichkeit, welche diese norddeutsche Tiefstichkeramik für älter als die Schnurkeramik hält, mit welcher indes Verzierungen wie bei Tafel XI, Figur 8 und 11 annähernde Ähnlichkeit besitzen. Im ganzen ist die große Ähnlichkeit, ja partielle Übereinstimmung der Keramik dieses Walternienburger Urnenfundes mit dem der Riesenstube am Bruchberg bei Drosa (Jahreschrift IV) unverkennbar.

Der ganze Fund ist im Provinzial-Museum zu Halle a. S. zusammen ausgestellt.

Es dürfte interessieren, daß Schreiber dieses ca. 2 km nördlich von obiger Fundstelle kürzlich im sogenannten Tulidenhügel (slawisch = Galgenberg) bei Flötz eine große Anzahl unzweideutiger La Tènezeitlicher glatter Töpfe mit Knochenbrand, Bronze- und Eisenbeigaben gefunden hat, deren Beschreibung und Abbildung er sich vorbehält.

Literatur.

Dr. A. Götze, Gefäßformen der neolith. Keramik, Jena bei Pohle, 1891.

Brunner, Die steinzeitl. Keramik in der Mark Brandenburg, Braunschweig bei Vieweg, 1898.

Zeitschrift für Ethnologie:

Jahrgang 1892, S. 182 ff., Dr. Götze.
„ 1900, S. 259 ff., Dr. Götze.
„ 1906, S. 312 ff., A. Schlitz.

Archiv für Anthropologie, Bd. V, 1906, S. 117 ff.: Dr. Hans Seger, Die Steinzeit in Schlesien.

Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Halle a. S. bei Hendel:

Bd. I, 1902, Dr. Höfer, Hügel bei Baalberge, S. 16 ff.
„ „ Dr. Größler, Wormsleben I, S. 239 f.
Bd. III, 1904, Dr. Höfer, Übersicht, S. 130—138.
Bd. IV, 1905, Gorges und Seelmann, Die Riesenstube bei Drosa, S. 33—43.
„ „ Dr. Höfer, Der Polsberg bei Latdorf, S. 63—101, Taf. VII—IX.

Reuß.

Stassfurter Gräberfunde.

I. Berlepschschacht.

Nach Notizen des verewigten Direktors Dr. Förtsch.

(Hierzu Tafel XIV.)

Auf dem flachen Hügel neben dem Berlepschschachte (s. Lageplan Taf. XIV) sollen in der seit vielen Jahren in Betrieb befindlichen Sandgrube wiederholt Steinkistengräber mit Gefäßen gefunden worden sein, ohne daß man ihnen besondere Beachtung geschenkt hätte.

Da hob im Februar 1905 der Gutsinspektor Herr Noth eine Steinkiste, Fig. 12, auf, in welcher sich befanden:

Fig. 3 Schüssel von gelbbraunem Ton, vielleicht Deckel zu
Fig. 4 Vase von gelbbraunem Ton, abgewittert,
Fig. 10 Tasse von demselben Material.

Außerhalb der Kiste, in deren nächster Nähe, gleichfalls 1 m unter Erdoberfläche auf dem Kies im Löß, der hier unter 25 cm Humus 75 cm mächtig ist, standen:

Fig. 1 Schüssel von schwarzem glatten Ton, vielleicht Deckel zu
Fig. 2 Vase von gleichem Material,
Fig. 5 hoher Bauchtopf von rauhem grauen Ton ohne Henkel mit sechs ungleichmäßig am Halse sitzenden ringförmigen Nocken,
Fig. 6 glatte schwarze Tasse,
Fig. 8 glatte grauschwarze Kappe von dicker Wandung,
Fig. 9 defekter rauher Bauchtopf,
Fig. 11 Napf als Beigabegefäß von roher Ausführung,
Fig. 14 rauher Bauchtopf ohne Henkel von graurotem Ton,
Fig. 13a Reste einer zerschmolzenen Eisennadel,
Fig. 13b Glasperle mit Bronzeohrring zusammengeschmolzen,
Fig. 13c-d Bronzeohrringe mit blauen Glasperlen,
Fig. 13e Reste eines bronzenen Schmuckstückes,
Fig. 7—9 Reste eines bronzenen Armrings.

Den stark kugeligen Topf, Fig. 7, verdankt das Museum der Güte des Herrn Dr. Hans Rieger-Stassfurt, er soll auch vom Berlepschschacht stammen und mit Knochenbrand gefüllt gewesen sein.

Das Grab, Fig. 12, aus ca. 12 cm starken Kalksteinplatten, ist im Lichten 90 cm lang, 75 cm breit und 60 cm hoch und ist im Provinzial-Museum ausgestellt. Es dürfte der Hallstattzeit angehören.

Parallel zur Chaussee führte ein 1,5 m tiefer schmaler Graben mit steilen Rändern, der mit Humus gefüllt war und 0,5 m in den Kies hineinging. Jenseits des Grabens fanden sich beim Nachgraben keine weiteren Gräber, so daß angenommen werden kann, daß der Graben die Grenze der Begräbnisstätte gebildet hat. Von Pfählen und Stämmen hat sich indes nichts darin gefunden.

II. Auf dem Galgenberge (Engländerfabrik).

(Hierzu Tafel XV—XVII.)

Beim Abtragen von Erdhügeln auf dem sog. Galgenberge, auf dem Grundstück der abgebrannten ehemaligen chemischen Fabrik, der sog. Engländerfabrik (s. Lageplan Taf. XIV bei a) wurde im März 1905 ein Steinkistengrab entdeckt, welches durch sofortiges Eingreifen Sachverständiger, des Herrn Dr. med. Hans Rieger-Staßfurt und Herrn

Dr. A. Pusch-Leopoldshall erhalten blieb und von dem verstorbenen Museumsdirektor Dr. Förtsch im Provinzial-Museum zu Halle a. S. aufgestellt ist (s. Tafel XV, Fig. 1 und 2). Beim Freilegen wurden in dem von Erde gefüllten Grabe, welches 85 cm lang, 60 cm breit und 51 cm hoch im Lichten und mit einem Steindeckel, wie sämtliche Platten aus ca. 8 cm starkem grauen Kalkstein, verschlossen war, zwei Gefäße mit Deckeln gefunden, aus grauem glatten Ton, Taf. XV, Fig. 3a/b und 4a/b; 3a/b stand auf einem flachen Steine, 4a/b in lockerer Erde.

Den gütigen Mitteilungen des Herrn Dr. H. Rieger, welcher der Ausgrabung beigewohnt hat, entnehmen wir darüber folgendes:

„Der Fundort ist in der Nähe der Bode gelegen, so ziemlich der höchste Punkt um Staßfurt und jedenfalls durch lange Jahrhunderte hindurch ein stark und stetig benutzter Begräbnisplatz. Bei der Fundamentierung eines Hauses fand man in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Gerippe von 36 Leichen in einer Reihe.

In der Nähe befindet sich die im Jahre 1903 abgebrannte sog. Engländerfabrik, welche auf dem Hügel, auf dem früher Kies gegraben worden sein soll, einen Kondensationsturm erbaute und später ihre Abraumsalze mehr nach dem Süden darauf ablagerte.

Der Schacht Ludwig II. kaufte den Hügel und ließ ihn als Bergvorsatz abtragen. Hierbei fand sich unter schwarzer Erde (Humus) eine Lößschicht, in welcher zunächst einzelne Skelette und Knochen, ja sogar Massengräber und, vermoderten Holzteilen nach zu schließen, Sargbestattungen, aber sofort auch daneben und darunter Steinkisten und Steinkistentrümmer aufgedeckt wurden, die Skelette, soweit beobachtet werden konnte, sämtlich in einer Richtung, den Kopf nach Westen, die Beine nach Osten gelegt.

Die Gräberfundstelle bildet ein unregelmäßiges Oval von ca. 20 m ostwestlicher und 27 m nordsüdlicher Achse um den Punkt a des Lageplanes als Mittelpunkt.

Es schien eine Begräbnisstätte zu sein, die, den spärlichen Beigaben nach zu schließen, aus der Lausitzer Bronzeperiode bis ins Mittelalter benutzt wurde, vielleicht zuletzt als Richtstätte (daher der Name „Galgenhügel") und schließlich so durchwühlt war, daß auf eine Trennung der Schichtenfolge der einzelnen Epochen verzichtet werden mußte."

Die Bronze- und Hallstattzeit dürfte nachgewiesen sein durch die Funde:

Taf. XV, Fig. 5 große verzierte Terrine aus grauem Ton,

Taf. XV, Fig. 6 u. 14 glatte Henkeltassen aus grauem resp. schwarzem Ton,
Taf. XV, Fig. 7 glatte Schüssel aus schwarzem Ton,

besonders aber durch den dekorierten Urnenfuß aus schwarzem Ton, Fig. 9, und den Stiefelpokal, Taf. XVI, Fig. 1—5, aus grauschwarzem Ton, welch letzterer zusammen mit der glatten Kappe, Taf. XV, Fig. 16, und der Henkeltasse, Taf. XV, Fig. 14, in der Steinkiste, Taf. XVI, Fig. 1, gefunden wurde.

La Tènezeitliche Formen zeigen die Gefäße Taf. XV, Fig. 3 u. 4, die Knochenbrand enthielten; auch gehört wohl in diese Zeit der einzige Eisenfund, Taf. XV, Fig. 12, der das Bruchstück eines großen Messers oder flacher Sichel darstellen dürfte.

Die Slawenzeit ist gekennzeichnet durch die spezifischen bronzenen Schläfenringe, Taf. XV, Fig. 11 a-c, welche bei Skelett No. 25 und No. 27 gefunden wurden, sowie durch die slawischen Scherben, Taf. XV, Figur 15.

Aus den Feuersteinen, Taf. XV, Fig. 13 a-c, wovon 13 a im Feuer gewesen, auf Steinzeit zu schließen, dürfte gewagt sein; ebenso kommen Seeigel, wie Taf. XV, Fig. 17 a-c, durch mehrere Perioden vor.

Bemerkenswert ist das häufige Vorkommen von Muschelresten, sowie Tafel XV, Fig. 10, des Steinkerns von Cyprina rotundata, einer Leitmuschel aus Oberoligocän.

Nachchristliche Begrabungen werden bezeugt durch die verhältnismäßig große Frische und Leimgehalt vieler Menschenknochen und durch Holzsargteile.

Es sind hiervon von Herrn Dr. Pusch, der an Ort und Stelle sich um die Beobachtung der Hügelabtragung große Verdienste erworben hat, eine große Anzahl Lichtbilder in Lage gemacht, die Skelettlängen, soweit möglich, gemessen, ihre absolute und relative Lage aufgezeichnet und von 85 Schädeln aus den Tiefenlagen 0,45—1,50 m unter Erdoberfläche nach Anleitung und mit den Meßinstrumenten des verehrten Seniors der Anthropologie, Herrn Prof. Dr. Joh. Rancke-München, zusammen 3485 Messungen gemacht, deren Übersicht als Tabelle II folgt. Auf Grund dieser Tabelle hat Herr Dr. Fr. Birkner-München in höchst dankenswerter Weise zwei Kurventafeln zeichnen lassen, von welchen die eine die Längen-Breiten-Indices $\frac{B. 100}{L}$ der Schädel in aufsteigender Kurve graphisch darstellt, während die andere eine genaue Schädel-Längen-Breiten-Indiceskurve verzeichnet, die außer der Häufigkeit der Schädel auch die höchste Zahl ergibt, bis zu der jeder Index reicht.

Danach ergaben sich:

7	hyperdolichokephale-	Schädel.
28	dolichokephale-	
39	mesokephale-	
5	brachykephale-	
4	hyperbrachykephale-	

Eine ganz besondere Hyperbrachykephalie bei einer Länge von 177 mm, einer Breite von 157,5 mm und einem Längenbreitenindex von 89 mm zeigt Schädel 39 I, Taf. XVII, Fig. 3 u. 4. Er gehörte einem Skelett, No. 39, welches mit einem anderen zusammen in ca. 1,10 m Tiefe ohne Beigaben gefunden worden, Taf. XVII, Fig. 1 u. 2.

Die Schädel sind — wie man sieht — der Hauptsache nach mesokephal mit einer entschiedenen Hinneigung zur Dolichokephalie, es sind nur ganz wenig brachykephale und hyperbrachykephale darunter. Die Messungen würden sonach — wie der verehrte Altmeister Rancke schreibt — dem von Virchow und ihm konstatierten thüringer Typus entsprechen.

„Aus den Photographien der Schädel ergibt sich aber doch — wie es scheint — ein etwas anderes Bild: Während bei der thüringer Form relativ stark entwickelte Augenbrauenbogen und nach rückwärts geneigte Stirn typisch sind, zeigen die Schädel zum Teil steil ansteigende Stirn mit relativ geringen Augenbrauenbogen. Es könnten dies event. weibliche Schädel sein. Es könnte aber auch der slawische Typus hereinspielen."

Es ist sogar wahrscheinlich und stimmt der Verfasser der Ansicht des Herrn Dr. H. Rieger bei, daß der Hügel die längste Zeit ein starkbelegter slawischer Begräbnisplatz war.

Die Frage nun, ob bei den durch Beigaben als die ältesten festgestellten Gräbern die Schädelform anders ist, als bei den jüngeren, ob die älteren mehr dolichokephal, die jüngeren mehr brachykephal sind, ist leider nicht zu lösen gewesen wegen des Mangels an Beigaben. Ebensowenig gibt die Tiefenlage hierin ein gewisses System zu erkennen, wie beifolgende Tabelle von 12 bemerkenswerten in mehr oder weniger ungestörter Lage 0,90—1,50 m unter Erdoberfläche aufgenommener Steinkisten, Skelette und Schädel evident dartut.

Die Skelette wurden gemessen vom Schädeldach bis zum Ende des Unterschenkels unter Zurechnung von 3 cm für Fersenhöhe. Die meisten Skelette lagen vollkommen gestreckt.

Die Tiefenlagen sind von der Humusoberfläche gemessen, wie sie sich bei dem betreffenden Funde bot, also nicht von einer bestimmten geometrischen Ebene aus, was auch bei der Störung der Oberfläche des Hügels und der Schichten keinen Zweck gehabt hätte und bei der Hast der Abtragung untunlich war.

Der Humus war durchschnittlich 0,5—1,0 m mächtig, darauf folgte stellenweise eine 0,3—0,5 m starke Lößschicht, sodann der mit feinen Schwemmsandnestern unregelmäßig durchsetzte Alluvialkies der Bode.

Tabelle I.

No.	In Steinkiste oder deren Trümmer	Frei in der Erde	Tieflage unter Erdoberfläche	Länge des Skeletts	Schädel-Längen-Breiten-index	Bemerkungen.
			m	m		
5 I		1	0.90	1.71	79.2	
6	1		1.40	1.66	78.4	
7		1	0.90	1.70	74	
8		1	1.20	1.48	79.4	
10	1		1.50			Steinkiste enthielt nur die 3 Gefäße: Taf. XV, Fig. 14 u. 16, Taf. XVI, Fig. 1—5.
16 I		1	1.20	1.60	76.8	
19		1	1.20	1.61	71.4	
25 I		1	0.90	1.55	75.4	
25 II		1	1.30	1.50	72.7	
33	1		1.10			Steinkiste enthielt die Gefäße Taf. XV, Fig. 5, 6 u. 7, Tafel XVII, Fig. 1—4.
39 I		1	1.10	1,50	89	
H	1		1.50			Steinkiste enthielt die Gefäße Taf. XV, Fig. 3 u. 4 mit Knochen und 1 Bronzering.

Ebenso dürfte die umfangreiche Liste der 85 dort gefundenen, von Herrn Dr. H. Pusch-Staßfurt mit Mühe und Aufopferung gemessenen und noch von ihm aufbewahrten Schädel manchem manches Interessante bieten. Sie folgt weiter unten in extenso.

Tabelle II.

Maße der auf dem Terrain der sogenannten „Engländerfabrik" bei Staßfurt ausgegrabenen Schädel

(Siehe Seite 100—105).

Auch in der horizontalen Verbreitung der Schädel haben sich keine zusammenliegende Indexgruppen bilden lassen. Im übrigen wird bemerkt, daß in unserem Provinzialmuseum das umfangreiche Material hierüber, bestehend in obenerwähnten Kurventafeln I u. II, einem Lageplan der Skelette, zahlreichen Photographien, die in der Jahresschrift keinen Raum fanden, von Skeletten, Schädeln, der Steinkisten, sowie der Situation in den verschiedenen Zeiten der Abtragung des Hügels und der keramischen Funde, vorliegt, zu welch letzterer eingehender Beschreibung wir nunmehr übergehen:

Keramische Funde (auf Taf. XV und XVI).

Fig. 1 u. 2, Taf. XV zeigen zunächst Ansichten der eingangs erwähnten Steinkiste (aufgedeckt im März 1905 und in Tabelle I als H bezeichnet). In derselben standen die doppeltkonische Urne Fig. 3a mit Deckel 3b, sowie die Vase 4a mit Deckel 4b, beide halb gefüllt mit Knochenbrand. Die Gefäße nebst Deckeln, wovon 4b wahrscheinlich aus einer zerbrochenen Schüssel hergestellt, sind von grauem Ton, glatt und unverziert und enthielten außerdem als Beigaben Bronzereste eines dünnen Armringes, eines dito Drahtringes, von Nadeln.

Eine unweit davon gefundene, mit lehmiger Erde gefüllte Steinkiste (in Tabelle I No. 33), 70 cm lang, 40 cm breit und 30 cm hoch, ohne Bodenplatte, stand 1,10 m unter Erdoberfläche und enthielt die Terrine Taf. XV, Fig. 5, stark defekt und ergänzt, mit seichten Kehlstreifen und schräg verlaufenden parallelen Streifen auf dem Bauch, mit einem einzigen Stück Knochenbrand, sodann die glatte Tasse Taf. XV, Fig. 6, ohne Knochenbrand und Beigaben, und endlich die glatte flache Schüssel, wie die vorstehenden aus grauschwarzem Ton mit einem Schnurhenkel.

Im freien Boden in der Nähe vorstehender Töpfe gefunden ist ferner Kappe Taf. XV, Fig. 8 von grauschwarzem, sehr starkem Ton, glatt. Taf. XV, Fig. 9 gibt 2 Ansichten eines schwarzen, verzierten Vasenfußes.

Fortsetzung S. 106.

Schädelmaße der auf der sogen. „Engländerfabrik“

Nummer des Schädels	1. Gerade Länge	2. Größte Länge	3. Intertuberale Länge	4. Größte Breite	5. Kleinste Stirnbreite	6. Ganze Höhe	7. Hilfshöhe	8. Ohrhöhe	9. Hilfs-Ohrhöhe	10. Länge der Schädelbasis	10a. Breite der Schädelbasis	14. Horizontal- (Umfang des Schädels)	15. Sagittal- (Umfang des Schädels)	16. Vertikaler Quer- (Umfang des Schädels)	18. Jochbreite	19. Gesichtshöhe	20. Obergesichts-Höhe	21. Nasenhöhe
1.	197.5	190	192.5	142	97	135.5	135.5	115	114	100.5	108	536	389	313	136	—	81.5	55
2.	173.5	173.5	173	138	90	—	—	109	106.5	—	105	497	341	299	128	—	65	51
3.	180.3	181	181.2	135	98	134	134	113	108	104.5	112.5	512	359	308	134	—	71	49
4.	180.5	180.5	183.6	157	103	140.3	140	120.5	118	104.5	122	530	369	328.5	150.5	—	67	51.5
5.	187	187	186.5	148	97.5	144.1	143.5	120.5	121	103	103	533	388	333	136	—	73	50.1
6.	171	171	168	134	90	118.5	118.5	98	99	93	98	480	335	275	124	111	67	51
7.	203	204	198.5	151	101	129	128	—	113	100	109	555	401	316	—	115	71	54
8.	181.5	181.5	179	136	96	127	128.5	106	108	103	102	502	353	298	129.5	—	69.3	47
9.	168	168	165	128	93	125.5	124	105	110	94.5	95	470	336	286	117.5	—	62.5	45
10.	183.7	184	184	143	95	—	—	119	119	—	115.2	520	381	315	133	—	77	53
11.	192	192	187	137.5	96	131	131	111	112	101.5	108	518	370	301.5	128	—	74.2	50
12.	184.5	184.5	182.5	142	91.5	—	—	—	111	—	—	515	375	—	—	—	71	51
13.	180	180.5	180	132.5	95	130	128.7	113.5	116	94.5	100.2	503	363	304	—	—	64.5	45.1
14.	176	176.1	175.5	136	91.5	130	130	106	105	99	102.1	497	354	294	—	—	67.9	46.2
15.	193	193	192	139	100	126.5	125	113.5	111	100.5	103	532	384	307	127	—	64	45.5
16.	192.5	192.5	191	147	100	136	135	116.5	120	105	106	531	379	312	140	—	74	53
17.	192.5	192.5	187	143	96	132	132	117	117.5	101	114 5	521	—	309	136	—	71	53.5
18 I.	191	191.5	190.1	150.1	101.7	—	—	118	119	—	108.5	537	—	326	—	—	73	51.5
18 II.	186	186	187	135.5	97.5	—	—	115	118	—	101	511	—	311	122.5	—	64.8	48.5
19.	187	187.5	183.2	134	86.8	133.5	133.5	110	111	102.5	108.5	513	372	297.2	133.2	—	77.5	50.2
20.	181	181	183	153	104.5	138.5	137.5	—	118	94	—	524	377	—	—	—	62	43.8
21.	168.2	169	171	144	91.1	—	—	113	116	—	98.6	496	355	316	116.2	—	64	46.5
22.	179	179	178	136	94.5	—	—	—	113	—	—	505.5	356	—	—	—	76.7	55.2
23.	206.5	206.5	201	150	105	138	137.8	114.5	119	113	109	560	400	317.5	137.3	140.1	86.5	62.8
24.	181	181	180	142	99	—	—	112.5	111	—	—	520	—	308	142	—	68.1	53.5
25 I.	185.5	187	182	141	100	—	—	112	111	—	111.5	524	379	310	—	115.5	70.6	48
25 II.	190.5	191	190	138.7	98	132.5	132	110.5	109.5	102	102	524.5	377	300.5	129.5	113	68.2	51.7

zu Staßfurt gefundenen Schädel.

22. Größte Breite d. Nasenöffnung	24. Horizont. Breite d. Augenhöhlen-Eingangs	26. Vertikale Höhe desselben	31. Profilwinkel	33. Längen-Breiten-Index 100 × No. 4 / No. 2	34. Längen-Höhen-Index 100 × No. 6 / No. 2	38. Jochbr. Gesichts-Index 100 × No. 19 / No. 18	39. Jochbr. Obergesichtshöhen-Ind. 100 × No. 20 / No. 18	40. Augenhöhlen-Index 100 × No. 26 / No. 24	41. Nasen-Index 100 × No. 22 / No. 21	NB. Die Querstriche bei den Pos. 33—41 bezeichnen: dividiert durch.
			Grad							
25.5	36.5	32	84	74.7	71.3	—	59.9	87.7	46.4	
21	35	33	87	79.5	—	—	50.7	94.5	41.2	
25	34.5	30	81	74.6	74.1	—	53	87	51.1	
28	44	32	87½	87	77.7	—	44.5	72.8	54.4	Stirnbein durch Naht geteilt.
28	38	33	83	79.2	77.1	—	53.7	86.9	55.9	
24	35	33	82	78.4	69.3	89.5	54	94.6	47.1	Stirn- und Schläfenbein stoßen fast zusammen.
27	41	34	85	74	63.2	—	—	83	50	Bronzestück, anscheinend von einer Fibel, auf der linken Brust gefunden.
24	37	29	85½	79.4	70	—	53.5	78.4	51.1	Bregma mit Nasenstirnnaht verbunden.
23.5	36	30	87½	76.2	74.4	—	53.2	83.4	52.2	
25	39	37	81	77.7	—	—	57.9	93.7	47.2	
24.5	35	34.5	84	71.6	68.2	—	58	98.6	49	
24.5	36	35	84½	77	—	—	—	97.3	48	
27	37	29.5	87	73.4	72	—	53.8	79.8	59.9	
22.2	35	31	79½	77.1	73.8	—	—	88.8	48.1	
26	39	30	73½	72	65.6	—	50.4	77	57.2	
26.5	38	35	82	76.3	70.6	—	52.9	92.2	50	
21.5	38	32.5	87	74.3	68.6	—	52.2	85.6	40.2	
26	39	32	84½	78.4	—	—	55.7	82.1	50.5	
22	40	33.5	82	72.8	—	—	52.8	83.8	45.4	
22.9	40	34	84½	71.4	71.2	—	58.1	85	45.5	Vom rechten Zitzenfortsatz gehen 3 Nähte aus.
25.4	37	30	82½	84.5	76.5	—	—	81.1	58	Gesicht gegen das Hinterhauptloch nach links verschoben.
—	37	31	88½	85.2	—	—	55	83.8	—	
26.7	39	37	—	76	—	—	—	95	48.4	
24.5	40	35	87½	72.6	66.8	102	65.4	87.5	39	
24.3	40	33	89½	78.4	—	—	47.9	82.5	45.4	Stirnbein durch 1 schwach sichtbare Naht geteilt.
22.5	43	35	91½	75.4	—	—	—	81.4	46.9	Gesicht gegen For. mag. nach links verschoben.
22.5	36	32.5	83	72.7	69.4	87.2	52.7	90.3	43.5	

Nummer des Schädels	1. Gerade Länge	2. Größte Länge	3. Intertuberale Länge	4. Größte Breite	5. Kleinste Stirnbreite	6. Ganze Höhe	7. Hilfshöhe	8. Ohrhöhe	9. Hilfs-Ohrhöhe	10. Länge der Schädelbasis	10a. Breite der Schädelbasis	14. Horizontal- (Umfang des Schädels)	15. Sagittal- (Umfang des Schädels)	16. Vertikaler Quer- (Umfang des Schädels)	18. Jochbreite	19. Gesichtshöhe	20. Obergesichts-Höhe	21. Nasenhöhe
25 IV.	178	175	181	—	98.5	128.5	128.5	109.5	115.5	85.5	—	496	380	299	—	—	69	50.1
26.	—	—	—	—	95	—	—	—	111	—	—	—	—	—	—	—	70.5	49.3
27.	185	185.5	181.5	141.5	95.5	131	131	111	106	102	101	516	366	373.5	135	117	71	52.4
28.	193.5	193.5	187.5	140.5	100	136	135	117	117.5	105	108.5	527	380	311.5	132.5	109	63.5	48.9
29.	188.5	188.5	184	127	96	134	131	112.5	113.5	103.7	118.5	513	371	296	130	133	77.2	54.5
30.	185	186	184	133.5	97	130.2	130	109	111	100	105.5	516	—	294	128	—	73	51.1
31.	180	179.5	176	137.2	95	130	127	111	109.5	102	103.5	501	349	296	—	—	64	50
32.	188.5	188.5	187	145	93	123	123	118	113	98.5	94.5	524	371	312.5	129	—	73.2	55
33.	190.5	190.5	187	137	96	136	135.8	116	115.5	104	102	521	385	305	124 3	114	70	52
34.	184	184.5	186.5	139	95	135.8	135.5	110	113.5	104	96	515 5	377	303.5	124.5	—	66	48
35.	185.5	187	182.5	138.5	96.5	132	132	115	114	—	—	507.5	410	300	128	—	66.5	43.5
36.	191	191	181.5	133	97.5	128.5	128.5	107	107	106	103	505.5	367	286.5	138	116.5	71.0	54
37 I.	178.5	180.5	180	141	96	127	127	107.5	107	95	102	517	355	302	—	113	66.1	57.4
37 II.	187	187	186	142	101	125	125	112	115	98	100	526.5	375	310	—	—	—	–
38.	174	174	173	135	90.5	118	116	107	113.5	91.5	103.5	489.5	346	283.5	123	109.6	67	50.3
39 I.	176	177	179.5	157.5	96.5	—	—	115	120	—	118.3	525.5	—	315	—	—	73	52
39 II.	182	182	179.5	136	91.5	130	130	107.5	—	102	98	503	357	287	125	—	71.5	51.2
40.	185	185	183	127.5	87	123.2	123	107	—	92	101	501.5	375	284	124.5	110	67.5	51
41.	181.5	182.5	182.5	158	100	128	128	113	—	98	112.5	536	363	322	139	—	78.3	58
42.	188	188.5	188.5	137	101	136	135.5	117	—	102.5	103	522	381	314	128.5	—	71	49
43.	184	185	185	138.5	92.5	123	122.5	111	—	95.2	99	415	366	296	—	107.5	68.5	45.5
44.	187	187	186.5	146.5	89	141	138.5	127	—	96	102	527	396	333	127	—	69	49.5
45.	195	196	190.5	145	100	129	129	113	—	101	106	536	391	303	133	—	73	53.5
46.	188	189	188	143	96	134.5	—	112	—	100	114	522	373	298	127.5	—	71	52
47.	166	166	166	133	86	116	—	105.5	—	89	95.5	473	334	284	—	—	60	45
48.	193	193	189.5	148	101	131	—	115	—	102	105	546	380.5	314	135	—	66	50
49.	190	191	185	136	97	129	—	108	—	104	104.5	522	365	291	—	121	77	55.5
50.	184	184	179	128.5	87.5	—	—	103.5	—	—	97	496.5	358	281	121	—	65	48
51.	175	175	180	134	92	129	129.5	111	—	94.5	97.5	500	365	296	—	—	70	51

2. d. Nasenöffnung	24. Horizont. Breite d. Augenhöhlen-Eingangs	26. Vertikale Höhe desselben	31. Profilwinkel (Grad)	33. Längen-Breiten-Index 100 × No. 4 / No. 2	34. Längen-Höhen-Index 100 × No. 6 / No. 2	38. Jochbr. Gesichts-Index 100 × No. 19 / No. 18	39. Jochbr. Obergesichtshöhen-Ind. 100 × No. 20 / No 18	40. Augenhöhlen-Index 100 × No. 26 / No. 24	41. Nasen-Index 100 × No. 22 / No. 21	NB. Die Querstriche bei den Pos. 33—41 bezeichnen: dividiert durch.
23	36	32	93½	—	73.5	—	—	88.9	45.9	Bronzering am linken Schläfenbein.
4 5	41	35	81	—	—	—	—	85.4	49.65	
24	39	36	84	76.25	70.6	86.6	52.6	92.3	45.8	Rechtes Schläfenbein mit etwas breiterem Bronzering als bei No. 25 IV.
29	41	32	83½	72.6	70.3	82.2	47.9	78.1	59.3	
5.5	38	33	89½	67.4	71.1	102.2	59.4	86.9	46.8	
24	40	36	81	71.7	70.1	—	57	90	47	Bregma mit Nasenstirnnaht verbunden.
24	38	34	87	76.5	72.4	—	—	89.5	48	Stirnbein schwach sichtbar geteilt. — Augenhöhlen stehen stark seitlich.
6.5	37	34	87½	76.9	65.2	—	56.7	92	48.2	
25	37.5	34.5	87½	71.9	71.4	91.6	56.2	92	48.1	
3.7	37.5	32	84½	75.3	73.5	—	53	85.4	49.4	
23	39	34	83½	74.3	70.6	—	51.9	87.3	52.8	
9.5	41	35	78½	69.6	67.3	84.4	51.5	85.4	54.6	Sehr niedrige Stirn.
5.5	38.5	31	81	77.7	69 9	—	—	80.6	44.4	
—	—	—	—	75.9	66.8	—	—	—	—	
4.2	37	33	77½	77.6	67.8	89.1	54.5	89.2	45.6	Gesicht von links nach rechts verschoben.
25	40.5	36	93	89	—	—	—	88.9	48.1	Höchster Schädelpunkt liegt auf dem Stirnbein ca. 1 cm vor dem Bregma.
25	35	31	87	74.7	71.4	—	57.2	88.6	48.8	
25	35	31	81	68.9	66.7	88.4	54.2	88.6	49	
1.8	43	35	91	86.6	70.2	—	56.3	81.5	54.8	
4.2	37	37	87	72.7	72.1	—	55.25	100	49.4	
4.9	39	33.5	84	74.8	66.5	—	—	85.9	51.3	
20	38	31	85½	78.4	75.4	—	54.3	81.6	40.4	
5.5	41	34	90½	74	65.8	—	54.9	82	47.6	
23	39	33	87½	75.7	71.1	—	55.7	84.7	44.2	
22	34	29	82	80.1	69.8	—	—	85.3	48.9	
6.5	39	31	86	76.7	67.9	—	48.9	79.5	53	
4.5	39	33	91½	71.2	67.5	—	—	84.7	44.1	
22	35	33.5	85	69.8	—	—	53.7	95.8	45.8	
8.7	36.5	32	85	77.1	73.7	—	—	87.7	36.6	Stirnbein deutlich in d. Mitte durch eine Naht geteilt.

Nummer des Schädels	1. Gerade Länge	2. Größte Länge	3. Intertuberale Länge	4. Größte Breite	5. Kleinste Stirnbreite	6. Ganze Höhe	7. Hilfshöhe	8. Ohrhöhe	9. Hilfs-Ohrhöhe	10. Länge der Schädelbasis	10a. Breite der Schädelbasis	14. Horizontal- (Umfang des Schädels)	15. Sagittal- (Umfang des Schädels)	16. Vertikaler Quer- (Umfang des Schädels)	18. Jochbreite	19. Gesichtshöhe	20. Obergesichts-Höhe	2…
52.	197.5	198	196.5	145	93	138	137	120	—	101	105	507	404	319	135	—	73	5
53.	201	201	202	150	100	—	141.5	122	—	106	104	559	404	332	132	—	77	52
54.	193	194	191	141	94	129	128	—	115	98	101.5	532	381	306.5	130	—	77	5
55.	186.5	187.5	182	160	100	122.5	—	118.5	—	97	112.5	542	376	318.5	136.5	—	71.5	5
56.	197.5	198	198	143	97.5	131	—	115.5	—	104	108	544.5	401	313.5	—	—	74	4
57.	198	198.5	198	145	96.5	132.5	132.5	118.5	—	103.5	114	544	401	319.5	135	—	68	5
58.	186.5	187	184	149	90.5	137	136	115.5	—	103	116	524	370	314	140	111	68	4
59.	170	171	173	130	90	119.5	119.5	105	—	87	94	481	351	283	114	—	63.5	44
60.	187	188	185	149	97.5	136	136	119	—	101	108.5	530	379	319	134.5	—	71.5	5
61.	191.5	192.5	189	134	95	127.5	127	112	—	98	—	499	384	296	131	—	72	5
62.	187.5	188	187.5	141	94	131	129	114	—	104.5	113	532	378	303	—	—	72	5
63.	184	187	190	142	99	139	139	119.5	—	106	103.5	521	382	318	132	—	65	4
64.	186.5	187	182.5	137	89	135	134	115.5	—	105	105	505.5	369	301	125.5	—	63.5	5
65.	185	185	184	146	90	146	144	122	—	102	106.2	517	—	317.5	—	—	74	53
66.	190.5	191	186.5	133	93	130.5	131	114	—	107	111	514.5	370	317	126	—	69	50
67.	178	179	185	145.5	105.5	139.5	139.5	119	—	104	106.5	535.5	367	322	141	—	68.2	54
68.	181.5	181.5	176	145	97	128	128	113	—	102.5	108.5	515	359	311.5	134	—	64.5	5
69.	188	188.3	187.5	143	98.5	132	130	117	—	103	106.5	531.5	375	311	129	—	68.2	5
70.	192.5	193.5	189	136.5	88.5	138	138	118.5	—	103	104.5	519.5	385	314	—	—	66	4
71.	191.5	193	196.5	145	104	130.5	130.5	116	—	101	103	532	389	312	129	—	—	47
72.	178.7	179	174	137	89.5	124	124	105	—	99	106.5	497.5	337	285	123.5	—	72	5
73.	183.5	184	184.2	132	91	125	125	113	—	91	104	502.5	378	296	—	—	62	42
74.	194	194	190	149	95	129	129	114	—	101.5	112	540	382	313	137	—	82	53
75.	179.5	179.5	177.5	143	94.5	134	134	114	—	100	110	514	354	309	131	—	75.8	53
76.	183	184	188	149	99	—	—	117	—	—	109	534.5	—	321	—	—	73.3	5
77.	183	184	185.5	140	98	—	—	113.5	—	—	108,5	519	379	303	130	—	68.2	5
78.	176.5	176.5	176	123	87	—	—	111	—	—	99.5	483	—	284	—	—	69	5
79.	187	188	188	143	85.5	129	129	109.5	—	86.5	107	527.5	387	300	—	—	77.2	5
80.	184	185	187	143	96.5	127	127	108.5	107.5	96.5	103	524.5	375	305	129	—	71.6	5

22 Größe Breite d. Nasenöffnung	24 Horizont. Breite d. Augenhöhlen-Eingangs	26. Vertikale Höhe desselben	31. Profilwinkel	33. Längen-Breiten-Index 100 × No. 4 / No. 2	34. Längen-Höhen-Index 100 × No. 6 / No. 2	38. Jochbr. Gesichts-Index 100 × No. 19 / No. 18	39. Jochbr. Obergesichtshöhen-Ind. 100 × No. 20 / No. 18	40. Augenhöhlen-Index 100 × No. 26 / No. 24	41. Nasen-Index 100 × No. 21 / No. 22	NB. Die Querstriche bei den Pos. 33—41 bezeichnen: dividiert durch.
			Grad							
24.5	37	33	86½	73.3	69.7	—	54.1	89.2	47.1	
25.5	39	38	85	74.6	70.4	—	58.4	97.4	48.6	
26	39	35	81	72.6	66.5	—	59.3	89.8	47.3	
24	40	31	88½	85.3	65.3	—	52.4	77.5	47.1	
22.5	38	33	86	72.2	66.2	—	—	86.9	45.9	
25	39	33	85½	73	76.75	—	50.4	84.7	49.1	
22	38	33	86½	79.7	73.3	79.3	48.6	86.9	45.8	
23.2	35	29	80	76	69.9	—	55.6	82.9	52.1	
24	37	33	83½	79.2	72.4	—	53.2	89.2	45.3	
23.7	38	31.8	83	69.6	66.2	—	54.9	81.1	46.5	
24	40	33	77½	75	69.6	—	—	82.5	46.1	
24	40	32	84	75.9	74.4	—	49.2	80	49	
25	39	29	90	73.3	72.2	—	50.6	74.4	49	
25.8	38.5	33	83½	78.9	78.9	—	—	85.8	48.2	
24.8	38	32	85	69.7	68.4	—	54.8	84.2	49.1	
26	40	35	83	81 2	77.9	—	48.4	87.5	47.7	Stirnbein durch eine Naht senkrecht geteilt.
25.5	40	30.5	83½	79.8	70.5	—	48.1	76.2	50	Fliehende Stirn, verkrüppeltes Hinterhauptloch.
24	36	36	75	75.9	70.1	—	52.9	100	48	
23	37	34	84½	70.5	71 5	—	—	92	47.9	
24	39	33	82½	75.1	67.6	—	—	84.7	50.5	
22.3	36	34	81	76.5	62.3	—	58.3	94.5	44.6	Stirn- und Schläfenbein stoßen beinahe zusammen.
25.9	35.5	31.5	79	71.7	67.9	—	—	88.8	61	Stark vorspringende Zahnpartie (schnauzenartig).
23	38	32	90	76.8	66.5	—	59.9	84.2	42.7	
26.5	38	32.8	82	79.7	74.6	—	57.9	86.4	49.5	
23	38	37	84	81	—	—	—	97.4	41.8	
22.5	40	35.5	81	76.1	—	—	60.2	88.8	45	
23	37	35	80½	69.7	—	—	—	94.6	46	
24.6	37	33.5	83	76	68.6	—	—	90.6	46.4	
25.7	36.5	32	82	77.2	68.6	—	55.5	87.7	47.6	

Fortsetzung von S. 99.

Taf. XV, Fig. 10 Steinkern von Cyprina rotundata mit teilweise erhaltener Perlmutterschale.

Taf. XV, Fig. 11 Bronzeteile:

a-b Schläfenringteile beim Skelett No. 25 (Tab. II)
c „ „ „ „ „ 27 „
d Ringteil „ „ „ 7.

Taf. XV, Fig. 12 Eisenstück, total verrostet, von einem Messer oder Sichel, in Sand und Schutt 1 m tief gefunden.

Taf. XV, Fig. 13a-c Feuersteinartefakte, wovon 13a anscheinend im Feuer gewesen, zwischen den Schenkeln von Skelett 8.

Taf. XV, Fig. 15 slawische Scherben, Fundort wie vor.
Taf. XV, Fig. 17a-b Seestern, „ „ „
Taf. XV, Fig. 17c Seesternglied „ „ „

Der schwarze, glatte, gehenkelte Bauchtopf Taf. XV, Fig. 14, sowie die Kappe Taf. XV, Fig. 26, fast identisch mit obiger Fig. 8, sind in der Steinkiste No. 10 zusammen mit dem prächtigen Stiefelpokal Taf. XVI, Fig. 2—5 gefunden, womit wir zu dieser Tafel übergehen.

Taf. XVI, Fig. 1 zeigt den Hohlraum der zertrümmerten und teilweise entleerten Steinkiste No. 10 (s. Tabelle I), in deren mit Schwemmsand ausgefülltem Inneren im Januar 1906 vom Verfasser dieses in Gegenwart einer zahlreichen hochansehnlichen Versammlung von Staßfurter Herren und Damen, denen die Eröffnung des tags vorher angehauenen, tief verschneiten Grabes mitgeteilt war, zusammen mit dem auf Taf. XV, Fig. 14 abgebildeten Bauchtopf und Taf. XV, Fig. 16 verzeichneten Kappe der prächtige Stiefelpokal gefunden wurde.

In Fig. 1, die sofort an Ort und Stelle seitens des von Herrn Generaldirektor Gräßner vom Kalisyndikat in höchst dankenswerter Weise dazu beorderten Photographen aufgenommen wurde, ist das linke Gefäß der Stiefelpokal, das rechtsstehende der Bauchtopf; die Kappe fand sich erst später nach der Aufnahme. Die drei Gefäße waren, wie der ganze Hohlraum der Steinkisfe, mit feinem gelblichweißen Schwemmsand gefüllt und, wie ihre ganze Umgebung, ohne jede Beigabe.

Die Fig. 2—4 zeigen den Pokal von vorn, von hinten und von der Seite in ungefähr halber Größe (die genauen Hauptmaße sind wie durchgängig in den Anhängern zu den Tafeln angegeben).

Fig. 5 zeigt, wegen Raummangels stärker verkleinert, die Ansicht der einbälligen (linken) Sohle mit zwei durchlaufenden Riemchen, die einen modernen Steg vorstellen können.

Der Pokal ist vollständig intakt, aus grauschwarzem, gut gebranntem Ton, und hohl bis in die Fußspitze bei dünner gleichförmiger Wandstärke. Die feine Rillenverzierung der Vase deutet auf Zugehörigkeit zur Lausitzer Keramik.[1])

Der Sockel ist einem menschlichen Fuß in einer Art Bundschuh, der geschlitzt und geschnürt ist, nachgebildet und erinnert schon an einzelne Formen römischer Schuhe von der Saalburg und an die modernen südslawischen Opanken.

Zu bemerken ist auch das starke Hervortreten der Knöchel, das schnallenartige Oval auf der Leiste, von wo zwei Riemchen stegartig herunter- und in der Sohlenkehle durchlaufen.

Sodann geht ein Riemchen von der Leiste über den Knöcheln nach hinten und von da ab ein solches rechtwinklig nach der Ferse, wo es in einer kleinen Verschnürung endet.

Die rechte Hälfte von Taf. XVI zeigt zur Vergleichung herangezogene prähistorische Tongefäße von anthropomorphen Formen resp. Füßen:

Zunächst zeigt Fig. 6a und b rechte und linke Profilansicht eines nur soweit erhaltenen bekleideten menschlichen Fußes aus Giebichenstein bei Halle a. S., welcher im hiesigen Provinzial-Museum aufbewahrt wird.[2]) Leider fehlt nicht nur die Fußspitze, sondern vor allem der obere Teil, der nach der noch sichtbaren Erweiterung nach oben zu schließen ebenfalls wohl ein rundes Gefäß war.

Fig. 9a und b gibt die Vorder- und Seitenansicht eines kleinen aus gelbgrauem rauhen Ton roh geformten Pokälchens, welches auf zwei plumpen, dicht aneinander gedrängten Menschenfüßen steht; diese stecken gleichfalls in einer Art Sandale oder Opanke, den kaum angedeuteten seichten Rillen nach zu schließen, welche offenbar Riemchen andeuten sollen.

Das Stück ist im Jahre 1818 am Gottesackerhügel bei Connewitz (Leipzig) gefunden und im Museum der „Deutschen Gesellschaft" in Leipzig, Grimmaische Straße 32, III, ausgestellt.

Der zweite Bericht an die Mitglieder „des sächsischen Vereins für Erforschung und Bewahrung vaterländischer Altertümer zu Leipzig" von 1826 sagt u. a. darüber, daß es in einer seiner Größe angemessenen Urne gestanden habe (von welcher weder das Original, noch eine

---

[1]) Siehe auch Jahresschrift IV: Dr. Höfer, Der Pohlsberg bei Lattdorf, S. 76 Anm. 1.

[2]) Siehe Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum zu Halle a. S., I. Heft, Seite 53.

Abbildung oder Beschreibung mehr existiert) und daß von den gleichzeitig damit gefundenen Urnen einige Knochen enthalten hätten.

„Von metallenen Überresten in der Nähe zeigte sich wenig, eine kleine Sichel, von Draht gedrehte Ringel, ein spiralförmig gewundene Zierat, einzelne Stücken starken Drahtes, alles aus Kupfer (?, wahrscheinlich kupferreicher Bronze) gearbeitet."

Die Urne wurde für slawisch gehalten; sie scheint aber den allerdings wenig deutlich beschriebenen Beigaben nach zu schließen viel älter zu sein und der Hallstattzeit anzugehören.

Fig. 10a kommt unserem Pokal Fig. 2—5 am nächsten.

Ich verdanke die Zeichnung nach dem Original in dem tschechischen Museum zu Olmütz der Güte des Herrn Prof. A. Rzehak daselbst.

Nach dessen Mitteilungen stammt das nur 9,8 cm hohe Gefäß aus einem Tumulus mit Urnen vom Lausitzer Typus bei Kosteletz nächst Holleschau in Mähren. Der Fuß ist (siehe Fig. 10b) wiederum deutlich als beschuht dargestellt: die zwölf eingeritzten Furchen sind als die Falten des Lederschuhes (Opanke) oder auch als geschnittene Lederstreifen einer Sandale zu deuten.

Fig. 7 ist die Abbildung einer eleganten tönernen Schale mit aus dem Gefäßboden hervorragenden menschlichen Füßen, welche dem Urnenfriedhof von Eisgrub in Mähren entstammt und nach Herrn Prof. Rzehak[1]) der späteren Bronzeperiode angehört. Man beachte auch hier die starke Andeutung der Knöchel und die einballigen Sohlen Fig. 7b.

„Die Zehen sind allerdings nicht angedeutet und wir haben uns daher die Füße in einer strumpfartigen Hülle zu denken, da die Zehen nackter Füße auf gleichaltrigen und auch noch viel älteren Bildwerken gewöhnlich durch eingeritzte Striche angedeutet zu sein pflegen. Die Sohlenlänge beträgt 3,7 cm und da das Gefäß nicht groß und infolge der dünnen Wände auch nicht schwer ist, so steht es auf beiden Füßen ziemlich stabil.

Die Füße scheinen für sich geformt und dann erst in zwei entsprechende Löcher des Bodens eingesetzt worden zu sein; die Verbindung wurde durch sorgfältiges Verstreichen des ohne Zweifel sehr bildsamen Tones in einer höchst vollkommenen Weise bewirkt."

Fig. 8 zeigt einen Becher von gelblichem Ton in Stiefelform aus den Brandgräbern zu Jíkev in Mittelböhmen, östlich von Prag, mit

---

[1]) Prähistorische Funde aus Eisgrub und Umgebung von Prof. A. Rzehak, Brünn 1905 bei Rohrer.

Gefäßen des Platenitzer[1]) Typus gefunden und in der archäologischen Sammlung des Kgl. Böhmischen Landesmuseums zu Prag aufbewahrt.

Nach den gütigen Mitteilungen des Herrn Prof. Dr. Matiegka-Prag, sowie des Herrn Prof. Dr. J. L. Píc daselbst,[2]) bringt letzterer auf p. 63 die Fig. 36, „Becher in Stiefelform aus den Brandgräbern in Jíkev", nach der deutschen Übersetzung:

„Eigentümlich ist ein Becher in Stiefelform, welcher augenscheinlich eine Nachbildung klassischer, häufig in ähnlicher Form, aber ohne Verzierungen, aus Glas oder Ton hergestellter Rhitonen ist; nur einmal sah ich im British Museum einen Rhiton aus Griechenland mit einer oberen Verzierung in Form eines Schnürbandes mit Knöpfchen. Der Becher von Jíkev stellt jedoch sicherlich, obwohl er eine Nachbildung südlicher Formen ist, die damals bei uns übliche Beschuhung dar, nämlich einen Halbschuh ohne Sohlen, nach Art der Sandalen mit Schnürung an der oberen Seite und vielleicht auch mit einem verzierten Bande auf dem Spann; es ist dies, soweit mir bekannt, bei uns ein seltenes Unikat."

Fig. 11 stellt ein Gefäß mit menschenfußartigem Gestell aus dem Gräberfeld in Statzendorf (Niederösterreich) dar; dasselbe gehört nach Dr. Hoernes, dem ich für seine diesbezüglichen Mitteilungen noch besonderen Dank ausspreche, der althallstättischen Stufe an. Das Original war uns nicht zugänglich; nach Prof. A. Rzehak erkennt man immerhin, daß weder die Knöchel noch die Zehen der Füße dargestellt sind und daß auch jede Andeutung einer Fußbekleidung fehlt.

Es wurde neben einer Bauchurne und eingeschlossenen Henkelschalen in der Nähe von bronzenen und eisernen Lanzenspitzen und Messer als Beigefäß im Brandgrab C No. 13 gefunden und befindet sich im naturhistorischen Hofmuseum in Wien; die Zeichnung verdanke ich Herrn stud. phil. J. Bayer im Stift Herzogenburg. Siehe auch dessen Schrift: Jos. Bayer, Das prähistorische Gräberfeld in Statzendorf, im Jahrbuch der K. K. Zentralkommission, Wien 1904, Neue Folge II, 1, S. 66f.

Rechnet man nun noch die von Prof. A. Rzehak in seiner Abhandlung über „Prähistorische Gefäße mit Nachbildungen von Menschenfüßen", Sep.-Abdruck aus dem Jahrbuch der K. K. Zentralkommission

[1]) Über den Platenitzer Typus vgl. Zentralblatt für Anthropol. IX, 1904, p. 319.

[2]) S. dessen (in Tschechisch verfaßte) Schrift: Altertümer Böhmens I, II, Böhmen auf der Schwelle der Geschichte. Bd. 3. Brandgräber in Böhmen und Ankunft der Czechoslawen. Prag 1905.

für Kunst- und historische Denkmale, Band I, 1904, S. 6 unter 3 u. 4 erwähnten Becher aus Brieskow, Kreis Lebus, mit einem Menschenfuß und das Henkelgefäß aus Biesdrowo, Kreis Samter, auf einem Menschenfuß stehend, deren Bilder und Beschreibung uns nicht zugänglich waren, hinzu, so erweitert sich allmählich der Kreis anthropomorpher, ungefähr gleichaltriger Gefäße aus der jüngeren Bronzezeit, die ja neben theromorphen in der Kulturperiode der entwickelteren Eisenzeit eine so große Rolle spielen sollten; s. Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, Wien 1898.

Wir freuen uns, in unserem 1906 gefundenen Stiefelpokal ein weiteres hervorragendes Glied dieser Kette anfügen zu können.

Literatur.

Mitteilungen aus dem Provinzial-Museum zu Halle, Halle a. S. bei Otto Hendel 1894 und 1900.

Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder, Halle a. S. bei Hendel 1902—1906.

M. Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, Wien bei Holzhausen 1898.

Rzehak, Prähistorische Funde aus Eisgrub und Umgebung, Brünn bei Rohrer 1905.

Dr. J. L. Píc, Starozitnosti II, 4, Žarové hroby v. Čechách.

Prof. A. Rzehak, Prähistorische Gefäße mit Nachbildung von Menschenfüßen aus dem Jahrbuch der K. K. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale, Band II, 1.

2. Bericht an die Mitglieder des Sächs. Vereins für Erforschung etc. vaterländ. Altertümer, Leipzig 1826.

Archiv für Anthropologie III, 4, Braunschweig bei Vieweg 1905: Dr. Moritz Hoernes, Die Hallstattperiode.

Reuß.

Einen Übergang zu den Gefäßen in Form eines bloßen Stiefels nach Figur 8, Taf. XVI bildet nebenstehende zierliche Fußurne in $^1/_3$ natürl. Größe von Katóhalom, Kom. Szabolcs (Fig. c), entnommen aus A. Jósa, Über die ur- und frühgeschichtlichen Funde des Komitats Szabolcz.



Fig. c.

Die Fundumstände sind leider so wenig bekannt wie bei den zwei vorstehenden Gefäßen; die Verzierung der Urne spricht aber doch für die Gleichaltrigkeit mit den übrigen derartigen Funden, d. h. die jüngere Bronzezeit. Freilich ist die Fußbekleidung mehr strumpfartig und quer zum Fuß gegliedert, während sie bei den Figuren der Tafel XVI offenbar aus Lederstreifen besteht, die längs des Fußes nach den Zehen auslaufen.

Als Parallelfunde zu den Gefäßen aus bloßen Füßen (ohne Gefäß darüber) sind nach Kossinna aus der Literatur noch zu erwähnen:

1. Gefäßchen in Form eines Stiefels aus Peltschütz (Kr. Breslau), s. Schles. Vorzeit V, 16 (Museum Breslau);
2. dito aus Templin (Kr. Templin, Uckermark), Märk. Provinzial-Museum Berlin;
3. dito aus Pilin (Komitat Neograd), s. Hampel, Altertümer der Bronzezeit in Ungarn LXX, 13;
4. dito aus einem Tumulus bei Philippopel, s. Hörnes, Urgesch. der Kunst 521, Anm. 2;
5. dito aus Este (Morlengo in Italien), s. Montelius, Civilisation en Italie, I. Bd, Taf. 52, Fig. 6. 8. 11.

Reuß.

Nachtrag zu S. 110, Stiefelpokal betr.

Durch die Güte des Herrn Universitäts-Professors Dr. G. Kossinna-Gr.-Lichterfelde sind wir noch in Stand gesetzt, eine allerdings mangelhafte Abbildung des wohl gleichaltrigen Bechers mit einem Menschenfuß aus Brieskow (Kreis Lebus) beizufügen (Fig. a), welche bei Bekmann, Historische Beschreibung der Mark Brandenburg, 1758, Taf. V, 1, sich findet und S. 393 leider nur kurz beschrieben ist, wie folgt:



Fig. a.

„Unterm andern hat sich auch einmal bei dem Neuen Graben jenseits Wrietzig (nach Kossinna jedenfalls Brieskow) eine ahrt eines kleinen Polnischen Stiefels gefunden, welches gleichfalls noch bei der Bibliothek (Univ.-Bibliothek zu Frankfurt a. O.) bewahrt wird."

Eine Nachfrage nach dem Verbleib des interessanten Stückes bei der Kgl. Univ.-Bibliothek in Breslau, welche nach Aufhebung der Frankfurter Universität deren Bibliothek übernommen hat, hatte leider einen negativen Erfolg, so daß man auf Bekmanns mangelhafte und jedenfalls unperspektivische Zeichnung (s. die aufwärts gedrehte Sohle) ohne Maßstab beschränkt ist. Immerhin erkennt man die totale Verschiedenheit des Stiefels von den vorhandenen.



Fig. b.

Ferner bringen wir nebenstehend die Abbildung des Henkelgefässes mit Menschenfuß aus Biesdrowo, Kreis Samter, nach einer Handskizze des Herrn Professors Kossinna aus der Sammlung des Grafen Wesierski-Kwilecki auf Wroblewo bei Wronke, gleichfalls der jüngeren Bronzezeit angehörig. (Fig. b.) Unsere Bitte an den Grafen um Mitteilung einer Skizze oder Photographie blieb unbeantwortet, so daß wir nicht einmal die Hauptmaße angeben können.

Inhalt.

	Seite
Auszug aus dem Geschäftsbericht des Provinzial-Museums in Halle a. S. 1905/6 (Nachtrag zu Band V) vom stellvertretenden Museumsdirektor K. Reuß	III
Auszug aus dem Geschäftsbericht des Provinzial-Museums 1906/7 vom Museumsdirektor K. Reuß	IV
Verzeichnis der im Tauschverkehr oder durch regelmäßige Geschenke 1906/7 eingegangenen periodischen Schriften	V
Beim Buchhändler resp. durch Postbestellung erworbene periodische Zeitschriften 1906/7	VII
Verzeichnis der wichtigsten der Handbibliothek des Provinzial-Museums 1906/7 zugegangenen Bücher . .	VII
Das Fürstengrab im großen Galgenhügel am Paulsschachte bei Helmsdorf (im Mansfelder Seekreise) von Prof. Dr. Hermann Größler in Eisleben	1
Fundberichte über neue Ausgrabungen seitens des Prov.-Museums zu Halle a. S. vom Museumsdirektor Reuß:	
Steingrabfunde Bebitz bei Beesenlaublingen (Saalkreis) . . .	88
Neolithische Herdstellen bei Walternienburg (Kr. Jerichow I) .	89
Staßfurter Gräberfunde. I. Berlepschschacht	93
II. Auf dem Galgenberge	94

Halle a. S.
Druck von Otto Hendel.

Tafel II.

Grössler: Das Fürstengrab bei Helmsdorf.

H = Höhe, D = grösster Durchmesser in cm.

1. Bauchiges Tongefäss, H 14 cm, D 14,8 cm
2. Massiver Bronzering
3. Zeichnerische Ergänzung eines Henkeltopfes H 25 cm, D 36 cm.

4 a) Fussschalenrest

4 b) Zeichnerische Ergänzung H 17 cm D 31 cm

5. Slawischer Scherben

(1.–5.) aus dem Scheitel des Hügels.

6. Tonkeil aus einer Sparrenfuge des Grabdaches.
7. Steinhammer aus Diorit.
8. Flachbeil
9. Dolch (?)
10. Dolch

(8.–10.) aus Bronze.

11. Schnurverzierter Henkeltopf aus der Aschenschicht des Hügels. H 14 cm, D 13 cm.
12. Kantig geschliffener Steinhammer aus Hornblendeschiefer.
13. Längsschnitt durch die Schmalseiten des Steinhauses des neolith. Grabhügels im Hagen bei Allstedt.
14. Teil desselben in grösserem Massstabe.

(13.–14.) aus Vorgesch. Altertümer der Provinz Sachsen I. Tafel I. Halle 1883.

15. Nachbildung der Totenlade ~~(1 : 25)~~ aus Eichenholz. Wirkliche Länge : 2,05 m.

Tafel VI.

Grössler: Das Fürstengrab bei Helmsdorf.

Der Goldfund 1:1.

1. Massiver Armring.
2. Säbelnadel mit gerolltem Kopf und Kreuzbalken.
3. Säbelnadel mit Oese.

4.–5. Hängespiralen oder Gewandringe.

6. Spiralröllchen.

7—14. Vergleichs-Stücke.
a. d. Zeitschrift für Ethnologie, 36. Jahrgang 1904.

Hängespiralen:

7.–8. von Karlsburg (Siebenbürgen) } Ungarische Typen.
9. von Klausenburg (Siebenbürgen) } Ungarische Typen.

10.–11. vom Kaukasus. Kaukasischer Typus.

12. von Troja. Trojanischer Typus.

13.–14. von Mykene. Mykenischer Typus.

15a) Seitenansicht } eines Schädels aus dem Scheitel des Hügels.
15b) Stirnseite } eines Schädels aus dem Scheitel des Hügels.

16. Grabgefäss, Höhe 42 cm, Durchmesser 55 cm.

17a) Schädel, Seitenansicht } eines Schnurkeramikers aus der Aschenunterlage.
17b) Schädel von hinten } eines Schnurkeramikers aus der Aschenunterlage.

Tafel IX.

Grössler: Das Fürstengrab bei Helmsdorf.

1. Schnurverziertes Töpfchen aus der Steinkiste B. (S. 72).

2 a und b) Gefäss } aus dem Steingrabe C. (S. 74).
3. Tasse

4. Amphora } aus einem Kesselgrabe im neuen Fördermaschinen-
5. Becher hause auf dem Paulsschachte. (S. 86 und 87).

6. Lageplan des Fürsten-Grabhügels. (S. 70).

7 A—D) Nebenbestattungen im Fürsten-Grabhügel.

Tafel X.

Reuss: Steingrabfunde bei Bebitz.

H = Höhe, D = grösster Durchmesser in cm.

1. Steinkiste 100 cm lang, 50 cm breit, 55 cm hoch.
2a) Vasenkopfnadel aus Bronze 12,5 cm lang.
2b) 2 offene Ringe aus Bronzedraht D 3,5 u. 4 cm.
2c) 2 Bronzebleche zusammen 7 cm lang, 1,8 cm breit 1 mm stark.
3a) Terrine, geblakter Ton, H 23,5 cm, D 28 cm.
3b) Schaale (Deckel zu 3 b) D 27,5 cm, H 8 cm.
4a) Topf, geblakter Ton, H 14,5 cm, D 15,5 cm.
4b) Schüssel (Deckel zu 4 a) H 8 cm, D 22,5 cm.
5. Kumme geblakt, H 13,5 cm, D 14,5 cm.
6. Kumme geblakt, H 9 cm, D 11 cm.
7. Kumme geblakt, H 10 cm, D 10 cm.
8. Beigabegefäss, lehmfarbig, roh H 11 cm, D 10 cm.
9. Topf, geblakt H 10 cm, D 15,5 cm.

Tafel XI.

Reuss: Herdstellen bei Walternienburg I.

H = Höhe, D = grösster Durchmesser in cm.

1. Tasse, grauer Ton H 10,5 cm, D 12,3 cm.
2. Tasse, grauer Ton H 17 cm, D 22 cm.
3. Tasse, grauer Ton H 10,5 cm, D 13 cm.
4. Tasse, grauer Ton H 15 cm, D 20 cm.
5. 18 dekorierte Scherben.
6. Tasse, graugelber Ton H 9 cm, D 11 cm.
7. Amphore, graugelber Ton, mit 8 Schnurhenkeln H 20 cm, D 19,5 cm.
8. Tasse, graugelber Ton, H 13 cm, D 18 cm.
9. Becher, graugelber Ton, H 6,5 cm, D 8 cm.
10. Amphore, graugelber Ton, mit 8 Schnurhenkeln H 18 cm, D 22 cm.
11. Tasse, rotgelber Ton, H 7,5 cm, D 9 cm.
12. Tasse, rotgelber Ton, H 5,5 cm D 8 cm.
13. Tasse, graugelber Ton, H 8,5 cm, D 9 cm.
14. Kumme, graugelber Ton, H 11 cm, D 14,5 cm.
15. Tasse, graugelber Ton, H 13 cm, D 18 cm.

Tafel XII.

Reuss: Herdstellen bei Walternienburg II.

H = Höhe, D = grösster Durchmesser in cm.

16. Henkeltasse, grauer Ton H 10 cm, D 11 cm.
17. Becher, graugelber Ton H 8 cm, D 12,5 cm.
18. Schüssel, graugelber Ton mit zwei Nocken, H 6 cm, D 17 cm.
19. Schüssel, graugelber Ton mit einer Schnuröse, H 4,5 cm, D 14,5 cm.
20. Schüssel, braungelber Ton mit zwei Schnurösen, H 5,5 cm, D 18 cm.
21. Tiefes Schüsselchen, rötlich grauer Ton, H 4,5 cm D 11 cm.
22. Schüssel, braungelber Ton, H 7 cm, D 28 cm.
23. Schüssel, braungelber Ton, H 8,5 cm, D 29,5 cm.
24. Tässchen, schwarzbrauner Ton, H 6,5 cm, D 7,5 cm. (No. 24 aus Alsleben zur Vergleichung).
25. Steinbeil aus Kieselschiefer, grösste Länge 9,5 cm, grösste Breite 4,5 cm.

26 a—c) 3 Steinbeile aus quarzitischem Hornblendeschiefer

	a	b	c
gr. Länge	9	7	6,5 cm.
gr. Breite	5,5	5	3,5 cm.

27. 1 Bronzefibel Länge 6 cm.

28—31. Feuersteinartefacte.

Tafel XIII.

Reuss: Herdstellen bei Walternienburg III.

H = Höhe, D = grösster Durchmesser in cm.

32. Henkeltasse, graugelber Ton, dekoriert, H 26 cm, D 32 cm.
33. Amphore, graugelber Ton, reich dekoriert, H 16,5 cm, D 20,5 cm mit 8 Schnurhenkeln.
34. Henkelnapf, graugelber Ton, dekoriert H 12,5 cm, D 14,5 cm.
35. Henkelnapf, graugelber Ton, dekoriert, H 13,5 cm, D 16 cm.
36. Henkeltasse, graugelber Ton, glatt, H 11 cm, D 14 cm.
37. Henkeltasse, graugelber Ton, dekoriert, H 8,5 cm, D 11 cm.
38. Henkelnapf, graugelber Ton, mit seichten Kehlstreifen H 8,5 cm, D 9,3 cm.
39. Dekorierte Scherben, graugelber Ton, derselbe Typus.
40. **Innen** dekoriertes Randstück.
41. 1 Spinnwirtel, 1 Toncylinderchen, 1 Steinbeil und 5 Feuersteinartefacte.
42. Lageplan: Fundort durch * bezeichnet.

Tafel XIV.

Reuss: Stassfurter Gräberfunde I (Berlepschschacht).

H = Höhe, D = grösster Durchmesser in cm.

1. Schüssel, schwarzer, glatter Ton, Deckel zu
2. Vase, schwarzer glatter Ton, H 20 cm, D 24 cm.
3. Schüssel, gelbbrauner Ton, H 11 cm, D 22 cm
   vielleicht Deckel von.
4. Vase, ursprünglich glatt, abgewittert, H 21,5 cm, D 22,5 cm.
5. Bauchtopf, rauher, grauer Ton, H 24,5 cm, D 23 cm.
6. Tasse, glatt, schwarz, H 14 cm, D 14,5 cm.
7. Kugeltopf, glatt, grauschwarz, H 24,5 cm, D 27 cm.
8. Kappe, glatt, schwarz, H 6 cm, D 12,5 cm.
9. Bauchtopf, defekt.
10. Tasse, glatt H 9 cm, D 9,5 cm.
11. Beigabegefäss, Napf, roher Ton, H 6 cm, D 9,5 cm.
12. Steinkistengrab.

13a) Reste einer Eisennadel.

13b) Glasperle mit bronz. Ohrring zusammengeschmolzen.

13c—d) Bronzeohrringe mit blauer Glasperle.

13e) Reste eines bronzenen Schmuckstücks.

13 f—g) Rest eines bronzenen Armrings.

14. Rauher Bauchtopf, grauroter Ton, H 18 cm, D 18 cm.

Lageplan 1 : 40 000.

Tafel XV.

Reuss: Stassfurter Gräberfunde
Galgenberg (Engländerfabrik) I.

H = Höhe, D = grösster Durchmesser in cm.

1. u. 2. Ansichten einer Steinkiste.
3a) Doppelkonische Urne, grauer Ton, glatt H 22 cm, D 25 cm.
3b) Deckel dazu, grauer Ton, glatt, defekt, D 24 cm.
4a) Vase, grauer Ton, glatt, H 20,5 cm, D 20 cm.
4b) Deckel dazu, grauer Ton, glatt, defekt, D 15 cm.
5. Terrine, dekoriert, grauer Ton, ergänzt, H 25,5 cm, D 30 cm.
6. Tasse, glatt, grauer Ton, H 14 cm, D 18,5 cm.
7. Flache Schüssel, glatt, schwarzer Ton, H 9 cm, D 21 cm.
8. Kappe, glatt, sehr stark im Ton, H 9 cm, D 17,5 cm.
9. Dekorierter Fuss einer Vase, schwarzer Ton, glatt, Fussdurchmesser 6 cm.
10. Steinkern von Cyprina rotundata, Leitmuschel des Oberoligocän, grösste Länge 6,5 cm.
11a—d) Bronzeteile, a—c) Ringe von 1,5 cm D, d) 2,6 cm lang.
12. 1 Stück Eisen, total verrostet 13 cm lang, 0,5 cm stark.
13a—c) Feuersteinartefacte.
14. Bauchtopf, schwarz, glatt, H 15 cm, D 15 cm.
15. 3 slavische Scherben.
16. Kappe glatt, stark im Ton, H 5 cm, D 18 cm.
17a—b) Seesterne.
17c) Seesternglied.

Tafel XVI.

Reuss: Stassfurter Gräberfunde II.
Galgenberg (Engländerfabrik) II.

Fig. 1. Geöffnete Steinkiste No. 10 mit dem Stiefelpokal, Fig. 2—5 Tafel XVI und dem Bauchtopf Fig. 14 Tafel XV. Die gleichfalls darin befindliche Kappe Fig. 16 Tafel XV war noch nicht aufgedeckt.

Fig. 2—5. Ansichten eines tönernen Stiefelpokals von vorn, hinten, seitlich und der Sohle. Höhe 132 mm, grösster Durchmesser der Schale 108 mm, Durchmesser des oberen Randes 86 mm, Länge der Sohle 120 mm.

Fig. 6 a—b) Menschlicher bekleideter Fuss (Bruchstück) aus Ton, als Urnenuntersatz (?) Grösste Länge des Bruchstückes 7 cm.

Fig. 7 a—b Eisgruber tönerne Schale, Durchmesser der Oeffnung 11,5 cm, Höhe vom Fuss bis Rand 8 cm, Länge der Sohlen 3,7 cm.

Fig. 8. Tönerner Stiefelbecher aus Jíkev in Mittelböhmen. Länge der Sohle in der Horizontalprojection 15,8 cm, Höhe 14 cm.

Fig. 9 a—b) Tönernes Connewitzer Pokälchen, Höhe 8 cm.

Fig. 10 a—b) Tönerner Pokal mit Menschenfuss aus Costeletz in Mähren, Höhe 9,8 cm.

Fig. 11. Tongefäss mit menschenfussartigem Gestell aus Statzendorf (Niederösterreich).

Tafel XVII.

Reuss: Stassfurter Gräberfunde II.
Galgenberg (Engländerfabrik) III.

1. Zwei Skelette, wovon das vollständige No. 39 I, 1,50 Mtr. lang, in 1,10 Mtr. Tiefe.
2. Lagenansicht derselben im Terrain.
3. Seitenansicht des zugehörigen hyperbrachycephalen Schädels No. 39 I mit Längenbreitenindex 89.
4. Vorderansicht desselben Schädels

Jahresschrift

für die

VORGESCHICHTE

der

sächsisch-thüringischen Länder.

Herausgegeben

von dem

Provinzial-Museum der Provinz Sachsen in Halle a. d. S.

7. Band.

Mit 18 Tafeln und 47 Textbildern.

HALLE,

Druck und Verlag von Otto Hendel.

1908.

Für den Inhalt der Abhandlungen sind die Autoren allein verantwortlich.

Sendung druckfertiger Manuskripte und direkt reproduktionsfähiger Bilder an das Provinzial-Museum zu Halle a. S., Domstraße 5, erbeten.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Auszug aus dem Geschäftsbericht des Provinzial-Museums 1907/08 . . V

Verzeichnis der im Tauschverkehr oder durch regelmäßige Geschenke 1907/08 eingegangenen periodischen Schriften VII

Beim Buchhändler resp. durch Postbestellung erworbene periodische Zeitschriften 1907/08 IX

Verzeichnis der wichtigsten der Handbücherei des Provinzial-Museums 1907/08 zugegangenen Bücher IX

Reuß in Halle a. S.:
Fundberichte aus dem Provinzial-Museum zu Halle a. S. . . . 1
(Taf. I—VI)

Lehrer Th. Voges in Wolfenbüttel:
Das Gräberfeld von Nienhagen 17
Die Grabkammer von Osterode am Fallstein 25
(Taf. VII—VIII)

Dr. Kupka in Stendal:
Die Bronzezeit in der Altmark 29
(Taf. IX—X)

Dr. Eichorn in Jena:
Die Ausgrabung des Nienstedter Grabhügels etc. 85
(Taf. XI—XIV)

Prof. Dr. Größler in Eisleben:
Vorgeschichtliche Funde aus der jüngeren Steinzeit etc. . . . 95
(Taf. XV—XVIII)

Druckfehlerberichtigung.

In der Tabelle auf Seite 24 ist unter „Mündung“ bei Tafel VIII, Fig. 4 zu lesen: **200** statt 20 mm, unter „Boden“ bei Tafel VII, Fig. 12 **100** statt 10 mm und unter „Gr. Durchm.“ bei Tafel VII, Fig. 8 **52** statt 5,2 mm.

Auszug aus dem Geschäftsberichte des Provinzial-Museums 1907/08.

Der Besuch des Museums war trotz seiner ungünstigen Lage und Aufstellung, die einen Neubau immer notwendiger macht, auch dieses Jahr ein reger. Außer Tausenden von Besuchern aller Berufsstände haben insbesondere auch höchste Landes- und Provinzialbehörden, Spitzen der Universität und Koryphäen der Wissenschaft dasselbe durch eingehende und wiederholte Besuche beehrt und vielfach in Kommissionen und Ausschußsitzungen in seinem Interesse gewirkt.

Die Erhöhung des Museumsetats seitens der Provinz um weitere M. 4000 darf wohl dieser wohlwollenden Fürsorge zugeschrieben werden.

Der schriftliche Verkehr mit Behörden, Museen, Kollegen und Privaten hat sich abermals erhöht und betrugen die Eingänge 839, die Ausgänge 734 Nummern.

In Tauschverkehr steht das Museum z. Z. mit 27 gleichgerichteten Museen und Vereinen. Zeitschriften gehen dem Museum 14 zu.

Die Sammlungen haben sich besonders in allen Perioden der Prähistorie vermehrt, aber auch das Mittelalter ist durch zahlreiche und z. T. sehr wertvolle Neuerwerbungen an profanen und kirchlichen Altertümern, Waffen, Geräten, Münzen und Medaillen, Bildern und Karten vertreten.

Die Münz- und Medaillensammlung, die u. a. besonders auch an Brakteaten und römischen Münzen erhebliche Schätze enthält, ist neu inventarisiert; ebenso ist für die Bücherei, deren Zuwachs im Verwaltungsjahr nachfolgend einzeln aufgeführt ist, ein Zettelkatalog aufgestellt worden.

Größere Ausgrabungen sind 6 unternommen, Besichtigungen und Erkundigungsreisen 20.

Innerhalb des Geschäftsjahres sind 2 Jahresschriften der Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder erschienen Bd. V u. VI:

Ersterer Bd. V 1906, ausschl. von Herrn Prof. Dr. Höfer-Wernigerode verfaßt, behandelt den Leubinger Grabhügel und parallele Funde, letzterer Bd. VI 1907, in demselben Umfange das Fürstengrab bei Helmsdorf von Herrn Prof. Dr. Grössler-Eisleben und enthält weiter von dem Museumsdirektor außer den Museumsberichten etc. die Fundberichte seiner Ausgrabungen in Bebitz, Walternienburg und Staßfurt.

Auch im verflossenen Geschäftsjahr 1907/08 hatte sich das Museum wertvoller Zuwendungen seitens zahlreicher Gönner zu erfreuen, denen hiermit öffentlich nochmals verbindlichster Dank ausgesprochen sein soll. Durch ihre zum Teil freien Geschenke, sowie Gaben unter Vorbehalt des Eigentumsrechts ist die amtliche Sammeltätigkeit des Museumsdirektors und Provinzialkonservators auf das erfreulichste ergänzt worden, so daß neben den alten, reichen Beständen von ca. 25 000 Stücken besonders auch die Neuerwerbungen aus vorgeschichtlichen und geschichtlichen Zeiten beim großen gebildeten Publikum sowohl als bei Gelehrten des In- und Auslandes für das Museum lebhaftes Interesse erweckt und zur Besichtigung und zum Studium angeregt haben.

Mögen auch ferner Behörden, Vereine und sonstige freigebige und hochgesinnte Gönner uns in unserer patriotischen Aufgabe unterstützen, damit das Provizial-Museum immer vollkommener zur Erfüllung seiner schönen Aufgabe gelange.

Gleichzeitig sei die angelegentliche Bitte an alle Freunde der Heimatkunde wiederholt ausgesprochen, der Provinzial-Museums-Direktion doch von neu aufgedeckten vorgeschichtlichen Anlagen, Siedelungen, Gräbern und Grabfunden etc. möglichst sofort Kunde zu geben, so daß eine sachgemäße Aufnahme stattfinden kann und die Funde nicht anderweitig zerstreut werden. Ebenso wird um gütige Mitteilung gebeten, falls durch Neu- oder Umbauten mittelalterliche profane oder kirchliche Gegenstände von anscheinendem Kunst- oder Altertumswert aufgefunden oder an Ort und Stelle entbehrlich werden, damit sie unter Umständen nicht Händlern und

hierdurch häufig Ausländern in die Hände fallen, sondern der Heimat würdig und dauernd erhalten werden.

In allen Fällen ist die Museumsverwaltung erbötig, die Funde und Gegenstände besichtigen und — wenn erhaltungswert — bergen zu lassen. Für die erwachsenden Arbeitslöhne kommt das Museum aus seinen Fonds gerne auf und zahlt auf Wunsch entsprechenden Finderlohn resp. Kaufpreis.

Das Provinzial-Museum, Domstraße 5, in der alten Residenz, ist Sonntags, Dienstags und Donnerstags von 11—1 Uhr unentgeltlich, Montags, Freitags und Sonnabends zu denselben Stunden gegen ein Eintrittsgeld von 50 Pfg., außer dieser Zeit während der täglichen Bureauzeit im Winterhalbjahr bis zum Einbruch der Dunkelheit, im Sommerhalbjahr bis abends 6 Uhr gegen ein Eintrittsgeld von 1 Mark. geöffnet. Reuß.

Halle a. S., Domstr. 5, den 1. Juni 1908.

Verzeichnis der im Tauschverkehr oder durch regelmäßige Geschenke 1907/08 eingegangenen periodischen Schriften.

Nr. *T* = Tausch, *G* = Geschenk.

811 Niederlausitzer Mitteilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie etc. Guben bei König. *T*

829 Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins. Neue Folge. Gießen bei Töpelmann. *T*

843 Mansfelder Blätter des Vereins für Geschichte etc. der Grafschaft Mansfeld. Eisleben, Selbstverlag der Vereins. *T*

848 Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterl. Geschichte zu Salzwedel. Magdeburg bei Baensch. *T*

851 Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. Erfurt bei Günther. *T*

898 Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig. Danzig und Leipzig bei Engelmann. *T*

909 Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte etc. Quedlinburg bei Huch. *T*

913 Schlesischer Altertumsverein in Breslau, Schlesiens Vorzeit. Breslau bei Trewendt. *T*

940 Jahrbuch der Denkmalspflege in der Provinz Sachsen. Magdeburg bei Baensch. *G*

Nr.
965 Veröffentlichungen des Altertumsvereins zu Torgau. Torgau bei Jakobs. *T*
1007 Museumsverein zu Stendal, Beiträge zur Geschichte etc. der Altmark. Stendal bei Fuhrmann. *T*
1020 Fundberichte aus Schwaben. Stuttgart bei Schweizerbarth. *T*
1021 Schriften der Physikal.-ökonom. Gesellschaft zu Königsberg i. Pr. Königsberg bei Koch. *T*
1029 Altertumsverein für Mühlhausen i. Th., Mühlhäuser Geschichtsblätter. Mühlhausen i. Th. bei Albrecht. *T*
1030 Brandenburgia, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatskunde etc. Berlin bei Stankiewitz. *T*
1040 Mitteilungen des Uckermärkischen Museums-Verein zu Prenzlau. Prenzlau bei Mieck. *T*
2230 Regesten der Urkunden des Herzogl. Haus- und Staatsarchivs zu Zerbst. Dessau, Hofbuchdruckerei. *G*
2329 Zeitschrift des Vereins für Thüring. Geschichte etc. Jena bei G. Fischer. *T*
2330 Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Naturwissenschaft in Sangerhausen und Umgegend. Sangerhausen, Selbstverlag des Vereins. *T*
2334 Museum für Völkerkunde zu Hamburg. Jahresbericht von Dr. Hagen. Hamburg bei Lütke & Wulff. *T*
2335 Geschichtsquellen der Provinz Sachsen etc. Halle a. S. bei Hendel. *G*
2371 Berichte der Kommission für prähistorische Typenkarten (Lissauer). Berlin bei Gebr. Unger. *T*
2373 Jahrbuch des Provinzial-Museums zu Hannover. Hannover bei Riemschneider. *T*
2374 Mainzer Zeitschrift des röm.-germ. Zentralmuseums etc. Neue Folge. Mainz bei Wilkens. *T*
2423 (844) Jahresberichte und Neue Mitteilungen des Thüring.-Sächsischen Vereins. Halle a. S. bei Anton. *T*
2434 Kungl. Vitterhets Historie etc. Månadsblad Stockholm bei Wahlström & Widstrand. *T*
2435 Ekhoff, Emil Fornwännen. Stockholm bei Wahlström & Widstrand. *T*
2450 Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Schwerin bei Bärensprung. *T*
2467 Hildebrand, Hans, Antiquarisk Tidskrift für Sverige. Stockholm bei Wahlström & Widstrand. *T*
2478 Jahrbuch des Städtischen Museums für Völkerkunde Leipzig. Leipzig bei Voigtländer. *T*
2491 Amtlicher Bericht über die Verwaltung der naturgeschichtlichen und volkskundlichen Sammlungen des Westpreußischen Provinzial-Museums in Danzig. *T*

Beim Buchhändler resp. durch Postbestellung erworbene periodische Zeitschriften 1907/08.

Nr.

809 Dr. Naue, Prähistorische Blätter. München, Selbstverlag des Verfassers.

810 Buschan, Zentralblatt für Anthropologie. Braunschweig bei Vieweg.

813 Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine. Berlin bei Mittler & Sohn.

814 Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc. Braunschweig bei Vieweg.

855 Zeitschrift für Ethnologie. Berlin bei Behrendt & Co.

886 Die Denkmalpflege von Sarrazin & Schulze. Berlin W., Wilhelmstr. 89 bei Ernst & Sohn.

2047 Bahrfeldt, Berliner Münzblätter. Berlin bei Bahrfeldt.

2124 Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, herausgegeben vom römischen germ. Zentralmuseum. Mainz bei V. v. Zabern.

2147 Politisch-anthropol. Revue, Monatsschrift. Leipzig, Thür. Verlags-Anstalt.

2161 Ranke & Thilenius, Archiv für Anthropologie. Braunschweig bei Vieweg.

2223 Tille, Armin, Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift. Gotha bei Perthes.

2243 Dr. K. Koetschau, Museumskunde. Berlin bei Reimer.

2319 Ule, Dr. Willi, Heimatkunde des Saalkreises und des Mansfelder Seekreises. Halle a. S., Waisenhausbuchhandlung.

2462 Amtliche Berichte aus den Königl. Kunstsammlungen. Berlin bei Grotesche.

Verzeichnis der wichtigsten der Handbücherei des Provinzial-Museums 1907/08 zugegangenen Bücher.

Nr. *T* = Tausch, *G* = Geschenk, *K* = Kauf.

2414 3. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung Dresden 1906. Das alte Kunsthandwerk (Abteilg. Techniken), Verzeichnis der ausgestellten Gegenstände. Dresden bei Wilh. Baensch 1906. *G*

2421 Dillhern, Johann Michael; Biblia, das ist: Die gantze Heilige Schrift des Alten und neuen Testaments von Dr. Martin Luther. Nürnberg bei Endters, Joh. Andr. sel. Sohn & Erben 1710. *K*

2425 Grupp, Georg, Kulturgeschichte des Mittelalters I. Bd., Paderborn bei Schöningk 1907. *K*

2426 Erfurth, Richard, Bilder aus der Kulturgeschichte unserer Heimat. (2 Aufl.) Halle a. S. bei R. Mühlmann 1907. *G*

Nr.

2427 Much, Dr. Matthäus, Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mitteldeutschlands. Jena bei Costenoble 1907. *K*

2428 Olearius, Joh. Gottfr., Pastor und Superintendent zu Arnstadt, Krone der Alten: d. i. Neues Vollständiges Gebetbuch Leipzig bei Christoph Klinger 1679. *K*

2429 Dahn, Felix., Die Könige der Germanen X. Bd. Die Thüringe. Leipzig bei Breitkopf und Härtel 1907. *K*

2430 Löscher, Dr. K., Eine slawische Begräbnisstätte und andere vorgesch. Funde. Sep. Abdr. aus dem 76. und 77. Jahresbericht des Vogtländ. Altert. Ver. zu Hohenleuben 1907. *G*

2431 Höfer, Dr. Paul, Die Frankenherrschaft in den Harzlandschaften. Aus der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde. Jhrg. XI 1907. *G*

2432 Pohlig, J. Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Leipzig bei Quelle und Meyer 1907. *K*

2433 Eichhorn, Dr. G., Die vor- und frühgeschichtlichen Funde der Grafschaft Camburg. Jena bei Fischer 1906. *G*

2437 Staude, Gustav, Das Stadttheater zu Halle a. S., ein Beitrag zum Eröffnungstage, Halle a. S. bei Tausch & Grosse 1886. *G*

2438 List, Guido von. Das Geheimnis der Runen. Groß-Lichterfelde bei Zillmann 1907. *K*

2439 Der Lauchstädter Mineralbrunnen und seine Bedeutung. Lauchstädt bei Lauterbach 1906. *G*

2440 Vonderan, Joseph, Steinzeitliche Hockergräber und Wohnstätten auf dem Schulzenberge bei Fulda. 6. Veröffentl. des Fuldaer Geschichtsvereins 1907. *K*

2441 Größler, Prof. Dr., Nochmals der thüringisch-fränkische Krieg von 531. Abdr. aus der Zeitschrift für Thür. Geschichte und Altertumskunde 1907. *G*

2442 H. Jakobi, Führer durch das Römerkastell Saalburg, Staatsbuchdruckerei Homburg v. d. H. 1905. *G*

2443 Größler, Hermann, Die Ausgrabung der Klosterkirche Holzzelle früher Hornburg (877). — Sonder-Abdr. aus: Wochenblatt. Wissensch. Beil. der Magdeb. Zeitg. 1907. *G*

2444 Weyhe, Dr. phil. Emil, Landeskunde des Herzogtums Anhalt I. u. II. Bd. Dessau bei C. Dünnhaupt 1907. *K*

2446 Forrer, Dr. R. Die Schwerter und Schwertknäufe der Sammlung Carl v. Schwerzenbach — Bregenz mit einer Geschichte von Schwert und Dolch, Leipzig bei W. Hiersemann 1905. *K*

2447 Rzehak, Prof. A., Beiträge zur Kenntnis der Bronzezeit in Mähren 2) Ein Depotfund der älteren Bronzezeit bei Gaya. Separ. Abdr. aus der Zeitschrift des deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens. Brünn bei Rohrer 1906. *G*

2448 Schütze, Dr. E., Literaturbericht zur Landes- und Volkskunde Thür. Abdr. aus den Mitteilungen der Geogr. Ges. zu Jena. Bd. XXV, 1907. *G*

Nr.

2449 Brüning, Adolf, Porzellan; Berlin bei Georg Reimer 1907. *K*

2451 Führer durch die prähist. u. anthr. Ausstellung, veranstaltet aus Anlaß der 38. Versammlung der deutschen Anthr.-Ges. zu Straßburg im alten Schloß 1907. Straßburg bei Dumont-Schauberg 1907. *G*

2452 Aufsätze aus den Mitteilungen der philomatischen Gesellschaft in Elsaß-Lothringen. Den Teilnehmern der 38. allgem. Vers. der deutschen Anthrop. Gesellschaft gewidmet. Straßburg in E. bei Schultz & Co. 1907. *G*

2453 Biblia d. i. Die ganze h. Schrift verteutscht von Dr. M. Luther. Nürnberg bei Joh. Andr. Endters sel. Söhne 1700. *K*

2455 Th. Blume, Der Hildesheimer Silberfund. Hildesheim bei Th. Blume, undatiert. *G*

2456 Goeßler, Dr. Peter, Das römische Rottweil hauptsächlich auf Grund der Ausgrabungen vom Herbst 1906. Stuttgart bei J. B. Metzler 1907. *G*

2457 Der ander Theil der Bücher etc. des ehrw. Herrn Dr. M. Luther; Eisleben bei Gaubisch 1565. *K*

2459 Kossinna, Prof. Dr. Die Grenzen der Kelten und Germanen in der La-Tène Zeit. S. Abdr. aus: „Koresp. Bl. der deutschen Gesellschaft für Anthropologie etc XXXIII. Jhrg. Nr. 8. 1907. *G*

2460 Fr. Lankisch, Concordantiae Bibliorum Germanico-Hebraico-Graecae. Leipzig 1705. *G*

2461 Sacken, Dr. Eduard Frh. von, Heraldik. Grundzüge der Wappenkunde. 7. Auflage neu bearbeitet von Moriz von Weittenhiller, Leipzig bei Weber 1906. *K*

2463 Seelmann, Dr. med. Hans, Beiträge zur Vorgeschichte Dessaus und seines Weichbildes, undatiert. *G*

2464 Seelmann, Dr. med. Hans, Ueber einen Begräbnisplatz aus der Bronzezeit bei Gr. Kühnau, Kr. Dessau. Aus den Verhandlg. der Berl. Anthr. Ges. vom 20. Okt. 1900. *G*

2465. Dannenberg, Hermann, Münzkunde 2. Aufl. Leipzig bei Weber 1899. *K*

2466 Friedrich, Dr. A., Beiträge zur Altertumskunde der Grafschaft Wernigerode. Heft 3 und 4. Wernigerode bei Angerstein 1877. *G*

2469 Merian, M.

a) Topographia Saxoniae inferioris d. i. die Beschreibung der Vornehmsten Stätte, Plätze in d. Hochl. Nieder Sächs. Krayß. Frankfurt bey Matth. Merians sel. Erbe 1653. *K*

b) Topographia Saxoniae superioris etc. Frankfurt bei Matth. Merian 1650. *K*

2470 Schliz, Dr. A., Der Bau vorgeschichtlicher Wohnanlagen. S. Abdr. aus Bd. XXXIII der Mitteil. der Anthr. Ges. in Wien 1903. *G*

2471 Grössler, Prof. Dr. H., Die schnurverzierten Gefäße in der Sammlung des Mansf. Geschichts- und Altertumsvereins zu Eisleben. S. Abdr. aus d. Mansfelder-Blätt., XX. Jhrg., S. 223 ff. 1906 *G*

2472 Städtisches Museum zu Erfurt

a) Erläuterung zur Sammlung der städtischen Altertümer zu Erfurt 1898. *G*

Nr.

b) Verzeichnis der Bilder und Skulpturen im Städtischen Museum zu Erfurt 1903. *G*

c) Katalog der ehemal. Dr. Knappschen Sammlung und der vereinigten privaten ethnogr. Sammlungen im Herrenhause des großen Hospitals zu Erfurt 1903. *G*

2473 Schliz, Dr. Alfred, Die Bevölkerung des Oberamts Heilbronn, ihre Abstammung und Entwicklung. Heilbronn 1899. *G*

2476 Reinhardt, Dr. Ludwig, Der Mensch zur Eiszeit in Europa und seine Kulturentwicklung bis zum Ende der Steinzeit. München bei Reinhardt 1908. *K*

2477 Dahn, Felix; Germanische Studien, Berlin bei Janke 1884. *K*

2479 Willers, Heinrich, Neue Untersuchungen über die römische Bronzeindustrie von Capua und Niedergermanien. Hannover und Leipzig bei Hahn 1907. *K*

2480 Forrer, Dr. Robert; Reallexikon der prähistorischen, klassischen und frühchristlichen Altertümer. Berlin und Stuttgart bei Speemann 1907. *K*

2481 Verworn, Max; Zur Psychologie der primitiven Kunst. Abdr. aus der „Naturwiss. Wochenschr." N. F. VI. Bd. der ganz. Reihe XXII Bd. No. 44. Jena bei Fischer 1908. *K*

2482 Rzehak, Prof. A., Der Bronzedepotfund von Prestawlk in Mähren. Sep.-Abdr. a. d. Jahrbuch für Altertumskunde. Herausg. von der k. k. Zentralkommission für Kunst und Historische Denkmale, Bd. I 1907. *G*

2483 Trippenbach, Max. Bilder aus Wallhausens Vergangenheit. Sangerhausen bei Ahrendt 1907. *G*

2484 D. Olearius, Gottfridus, Halygraphia Topo-Chronologica d. i. Ort- und Zeitbeschreibung der Stadt Hall in Sachsen. Leipzig 1667 bei Wittigauen 1667. *K*

2485 Größler, Prof. Dr. Hermann: Das Helmsdorfer Fürstengrab. S. Abdr. aus dem Mont. Bl. No. 3—7 1908. Wissenschaftliche Wochenbeil. der Magd. Zeitg. *G*

2486 Statist. Amt Halle a. S. Beiträge zur Statistik der Stadt Halle a. S. 1907/08. *G*

2487 Statist. Amt; Verwaltungsbericht der Stadt Halle a. S. für das Verwaltungsjahr 1906. *G*

2488 Jecht, Dr. Richard, Wörterbuch der Mansfelder Mundart Görlitz 1888. *G*

2489 Hoernes Maurice, Les premières Céramiques en Europe centrale. Monaco, imprimerie de Monaco 1908. *G*

2490 Hoernes Maurice, La Nécropole de Hallstadt, Monáco, imprimerie de Monáco 1908. *G*

2491b Paschke, Paul, Die vorgeschichtlichen Wandtafeln für Westpreußen. Danzig bei Kafemann 1906. *T*

2491c Westpreuß. Prov.-Museum, Nachweis der hauptsächlichsten Veröffentlichungen aus der Erdkunde, Bodenkunde, Pflanzenkunde, Tierkunde, Vorgeschichte und Volkskunde der Provinz Westpreußen. Danzig 1906. *T*

Fundberichte

aus dem Provinzialmuseum zu Halle a. S.

Hierzu die Tafeln I—VI.

Depotfund von Bronzeschwertern etc. von Kehmstedt bei Bleicherode (Kreis Grafschaft Hohenstein).

Beim Neubau der Chaussee von Kehmstedt nach Bleicherode ist im September 1906 von den Erdarbeitern unter Aufsicht des Herrn Chausseeaufsehers Hamel ein sehr bemerkenswerter Bronzedepotfund, bestehend in sechs verschiedenen Schwertern mit Griffen, einem ohne Griff und einer großen Lanzenspitze, gemacht worden. Er ist unter gütiger Mitwirkung des zuständigen Herrn Landesbauinspektors Nicolaus in Mühlhausen in vorzüglicher Verfassung geborgen und dem Provinzialmuseum in Halle a. S. von der Gemeinde Kehmstedt überlassen worden.

Die Waffen lagen in einem alten Feldwege, 0,5 m unter Erdoberfläche, sämtlich an einer Stelle, so dass die Spitzen alle nach einer Seite zeigten (s. Situationsplan Tafel II).

Sie haben ein Gesamtgewicht von 5,36 Kilo Bronze, deren Zusammensetzung bei jedem Stück verschieden ist (s. hinten die Tabelle der chemischen Analysen).

Sonstige Ueberreste oder Merkmale menschlicher Betätigung sind in der Umgebung nicht aufgefunden worden.

Dic Erhaltung ist — wie gesagt — eine vorzügliche: nur eine Klinge und die Lanzenspitze hatten je einen alten, leicht zu reparierenden Bruch. Der Ueberzug von schöner blaugrüner Patina läßt die feinsten Linienverzierungen der Griffe und Rippen der Klingen eher hervortreten, als daß sie sie verdeckt. Die Schwerter, wie sie in Einzelfunden in der Provinz wiederholt vorgekommen und in den größeren Museen Mitteleuropas mehr oder weniger zahlreich vertreten sind, stammen aus der jüngsten Bronzezeit (Hallstattzeit) und gehören dem sog. Mörigertypus

an (so genannt nach dem Hauptfundort der Schweizer Pfahlbauten), aber auch verbreitet in Mittel- und Nordeuropa, von Etrurien bis Skandinavien, der Rhone bis nach Ungarn.

Die einzelne Klinge (Taf. I, Fig. 7) ohne Griff ähnlicher Fabrikationsart zeigt nicht die Lanzettenform der übrigen Klingen, ist vielmehr sehr viel schlanker und vielleicht als Stoßwaffe anzusprechen.

Der Guß, bes. auch der Lanzenspitze, ist durchgängig vorzüglich und scharf und es ist wohl eine nachträgliche Bearbeitung mit Ausnahme der Entfernung der Angüsse und des Schärfens der Klingen ausgeschlossen.

Die Schwerter sind einschließlich Griff bez. Angel 55—76 cm lang, die Klingen zweischneidig, gerade, mehr oder weniger kanelliert (Blutrinnen) und mit Ausnahme obenerwähnter Fig. 7, Taf. I lanzettförmig anschwellend, verhältnismäßig schwer und offenbar mehr zum Hiebe geeignet.

Sie haben, wie alle bisher gefundenen dieser Periode, auffallend kurze Griffe. Ob daraus auf ein besonders kleines Menschengeschlecht, wenigstens ein solches mit besonders zierlichen Händen, zu schliessen ist ist bekanntlich eine Streitfrage.

Die Ausschnitte an den Klingen unterhalb der Parierstange sind bei sämtlichen Schwertern, mit Ausnahme der Stoßdegenklinge, Taf. I, Fig. 7, im Gegensatz zu den scharfen Klingen stumpf und teilweise sogar auf der stumpfen Kante geriffelt.

Ich nehme abweichend von Förtsch (Bd. III, S. 35) an, daß diesen abgestumpften Einschnürungen zwei federnde Lamellen von Holz oder Metall in der Scheide entsprachen, welche wie bei den modernen Scheiden dazu dienten, das Schwert in der Scheide einigermaßen festzuklemmen. Eine Annahme, als ob es sich hier vielleicht um bloße Zeremonienschwerter handeln könnte, ist schon dadurch ausgeschlossen, dass die Schwerter geschärft und vielfach schartig sind.

Wir gehen nun über zur

Einzelbeschreibung

(s. die Tafeln I—IV).

Tafel I, Fig. 1, und Taf. II, Fig. 1 a-b.

Antennenschwert mit Parierflügeln.

Ganze Länge im jetzigen Zustande 76 cm.

" " mit ergänzter Spitze etwa 77,5 cm.

Länge der Klinge 64 cm, mit ergänzter Spitze 65,5 cm.
Größte Breite der Klinge 37 mm.

$$\frac{\text{Klingenlänge}}{\text{Größte Klingenbreite}} = \frac{658}{37} = 17,7.$$

Die Klinge ist im hohlen Griff mit 3 Nieten und mit durchgehender Angel befestigt, welche zwischen den Antennen noch 18 mm vorsteht. Der Griff ist im Querschnitt ein verhältnismäßig flaches Oval, in der Mitte stark verbreitert und mit Ringen und Sternen dekoriert. In gleichen Abständen von der mittleren Anschwellung laufen zwei kleine umlaufende Wülste.

Die in der Mitte 36 mm breite Knaufplatte rollt sich beiderseits nach innen zu einer sich bis auf einige mm verjüngenden Spiralscheibe (Schnecke, Antenne) zusammen.

Die Knaufplatte trägt auf ihrer äußeren Oberfläche drei vortretende Grate auf ihrer inneren Strichverzierung. Die Klinge ist zweischneidig, schwach lanzettförmig, am Griffende auf beiden Seiten schwach eingezogen und auf 3,5 cm Länge stumpf; sie hat im Querschnitt eine mittlere ovale Anschwellung von 8 mm Stärke, welche auf beiden Seiten von einem hervortretenden Grat, bis zur Länge von 66 cm verlaufend, besäumt ist.

Gewicht des Schwertes: 1,000 kg.

Antennenschwert mit Parierflügeln.

Tafel I und II, Fig. 2.

Ganze Länge 62 cm.
Länge der Klinge 49 cm.
„ des Griffs ohne Antennen 10 cm.
Größte Breite der Klinge 33 mm.

$$\frac{\text{Klingenlänge}}{\text{Größte Klingenbreite}} = \frac{490}{33} = 15.$$

Die Klinge ist in den Parierflügeln mit zwei Nieten befestigt, außerdem geht die Angel durch den Griff. Sie ist über der Knaufplatte zackig abgebrochen.

Der eigentliche Griff mit Kern (hohl) gegossen bildet ein flaches Oval, in der Mitte mit starker Anschwellung und drei umlaufenden Graten; oben und unten noch je zwei umlaufende Grate.

Die Knaufplatte mißt, den kleineren Maßen des ganzen Schwertes entsprechend, an der breitesten Stelle nur 20 mm

und verläuft ohne Verzierung in eine runde Schnecke, deren Gegenstück leider abgebrochen ist und fehlt.

Die Klinge ist zweischneidig, stark lanzettförmig, am Griffende auf beiden Seiten auf 15 mm Länge deutlich eingezogen und gerieft. Die verhältnismäßig breite Mittellamelle ist bis zu 7 mm im Querschnitt stark und wird auf beiden Seiten von vier Graten begleitet, welche fast bis zur Spitze auslaufen. Jeweilig auf dem innersten Grat trägt die Klinge am Griffende je fünf dekorative, mit parallelen Linien gefüllte Dreiecke.

Gewicht des Schwertes: 0,620 kg.

Tafel I und III, Fig. 3.

Schwert mit Parierflügeln.

(S. das sog. Auvernierschwert von Groß, Les Protohelvètes, Pl. XI, Fig. 7, und Pl. XII, Fig. 6, Text Seite 32 ff.)

Schlanker als die vorgehenden, leider in zwei Stücke zerbrochen, welche aber genau zusammenpassen. Die etwas gekrümmte Klinge ist offenbar gerade gewesen und nur im Gebrauch verbogen.

Ganze Länge 70 cm.
Länge der Klinge 60,5 cm.
Größte Breite der Klinge 34 mm.

$$\frac{\text{Klingenlänge}}{\text{Größte Klingenbreite}} = \frac{605}{34} = 17.$$

Die Klinge bildet mit dem Griff ein Gußstück; der Griff ist über den durch fünf parallele Linien verzierten Parierflügeln stark eingeschnürt, verbreitert sich dann zu einem an den Schmalseiten durch seichte lineale Querbänder gerieften Ende. Die beiden Breitseiten zeigen je eine Vertiefung in Form eines an den Ecken abgestumpften Rechtecks von 40 × 19 mm. Diese beiden Vertiefungen von $3^1/_2$ mm sind durch die eingegossene Zunge von 2 mm Stärke mit drei Nietlöchern getrennt. In dem ersten dieser Nietlöcher steckt noch ein nach beiden Seiten durchgehendes Bronzeniet von 3 mm Dm. und im ganzen 18 mm Länge. Diese drei Niete hatten offenbar den Zweck, eine Einlage von anderem Metall, Holz oder Bein zu befestigen, welche demnach über die Fläche des Bronzegriffs noch 3—4 mm vorstand.

Außerdem liegen in diesen Vertiefungen vom letzten Nietloch ab zwei die ganze Breite ausfüllende Bronzestreifen von

2 mm Stärke, welche bis zur Oberfläche der Knaufplatte durchgehen und hier abgebrochen oder abgerissen sind.

Sie dienten nach Analogie des Auvernierschwerts (s. T. IV, Fig. 2) zur Befestigung einer zweiten, einige Millimeter abstehenden Knaufplatte, die von der angegossenen durch irgend eine flache Einlage getrennt war, vielleicht einen wulstig vorstehenden Goldreif, wofür der Umstand sprechen würde, daß die beiden starken Zungen nur mit Anwendung großer Gewalt abzureißen waren, während sonst fast das ganze Schwert unversehrt ist.

Die Klinge ist — wie schon bemerkt — schlanker und nicht so wuchtig, wie bei den vorgehenden; sie ist, an den Parierflügeln anfangend, auf 14 mm Länge schwach ausgeschnitten und gerieft, trägt — wie die zwei vorgehenden — eine starke, nach dem oberen Drittel lanzettförmig sich verbreiternde Mittelwulst, welche von zwei seichteren und schmäleren Wulsten begleitet wird, besäumt von 4 Graten, welche auf 40 mm Länge von dem Parierflügel ab Riefendekoration tragen.

Gewicht: 0,805 kg.

Tafel I und III, Fig. 4.

Schwert mit Parierflügeln.

Ganze Länge 70 cm.
Länge der Klinge 60 cm.
„ des Griffs 10 cm.
Grösste Breite der Klinge 40 mm.

$$\frac{\text{Länge der Klinge}}{\text{Gr. Breite der Klinge}} = \frac{600}{40} = 15.$$

Die Klinge ist in dem hohlgegossenen Griff mit zwei Nieten und durchgehender mit Blei vergossener Angel befestigt, welche auf der Knaufplatte sich durch eine nietkopfähnliche Erhöhung markiert.

Der Griff ist, wie vor, im Querschnitt ein flaches Oval, schwillt ungefähr in der Mitte an und trägt drei gleich breite, umlaufende, einfache Bänder.

Die nach außen ovale, aufgetiefte Knaufplatte (70 × 47 mm) zeigt auf der konkaven Seite den Umriß des auf der konvexen Seite dekorierten in je eine Spitze verlaufenden eigentlichen Griffs.

Die Klinge ist zweischneidig, lanzettförmig, mit dem Schwerpunkt über der Mitte (von dem Griffansatz aus gerechnet), hat

am Griffende zwei sichelförmige tiefe Ausschnitte, welche glatt und stumpf sind, und eine allmählich bis fast in die Spitze auslaufende starke und breite Mittelrippe nebst zwei flacheren und schmäleren Seitenrippen, je durch einen durchweg glatten Grat (also im ganzen vier) markiert.

Gewicht: 0,920 kg.

Tafel I und III, Fig. 5.

Schwert mit Parierflügeln,

ähnlich Fig. 4.

Ganze Länge 66 cm.
Länge der Klinge 56 cm.
„ des Griffs 10 cm.
Größte Breite der Klinge 35 mm.

$$\frac{\text{Klingenlänge}}{\text{Größte Klingenbreite}} = \frac{560}{35} = 16.$$

Die Klinge ist in dem zu $^3/_8$ hohlgegossenen Griff mit zwei Nieten befestigt. Das erste Drittel des Griffs ist von der kurzen Angel ausgefüllt. Der Griff bildet ein nach der Mitte anschwellendes Oval mit drei doppelgerieften umlaufenden Bändern.

Die ovale aufgetiefte Knaufplatte (65 × 40 mm) ist in der Höhlung glatt (ohne Knopf) und unverziert; auf der konvexen (Griff-) Seite läuft der Griff mit je einer gebänderten Rippe bis in die Schmalseiten des Ovals aus. Die Klinge ist, wie vor, zweischneidig, lanzettförmig, am Griffende auf beiden Seiten auf 20 mm Länge stark sichelförmig ausgeschnitten und gerieft.

Die Mittelrippe, im Querschnitt bis zu 7 mm stark, verbreitert sich nach dem Schwerpunkt des Schwertes sehr stark lanzettförmig und ist von schmäleren durch je zwei Grate eingefaßten Rippen begleitet, welche fast bis zur Spitze sehr schön verlaufen. Die Grate sind auf 5 cm von der Parierstange an gerieft und werden dann glatt.

Gewicht des Schwertes: 0,610 kg.

Tafel I und III, Fig. 6.

Schwert mit Parierflügeln,

ähnlich Nr. 4 und 5.

Ganze Länge 55 cm (ohne abgebrochene Spitze).
Länge der Klinge 45 cm.
„ „ „ ergänzt etwa 47,5 cm.

Größte Breite der Klinge 3,5 cm.

$$\frac{\text{Länge der Klinge}}{\text{Gr. Breite der Klinge}} = \frac{450}{35} = 13.$$

Die Klinge ist im hohlgegossenen Griff anscheinend nur mittels durchgehender und hinten flach vernieteter Angel befestigt, welche man wohl eingegossen oder in den erhitzten und dadurch im Loch erweiterten Griff hat einschwinden lassen.

Der ziemlich flache und scharfe Griff trägt drei umlaufende, durch perlenschnurartige Verzierung eingefaßte Bänder und am Fuß der sonst beiderseitig glatten, ovalen Knaufplatte (65 × 40 mm) noch zwei parallele vertiefte Linien. Die Klinge ist sichelartig sehr tief auf beiden Seiten bis auf 20 mm vom Parierflügel ausgeschnitten und gerieft.

Die Längswülste und Grate wie bei Nr. 4.

Gewicht: 0,605 kg.

Tafel I und III, Fig. 7.

Bronzeklinge mit ovaler Angel ohne Griff.

Ganze Länge der Klinge bis Angelende 68,5 cm.

Länge der Klinge bis zum Griffschuh 61 cm.

Größte Breite der Klinge 29 mm.

$$\frac{\text{Länge der Klinge}}{\text{Gr. Breite der Klinge}} = \frac{610}{29} = 21.$$

Die Klinge geht allmählich mit scharfen, offenbar absichtlich nicht abgeputzten und dadurch zackigen Graten in die ovale Griffangel über.

Ein hübsch dekorierter, gerade angesetzter, zwingenförmiger Griffschuh ist aufgeschoben und aufgekittet und ähnelt in dieser Beziehung dem Schwert von Stöllen, s. Fig. 4 Taf. IV, im Berl. Mus., Tafel XVIII, 7 der römischen Schwerter von J. Naue, München 1903, S. 42 und Zeitschrift für Ethnologie XXVI. Band 1894, S. 437, wo noch mehr Parallelen zu finden; s. auch Sophus Müller, Die Nordische Bronzezeit, Jena 1878, S. 18 und 19.

Da an der schwach ovalen, stiftförmigen Angel und ihren Flügelausläufen nach der Klinge zu keine Spur von Nietung zu entdecken ist, so ist zunächst die Möglichkeit einer soliden Verbindung von Klinge und Griff nicht abzusehen, wenn man nicht annehmen will, daß die Griffangel länger war und ein Stück abgebrochen ist oder daß die Klinge niemals fertig in einem Griff montiert war.

Dagegen spricht aber das gerade und glatte, normal abgeschnittene Ende der Angel.

Vielleicht ist auch die fehlende Länge des Griffs durch einen abhanden gekommenen längeren, nach unten abgesetzten Knauf, den man erhitzt auf die Angel aufzog und aufschwinden ließ, ergänzt gewesen. S. Fig. 3 Taf. IV (nach Montelius, Die älteren Kulturperioden I, Stockholm 1903, Fig. 125, S. 42. Bronzeschwertgriffe aus der Provinz Schonen). Dazwischen wäre dann ein Futter von Holz oder Bein anzunehmen. Die Klinge ist gegen die vorstehenden Fig. 1—6 auffallend schlank zu ihrer Länge, das Verhältnis

$$\frac{\text{Länge}}{\text{Größte Breite}} = \frac{610}{29} = 21$$

übertrifft bei weitem die entsprechenden Zahlen bei den vorgehenden Schwertern. Dies und das Fehlen der Einschnürungen an der Klinge beim Ansatz des Griffes scheint das Schwert als Stoßwaffe zu kennzeichnen.

Die gerade Klinge hat eine breite Mittelwulst, begleitet beiderseitig von je 2 durch scharfe Grate markierten Blutrinnen, welche alle zusammen äußerst zierlich und elegant bis in die Spitze verlaufen.

Gewicht: 0,495 kg.

Tafel I, Fig. 8.

Bronzene Lanzenspitze.

Patiniert, glatt, hat an der 22 mm weiten Tülle drei umlaufende erhabene Reifen und 40 mm vom Ende zwei 5 mm weite Löcher zum Befestigen im Holzschaft.

Die Länge von 41 cm und die größte Breite des Blattes von 60 mm deutet darauf hin, daß die Spitze einer mächtigen, „weithinschattenden“ Lanze angehörte.

Der Guß ist vorzüglich und könnte heutzutage nirgends besser ausgeführt werden, die Tülle ist bis in die Spitze hohl, die Flügel zeigen deutliche Schärfung durch Schleifen.

Der eine Blattflügel ist sehr schartig, die tiefe Scharte unten rechts in Fig. 8 könnte von einem Schwerthieb herrühren.

Gewicht: 0,305 kg.

An Länge wird sie allerdings noch von einer ähnlichen Bronzespitze aus dem Hindenburger Fund[1]) um 2 cm übertroffen,

[1]) S. hinten Dr. Kupka, „Die Bronzezeit in der Altmark“.

ebenso einer gütigen Mitteilung des Herrn Prof. Montelius zufolge von der 60 cm langen mykenischen Lanzenspitze von Bronze [1]), und gar von einer 72 cm langen Bronzelanzenspitze von Piediluco in Mittelitalien. [2])

Die chemische Zusammensetzung der vorstehenden acht zusammen gefundenen Bronzewaffen, welche in dem maßgebendsten Kupferhüttenlaboratorium Europas festgestellt wurde, ist folgende:

	1	2	3	4	5	6	7	8
Kupfer . . .	83,72	85,61	86,10	87,30	86,43	86,52	86,35	81,28
Silber	0,073	0,396	0,210	0,124	0,100	0,115	0,320	0,552
Zinn	8,40	10,90	9,33	10,20	11,18	10,14	10,10	10,03
Blei	7,36	1,82	1,07	1,89	0,81	1,59	1,56	3,63
Eisen	0,06	0,27	0,20	0,04	0,07	0,09	0,04	1,20
Nickel . . .	0,26	0,39	1,18	0,09	0,18	0,71	0,33	0,76
Kobalt . . .	0,06	0,15	0,31	0,07	0,07	0,37	0,06	0,05
Sa.	99,933	99,536	98,400	99,714	98,840	99,535	98,760	97,502

Das weiße Metall, als Ausfüllung des hohlen Griffs im Schwerte Nr. 4 erbohrt, ist Blei von folgender Zusammensetzung:

99,92 Blei,
0,025 Silber,
0,03 Kupfer,

also fast chemisch reines Blei.

Hierzu gibt der hervorragende Metallurg, dem wir obige Analyse verdanken, folgenden Kommentar:

„Handelt es sich in der Gegenwart darum, die Provenienz eines Kupfers festzustellen, dann sind in erster Linie die Gehalte an Blei, Silber und Nickel zu berücksichtigen, weil unter den gegenwärtigen Verhältnissen die metallurgischen Prozesse und Arbeitsmethoden ziemlich konstant bleiben, so daß für Kupferproben bestimmter Herkunft bestimmte Zahlenwerte der begleitenden Metalle charakteristisch sind. Diese gesetzmäßige Beziehung wird für Kupfer- und Bronzegegenstände, die vor einigen tausend Jahren jedenfalls auf primitivstem Wege hergestellt sind, nicht zutreffen, wenigstens nicht soweit es sich

[1]) S. Archiv für Anthropologie XV, S. 328.
[2]) O. Montelius, La civilisation primitive en Italie, Taf. 123, Fig. 10.

um Blei und Silber handelt. Blei scheint in den vorliegenden Proben überhaupt kein zufälliger Bestandteil, sondern absichtlich zugesetzt zu sein, — um bestimmte Arbeitseigenschaften zu erzielen, u. a auch um zu betrügen (Nr. 1 und Nr. 8) — und der Silbergehalt wird sowohl von der Natur des Rohmaterials wie von dem benutzten Schmelzverfahren abhängen. Am sichersten läßt sich wohl nach dem Nickelgehalt eine Gruppierung vornehmen, weil dieser jedenfalls in erster Linie vom Rohmaterial abhängig ist.

Nach dem Nickel- und Kobaltgehalt gehören zusammen:

Fig. 3 und 6,
„ 1, 7 und 2,
„ 4 und 5.

Die Analysendifferenz ist darauf zurückzuführen, daß in den meisten Proben etwas Arsen vorhanden ist. Außerdem findet sich natürlich Sauerstoff.

Kleine Schwankungen liegen in der Natur der Probesubstanz, nicht etwa in der Analyse, die bei der Schärfe der elektrolytischen Kupfer-, Blei- und Nickelbestimmung einwandfrei ist.“

Bei der erheblichen Verschiedenheit der Metallmischungen in den acht Waffen scheint es ausgeschlossen, daß es etwa ein Werkstättenfund ist; sie scheinen vielmehr verschiedener Herkunft zu sein, wenn auch die oben hervorgehobene Zusammengehörigkeit von Gruppen nach dem Nickel- und Kobaltgehalt auffällig ist.

Der Depotfund bestätigt den von Naue, „Die vorrömischen Schwerter“ S. 81 ff., aufgestellten Satz, daß die Schwerter des Möriger- oder Rhonetyps, die er als Klasse I und II bezeichnet, mit den Antennenschwertern sich nicht nur gleichzeitig entwickelt haben, sondern auch örtlich zusammengehören und in den Anfang der Eisen (Hallstatt) zeit zu setzen sind. (Montelius V.)

Ebenso ist man geneigt, für den Fund inländischen Ursprung anzunehmen, zumal in Mitteleuropa einzelne Gußformen für Bronzeschwerter und zahlreiche für Lanzenspitzen gefunden sind.

Ein Depotfund gleicher Bedeutung von Bronzeschwertern, nämlich ebenfalls von sieben guten Stücken, ist zuerst 1751 in Frankreich gemacht und bekannt geworden, der in der französischen Akademie eine höchst interessante Diskussion

über das Bronzezeitproblem hervorrief.[1]) 1834 ist der sogenannte Stöllener Fund von sieben Bronzeschwertern bei Hohennauen (Prov. Brandenburg) ausgegraben, der sich im Völkermuseum in Berlin befindet, ein weiterer 1895 bei Hindenburg (Kreis Osterburg) von vier Schwertern und einer Lanzenspitze, im Altmärkischen Museum zu Stendal befindlich, und in der weiter hinten folgenden Abhandlung von Dr. Kupka beschrieben und abgebildet.[2])

Anhang aus Museen und der Literatur.

Tafel IV, Fig. 5 a-b.

Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet, noch ein interessantes, m. W. bis jetzt wenigstens in der Literatur unbekanntes Bronzeschwert zu beschreiben und abzubilden, welches Ende des vorigen Jahres bei Oldisleben (Großherzogtum Sachsen-Weimar) gefunden wurde und jetzt unter der Nr. 472, IV im Provinzialmuseum zu Halle sich befindet.

Die Klinge bildet mit dem hohlen Griff und dem Knauf ein Gußstück. Schlitze in dem Griff haben nur den Zweck, den Sand- oder Lehmkern für die Höhlung des Griffs in der Form lagern und befestigen zu können.

Nach dem Gusse wurde jedenfalls der mürbe gewordene Lehm- oder Sandkern durch die Schlitze entfernt und der Hohlraum etwa durch Asphalt oder dergl. ausgegossen. Bemerkenswert sind noch die drei nach den Querflügeln des Griffs energisch auslaufenden Wulste der (leider abgebrochenen) Klinge.

Tafel IV, Fig. 1 a-e.

Eine bemerkenswerte Scheide und Stiefel dieses Schwerttyps weist das kürzlich in der Zeitschrift für Ethnologie 1908, Heft II, S. 194 ff. von Dr. Eichhorn-Jena beschriebene Bronzeschwert des Depotfundes im Münchenrodaer Grund bei Jena aus dem Jahre 1885 auf:

„Die Klinge war umwickelt mit einem Bronzeband und steckte mit der Spitze in einem massiven Scheidenstiefel. Die Scheide selbst, aus organischer Substanz hergestellt (Leder

---

[1]) Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, S. 231. — Histoire de l'Academie du Roy des inscriptions et belles-lettres. Paris 1759. XXV. S. 109.

[2]) S. auch Beiträge zur Altmärkischen Landes- und Volkskunde 5, Stendal 1902: Dr. C. Hartwich, Ueber die Bronzeschwerter etc., S. 27.

oder Holzschale) war vermodert." Immerhin ist ein Fortschritt gegen die plumpen Holzscheiden der älteren Bronzeschwerter, wovon ein allerdings sehr reduzierter Fund aus Schwarza bei Schleusingen $\frac{5-7}{42}$ im Provinzial-Museum zu Halle a. S., nicht zu verkennen.

Bronzeschilde von Herzsprung bei Kyritz (Ostpriegnitz).

Tafel V, Fig. 1—4.

Es dürfte nicht uninteressant sein, hier auf einen in die Hallstattzeit der vorbeschriebenen Schwerter fallenden Fund von zwei Bronzeschilden zurückzukommen, der im Jahre 1844 „aus einem Sumpf unter Eichenbalken" gehoben wurde und im Provinzialmuseum zu Halle ausgestellt ist.

Ueber die Fundbestände besagen unsere Akten aus 1844/45: Die Schilde stammen aus der Nähe des Dorfes Herzsprung (zwischen Kyritz und Wittstock).[1]) Ein Bauer aus gedachtem Dorfe (welches nach Dr. Riedels Chronik der Priegnitz eines der ältesten hiesiger Gegend ist) hat ein früher mit Wasser angefülltes, aber durch große Dürre an zwei Jahren ausgetrocknetes, mit Modererde angefülltes Loch, ca. 8 Fuß tief ausgraben lassen, um den Moder als Dung auf seinem Acker zu benutzen.

„Tiefer als 8 Fuß zu graben, war er durch einige übereinander liegende Eichblöcke, deren Holz schon in Versteinerung (!) übergegangen, behindert. Der Prediger Klinger in Christdorf hatte den Bauer veranlaßt, die Eichblöcke wegzuräumen, schon in Erwartung, wie er mir versicherte, daß sich unter denselben ein Schatz vorfinden möchte. Und er hatte sich nicht getäuscht: Unter dem Stammende des einen Blockes fanden sich die beiden Schilde. Ich bemerke übrigens, daß außer den Schilden sich weiter nichts vorgefunden hat."

Die Schilde waren längs des größten Durchmessers dicht bei den Buckeln vorbei einmal zusammengefaltet, was durch die durchgehenden geradlinigen Bruchfalten bekundet wird.

---

[1]) Also nicht aus der Umgegend von Magdeburg, wie Lindenschmidt in seiner kurzen Beschreibung in den „Altertümern unserer heidnischen Vorzeit" 1881, III. Bd. 7 irrtümlicherweise angibt.

Außerdem fehlen einige Randpartien, wie auch der Schildbuckel bei Nr. 1 zerstört ist.

Die auf eine runde, mit jetzt oxydiertem, fast chemisch reinem Blei ausgefüllte Wulst von 6—8 mm Durchmesser nach außen umgebördelten Schildränder sind etwas ungleichmäßig und verdrückt.

Die Treibarbeit, welche auf der hinteren glatten Fläche zahllose gleichmässig lange Hammerfinnenschläge zeigt, ist eine vorzügliche, sowohl bei dem einen noch wohlerhaltenen ogivalen, scharfrückigen Schildbuckel, als den drei inneren glatten und vier äußeren aus je einer Perlenschnur kleiner Kugelschalen von ca. 8 mm Durchmesser und 3 mm Tiefe bestehenden konzentrischen Zierkreisen, welche noch durch zwei konzentrisch umlaufende Rillen getrennt sind.

Auch die Bombierung der Schilde ist tadellos gewesen, in ihrer jetzigen Verdrückung aber maßstäblich nicht mehr genau anzugeben (3—4 cm). Die Schilde sind in Arbeit und Verzierung fast gleich, nur ist Nr. 1 kreisrund mit 70 cm Durchmesser und wiegt ergänzt 1,50 kg, Nr. 2 etwas oval mit 71 cm in der Längs- und 68 cm in der Querachse bei einem Gewicht von 1,40 kg. Die durchschnittliche Blechstärke berechnet sich auf nur 0,4 mm (!)

Die je vier Perlschnurverzierungen sind bei Nr. 1 durch eine radiale Querverzierung, die senkrecht auf die Breitseite des Schildbuckels gerichtet ist, unterbrochen, während sie bei Nr. 2 rundum ununterbrochen laufen.

Ob die eigentümlichen Halbmonde einer Laune des Meisters entsprungen sind oder die Zeichen des Meisters oder Eigentümers vorstellen oder eine tiefere Bedeutung haben?

Die Schilde zeigen auf den noch vorhandenen sieben Achteln ihrer Gesamtoberfläche nicht die geringsten Anzeichen von Hieb oder Stich und scheinen nicht ins Treffen gekommen zu sein.

Bei Schild 2 ist die mittels der Bronzeblechlaschen von 43×24 mm vernietete, aus dreifach zusammengelegten sehr dünnen Bronzeblechstreifen von 24 mm Breite bestehende Schildfessel an beiden Seiten kurz abgerissen. Bei Schild 1 fehlen diese Ueberreste der Schildfessel ganz und nur eine Lasche mit drei Nieten auf der einen und dementsprechenden drei Nieten auf der anderen Seite sind noch vorhanden (siehe Tafel IV, 3—4).

Es ist unerfindlich, ob, wie und womit die bei einer Blechstärke von 0,4 mm offenbar zum Kriegsgebrauch untauglichen Schilde verstärkt gewesen sein können, da an deren Oberfläche nicht die geringste Spur entsprechender Nieten oder dergleichen zur Befestigung zu erkennen ist. Man müßte denn annehmen, daß etwa steifes Kernleder an den Schildrändern mittels einer Zarge untergefuttert war. S. Ajax's Schild Hom. Il. VII, 219 bis 223 und Sarpedons Schild Hom. Il. XII, 294—297, welche beide Lederschilde mit Erzdecke waren. Die Annahme der Unterlage mehrerer Metallschichten, wie Homer Il. XX, 270 ff z. B. beim Schild des Achilleus deren fünf angibt, hat wenig Wahrscheinlichkeit, weil einmal deren galvanische Wirkung aufeinander die treffliche Erhaltung der Schilde in der feuchten Erde durch mindestens 2500 Jahre ausgeschlossen haben würde, und andererseits die überaus schwachen und schlecht befestigten Schildfesseln, die zudem bei der Kürze von 140 mm kaum eine Männerhand durchlassen konnten, für einen schweren Schild entfernt nicht solid und tragfähig genug sein konnten.

Aus allen diesen Gründen möchte man annehmen, daß diese leichten und dünnen Schilde Zeremonien- oder Prunkschilde waren.

Dienten sie etwa als einmalige Totenschilde, wofür vielleicht spricht, daß sie in einem Sumpf, zusammengefaltet, mit Eichenbalken beschwert, gefunden wurden? Im Sumpf ersäufte man Verbrecher gewisser Art und zerbrach ihren Schild.

Oder dienten sie als Zierat von Hallen, Mauern oder Schiffsborden, wie letzteres schon nach Abbildungen phönikischer Galeeren aus dem 7. Jahrhundert a. C. bis in die späte Wikingerzeit gebräuchlich war?

Die Analyse von Metallproben der Schilde ergab:

	Schild I.	Schild II.
Kupfer . . .	84,83	85,62
Silber . . .	0,035	0,075
Zinn	13,25	12,42
Blei	0,83	0,97
Eisen	0,12	0,14
Nickel . . .	0,12	0,58
Kobalt . . .	0,23	0,15
Sa.	99,415	99,955

Tafel VI, Fig. 5. Aehnliche Beobachtungen, wie vor, macht Lindenschmidt an dem noch viel leichteren und dünneren Bronzeschild von Nackhålla (Halland), im Nationalmuseum zu Stockholm. Es zeigt dieselben getriebenen, glatten Perlenringe und außerdem eine rundlaufende Reihe von 15 stilisierten Vögeln. Man beachte auch hier die halbmondförmigen Ausschnitte der Zierkreise.

Tafel VI, Fig. 6. Auch ein Bronzerundschild, gleichfalls mit stilisierten Vögelköpfen, aus einem dänischen Funde, abgebildet bei Sophus Müller, Nordische Altertumskunde, Straßburg 1897, S. 372, sowie ein mit getriebenen, konzentrischen Wulsten und Perlenschnüren gezierter Bronzeschild aus Dänemark (Tafel VI Fig. 7), jetzt im Nordischen Museum zu Kopenhagen, abgebildet nach Worsaae, Nordische Oldsager, in Forrer's Reallexikon, Berlin 1907, S. 697, gehört unter diesen Schildtypus der jüngeren Bronze(Hallstatt-)zeit. Auch hier die halbmondförmigen Einbuchtungen der inneren Zierkreise!

Man nimmt — wie ich glaube, mit Recht — an, daß diese in Technik und Stil so übereinstimmenden vorstehend beschriebenen und abgebildeten Schilde (Tafel V und VI, Fig. 1—7) oder mindestens ihre Muster oder Modelle, vor allem das bis auf das Dipylonzeitalter zurückreichende Vogelmotiv, ihren gemeinschaftlichen Ursprung in den Fabrikstätten Etruriens haben.

Uebrigens scheinen Bronzeschilde diesseits der Alpen nicht besonders einheimisch geworden zu sein, da ihre Funde sich hier meines Wissens auf weniger als ein Dutzend beschränken, während die Unzahl der gefundenen Schildbuckel darauf schließen läßt, daß Holz- oder Lederschilde das Uebliche gewesen, begreiflicherweise aber mit Ausnahme der metallenen Beschläge dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen sind.

Literatur.

Die vorrömischen Schwerter von Dr. J. Naue. München 1903.

Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüring. Länder. Bd. I und III. Halle a. S.

Zeitschrift für Ethnologie. Bd. XXVI und XI. Berlin 1894 und 1908.

Sophus Müller, Nordische Bronzezeit. Jena 1878.

„ „ Nordische Altertumskunde, Straßburg 1897.

Viktor Groß, Les Protohelvètes. Berlin 1883.

Heyerli, Urgeschichte der Schweiz. Zürich 1901.

Montelius, Aelteste Bronzezeit. Braunschweig 1900.

„ Die älteren Kulturperioden. Stockholm 1903.

„ Les temps préhistoriques en Suède. Paris 1895.

Much, Trugspiegelung orientalischer Kultur. Jena 1907.

Lindenschmidt, Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit. Mainz 1881.

Hoernes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa. Wien 1898.

S. Müller, Urgeschichte Europas. Straßburg 1905.

Reuß.

Das Gräberfeld von Nienhagen.

Hierzu Tafeln VII und VIII.

Oestlich vom waldigen Huy liegt da, wo die Holzemme in die breitere von der Bode durchflossene Talsenke eintritt, das Dorf Nienhagen. Oberhalb des Ortes breitet sich westwärts vom Klosterhofe ein großes Gräberfeld aus, das etwa ums Jahr 1870 von dem Abt Thiele, Domprediger zu Braunschweig, ausgebeutet wurde. Doch fand eine planmäßige Aufdeckung nicht statt, offenbar ist das meiste nur gelegentlich bei Erdarbeiten zutage gekommen, nur an einigen Stellen hat Thiele wohl selbst Nachgrabungen veranstaltet. Die Fundstücke gelangten später beim Verkauf seiner Sammlung in das Herzogliche Museum zu Braunschweig.[1])

Ein Plan des Gräberfeldes ist nicht vorhanden, doch hat Thiele in seinem Fundverzeichnis hier und da einige nähere Angaben gemacht.

Gleich westlich vom Klosterhofe wurden beim Ausheben von Kartoffelgruben Urnen und Skelette entdeckt. Die Gegenstände befanden sich etwa 0,50 m bis 1,20 m tief im schwarzen Erdboden. Von den Skeletten zwischen den Gefäßen hat nichts gerettet werden können.

Was nun entweder an dieser Stelle sowie auch ganz in der Nähe ans Tageslicht gebracht wurde, läßt sofort erkennen, daß hier mehrere vorgeschichtliche Perioden vertreten sind. Der neolithischen Zeit oder vielleicht auch schon der frühesten Bronzezeit sind nur zwei kleine Becher zuzuweisen; bei dem ersten (Nr. 1021), Taf. VII, Fig. 4, ist die Wandung ein wenig nach außen gebogen, etwas über der Mitte sitzt eine jetzt

---

[1]) Für die Erlaubnis zur Benutzung der vorgeschichtlichen Sammlung des Herzogl. Museums bin ich den Herren Direktor Prof. P. J. Meier und Prof. Dr. Chr. Scherer zu lebhaftem Danke verpflichtet; letzterer hatte auch die Güte, die den beigegebenen Abbildungen zugrunde liegenden photographischen Aufnahmen herzustellen.

teilweise abgestoßene Griffleiste. Der zweite Becher (Nr. 1022), Taf. VII, Fig. 5, ist oben unter der Mündung leise eingezogen, so daß seine Umrißlinie an die der Glockenbecher erinnert. An der Seite sitzt eine zweigehörnte Griffleiste, wie sie sich oft an Gefäßen der neolithischen Zeit findet; es mögen hier nur Sternhagen und Liepe genannt sein.

Daß diese Gegend bereits in der jüngeren Steinzeit bewohnt war, wird auch durch zwei lange, schwarze Schuhleistenkeile bezeugt, von denen der eine 30 cm, der andere 31,5 cm mißt. Sie lagen übrigens nicht auf dem eigentlichen Gräberfelde, sondern westwärts davon, ein wenig oberhalb desselben.

Der ganz frühen Bronzezeit gehört eine kleine, zierliche Kanne an (Nr. 1024), Taf. VII, Fig. 1. Zehn Minuten nordwärts des Gräberfeldes auf einer von Niederungen umgebenen Erdwelle lag im schwarzen Boden ein Skelett. „Am Kopfende desselben“ stand dieser kleine Henkeltopf, mit Erde gefüllt; weiter fußwärts fanden sich noch einige größere Gefäße, „wovon ein Randstück mitgebracht“. (Dies ist nicht mehr vorhanden.) Bei diesem Kännchen liegt der größte Durchmesser recht niedrig, der Umbruch ist abgerundet, dann verengt sich der Gefäßkörper allmählich, der Hals tritt etwas zurück, während der Mündungsrand wieder schräg nach außen gerichtet ist. Der Henkel ist breit, bandförmig und sitzt dicht über dem Umbruch. Eine Delle ist nicht vorhanden. Das Gefäß ist auffallend leicht. Ein Gefäß ganz ähnlicher Art fand sich auf dem Flachgräberfelde von Jordansmühl in Schlesien[1]), das von P. Reinecke noch vor Aunjetitz etwas näher an die Steinzeit gesetzt wird.[2]) Seger stellt es in die Kupferzeit.[3]) — Völlig dem Aunjetitzer Formenkreise gehört ein größeres Henkelgefäß an (Nr. 1013), Taf. VII, Fig. 11. Der Umbruch liegt ziemlich tief und ist scharfkantig, der Oberteil ist nach innen eingezogen. Unten befindet sich eine tiefe Delle, der Henkel sitzt dicht über dem Umbruch. Gefäße dieser Art finden sich nicht nur in Aunjetitz, sondern auch auf anderen böhmischen Hockergräberfeldern, ferner in Rothschloß, Jackschönau, Sillmenau und sonst in Schlesien.[4])

---

[1]) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift VII (1899), Seite 542, Abb. 12.

[2]) Zeitschr. f. Ethnologie 1902, Seite 271.

[3]) Schlesiens Vorzeit, Neue Folge II (1902), Seite 24.

[4]) Píč, Čechy prédhistorické, Taf. XII, Abb. 19. Die gleichen Formen finden sich auch noch auf den folgenden Tafeln. — Schlesiens Vorzeit, Neue

Es muß hier ferner ein ganz eigenartiges, aus Ton gearbeitetes Gerät (Nr. 1026), Taf. VII, Fig. 8, erwähnt werden, das bis jetzt, soweit ich sehe, auf unseren Gräberfeldern noch nicht gefunden ist. Es ist ein kegelförmiger Gegenstand von 6,5 cm Höhe, dessen Spitze abgeschnitten ist; die schräge Wandung zeigt eine leichte Ausbauchung. Der untere Teil ist etwas verbreitert, zieht sich dann aber rasch zu einer Grundfläche von 5,2 cm Durchmesser zusammen. Das Innere ist etwa bis zur Hälfte ausgehöhlt und im Lichten 2,9 cm weit; der obere Teil des Kegelstumpfes ist mit einer Röhre durchbohrt.

Auf den böhmischen Gräberfeldern lagen ganz ähnliche Stücke zusammen nicht nur mit Tonlöffeln, Steingeräten, Muscheln und Knochennadeln, sondern auch mit Bronzesachen, z. B. mit den Rollennadeln und den charakteristischen Oesennadeln.[1])

Ueber diesen Gegenstand sagt Pič folgendes: „Vieles spricht dafür, daß das Schmelzen der Bronze an offenen Feuern bewirkt wurde, wobei lederne Schläuche, die mit einem konischen Tonröhrchen versehen waren, die Glut anfachen mußten. Dergleichen Röhrchen, deren unterer Rand erweitert oder umgelegt ist, sind kein seltener Fund auf alten Siedelungen und mögen wohl auch in der Häuslichkeit verwendet worden sein. Lederschläuche benutzen noch heutzutage die Zigeuner bei ihren mannigfaltigen Schmiedearbeiten und verstehen es, das Kupfer an einem offenen Feuer aus Holzkohlen rasch zu schmelzen.“[2])

Aus den folgenden Jahrhunderten der Bronzezeit ist nichts vorhanden, aber die Hallstattperiode ist durch mehrere Funde deutlich erwiesen. So erhob Thiele auf dem eigentlichen Gräberfelde, dem Plane gleich westlich vom Klosterhofe, drei ungegliederte henkellose Gefäße, die sich in der Form fast gleich sind (Nr. 1005, 1007 und 1010), Taf. VII, Fig. 3, 6, 12. Es sind

---

Folge, Band II (1902), Seite 15. Herrn Professor Dr. P. Höfer verdanke ich noch den Hinweis auf das Hockergräberfeld von Ottwitz. Schlesiens Vorzeit VII (1899), S. 287, Abb. 10. — [Ganz ebensolche in einem Grabhügel in Ellrich bei Thierschneck (Grafschaft Camburg). Jahrg. 25 der Zeitschrift f. thür. Gesch. u. Altert., S. 108, Fig. 154. Ferner im Museum zu Eisleben Nr. 2018 (aus Sandersleben, Anhalt). D. R.]

[1]) Pič, Čechy prédhistorické, Tafel XLII, 17. XLV, 28. LXXIII, 12. LXXV, 19.

[2]) Pič, a. a. O., Seite 100. Ich verdanke die Uebersetzung dieser Stelle meinem Kollegen A. Prochazka zu Blažovice in Mähren.

hohe, in der Mitte mehr oder weniger ausgebauchte Töpfe, oben schlicht abgeschnitten. Aehnliche Gefäße standen in Steinkisten von Hoym und Beierstedt.

Bei einem anderen hohen Topfe (Nr. 1006), Taf. VIII, Fig. 5, ist der schräg aufsteigende Hals deutlich abgesetzt und trägt oben einen schräg abstehenden Mündungsrand. Diese Urne war mit einem Kalkstein zugedeckt. Auch diese Form fand sich in den Steinkisten von Eilsdorf, Beierstedt und Schwanebeck.

Ein in gleicher Weise gegliederter Topf (Nr. 1023), Taf. VII, Fig. 10, hat einen breiten, bandförmigen Henkel.

Während diese Gefäße immer einzeln gefunden wurden, kam es auch einmal vor, daß ein kleines in ein größeres hineingestellt war. In einer ehemals gehenkelten Schale (Nr. 1020), Taf. VII, Fig 9, stand ein breites Henkeltöpfchen (Nr. 1025), Taf. VII, Fig. 7, eins der wenigen Stücke des ganzen Gräberfeldes, das verziert ist. Am Grunde des eingezogenen Halses sind zwei Riefen, darunter geknickte Linien wie Teile eines Zickzackbandes, doch vereinzelt und mit senkrechten Streifen dazwischen. Alle Linien sind ganz weiche, leicht eingezogene Furchen, ohne scharfen Rand, anscheinend mit einem rundlichen Stabe ausgeführt. Aehnliche Stücke sind aus Eilsdorf und Beierstedt bekannt. Zu diesen beiden letztgenannten bemerkt Thiele: „Sie wurden noch umfaßt von einem größeren Gefäße.“ Dies ist aber nicht mehr vorhanden.

Daß hier auch selbst Steinkisten von Art der Beierstedter gewesen sein müssen, geht aus einer anderen Bemerkung Thieles hervor. Er erwähnt in seiner Liste einen Krug mit Deckel „in einer Steinkammer 4′ (1,14 m) tief. Der Raum innerhalb der Steinplatten, etwa eine Elle (57 cm) Quadrat und nicht ganz so hoch, war ganz mit schwarzer, lockerer Erde erfüllt“. Die Gruben in Beierstedt waren etwa 1 m bis 1,40 m tief, die Kisten ungefähr 50 cm hoch.

Auf diesem Felde westlich vom Klosterhofe fand Thiele nun auch die bekannte Türurne, die bereits in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Jahrgang 1872, Seite 16, veröffentlicht wurde und seitdem in allen Besprechungen über Hausurnen gewürdigt worden ist (Nr. 1009), Tafel VIII, Figur 3.

Von Beigaben findet sich wenig verzeichnet. In dem Kruge, der in der Steinkiste stand, lagen zwischen den Brandresten

einige platte Bronzestücke; auch ein rostiges Eisenstück, einer Messerspitze ähnlich, fand sich. Diese Sachen sind jedoch nicht mehr da, doch haben sich die Bruchstücke zweier Nähnadeln aus Bronze erhalten; das eine ist breit mit rundem Oehr, das andere schmaler mit länglicher Oeffnung.

In einer Urne lag zwischen den Brandresten eine Schwanenhalsnadel mit Schälchen ganz aus Bronze, wie solche so oft unter den Beigaben auf den Hausurnenfeldern sich findet.

Aus der La Tène-Zeit ist gar nichts vorhanden. Die Ausbeute an römischen Fundstücken war gering, aber auch dies wenige ist nicht mehr da. An einer Stelle, die zwar nicht genauer bezeichnet ist, aber doch wohl die alte Fundstelle ist, wie Thiele einmal das Feld gleich westwärts vom Klosterhofe nennt, stieß man in einer Tiefe von etwa drei Fuß (85 cm) auf ein Pferdeskelett. An demselben stand hinterrücks, wie es im Thieleschen Fundverzeichnis heißt, „ein Aschenkrug mit sehr markierter Verzierung, defekt, in demselben Knochenreste und dazwischen eine eiserne Schafschere, Stücke von Glasfluß und eine schwarze Masse, im Bruch wie Siegellack.“ (Diese Gegenstände sind nicht in das Herzogliche Museum gekommen.) Ob Tier und Gefäß ursprünglich zusammengehört haben, ist hieraus nicht ersichtlich, unmöglich ist es nicht, denn am Sönneckenberge dicht bei Stolzenau wurden Teile eines Pferdegerippes aufgedeckt, neben denen zwei römische Henkelgefäße aus Bronze standen.[1]) Wahrscheinlich weist die eiserne Schafschere den Fund in die nachchristliche Zeit, denn solche Scheren sind bekannt aus Darzau, Wehden, Issendorf und Perlberg; bei uns läßt sich keine einzige, soweit ich sehe, über die römische Kaiserzeit zurückführen.[2]) In Schlesien tritt freilich dieses Gerät schon in der La Tène-Zeit auf.[3])

Daß hier in der Tat zur römischen Zeit Bestattungen vorgekommen sind, wird durch ein wertvolles Schmuckstück bezeugt, das zwar nicht in das Herzogliche Museum gelangt ist, von dem aber die Kunde durch einen Zufall erhalten blieb. Als Chr. Hostmann die Funde von Darzau bearbeitete und zu dem Zwecke auch die Museen in Braunschweig besuchte, lernte

---

[1]) Willers, Die römischen Bronzeeimer von Hemmoor. Seite 36.
[2]) Hostmann, Der Urnenfriedhof bei Darzau. Seite 89.
[3]) Mertins, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens. Seite 99.

er dort auch die Sammlung Thieles kennen. In derselben fand er eine Fibel aus Nienhagen, das genaue Gegenstück zu einer von ihm ausgegrabenen, die er auf Tafel VIII seines Werkes unter Nr. 11 abbildet. Er sagt dazu: „Der interessanteste Fund einer völlig gleichartigen Spange war der aus einem kleinen mit Skeletten untermischten Urnenlager bei Nienhagen neben einer sehr roh geformten, weiten und mit einem flachen Deckelstück geschlossenen sogenannten Hüttenurne, die mit verbrannten Gebeinen gefüllt war.“ (Gemeint ist die Türurne Nr. 1009, Tafel VIII, Fig. 3). Es ist dies eine Scheibenfibel von 2,7 cm Durchmesser, oben mit einem kleinen Ringe besetzt. Aus einem Mittelfelde erhebt sich ein Knopf. Der Raum zwischen diesem und dem Rande ist blau emailliert, und in dieser Zone sind weiße und rote Punkte kranzförmig angeordnet. Die Nadel an der Rückseite bewegt sich in einem Scharnier. Diese Scheibenfibeln mit Scharniereinrichtung bilden nach Almgren eine provinzial-römische Gruppe und gehören der Zeit um 200 nach Christus an.[1]) Wohin dies Schmuckstück gekommen ist, kann nicht angegeben werden.

Die spätrömische und Völkerwanderungszeit ist durch drei Urnen von ziemlich gleicher Form vertreten; es sind breite, henkellose Näpfe, die in der Mitte ausgebaucht sind; der Hals ist etwas eingezogen, der Mündungsrand verdickt. Das erste Gefäß (Nr. 1008), Tafel VII, Fig. 13, erinnert an Urnen von Pritzier.[2]) Bei uns ist diese Form auf den Gräberfeldern von Lelm-Räbke, Eilum und Meerdorf vertreten.

Der zweite Napf (Nr. 1012), Tafel VIII, Fig. 4, ist breiter als der vorige und gleichfalls unverziert. Nach Thieles Fundverzeichnissen lagen hierin zwischen den Knochen mehrere Schmucksachen: eine Bronzefibel, drei Perlen von Glas, eine solche von Bernstein und außerdem noch „kleine Klumpen“ von Bernstein und Emaille, offenbar im Feuer zusammengeschmolzene Perlen. Diese Gegenstände sind nicht mehr da, doch ist ihre Erwähnung wertvoll, da hierdurch die oben angegebene Zeitstellung bestätigt wird. In Darzau treten die Perlen von Glas, Email, Mosaik und Bernstein erst in der zweiten Hälfte des Friedhofes auf (also etwa seit 150 n. Chr.),

[1]) Almgren, Nordeuropäische Fibelformen. Seite 99.
[2]) Beltz, Vorgeschichte von Mecklenburg. Seite 137, Fig. 228 und 229.

und auch in Mecklenburg erscheinen sie nach langer Unterbrechung erst wieder in der jüngeren römischen Periode.[1])

Die dritte napfförmige Urne ist verziert (Nr. 1017), Tafel VIII, Fig. 1. Zwischen Hals und Umbruch umziehen das Gefäß zweimal zwei Riefen, die jedoch an drei Stellen durch kurze, aufgerichtete Bandstreifen unterbrochen sind: zwischen seichten, breiten Furchen sind sechs Grübchen eingedrückt. Diese Verzierungsweise, durch senkrecht gestellte Zwischenglieder die wagerechten Linien zu durchschneiden, findet sich ganz ähnlich an Urnen von Dahlhausen, Pritzier und Borgstedt.

Diese drei letztgenannten Näpfe gehören also wohl dem dritten oder vierten nachchristlichen Jahrhundert an.

Dieser Periode muß wahrscheinlich auch noch ein unverzierter, breiter Napf zugewiesen werden, der in der Form den vorgenannten ähnlich ist, jedoch keinen verdickten Rand hat (Nr. 1011), Tafel VIII, Fig. 2.

Das Gräberfeld von Nienhagen lieferte also Becher aus neolithischer Zeit, Henkelgefäße aus der Kupfer- und frühesten Bronzezeit, Urnen aus der Hallstattzeit, Schmucksachen aus römischer Zeit und zuletzt breite Näpfe der Völkerwanderungsperiode. Das sind Funde aus einem Zeitraum, der fast 3000 Jahre umfaßt. Und noch klarer würden sich diese Verhältnisse darstellen, wenn hier regelrechte, planmäßige Ausgrabungen hätten veranstaltet werden können.

Wahrscheinlich ist dies Gräberfeld auch jetzt noch nicht erschöpft, aber die geringen uns erhaltenen Reste sind nicht nur für die Vorgeschichte im allgemeinen, sondern auch für die Siedelungskunde wertvoll.

Jene Menschen, deren Gebeine hier ruhten oder deren Leiber hier verbrannt wurden, müssen hier auch ganz in der Nähe gewohnt haben, also wahrscheinlich, da doch das Wasser das unentbehrliche Lebenselement ist, an der Holzemme, mithin da, wo heute der Ort liegt. Nienhagen ist also durchaus kein neuer Hagen, sondern vielmehr eine uralte Ansiedlung, bewohnt schon in älteren vorgeschichtlichen Zeiträumen. Und wenn auch aus mancher Periode, so aus der eigentlichen Bronzezeit und der La Tène-Zeit, sowie aus den letzten Jahrhunderten der Vorgeschichte, Funde nicht vorhanden sind, so darf daraus

---

[1]) Hostmann, Seite 102 und 74. Beltz, a. a. O. Seite 136.

noch nicht geschlossen werden, die Stätte habe jahrhundertelang wüst gelegen und sei erst wieder gegen 1138, wo der Ort zum erstenmal, und zwar als Bod-Sircstide, in klösterlichen Urkunden erscheint, dauernd besiedelt worden.[1]) Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß bei sorgfältigen Nachforschungen jene Lücken sich bald schließen würden, denn ähnliche Wahrnehmungen macht man auch anderwärts.[2]) Hoffentlich treten dereinst hier noch Funde ans Tageslicht, die jene Lücken ausfüllen und deutlich beweisen, daß Nienhagen ein uralter Ort ist, dessen Anfänge in der neolithischen Zeit wurzeln und der seitdem ununterbrochen besiedelt gewesen ist.

Nienhagen.	Maße der Gefäße			
Nummer des Gefäßes	Mündung	Boden	Höhe	Gr. Durchm.
Tafel VII, Fig. 4	97 mm	52 mm	95 mm	
„ VII, „ 5	90 „	55 „	95 „	
„ VII, „ 1	78 „	30 „	80 „	92 mm
„ VII, „ 11	165 „	70 „	135 „	
„ VII, „ 8	—	—	65 „	5,2 „
„ VII, „ 12	138 „	10 „	165 „	
„ VII, „ 6	132 „	95 „	230 „	210 „
„ VII, „ 3	155 „	135 „	250 „	
„ VIII, „ 5	115 „	90 „	218 „	220 „
„ VII, „ 10	125 „	60 „	125 „	155 „
„ VII, „ 9	130 „	60 „	65 „	
„ VII, „ 7	87 „	40 „	63 „	107 „
„ VIII, „ 3	250 „	130 „	200 „	290 „
„ VII, „ 13	163 „	80 „	130 „	185 „
„ VIII, „ 4	20 „	90 „	125 „	210 „
„ VIII, „ 1	195 „	100 „	120 „	225 „
„ VIII, „ 2	232 „	120 „	160 „	260 „

[1]) Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen. XIV. Heft, Kreis Aschersleben. Seite 181.

[2]) Vergl. Th. Voges, Vorgeschichtliche Siedelungen im nordharzischen Hügellande. Braunschweig, Jahrbuch V (1907). Seite 26.

Th. Voges.

Die Grabkammer von Osterode am Fallstein.

Hierzu Tafeln VII und VIII.

Im Jahre 1867 wurde am nördlichen Fuße des Fallsteins zwischen den Dörfern Osterode und Veltheim ein großes Grab aus neolithischer Zeit aufgedeckt und zerstört. Es lag etwa 200 Schritt westlich von der Steinmühle am unteren Abhange des Eulenberges auf einem Plane des Ackermanns Bötel in Osterode. In geringer Entfernung von dieser Stelle lag einst das längst eingegangene Dorf Steine, Stene oder Stenem. Beim Tiefpflügen des Planes stieß der Ackermann Bötel unmittelbar am Wege auf große Steine und traf mit dem Müller Schmidt ein Uebereinkommen, daß dieser die Steine aus dem Acker entfernen solle. Bei dieser Arbeit stieß Schmidt auf die Deckplatten des Grabes (es sollen fünf gewesen sein), sprengte dieselben mit Pulver und fand nun unmittelbar unter denselben zwanzig menschliche Gerippe. Diese lagen in der Richtung nach Osten nicht nebeneinander, sondern abgeteilt zu dreien bis sechs. Bei den Gruppen standen kleine Tongefäße und ein größeres, das Asche und Kohlen enthielt; die kleineren waren leer. Außer den Tongefäßen fand sich nur noch ein gleichfalls aus Ton gebrannter Gegenstand, der Beschreibung nach ein Spindelstein, der jedoch weggeworfen wurde. Von Stein- oder Metallgeräten hat der Müller nichts bemerkt. Die herbeigeeilten Leute durchwühlten das Grab, zerschlugen die Töpfe teils aus Mutwillen, teils in der Hoffnung, Schätze zu finden. Ebenso erging es den Gerippen.

Bald danach besuchte J. Grote, Reichsfreiherr zu Schauen, das Grab, durchsuchte die ausgeworfene Erde, entdeckte aber außer kleinen Scherben und Bruchstücken von Menschenknochen nur einen Zahn eines jungen Pferdes. Im ersten Bande der Zeitschrift des Harz-Vereins (1868) erstattete er Bericht über das Grab, dem wir hier folgen. Der Innenraum hatte eine Länge von vierzehn Schritten und eine Breite von sieben

Schritten. Die Wände bestanden aus vier Fuß hohen, rohen Steinplatten. Unversehrt fand der Berichterstatter die nördliche Wand, die aus sieben aufrecht stehenden vier Fuß hohen Steinplatten bestand, wie sie am Fallsteine brechen.

Im folgenden Jahre hat wahrscheinlich auch der Domprediger Abt Thiele aus Braunschweig, ein eifriger Sammler vorgeschichtlicher Gegenstände, diese Stelle besucht. In seinen Aufzeichnungen nämlich sagt er, das Grab sei im Jahre 1868 noch sichtbar gewesen. Er nennt es „ein großes Doppelgrab, von gewaltigen Steinen umstellt und zum Teil (oben und unten) bedeckt".

Nach diesen Angaben war das Osteroder Grab eine Steinkammer. Rechnet man einen Schritt zu 0,80 m, so betrug ihre Länge 11,20 m und ihre Breite 5,60 m. Die Steine waren etwa 1,14 m hoch. Aus der Thieleschen Bezeichnung „Doppelgrab" kann man vielleicht schließen, daß eine Querwand den inneren Raum wie bei den Steinkisten von Züschen und Karleby in Westergötland in zwei Kammern trennte. Auffallend ist die Breite des Grabes. Während die Steinkiste von Züschen bei einer Länge von 20 m querüber fast 4 m mißt und die Steinkiste von Karleby gar nur etwa 2,30 m breit ist, sind es hier 5,60 m. Der Innenraum der Grabkammer auf dem Kucksberge in Elme ist auch nur 2 m breit.

Vorhanden und der Zerstörung entgangen sind zwei Gefäße. Zwar berichtet der Reichsfreiherr Grote-Schauen, es sei nur eins. und zwar durch den Kantor Walkhof in Osterode, gerettet worden; es sind aber zwei vorhanden, das erste erwarb der Abt Thiele, und dies befindet sich jetzt im Herzoglichen Museum (Nr. 1023), Tafel VII, Fig. 10, das andere wird nach einer Mitteilung Höfers im Fürst Otto-Museum aufbewahrt.[1]) Tafel VIII, Fig. 6. Das Thielesche Gefäß gehört dem Bernburger Formenkreise an. Es ist dicht über dem Boden ausgebaucht und steigt dann schräg, nach innen geneigt, aufwärts. Der Rand ist glatt abgeschnitten. Jederseits stehen zwei Schnurösen, senkrecht durchbohrt. In der Höhe derselben findet sich ein sechsstrichiges Zickzackband mit doppelten Einstichen darüber. Am unteren Teile der Wandung ist ein dreistrichiges Zickzackband angeordnet mit je zwei Stichen in den oberen

---

[1]) Zeitschrift des Harz-Vereins XXXI (1898), S. 274.

Winkeln. Dicht über dem Boden läuft eine Doppelreihe von Einstichen hin. Unter den Schnurösen zeigt sich ein Ornament, das aus einer wagerechten Reihe mit sieben abwärts ziehenden Reihen von Einstichen besteht. Die Zickzackbänder sind im Furchenstich hergestellt und ebenso wie die Einstiche mit einer weißen Masse ausgefüllt. Herzogl. Museum Nr. 1203, Tafel VII, Fig. 2. Das zierliche Gefäß ist 7,6 cm hoch; der Boden mißt 7 cm, die Mündung 5,8 cm im Durchmesser. Seine Form erinnert an einen Becher aus der Riesenstube am Bruchberge bei Drosa.[1])

Nach Höfers Mitteilung gehört auch das andere kleine Gefäß, Taf. VIII, 6, das, wie bemerkt, jetzt in Wernigerode aufbewahrt wird, dem Bernburger Typus an.[2])

Osterode.	Maße der Gefäße.			
Nummer des Gefäßes	Mündung	Boden	Höhe	Gr. Durchm.
Tafel VIII, Fig. 6	60 mm	85 mm	47 mm	65 mm
„ VII, „ 2	58 „	70 „	76 „	

[1]) Jahresschrift f. d. Vorgesch. d. sächs.-thür. Länder, Bd. IV (1905), Taf. V, Abb. 18, S. 41.

[2]) Zeitschr. d. Harz-Vereins, Bd. XXXI (1898), S. 274.

Th. Voges.

Die Bronzezeit in der Altmark.

Von P. Kupka.

Hierzu Tafeln IX und X.

Literatur.

BV = Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

FNM = E. Förstemann, Neue Mitteilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen.

JVS-TL = Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder.

KB = Korrespondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. J. Ranke und Prof. Dr. G. Thilenius.

KDA = F. Kruse, Deutsche Altertümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Altertümer.

MC = O. Montelius, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit.

MJ = Jahrbücher des Vereins f. Mecklenburgische Geschichte.

NA = Nachrichten über deutsche Altertumsfunde.

SB = Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark, Stendal.

SJ = Jahresbericht d. altmärk. Vereins für vaterländische Geschichte zu Salzwedel.

ZE = Zeitschrift für Ethnologie.

Die heutige Altmark, der nördlichste Teil der Provinz Sachsen, liegt auf dem linken Elbufer und umfaßt die vier landrätlichen Kreise Salzwedel, Osterburg, Gardelegen und Stendal. Die beiden ersteren bilden die Nordhälfte, die zwei letzteren die Südhälfte der Landschaft. Die Elbkreise Osterburg und Stendal liegen im Osten, Gardelegen und Salzwedel im Westen des Gebietes. Früher gehörte noch der zwischen Elbe und Havel gelegene Strich, der heute den Kreis Jerichow II bildet, hinzu, und auch die Orte Wolmirstedt, Rogätz, Angern und Alvensleben waren ursprünglich Bestandteile der Altmark; andererseits lag der südliche Teil des Kreises Gardelegen außerhalb ihres Gebietes. Die heutige Grenze bilden im Norden der Kreis Westprignitz und die Provinz Hannover, im Westen die nämliche Provinz und das Herzogtum Braunschweig, im Süden die Kreise Neuhaldensleben und Wolmirstedt und im Osten der Kreis Jerichow II. Exklaviert im Braunschweigischen liegen die Bezirke Wolfsburg und Hehlingen. Als Grenze im Süden mag für uns etwa die Linie Genthin-Neuhaldensleben gelten.

Die Landschaft ist uralter Kulturboden, denn es gibt kaum ein Gebiet, in dem sich die Entwicklung der menschlichen Kultur an den Rückständen, die ihre einzelnen Phasen hinterlassen haben, in ähnlicher Lückenlosigkeit verfolgen läßt wie gerade in der Altmark. Hier finden sich Reste, die in voller Deutlichkeit das Vorhandensein einer Periode belegen, die älter als die der Kjökkenmödinger ist und die nicht anders als eine Uebergangsphase zwischen Palaeolithicum und Neolithicum aufgefaßt werden kann.[1]) Hier finden sich reichlich Rückstände, die mindestens zwei deutlich erkennbare neusteinzeitliche Perioden belegen. Die Bronzezeit, die ältere Eisenzeit, die Periode des römisches Einflusses, die Völkerwanderungszeit und schließlich die Zeit der slavischen Besiedlung, alle diese Abschnitte haben in dem Boden, über den sie hinweggeglitten sind, eine überreiche

[1]) ZE 1907 p. 192 ff.; SB II, 5, p. 245 ff.; SJ 1907 p. 151 ff., Mainzer Ztschr. 1908 p. 44 fg.

Fülle von Geräten aus Ton, Stein, Horn, Knochen, Gold, Silber, Bronze, Eisen, Kupfer und Glas hinterlassen, die uns heute ermöglichen, die Flucht dieser Erscheinungen, zwar nicht in Einzelheiten, so doch in ihren gröbsten Zügen zu erfassen.

Indessen stößt das Streben nach Erkenntnis auf dem hier angedeuteten Gebiete auf mancherlei Schwierigkeiten. Die altmärkischen Bodenfunde, die gerettet worden sind, liegen in nicht weniger als acht oder neun öffentlichen Sammlungen, nämlich im Museum für Völkerkunde zu Berlin, im Provinzialmuseum zu Halle, im Museum für Natur- und Heimatkunde zu Magdeburg, im Altmärkischen Museum zu Stendal, im Museum zu Salzwedel, in den beiden Sammlungen zu Neuhaldensleben, im Museum zu Havelberg, in der Sammlung zu Genthin und eine Fibel sogar in der Sammlung zu Gotha. Diese Zerstreuung des Fundmaterials ist für die Forschung nicht gerade förderlich.

Nicht geringere Schwierigkeiten stellen sich ein, sobald es sich darum handelt, der einschlägigen Literatur habhaft zu werden und sie zu erklären. Heutigen Ansprüchen genügende, zusammenfassende Arbeiten über die Vorgeschichte der Altmark sind nicht vorhanden. Das, was an Vorarbeiten da ist, findet sich in mannigfachen Büchern und Zeitschriften zerstreut, so daß der Forscher erst mühsam suchen muß, um Nachrichten über Funde aus alter Zeit zu erlangen. Und gerade diese alten Berichte sind trotz mancher Mängel heute von besonderer Wichtigkeit, denn ihre Verfasser hatten noch das Glück, den Boden der Landschaft mit schon äußerlich erkennbaren alten Grabanlagen förmlich durchsetzt zu finden. Die nachdrücklichere Bebauung des Landes hat die hindernden Tumuli schonungslos zusammengepflügt, ihre äußeren Steinkreise und inneren Schüttungen sind auf die Chausseen gewandert, sodaß von dem Reichtum an Hügelgräbern, den die Landschaft noch zu Danneils Zeiten aufwies, so wenig übrig geblieben ist, daß nur noch gelegentliche und meist vom Zufalle abhängige Ergänzungen unserer Kenntnisse in diesem Punkte zu erwarten sind. Hierzu kommt noch, daß die Benutzung der alten Berichte nicht gerade einfach ist. Vieles, was die neuere Forschung sorgfältig berücksichtigt, erscheint dort nebensächlich behandelt, wenn es überhaupt in Erwägung gezogen wird; die Terminologie ist nicht immer wünschenswert klar, und der Mangel an Abbildungen macht sich oft recht fühlbar.

Wenn trotz alledem hier der Versuch einer zusammenfassenden Betrachtung der altmärkischen Bronzezeitfunde unternommen wird, so geschieht das in der Erwägung, daß doch irgend einmal der Anfang hierzu gemacht werden muß. Ist einmal eine Grundlage vorhanden, und sei sie auch noch so bescheiden, so wird es nicht gerade schwer halten, auf ihr weiter zu bauen, d. h. ihre Lücken zu ergänzen und Irrtümer zu berichtigen.

Gemeinhin verlegt man den Beginn der europäischen Bronzezeit in den Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. Bestimmend für diesen Ansatz war das Auftreten gewisser Inventarstücke dieses Kulturabschnittes in datierbaren Fundgruppen, die in den alten Kulturländern des Mittelmeergebietes gewonnen wurden. Zu diesen für die Zeitbestimmung so wichtigen Gerätschaften gehören vor allem der Oesenring, ein glatter Halsring mit ösenartig umgebogenen Enden, der trianguläre Dolch, eine kurze, dreieckige Klinge, der Schwertstab, eine beilähnliche Waffe, die statt der Beilklinge die eines breiten Dolches trägt, und die Schleifennadel, deren Kopf aus einer Schlinge besteht, die dadurch hergestellt ist, daß das Kopfende zu einem dünnen Drahte ausgezogen, zu einer Schlinge eingerollt und schließlich unmittelbar unter der Schleife in sehr dicht liegenden Windungen um den Schaft gewickelt wurde. Der Oesenring fand sich in Aegypten in den Ruinen von Kahun[1]) unter Rückständen, die aus der Zeit der 12. oder 13. Dynastie oder genauer aus der zweiten Hälfte der zwölften Dynastie,[2]) d. h. aus den beiden ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends stammen. Ebenfalls aus Aegypten und ungefähr aus der gleichen Zeit rührt ein Dolch mit triangulärer Verzierung[3]) her. Eine Schwertstabklinge[4]) entstammt einem Grabe auf Amorgos. Sie wurde mit Gefäßen des mittleren minoischen Stiles gefunden, die auf das 19. vorchristliche Jahrhundert deuten. Schleifennadeln[5]) schließlich gehören sehr alten Fundgruppen an, die in Naquada in Aegypten, auf Cypern und in den Schichten II-V in Hissarlik gehoben worden sind.

---

[1]) MC p. 145; [2]) ZE 1904 p. 608 ff.; [3]) MC p. 144; [4]) MC p. 164, neuerdings wird die Form des Stückes allerdings angefochten; [5]) ZE 1907 p. 807, BV 1899 p. 37 u. 39 Anm. Ohnefalsch-Richter findet sie hiernach zuerst in seiner kyprisch-kykladischen Periode (IV), die er auf die Zeit von 2500 bis 1600 v. Chr. ansetzt.

Für einen etwas jüngeren Abschnitt der europäischen Bronzezeit sind zwei andere Typen bedeutsam, nämlich die Nadeln mit durchlochtem und geschwollenem Halse und eine Schwertform, deren Klinge sich zu einer flachen beiderseits mit erhabenen Rändern versehenen Griffzunge verengt, die im Umrisse der Projektion des Griffes gleicht. Die Nadel mit durchlochtem und geschwollenem Halse hat ihre Vorläufer in Formen, die auf Cypern ungefähr von 2500—1100, in Aegypten von 1400—1200 v. Chr. auftreten und in Troja in den Schichten II-V gefunden worden sind.[1]) Ein Schwert oben bezeichneter Art, das aus Mitteleuropa[2]) stammen muß, ist in den Trümmern eines Gebäudes der Burg Mykenä gefunden worden und hiernach auf das 14.—15. Jahrhundert datiert worden. Oesenringe, trianguläre Dolche, Schwertstäbe und Schleifennadeln gehören also in die früheste Periode der Bronzezeit, die wir nach Höfer[3]) für unsere Gegenden auf das 19. vorchristliche Jahrhundert ansetzen können. Nadeln mit geschwollenem und durchlochtem Halse und Mykenäschwerter gehören einem etwas jüngeren Abschnitte der Bronzezeit an. Wir werden alle diese typischen Geräte oder ihre Derivate in der Altmark und in ihren nächsten Grenzgebieten wiederfinden.

Um die Einteilung des Bronzealters hat sich O. Montelius unstreitig mit größtem Erfolge bemüht. Auf Grund typologischer Betrachtungen gelangt der Gelehrte zur Annahme von sechs Abschnitten, denen er je die Dauer von 200—300 Jahren zuschreibt. Die Reihenfolge der Typen im allgemeinen wird sich schwerlich erfolgreich bekämpfen lassen, dagegen hat die etwas schematische zeitliche Gliederung nicht überall Anklang und verschiedentlich begründete Ablehnung gefunden.

In neuerer Zeit haben sich besonders P. Reinecke und R. Beltz mit der Periodenteilung der Bronzezeit beschäftigt. Beide stellen chronologische Systeme auf, die sich von dem des obengenannten schwedischen Archäologen merklich unterscheiden. Während Beltz den durch Montelius angedeuteten Verlauf des bezeichneten Kulturabschnittes im ganzen anerkennt und nur

---

[1]) ZE 1907 p. 801, Ohnefalsch-Richter in BV 1899 S. 338; Naue, Br.-Zt. i. Ob.-B. S. 156 fg. [2]) MC p. 172. [3]) JVS-TL 1906 p. 32; P. Reinecke weist Mainzer Zts. 1907 S. 53 Anm. 12, diesen Ansatz zurück, hoffentlich beschert uns der Forscher bald eine eingehende Begründung dieser Ablehnung.

die Aufteilung dieses Verlaufes auf bestimmte Jahrhunderte beanstandet, ändert Reinecke die Montelius'sche Chronologie insofern ab, als er zunächst auf Grund neuer Fundgruppen aus Teilen ihrer ersten und zweiten Periode eine neue Stufe B aufstellt, den Rest der Periode II als Stufe C und Periode III als Stufe D bezeichnet. Die folgenden Perioden betrachtet Reinecke als der Hallstattzeit zugehörig. Daneben hat der Forscher mit umfassender Sachkenntnis synchronistische Beziehungen zwischen der nordeuropäischen Kulturgruppe und den frühen Strömungen herzustellen versucht, die im Gebiete des östlichen Mittelmeerbeckens nachgewiesen sind. Das Nähere ergibt folgende Tabelle.

Mittel und Nordeuropa nach P. Reinecke[1])	Skandinavien n. Montelius	Nordische Bronzezeit nach R. Beltz[2])	Aegäischer Kreis (Aegypten)[3]	
Stufe A: Stufe der triangulären Dolche und Kurzschwerter	Periode I	Aelteste Bronzozeit (2000—x)	Inselkultur (mit mehreren Stufen) Kreta, Amorgos	Hissarlik-Troja II.-V. Schicht
			Früh-Kamareszeit	
Stufe B: Stufe der geschweiften Kurz- und ältesten Langschwerter	Periode II	Aeltere nordische Bronzezeit, erster Abschnitt	Haupt-Kamareszeit (das 7. Jahr Usertesens III, 1876-1872 v. Chr.) mittleres Reich und Anfang des neuen Reiches	
Stufe C: Stufe der Schwerter m. achteckigem, vollem Griffe			Spät-Kamares und Früh-mykenische Gruppe Mykenä (Schachtgräber)	
Stufe D: Stufe der Schwerter m. massivem Griffe von ovalem Querschnitte	Periode III	Aeltere nordische Bronzezeit, zweit. Abschnitt (x—1000)	Jünger-myken. Gruppe (Neues Reich [Thutmes III ca. 1500; Amenophis III und IV ca. 1420; Ramses II ca. 1800 v. Chr.] Mykenä (Kuppelgräber)	Hiss.-Troj. VI. VII. Sch.
Hallstatt A: Stufe der Ronzano- u. Antennenschwerter, der „ungarischen" Schwerter m. Scheiben- und Schalenknauf	Periode IV	Jüngere Bronzezeit	Spätmykenische Gruppe (XX. und XXI. Dynastie) Mykenä, Cypern	Hissarl.-Troja VIII. Schicht
	Periode V			
Hallstadt B	Periode VI	Ende der Bronzezeit		
1) KB 1902 S. 2.		2) Vorgesch. von Mecklenburg, Berl. 1899.	3) cf. Anm. 1 dieser Tab. Die hier bemerkbaren Abweichungen von dem Schema im KB l. c. erfolgten auf Grund frdl. Mitteilungen des Herrn Autors.	

Wie oben schon bemerkt und wie auch aus der tabellarischen Uebersicht erkennbar ist, rechnet P. Reinecke die Perioden M IV fg. der Hallstattkultur zu. Zweifellos weisen in der Altmark Waffen, Armringe und Nadeln dieses Abschnittes vielfach Hallstätter Formen auf (Antennen- und Ronzanoschwerter, Lanzenspitzen, geschweifte Messer, Armringe, Vasenkopfnadeln); daneben finden sich aber auch noch rein nordische Metalltypen (Rasiermesser, Fibeln, Lanzenspitzen, Hängegefäße). Die gleichzeitige Keramik ist dagegen gänzlich frei von Hallstätter Einflüssen. Wenn sich Einwirkungen fremder Stile in der altmärkischen Tonware dieser Zeit geltend machen, so deuten sie vielmehr nach Osten, auf die ungarisch-schlesisch-lausitzische Gruppe als auf den Formenkreis der Hallstattkultur hin.

R. Beltz weist für seine jüngere Bronzezeit an mecklenburgischem Material noch anderweitige Spuren der frühesten europäischen Eisenzeit nach. Er erklärt die Drachenfigur, die sich nicht selten auf Hängegefäßen findet, für den in die nordische Formensprache übersetzten Hallstattvogel und spricht gegossene, mit Gruppen konzentrischer Kreise verzierte Gefäße als heimische Nachahmungen ähnlich gemusterter getriebener Gefäße an, die aus dem Süden eingeführt sind. Auch Beltz findet Schalenknauf- und Antennenschwerter südlicher Herkunft unter den mecklenburgischen Funden dieses Abschnittes; trotz alledem berücksichtigt er bei seiner Einteilung diese Beobachtungen nicht, sondern gliedert die Summe der hierher gehörigen Erscheinungen schlank als jüngere Bronzezeit an die übrigen Perioden der hier besprochenen Kulturepoche an.

Soweit sich erkennen läßt, besteht zwischen den altmärkischen und mecklenburgischen Verhältnissen viel Aehnlichkeit. So lange also nicht neue Funde deutlichere Unterschiede hervortreten lassen, scheint es uns angebracht, das von Beltz aufgestellte System auch auf die altmärkische Bronzezeit zu übertragen. Fügen wir bei den einzelnen Stücken oder ganzen Fundgruppen ihre mutmaßliche Zugehörigkeit zu den Monteliusschen Perioden hinzu, so steht ihrer Einordnung in irgend ein anderes System keine Schwierigkeit entgegen.

Wie überall, so beruht auch in der Altmark unsere Kenntnis der Bronzezeit auf Bodenfunden. Diese Bodenfunde gruppieren

sich in Grabfunde, Wohnstättenfunde, Depotfunde und Einzelfunde. Unter den Depotfunden unterscheidet man Moorfunde und Erdfunde. Nicht jeder Abschnitt der altmärkischen Bronzezeit ist durch alle diese Arten von Bodenfunden zu belegen. Wir vermögen für die früheste Bronzezeit nur Einzelfunde, Erdfunde und Moorfunde beizubringen. Gräber aus diesem Abschnitte sind kaum und Wohnstättenreste dieser Periode sind überhaupt nicht bekannt. Die letzte Hälfte der jüngeren Bronzezeit ist uns hingegen durch reichliche Gräberfunde und durch Erdfunde erkennbar geworden, während Moorfunde hier seltener sind. Einzelfunde liegen wohl aus allen Abschnitten der behandelten Kulturperiode vor. Hierbei ist aber zu beachten, daß diese hier als Einzelfunde bezeichneten Objekte aller Wahrscheinlichkeit nach zum größten Teile aus längst zerstörten Grabanlagen stammen; ebenso sicher sind andere vereinzelt aufgefundene Stücke, namentlich im Moor gehobene Schmucksachen, einstmals dort freiwillig niedergelegt worden und dürften mit gutem Recht als Depots bezeichnet werden.

I. Frühe[1]) Bronzezeit.

Einzelfunde. Das seiner Form und seinem Stoffe nach älteste bekannte Metallgerät aus dem behandelten Gebiete ist eine

1. Kupferaxt von Althaldensleben.[2])

Das Stück besteht aus fast reinem Kupfer, mit nur geringen, jedenfalls nicht absichtlich hinzugesetzten fremden Beimischungen. Die Form des Gerätes ist, wie Textfig. 1 ergibt, die eines schlanken, dicknackigen Steinbeiles von 17,5 cm Länge. Das in der Gymnasialsammlung zu Neuhaldensleben aufbewahrte Werkzeug wurde von einem Kupferschmied erworben, der es als altes Kupfer aufgekauft hatte. Derartige Geräte sind nicht gerade häufig. Ihre altertümliche Form, die auf die so ungemein zahlreich bekannten Steinkeile als auf ihre Vorbilder hinweist, ihr einfacher Stoff und ihr weitverbreitetes spärliches Auftreten haben Veranlassung zur Aufstellung einer besonderen Kupferzeit gegeben, deren Existenz aber andrerseits bestritten worden ist.

---

[1]) Nach Lissauer. [2]) BV 1898 S. 604 ff.

2. Kupferne Flachaxt von Genthin, Kr. Jer. II.

Ein 8 cm langes, an der Schneide 3 cm breites Flachbeil, das bei Genthin gefunden wurde, wird in der Sammlung des Vereins der Altertumsfreunde des Kreises Jerichow II zu Genthin aufbewahrt. Das Stück soll aus Kupfer bestehen, was seiner beachtenswert altertümlichen Form nach sehr wahrscheinlich ist. Das schwachbogige Bahnende verbreitert sich ziemlich rasch zapfenartig nach oben und unten ähnlich wie an den altägyptischen Kupfer- oder Bronzeäxten von der Form wie sie Montelius [1]) und Charles H. Read [2]) abbilden.

3. Randaxt von Briest, Kr. Stendal.

Das im Altmärkischen Museum zu Stendal liegende Gerät ist, wie Textfig. 2 zeigt, vom sächsischen Typus, d. h. hat geschwungene Seitenkonturen bei ausladender Schneide und rundem Bahnabschluß. Das Stück zeigt schwache (nicht grüne) Moorpatina.

4. Randaxt von Badel, Kr. Salzwedel.

Der Fund, wie Textfig. 3, ist in Privatbesitz. Die graden Seitenkonturen und der kaum ausladende Schneidenteil machen das Stück als dem norddeutschen Typus der Rundäxte zugehörig kenntlich.

5. Randaxt von Ebendorf, Kr. Wolmirstedt.

Eine 9 cm lange Randaxt von der Form des Briester Stückes aus der Gegend von Ebendorf liegt unter Kat.-Nr. 403 im Provinzial-Museum zu Halle.

6. Randaxt von Zielitz, Kr. Wolmirstedt.

Eine 11 cm lange Randaxt von norddeutschem Typus stammt vom Zielitzer Ellersell. Das mit Edelrost bedeckte Stück wird im Provinzial-Museum zu Halle aufbewahrt.

7. Schleifennadel von Loitsche, Kr. Wolmirstedt.

Im Provinzial-Museum zu Halle liegt eine bei Loitsche, Kr. Wolmirstedt, gefundene Schleifennadel Kat-Nr. 185 mit säbelartig gekrümmtem Schaft. Die Fundumstände des Stückes sind mir nicht bekannt, jedenfalls rührt es aus einem Grabfunde her. Ueber Alter und Herkunft der Form, sowie über ihre Bedeutung für die Chronologie hatten wir uns schon oben S. 32 ausgesprochen. Das Stück von Loitsche ist insofern

[1]) MC p. 148 Fig. 356. [2]) A Guide to the Antiquities of the Bronze Age London 1904 S. 126.

wichtig, als es m. W. für das behandelte Gebiet das einzige bekannte derartige Gerät ist.

8. Oesennadel von Loitsche.

Ebenfalls von Loitsche stammt eine böhmische Oesennadel, wie Textfig. 4a, im Besitze des Provinzial-Museums zu Halle (Nr. 177). Im übrigen vgl. unten Nr. 9.

9. Oesennadel von Alvensleben, Kr. Neuhaldensleben.

Eine zweite, nur zum Teil erhaltene Oesennadel, wie Textfig. 4b, wurde bei Alvensleben, Kr. Neuhaldensleben, gefunden. Das Gerät liegt im Prov.-Mus. zu Halle. Das Auftreten ähnlicher Stücke in der Provinz Sachsen ist wiederholt gemeldet. Höfer legt zwei goldene Exemplare aus dem Grabhügel zu Leubingen vor, Größler eins vom Helmsdorfer Fürstengrabe[1]); außerdem führt Lissauer[2]) noch neun Stücke aus dem bezeichneten Gebiete an. Vermutlich ist der Typus in Böhmen entstanden, vielleicht unter dem Einfluß der Schleifennadel. Chronologisch gehört er in die frühe Bronzezeit, denn er ist wiederholt mit Randäxten, triangulären Dolchen und Scheifennadeln zusammen gefunden worden.[3]) Für die Altmark und ihre Grenzgebiete sind die Stücke aus Loitsche und Alvensleben die beiden einzigen bekannt gewordenen. Wegen des letzteren Gerätes vgl. unter Grabfunde.

10. Fußring von Fischbeck, Kr. Jerichow II.

Zum Inventare der ältesten Bronzezeit gehört auch eine Art schwerer, massiver, offener Ringe. Ihrer Gestalt nach hat man sie hie und da C-Ringe, ihrem mutmaßlichen Gebrauche nach Fußringe genannt. Das Taf. X, Fig. 3 wiedergegebene Stück, das im Altmärkischen Museum zu Stendal liegt, ist bei Fischbeck gefunden. Es ist glänzend grünlich patiniert; das eine Ende fehlt, das andere trägt als Schmuck eine Anzahl parallel um den Ring laufender, vertiefter Linien.

11. Fußring von Seehausen, Kr. Osterburg.

Ist das Stück von Fischbeck seiner Größe nach mit Sicherheit als Fußring anzusprechen, so wird man von einem der Form nach sehr ähnlichen Ringe von Seehausen eine derartige Verwendung nicht annehmen dürfen. Dieser C-Ring, der im Museum für Völkerkunde zu Berlin (Kat.-Nr. I g. 22) liegt,

---

[1]) JVS-TL 1906 Taf. III und 1907 Taf. VI. [2]) ZE 1907 S. 812. [3]) ZE 1907 S. 798.

mißt in seiner größten Ausdehnung nur 9 cm, könnte also höchstens als Handring getragen worden sein. Die dunkelgrüne, glänzende Patinierung deutet auf einen Erdfund.

12. Spiralarmröhre von Hundisburg, Kr. Neuhaldensleben.

Ein Spiralarmschmuck, wie er sonst noch von Badingen, Osterburg und Neuhaldensleben bekanntgeworden ist, wurde bei Hundisburg gefunden. Das Stück liegt im Museum für Völkerkunde zu Berlin unter Kat.-Nr. I g. 760. Es besteht aus 10 Windungen von dreikantigem Drahte.

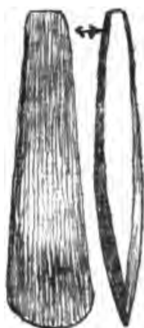


Fig. 1. 1/4



Fig. 2. 1/3

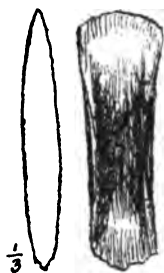


Fig. 3.

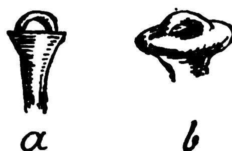


Fig. 4. 2/3

13. Spiralarmröhre von Samswegen, Kr. Wolmirstedt.

Eine Spiralarmröhre von Samswegen, die dem unter Nr. 12 angeführten Stücke von Hundisburg entspricht, liegt unter Kat.-Nr. 103 I im Provinzial-Museum zu Halle.

14. Spiralarmröhre aus dem Fiener bei Genthin.

Die Sammlung zu Genthin besitzt eine sehr charakterische im Fiener-Bruche gefundene Armröhre. Sie besteht aus sechs Windungen dicken, stielrunden Bronzedrahtes, auf den beiden zu Scheiben erweiterten Enden sitzen kegelähnliche Gebilde. Das m. W. im Gebiete einzige Stück gehört sicher in die früheste Metallzeit. Ein fast gleiches Gerät aus zinnarmer Bronze wurde mit Oesenringen und Randäxten bei Oberklee [1]) in Böhmen gefunden.

[1]) Hoernes, Urgeschichte S. 417.

B. Depotfunde. Zu diesen Einzelfunden treten noch sechs Depotfunde, die der frühen Bronzezeit angehören. Drei dieser Gruppenfunde sind Moorfunde, die andere Hälfte sind Erdfunde.

1. Moorfund von Dretzel Kr. Jerichow I.

Im Frühjahr 1884 wurden bei Dretzel im Torfe drei Dolche,[1]) wie Textfig. 5 (nach ZE 1884 S. 254), gefunden. Die Stücke sind etwas über 30 cm lang und der Form nach nordische Nachbildungen der eingangs erwähnten triangulären Dolche. Die Griffe sind aus rotem Metall, hohlgegossen und bergen noch den Gußkern aus Lehm. Die Klingen sind ohne Griffangel durch drei Niete mit den Griffen verbunden. Zwei Klingen bestehen anscheinend aus Kupfer, die des dritten Stückes aus Bronze. Beltz[2]) erwähnt drei bei Malchin gefundene derartige Geräte, von denen das eine die südliche Grundform zeigt, die beiden anderen aber die nördliche Nachahmung darstellen. Bei Bruß. Kr. Konitz,[3]) fand sich ein analoges Gerät aus fast reinem Kupfer, ebenso bei Pile.[4]) Letzterer Fund brachte Montelius die Erkenntnis, daß die Form dieser nordischen Stichwaffe auf die triangulären Dolche des Südens zurückgeht.



Fig. 5.

2. Moorfund von Neuhaldensleben.

Im Provinzial-Museum zu Halle liegen unter Nr. 100 und 101 zwei hierhergehörige Gegenstände, die im Moor bei Neuhaldensleben gefunden worden sind. Es ist a) eine Spiralarmröhre, d. h. ein zylindrischer Armschmuck, der im vorliegenden Falle aus 7 Windungen von im Durchschnitt rechteckigem Drahte besteht; b) eine geriefte, offene Armröhre mit acht Rippen, die typologisch betrachtet eine Nachahmung der Form ist, wie sie das unter a) erwähnte Stück zeigt. Beide Geräte gehören, wie sich aus folgendem Funde ergibt, in die frühe Bronzezeit.

3. Moorfund von Osterburg.

Beckmann[5]) berichtet, daß 1709 in der Biese bei Osterburg unter einem Eichenstumpfe ein Depotfund entdeckt worden ist.

---

[1]) BV 1884 S. 254, [2]) Vorgeschichte von Mecklenburg, Berlin 1899, S. 34 fg., [3]) BV 1893 S. 410, [4]) MC p. 55, [5]) Beschreibung der Chur- und Mark-Brandenburg II, 1. Sp. 395.

Der Beschreibung und der Kupfertafel nach gehörten zu dem Funde folgende Stücke: a) drei Flachäxte, wie Textfig. 6. b) ein glatter Halsring, der einem Oesenringe ähnelt, aber an Stelle der Oesen ein knopf- und ein hakenähnliches Gebilde zeigt (NB. vielleicht verzeichnet), c) sechs grobe geschlossene Fußringe.[1]) d) ein glatter Halsring mit leicht geschweiften Enden, e) ein offener C-Ring, f) eine Spiralarmröhre von zehn Windungen, ähnlich wie die von Neuhaldensleben. Brauchbar, weil durch analoge Funde erkenntlich, sind für uns nur die unter a, c, d, e und f angeführten Stücke, die aber mit Sicherheit die chronologische Stellung des Fundes festlegen.

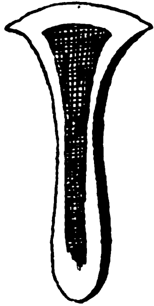


Fig. 6. $^1/_8$

4. Erdfund von Groß-Schwechten, Kr. Stendal.

Der Fund, der 1861 in einem Tongefäße unter einem Kiefernstumpfe bei Gr.-Schwechten entdeckt wurde, bestand aus: a) zehn Schwertstabklingen, b) vier Schaftzwingen. Beschreibung und Abbildungen bei Montelius Chronologie etc. S. 43 fg. Die Stücke liegen im Museum für Völkerkunde und im Museum zu Salzwedel.

5. Erdfund von Kläden, Kr. Osterburg.

Von dem i. J. 1843 bei Kläden gehobenen Erdfunde sind erhalten: a) elf Randäxte, teils von sächsischem Typus, teils von ungewöhnlichen, meißelähnlichen Formen, b) eine Speerspitze. Im übrigen vergleiche Montelius a. a. O. p. 44 fg. und SJ Nr. 7 p. 11.

6. Erdfund von Badingen, Kr. Stendal.

Der im Museum für Völkerkunde liegende Erdfund von Badingen enthält a) einen C-Ring wie der von Fischbeck, b) eine Spiralarmröhre, aus Draht von convexo-convexem Durchschnitt, ähnlich wie die Stücke von Neuhaldensleben und Osterburg, c) eine geschlossene, gerippte Armröhre, die mit dem im Moore bei Neuhaldensleben gewonnenen offenen Geräte viel gemein hat. Im übrigen vgl. Montelius a. a. O. p. 45 fg.

C. Grabfund.

An Grabfunden vermag ich für die frühe Bronzezeit mit allem Vorbehalte nur ein Beispiel anzuführen. Hartwich fand

---

[1]) wie JVS-TL 1905, Tafel I Fig. 8 von Dieskau.

bei Tangermünde[1]) ein Skelettgrab. Es enthielt 1) morsche Gerippeteile, 2) eine ca. 24 cm hohe unverzierte Amphora mit eiförmigem Körper, der ohne Absatz in einen zylindrischen weiten Hals übergeht, und zwei ösenartigen Henkeln, 3) ein mattschwarzes Gefäß mit kuglig ausgeweitetem Bauche und vierkantig vorspringenden querdurchlochten Oesen. Soweit sich an dem bekannten Material erkennen läßt, ist der Fund nicht neolithisch; es fehlen ihm aber auch Anklänge an die Keramik zu MII (Havemark) und MIII.

II. Aeltere Bronzezeit.

A. Einzelfunde.

1. Absatzaxt von Grobleben, Kr. Stendal.

Im Altmärkischen Museum zu Stendal liegt unter Kat.-Nr. 3375 ein stark narbiges Exemplar einer norddeutschen Absatzaxt, deren Bahnende fehlt. Das grün patinierte Stück stammt von Grobleben bei Tangermünde.

2. Absatzaxt von Tangerhütte, Kr. Stendal.

Das im Museum für Völkerkunde zu Berlin, Kat.-Nr. II 5665, liegende Gerät ist ebenfalls von norddeutschem Typus, wie Textfig. 7.

3. Absatzaxt von Wallstawe, Kr. Salzwedel.

Ein Stück von gleicher Form wie die eben erwähnten, mit goldbrauner Moorpatina liegt im Altmärkischen Museum zu Stendal (Privatbesitz, daher ohne Nr.).

4. Absatzaxt aus der Altmark.

Der genauere Fundort des Gerätes, das im Museum für Völkerkunde, Kat.-Nr. Ig 37, aufbewahrt wird, ist nicht bekannt. Im Typus stimmt das Stück mit den hier oben genannten überein.

5. Absatzaxt von Zethlingen, Kr. Salzwedel.

Wie ich dem mir von Herrn Dr. Hartwich, Professor am Eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich, zur Verfügung gestellten Tagebuche entnehme, ist bei Zethlingen eine Absatzaxt gefunden worden, die in der Gestalt viel Aehnlichkeit mit den Stücken vom norddeutschen Typus hat. Sie weicht aber, wie Textfig. 8 zeigt, insofern von der gebräuchlichen Form ab,

---

[1]) BV 1884 S. 342.

als beide Ränder an einer Seite der Bahnhälfte fehlen und die umgeänderte Schmalseite mit drei starken nach der Schneide zu offenen Kerben versehen sind. Der Verbleib des interessanten Stückes, das auf einer Jahresversammlung des Altmärkischen Geschichtsvereins vorgelegt wurde, ist mir unbekannt.

6. Absatzaxt von Hehlingen, Kr. Gardelegen.

Ein für unser Gebiet seltenes Stück ist auch eine Absatzaxt nordischer Form, wie Textfig. 9, die bei Hehlingen gefunden wurde. Das grün patinierte Gerät liegt im Altmärkischen Museum zu Stendal.

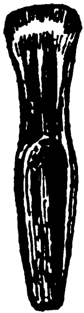


Fig. 7. 1/4



Fig. 8.



Fig. 9.

7. Absatzaxt von Wolmirstedt.

Auf dem großen Bonatz bei Wolmirstedt wurde eine 16,5 cm lange Absatzaxt von böhmischem Typus, d.h. mit nach der Schneide zu spitz verjüngtem Schäftungsteile, gefunden. Provinzial-Museum zu Halle Kat.-Nr. 336, I.

8. Absatzaxt von Zielitz, Kr. Wolmirstedt.

Eine 13 cm lange recht kräftige Absatzaxt von norddeutschem Typus ohne Rand- und Mittelrippen auf der Schneidenhälfte stammt vom Zielitzer Ellersell. Das glänzend dunkelgrün patinierte Stück liegt im Provinzial-Museum Halle.

Sämtliche hier besprochenen Absatzäxte sind Einzelfunde; überhaupt ist m. W. aus keinem altmärkischen Grabe ein derartiges Stück gewonnen worden. Die Zugehörigkeit der Geräte dieser Form zum Inventar von MII ist aber durch anderswo gehobene Fundgruppen gesichert. Die nordische Axt von Hehlingen, sowie die böhmische von Wolmirstedt sind als einzige Stücke ihres Typus innerhalb des behandelten Gebietes beachtenswert.

9. Schwert von Grötz, Kr. Jerichow II.

Im Provinzial-Museum zu Halle liegt ein bei Grötz, Kr. Jerichow II gefundenes Mykenäschwert. Seinem Aeußeren nach ist das Stück Moorfund. Es ist ca. 55 cm lang mit breiter

im Umriß geschweifter Klinge. Die Mittelrippe ist undeutlich, der Rand setzt sich von der Griffzunge nach der nach oben rundbogig abgeschlossenen Heftplatte fort. Beide Ränder der Griffzunge sind durch einen von einem Nietloche durchbohrten, gleich hohen Steg verbunden.

10. Schwert von Benkendorf, Kr. Salzwedel.

Ein dem Grötzer Schwerte ähnliches Stück, wie Textfig. 10[1]), liegt im Museum zu Salzwedel. Es ist bei Benkendorf gefunden. Die Ränder der Zunge sind hier nicht durch einen Steg verbunden, dagegen ist das an dem Funde von Grötz beobachtete Nietloch vorhanden. Auch die nach oben rundbogige Heftplatte trägt rechts und links am Rande je ein Nietloch und darunter je eine Ausbuchtung, die wie ein ausgebrochenes Nietloch aussieht. Mittelrippe wie oben. Ueber die Bedeutung dieser Schwertform für die Chronologie vgl. die Einleitung.



Fig. 10. ca. 1/2

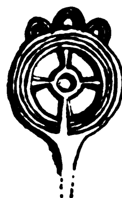


Fig. 11. 1/4



Fig. 12.

11. Schwert von Seedorf, Kr. Jerichow II.

Ein bei Seedorf gefundenes Schwert gleicht im allgemeinen dem vorigen. Es liegt im Mus. f. Völkerkunde unter Kat.-Nr. II 6758 und ist abgebildet bei Bastian und Voß, Bronzeschwerter Tafel II, Fig. 7. Die Griffzunge trägt zwei, die Heftplatte vier zu je zweien am oberen Rande liegende Nietlöcher.

---

[1]) Herrn C. Zechlin-Salzwedel bin ich für die Zeichnungen dieses Stückes, sowie für die Skizzen der Schwerter von Tangeln und Wittenmoor verpflichtet.

12. Radnadel von Bühne, Kr. Salzwedel.

Vermutlich im Moore bei Bühne wurde eine hannöversche Radnadel gefunden. Das Stück (Textfig. 11) ist durchweg flach. Der Radreifen, sowie die drei Oesen sind durch konzentrische, tiefe Linien verziert, die den Umrissen folgen. Aehnliche Geräte stammen aus Grabfunden von Borstel, Kr. Stendal, und Niedergörne, Kr. Osterburg. Die Nadel von Bühne ist im Privatbesitz.

13. Scheibennadel von Güssefeld, Kr. Salzwedel.

Im Museum für Völkerkunde liegt unter II 724 ein Bronzestück, das, so viel ich sehen konnte, der Kopf einer Scheibennadel ist. Der bei Güssefeld, Kr. Salzwedel, gefundene Gegenstand stellt eine dunkelgrün patinierte Scheibe dar; der Mittelpunkt ist leicht erhöht und von mehreren konzentrischen Rippen umgeben. Oben und unten am Rande der Scheibe sind Bruchstellen, die den Ort, wo Oese (oder Haken) und Nadel gesessen haben, andeuten.

14. Dolchklinge von Güssefeld, Kr. Salzwedel.

Im Privatbesitz befindet sich eine im Moor bei Güssefeld gefundene Dolchklinge. Ein Abguß liegt im Altmärkischen Museum zu Stendal. Das bräunlich patinierte Stück ist 15 cm lang, ohne Griffangel, mit undeutlicher Mittelrippe und geschwungenen Seitenkonturen. Die Heftplatte trägt vier Nietlöcher. In einem sitzt noch ein beiderseits kopfloser Niet. Ein verwandtes Stück stammt aus einem Grab von Neuenhofe, Kr. Neuhaldensleben.

Klingen ohne Griffangel gehören anscheinend zum Inventare von MII (Reinecke B), erst gegen Schluß der Periode tauchen nordische Klingen mit Griffangeln an.

15. Dolch von Finerode, Kr. Jerichow II.

Der im Museum für Völkerkunde zu Berlin (Kat.-Nr. II 3737) liegende Dolch (Textfig. 12) von 32 cm Länge mit hohlgegossenem und durch breite Querfurchen verziertem Griffe wurde beim Torfstechen gefunden. Die Klinge mit ihrem geschweiften Umrisse und rundlichem Mittelgrate hat viel Aehnlichkeit mit dem Funde von Güssefeld. Dem Griffe nach gehört das Stück zum Inventare von MIII. Abbildung bei Bastian und Voß, Bronzeschwerter, Tafel II, Fig. 11.

16. Armberge von Brunau, Kr. Salzwedel.
Im Altmärkischen Museum zu Stendal. Tafel X, Fig. 4.

17 und 18. Armbergen von Sallenthin, Kr. Salzwedel.
Im Mus. f. Völkerk. Berlin Kat.-Nr. Ig: 46 und II, 330.

19. Armberge von Schernikau, Kr. Stendal.
Im Mus. f. Völkerk. Kat.-Nr. II 1495.

20 und 21. Armbergen von Kloster Neuendorf, Kr. Gardelegen.
Im Provinzial-Museum zu Halle. Depotfund?

22. Armberge von Pretzier, Kr. Salzwedel.
Im Museum zu Salzwedel.

23 und 24. Armbergen von Neuhaldensleben.
Zwei in Form und Ornament schwächliche Spiralarmbergen aus dem Moore bei Neuhaldensleben liegen im Provinzial-Museum zu Halle. Das eine Stück ist nur zur Hälfte erhalten. Beide sind goldglänzend.

Keins dieser neun altmärkischen Stücke ist meines Wissens in einem Grabe gefunden worden. Der Mittelpunkt des Auftretens dieser anspruchsvollen Schmuckstücke ist das heutige Mecklenburg. Nach R. Beltz besitzt das Museum zu Schwerin nicht weniger als 66 Exemplare, davon stammen 47 aus Gräbern, wo sie mehrfach mit dem Inventare von MIII gehoben worden. Die Form selbst kommt, wie das Inventar des Havemarker Hügels Nr. 39 ergibt, im behandelten Gebiete schon zu Beginn der älteren Bronzezeit (MII) vor.

25. Handring von Altmersleben, Kr. Salzwedel.
Handringe sind im Gegensatz zu Arm- und Fußringen, nach Beltz Metallringe, deren Durchmesser ihre Verwendung als Unterarmschmuck annehmen läßt. Das im Privatbesitz befindliche Stück von Altmersleben ist innen flach, und zeigt nach außen zwei in einem Mittelgrate zusammenstoßende Flächen oder Fassetten (Fassettenring). Aehnliche Stücke stammen von Baben, Kr. Stendal, Sanne, Kr. Stendal, Calbe a. M., Kr. Salzwedel und Mehrin, Kr. Salzwedel u. a. O.

26. Lanzenspitze von Hillersleben, Kr. Neuhaldensleben.
Im Altmärk. Museum zu Stendal. Das grün patinierte Stück ist ein Erdfund, stammt vielleicht sogar aus einem Grabe. Die Spitze fehlt, wie Textfig. 13 zeigt; die Konturen der Flügel sind nicht geschweift, die Tülle ist durch drei Gruppen vertiefter

umlaufender Linien verziert. Die beiden Zwischenräume werden durch ein fischgrätenähnliches Strichmuster gefüllt. Nordische Lanzenspitzen aus der Periode MII sind ähnlich behandelt, nur daß sie das Strichmuster durch Spiralbänder ersetzen. Nach gütiger Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Kossinna ist das vorliegende Stück etwa MIII zu datieren. Vgl. auch das Ornament der hier unter Nr. 30 angeführten Fibel.

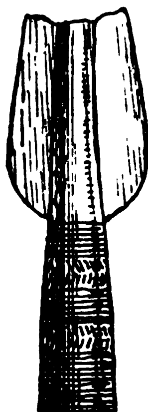


Fig. 13. ca. 2/3

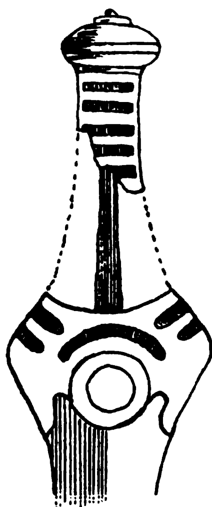


Fig. 14. ca. 1/3

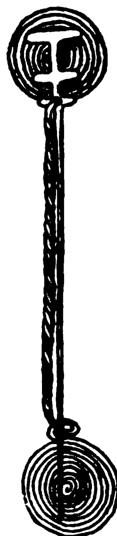


Fig. 15.

27. Schwert von Wittenmoor, Kr. Stendal.

Im Museum zu Salzwedel liegt eins der beiden im Gebiete gefundenen Schwerter von nordischem Typus. Es gehört, wie aus Textfig. 14 ersichtlich, in die Periode M III. Es ist körnig patiniert und wurde bei Wittenmoor bei Stendal gefunden.

28. Schwert von Sandersleben, Kr. Neuhaldensleben.

Eine bei Sandersleben gefundene Schwertklinge liegt unter II 3587 im Mus. f. Völkerk. zu Berlin. Das bei Bastian und Voß: Bronzeschwerter Taf. II, Fig. 6 abgebildete Stück ist von ungarischem Typus; es zeigt Griffangel und auf der Heftplatte zwei Nietlöcher; die größte Breite der schilfblattförmigen Klinge liegt im unteren Drittel. Das Gerät gehört zur Stufe C (Reinecke) oder M III.

29. Fibel von Genthin [1]) Kr. Jerichow II.

Das Mus. f. Völkerkunde besitzt eine Fibel älteren Stiles, wie Textfig. 15. Das Stück (Kat.-Nr. II 6759) ist nur unvollständig erhalten, eine Spirale und mit ihr der die Nadelrast bildende Bogen fehlt. Jetzt ist das Gerät ca. 22 cm lang. Der Nadelkopf ist ein dreifaches Kreuz, der Bogen ein dünner torquierter Draht.

30. Fibel von Hundisburg, Kr. Neuhaldensleben.

Im nämlichen Museum wird eine Fibel aus der Gegend von Hundisburg aufbewahrt (Kat.-Nr. Ig. 761). Das Stück ist von der Form wie Textfig. 16. Die Nadel, sowie die darunter liegende

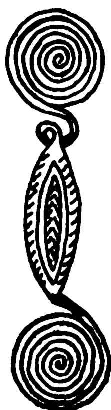


Fig. 16. ca. 1/3.

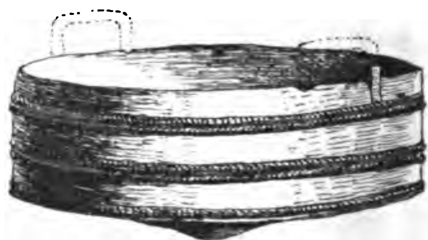


Fig. 17a.



Fig. 17b.

Spirale fehlt. Der Bogen ist ein breites, spitzovales Band mit Strichverzierungen. Das Gerät gehört etwa in die Periode MIII

31. Schmuckdose (Hängegefäß) von Karritz, Kr. Stendal.

Im Altmärk. Museum zu Stendal liegt ein Hängegefäß frühester Form, wie Textfig. 17a und b. Der Deckel fehlt; die Oesen, an denen das Stück aufgehängt wurde, sind abgebrochen. Die Ornamente der Unterseite, wie Textfig. 17b, sind tiefliegend und

---

[1]) vgl. den Brief Tischlers in BV. 1892, S. 358.

waren wohl ehedem mit Harzmasse gefüllt. Das typisch nordische Gerät stammt aus der Gegend von Karritz, wo es angeblich in einem hohlen Baume gefunden wurde. Nach sagenhafter Ueberlieferung sollen bei der Auffindung des Stückes zwei goldene Ringe darin gelegen haben. Von allen im behandelten Gebiete aufgefundenen Hängegefäßen ist das von Karritz das einzige, das der älteren Bronzezeit angehört; alle übrigen, die von Darsekan, Neulingen und Schollehne sind jüngere Stücke. Im allgemeinen ist man wohl darüber einig, daß die seltsamen Gefäße als Schmuckbehälter aufzufassen sind. Die in jüngster Zeit aufgetauchte Deutung, die in diesen Geräten Lampen sieht, die in Tempeln (!) aufgehangen wurden, ist wohl nicht sehr stichhaltig.

32. Halsschmuck (Diademe) aus der Altmark.

Schließlich möchte ich noch erwähnen, daß das Altmärk. Museum zu Stendal zwei der breiten gerippten Halsbänder besitzt, die man früher allgemein als Diademe auffaßte. Der genauere Fundort beider Stücke ist unbekannt. Daß diese Schmuckformen in der Altmark auftreten, lehrt eine Bemerkung Danneils,[1]) der über ein geripptes Stück, wie Frid. Franc, Taf. 10 Fig. 5 berichtet, das bei Lückstedt, Kr. Osterburg, in einem Kegelgrabe gefunden worden ist. Auch aus Gräbern von Havemark und Alvensleben sind derartige Schmucksachen gewonnen worden. Weiteres über den besprochenen Typus siehe unter Abschnitt B Depotfunde Nr. 4.

B. Depotfunde.

1. Moorfund von Calbe a. Milde, Kr. Salzwedel.

Mit der Sammlung von Alvensleben gelangte ein bisher unveröffentlichter Depotfund, der bei Calbe a. Milde gehoben wurde, in den Besitz des Altmärk. Museums zu Stendal. Nähere Nachrichten über die Fundumstände fehlen leider.

Der Fund besteht anscheinend aus neun Stücken, nämlich aus sechs ganzen und drei halben fassettierten Fußringen.

Sämtliche Gegenstände stimmen im Schmuckmuster (vgl. S. 59) mit dem Handringe von Altmersleben überein. Hingegen ist die Innenseite der Stücke von Calbe konkav. Ein analoges Gerät entstammt einem Grabfunde von Sanne, Kr. Stendal.

---

[1]) SJ IV 1841 p. 27.

2. Moorfund von Neuhaldensleben.

Zwei weitere, den bei Calbe gefundenen gleiche Ringe wurden beim Torfstechen in der Nähe von Neuhaldensleben gehoben. Sie liegen im Provinzial-Museum zu Halle unter Kat.-Nr. I, 104.

3. Moorfund von Reesen, Kr. Jerichow II.

Im Mus. f. Völkerkunde in Berlin liegen unter Kat.-Nr. II, 10575—6 zwei ähnliche Ringe; Kat.-Nr. II, 10578—9 und II, 10583 bezeichnen 3 Knopfsicheln. Alle Gegenstände stammen von Reesen (Kr. Jer. II) und bilden möglicherweise einen Fund.

4. Moorfund von Bühne, Kr. Salzwedel.

Zwei im allgemeinen gleichartige, in den Einzelheiten verschiedene Schmuckstücke rühren aus einem Moorfunde her, der bei Bühne, Kr. Salzwedel, gehoben wurde. Es sind 1) ein Halsschmuck, der, wie aus der Abbildung Taf. X Fig. 7 ersichtlich, aus einem Satze von sechs torquierten Oesenringen besteht. Die Garnitur wird durch zwei durch die Oesen geführte, 3 cm lange Metallbolzen mit nietartig verbreiterten Enden zusammengehalten. Die Stärke der einzelnen Oesenringe beträgt in ihrem massivsten Teile, d. h. in der Mitte, 8 mm. 2) ein Halsschmuck, bestehend aus einem glatten und sieben ca. 4 mm starken gedrehten Oesenringen. Die Oesen sind heute hakenartig, die dazugehörigen Bolzen sind 3,5 cm lang.

Ich bin nicht sicher, ob die Sachen in das Inventar der älteren Bronzezeit gehören. Montelius reiht in seiner Chronologie ähnliche, aber aus glatten Ringen bestehende Schmuckstücke dementsprechend ein, und allgemein werden die auch in der Altmark vorkommenden reliefierten sogenannten Diademe, die in die Periode M II gehören, als Nachahmungen der aus glatten Oesenringen zusammengesetzten Halsgarnituren betrachtet. Anderseits finde ich einen halben torquierten Oesenring unter dem Material des Depotfundes von Schwachenwalde zusammen mit Brillenfibeln, die der Periode M V angehören. Jedenfalls ist die Grundform der Geräte von Bühne sehr alt. Die beiden Stücke von Bühne liegen im Altmärk. Museum zu Stendal.

5. Moorfund von Karritz, Kr. Stendal.

Ebenfalls aus einem Moorfunde, und zwar aus der Gegend von Karritz, rühren drei dünne, gedrehte, offene Halsringe her. Die Enden der Stücke sind aber nicht zu Oesen eingerollt.

Trotzdem war ihre Verwendung der der Ringe von Bühne sehr ähnlich. Zwei der Karritzer Ringe stecken nämlich noch heute, wie Textfig. 18 zeigt, in einer kurzen im ganzen zylindrischen, nach oben spitz auslaufenden Metallhülse, in der sie anscheinend durch Kitt festgehalten werden. Augenscheinlich ist auch das verjüngte Ende des dritten, heute losen Ringes in diese Fassung eingekittet gewesen.

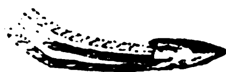


Fig. 18. 1/2

Jedenfalls ist das Stück von Karritz eine ärmliche Nachahmung von Formen, wie sie in den ähnlichen Geräten von Bühne vorliegen.

6. Moorfund von Neuhaldensleben.

Auf der Rosmarienbreite wurde ein Depotfund geborgen, der in das Museum zu Magdeburg gelangte. Er besteht aus zwei Absatzäxten von norddeutschem Typus und einer mittelständigen Lappenaxt.

C. Grabfunde.

Wie oben erwähnt, fehlen Nachrichten über altmärkische Grabfunde aus der frühen Bronzezeit vollständig. Spärlich und unsicher sind auch die Berichte über den folgenden Abschnitt dieses Kulturabschnittes, über die ältere Bronzezeit. Danneil[1]) unterschied an alten Grabformen drei Arten: 1. Hünenbetten (Megalithgräber), 2. Hügel- oder Kegelgräber, 3. Urnenlager ohne äußere Kennzeichen, also Urnenfelder.

Nach den ärmlichen Resten, die die Durchsuchung der längst ausgeraubten altmärkischen Megalithgräber ergeben hat, liegen in ihnen Rückstände einer spätneolithischen Kulturepoche vor, die von der, die uns die Gräber von Bernburg-Tangermünder Typ hinterlassen hat, deutlich verschieden ist. Die Gräber der dritten Klasse, die Danneil im Auge hat, gehören zweifellos der Eisenzeit an. Sie gerade sind es, die der alte Forscher so gern als Wendenfriedhöfe anspricht. Aber auch in einer der beiden Klassen der Hügelgräber findet er Eisenbeigaben. Es bleibt mithin nach den Danneilschen Berichten nur eine seiner Gräbertypen übrig, die der Bronzezeit zugesprochen werden könnte, und zwar ist dies, um seine eigenen Bezeichnungen zu ver-

[1]) FNM 2 p. 550 ff.

wenden, die erste Art seiner zweiten Klasse, d. h. Hügel, die meist an der Basis einen äußerlich nicht sichtbaren Kranz von auf der hohen Kante stehenden Steinen und oberhalb dieses Steinringes einen zweiten aus zum Teile sichtbaren Blöcken tragen. Bisweilen enthalten diese Hügel im Innern eine Steinschüttung bis zur Tiefe der Urnen, bisweilen eine oder auch zwei durch eine Erdlage getrennte Pflasterschichten, nebst der aus Steinplatten zusammengestellten Kiste, die die Urnen birgt. Manche Hügel tragen außen in der Mitte des sichtbaren Steinkreises einen einzelnen Steinblock, selten umschließt die Anlage mehrere Steinkisten.

Die Gefäße, die sich in diesen Gräbern fanden, waren in der Form „sehr übereinstimmend“; sie sind bauchig, die untere Hälfte bildet einen umgekehrten „abgekürzten“ Kegel, der Hals ebenfalls, mit sehr geringem Unterschiede der beiden Basendurchmesser. Wir werden die Form, die „aus grobem Ton mit großen Quarzkörnern, zuweilen auch mit kleinen Glimmerstückchen durchzogen“, wiederfinden. Gewöhnlich beobachtete Danneil Deckel von Napfform auf ihnen. Die Urnen enthielten Knochen und darüber Sandfüllung. Oft fanden sich in und bei den Ossuarien, die die größten sind, die der Forscher kennt, auch Beigefäße, die feiner im Ton, zierlicher und zum Teil nett ausgearbeitet waren.

Diese alten Nachrichten werden durch Berichte und Funde aus neuerer Zeit bestätigt und erweitert. Gädke[1]) öffnete 1892 bei Ferchau, Kr. Salzwedel, auf einem Gelände, das vor Jahren auch das Arbeitsfeld Danneils gewesen war, ein Dutzend Hügelgräber. Die Einrichtung der Anlagen ergab eine ca. 50 cm tiefe, 3 m weite Grube, deren Rand mit aufrechtstehenden Blöcken sperrig ausgesetzt war und in deren Mitte eine über einem kleineren Grundsteine aus 4—7 flachen Rundblöcken und einem Decksteine zusammengesetzte Kiste stand. Der übrige Teil der Grube enthielt eine Schüttung von verschieden großen Steinen. Wenn zur Zeit der Oeffnung kein Hügel über den Bestattungen lag, so kann er m. E. im Laufe der Jahrtausende nur durch Wind und Regen weggenommen sein, und das ist bei lockerem Sandboden nicht gerade ungewöhnlich.[2])

---

[1]) SJ 24 p. 81 fg. [2]) Das Urnenfeld in den Sandbergen bei Stendal ist am 27. Juni 1713 auf diese Weise entdeckt worden, Danneil berichtet von einer Fundstätte an der hannöverschen Grenze ähnliches.

In der Kiste stand die mit einem Deckel versehene Urne, die zerbrannte Gebeine enthielt. In einem Falle hatte man den Leichenbrand ohne Gefäß beigesetzt, hier und da fanden sich Trümmer von Beigefäßen. Aehnlich waren Gräber eingerichtet, die bei Thüritz,[1]) Kr. Salzwedel, geöffnet worden sind.

Die vom Verein der Altertumsfreunde des Kreises Jerichow II untersuchten Hügelgräber des Forstbezirkes Havemark[2]) bestätigen im ganzen die Danneilschen Beobachtungen. Wenn sie sich durch spärlichen Steinsatz unterscheiden, so liegt diese Abweichung daran, daß im Havemarker Bezirk wenig Geschiebe zu finden sind. Die Gräber enthielten bis auf wenige Hügel Skelette.

Hingegen fand sich bei Winkelstedt, Kr. Salzwedel, ein Flachgrab, das Gefäße in einer bloßen Steinkiste enthielt. Daß Flachgräber in der älteren Bronzezeit vorkommen, beweisen auch die aus „einer tieferen Schicht" des sehr späten Urnenfriedhofes von Borstel, Kr. Stendal, gewonnenen Gefäße, die nebst einer Radnadel im Mus. f. Völkerk. aufbewahrt werden. Daß die Stücke tiefer als die flachstehenden gewöhnlichen Napfurnen des Feldes gefunden worden sind, soll nicht bestritten werden; mit dem Felde selbst haben sie nichts als den Ort gemein.

Unter allen älteren Berichten findet sich auffallenderweise nicht eine einzige Andeutung, die die Annahme einer Beerdigung, d. h. unverbrannten Beisetzung der Ueberreste erlaubt. Daß aber auch diese älteste Bestattungsform der Bronzezeit innerhalb des hier behandelten Gebietes beobachtet worden ist, beweist der Bericht P. Wegners,[3]) der auf dem Fuchsberge bei Neuhaldensleben Hügelgräber mit Skeletten aufdeckte und ferner die Aufsätze Weigels, Müllers und O. Kluges[4]) über die Aufnahme zahlreicher Hügelgräber mit Steinsatz im Forstbezirk Havemark, Kr. Jer. II.

Schreiber dieses grub bei Baben, Kr. Stendal, einen Hügel an, der oben jüngere Nachbestattungen, in der Tiefe unter einer Steinschüttung aber ein mit reinem Sande gefülltes Gefäß bronzezeitlicher Form enthielt; so daß sich die Anlage nur als Skelettgrab mit vergangenem Skelette erklärt.

---

[1]) SB II p. 79 fg. [2]) BV 1888 S. 481; NA 1890 S. 27; 1891 S. 65. [3]) Festschrift zur Feier d. 25jähr. Jub. d. Gymn. zu Neuhaldensleben S. 9. [4]) BV XX p. 481 fg.; NA 1890 S. 27; 1891 S. 65.

Was die Verbreitung der Hügelgräber innerhalb des hier besprochenen Gebietes anbetrifft, so ist zu bemerken, daß die alten Berichte sich fast ausschließlich auf Funde aus den Kreisen Salzwedel und Osterburg beziehen. In neuerer Zeit sind die erwähnten wichtigen Grabfunde in den Kreisen Jerichow II und Neuhaldensleben gewonnen worden. Die Kreise Stendal und ganz besonders Gardelegen gehen leer aus. Der Kreis Stendal hat erst in letzter Zeit, und zwar vorwiegend aus jüngeren Gräbern stammende Bronzefunde geliefert. Der Kreis Gardelegen ist, mir wenigstens, archäologisch nahezu gänzlich unbekannt geblieben. Daß auch im Kreise Stendal Hügelgräber vorhanden gewesen sind, berichtet schon der alte Beckmann,[1]) der mehrere Hügel im Schlüdenschen Grunde bei Arneburg als Grabstätten erkennt. Fraglich ist freilich, ob diese längst verschwundenen Hügel gerade der älteren Bronzezeit angehörten.

Die den Gräbern geschilderter Art entnommenen Gefäße entsprechen den oben angeführten Beobachtungen Danneils. Die Form der großen Aschenurnen, ähnlich wie Taf. IX Fig. 7 und 11, die mit den in den nordischen Ländern und in Mecklenburg[2]) gefundenen, zur Beisetzung der zerbrannteu Gebeine verwendeten Gefäßen des nämlichen Abschnittes so genau wie möglich übereinstimmen, hält sich bis zum Ausgang der Bronzezeit. Neben dieser häufigen Form scheinen noch doppeltkonische Urnen (Gefäße mit Bauchknick) aufzutreten, die später häufig vorkommen.

Die Beigefäße sind mitunter höchst zierlich. Einige der schönsten Stücke gibt Taf. IX Fig. 1 und Fig. 2 wieder. Ersteres stammt von Storkau, Kr. Stendal, letzteres von Kl.-Hindenburg, Kr. Osterburg.

Das schwarze Buckelkrügchen wurde einem Grabe mit Steinsatz entnommen, das dem unsicheren Berichte nach unter keinem Hügel lag. Der Form nach gehört das Stück zur alt-lausitzer Gruppe, also chronologisch in die Periode M III. Dem Stile nach verwandt ist die Buckelamphora Textfig. 19, die einem Hügelgrabe mit Leichenbrand bei Depekolk,[3]) Kreis

---

[1]) Beschrbg. der Chur- und Mark Brdnbg., Berl. 1751, Teil V Sp. 264 ff. Ein Gefäß aus dem von Beckmann erwähnten Hügel im Schlüden ist übrigens bekannt. Es ist abgebildet im SJ 1899 Tafel I Fig. 5a. [2]) vgl. Friderico-Francisceum Taf. V Fig. 1—7. [3]) SJ IV (1841) p. 88.

Salzwedel entnommen wurde. Das mit Schraubenfurchen gezierte Täßchen von Kl.-Hindenburg ist gleichaltrig. Es findet sein Seitenstück in einem mecklenburgischen Funde, den R. Beltz [1]) abbildet. Das kleine krugähnliche Gefäß Tafel IX Fig. 3, das an Stelle des Henkels ein (undurchbohrtes) prismatisches Ohr zeigt, rührt aus einer Steinkiste von Winkelstedt her. Die Deckeldose Textfig. 20 und das in Form und Schmuck seltsame Gefäß Textfig. 21 sind in Hügelgräben mit Steinkreisen bei Thüritz (Kr. Salzwedel) gefunden worden. Ein anderes schwarzes Beigefäß von dort ist doppeltkonisch mit leichtumgelegtem Rand. Zu diesem Material treten als ungemein wichtige Ergänzung ca. 20 leider noch nicht veröffentlichte Gefäße, die aus den 111 sehr alten Grabhügeln im Forstbezirke Havemark gewonnen worden sind. Es sind sämtlich Beigefäße. Die Höhe sckwankt zwischen 4—15 cm. Als charakteristische Formen erwähne ich: geglättete, ungegliederte, bauchige Näpfe auf verhältnismäßig kleiner Standfläche mit leichtem Einzuge unter dem Halse; gerauhte Töpfe mit mäßig hohem



Fig. 19.



Fig. 21. 1/6



Fig. 22. ca. 1/4



Fig. 20. 1/6

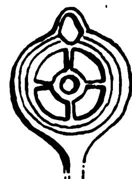


Fig. 23. ca. 1/4

glattem, wagerecht nach innen gewölbtem Halse, auf dem ein oder zwei Henkel sitzen, kleine Gefäße von der Form der späteren großen Knochenurnen mit zwei gegenüberstehenden Henkeln oder ebenso angebrachten Querösen, und eine außen

[1]) Vorgeschichte S. 64.

gerauhte, napfähnliche Schale von 20 cm Weite, 10 cm Höhe auf einer Standfläche von 10 cm Durchmesser. Alle Stücke dieser recht primitiven Keramik sind älter als die oben besprochenen. Stilistischer Zusammenhang zwischen beiden Gruppen ist kaum bemerkbar.

In Grabanlagen vorbeschriebener Art sind eine Reihe von Bronzegegenständen gefunden worden, die ich hier, soweit sie mir bekannt geworden, aufzähle.

1. Güssefeld, Kr. Salzwedel.[1])

Danneil findet bei Güssefeld in einem Hügel ohne Steinkranz und ohne innere Schüttung 7 Fuß tief unter 3 Blöcken eine ca. 33 cm hohe Urne ohne Verzierung. Sie enthielt einen Armring, 10 Buckel, und die Reste einer Spiralfibel mit breitem Bogen, Abb. bei Undset, Eisen, S. 219.

2. Niedergörne, Kr. Osterburg.

Im Provinzial-Museum zu Halle liegt der Kopf einer Scheibennadel aus einem Steingrabe bei Niedergörne wie Textfig. 22. Das Stück ist durch drei konzentrische, teilweise strichverzierte Rippen geschmückt und trägt oben drei spitzwinklige Oesen. Der kurze erhaltene Schaftteil zeigt ein einfaches Strichmuster.

3. Borstel, Kr. Stendal.

In einer tieferen Schicht des Gräberfeldes der Völkerwanderungszeit fand sich nebst groben Gefäßen eine einösige Radnadel wie Textfig. 23. Sie liegt im Museum für Völkerkunde unter Ig 225 a. Somit sind im ganzen vier dieser eigenartigen Geräte aus dem hier behandelten Gebiete bekannt geworden, nämlich zwei flache Radnadeln: die von Borstel mit einer und die von Bühne mit drei Oesen, zwei Scheibennadeln: die von Niedergörne mit drei Oesen und das unvollständige Stück von Güssefeld, das wahrscheinlich am oberen Rande einen breiten Haken trug. Beltz [2]) bezeichnet alle diese Stücke für Mecklenburg als Fremdlinge, und wir werden gut tun, sie für die vorwiegend nordische Bronzeformen aufweisende Altmark ebenso zu beurteilen. Scheibennadeln und Radnadeln sind eng verwandt, einmal der Form nach, wie ein Blick auf die dreiösige Scheibennadel von Niedergörne und die Radnadel

---

[1]) FNM II p. 124 fg. [2]) Vorgsch. v. Mecklenbg. S. 64.

von Bühne ergibt, sodann aber auch im Schmuck. Größler[1]) veröffentlicht eine Scheibennadel, die mit Oesenringen, Schleifennadeln und einem Armringe von der Form der bekannten C-Fußringe bei Unterrißdorf gefunden wurde. Die Scheibe ist durch zwei dünne, quergestrichelte, konzentrische Kreisbänder verziert, deren inneres ein durch ein Fischgrätenmuster hervorgehobenes stehendes Kreuz einschließt. Die Querstrichelung der Kreisbänder finden wir auf den Rippen der Scheibennadel von Niedergörne, die Gesammtform des Musters in den Umrissen der flachen Radnadeln von Borstel und Bühne wieder. Rheinische Radnadeln mit rundlich massiven Teilen sind m. W. in dem hier behandelten Gebiete bisher nicht gefunden worden. Das nächste bekannte derartige Stück stammt von Gr. Rosenburg, Kr. Kalbe a. S., und liegt in der Gymnasialsammlung zu Neuhaldensleben. Ein Vergleich mit der schönen Nadel von Bühne, deren untere, senkrechte Speiche die den Ring verzierenden Riefen durchbricht, ergibt, daß Stücke wie das Gr. Rosenburger die Vorlage für die nordischen Radnadeln geliefert haben.

4. Neuhaldensleben. [2])

Wegner deckte auf dem Fuchsberge bei Neuhaldensleben Hügelgräber mit Skeletten auf. Er entnahm einer der Anlagen eine nordische Fibel einfachster Form (wie Textfig. 24, ergänzt),



Fig. 24. ca. 1/2

ohne Spiralen, mit breitem rhombischen Bügel und einfacher Nadel, die an der durchlochten Stelle eine Schwellung und darüber eine unscheinbare, kegelähnliche Handhabe zeigt, einen breiten glatten Fingerring, sechs widerhakige Feuersteinpfeilspitzen und zwei Bronzepfeilspitzen mit Schäftungstülle, die eine mit unsymmetrischen Widerhaken, die andere von breitlanzettlicher Form. Ein zweites (Doppel-)Grab ergab einen Bronzedolch und Reste einer Spiralfibel, eine dritte Anlage 5 Feuersteinpfeilspitzen.

[1]) JVS-TL 1902 p. 199.

[2]) Festschrift Neuhaldensleben a. a. O.; BV XXX p. 600 fg.

Wegner datiert die Funde auf die Periode M II und das mit Recht, wie die Fibel des erstbesprochenen Grabes ergibt. Was die Pfeilspitzen aus Feuerstein anlangt, so sind sie in mecklenburgischen Gräbern der Bronzezeit eine ziemlich häufige Erscheinung. Im Gebiete der heutigen Altmark selbst ist m. W. kein Exemplar in Gräbern gefunden worden; sie sind aber trotzdem nicht selten. Aus der Altmark und besonders vom Arneburger Plateau kenne ich allein mehrere Dutzend dieser zierlichen Gebilde, die aber ausnahmslos Einzelfunde sind.

5. Sanne, Kr. Stendal.

Bei Anlage der Molkerei Sanne wurde vor Jahren ein Grab, anscheinend Flachgrab, aufgedeckt. Die Gefäße wurden zerstört, ein zu zwei Dritteln erhaltener, im Feuer verzogener Fußring gelangte in das Altmärkische Museum zu Stendal. In Form und Schmuck stimmt das Gerät genau mit den Stücken des Depotfundes von Kalbe überein.

6. Baben, Kr. Stendal.

Oestlich vom Dorfe fanden sich auf einem Steinhaufen, der anscheinend das Ergebnis eines zerstörten Grabes war, zwei grün patinierte Handringe, die in das Altmärkische Museum gelangten. Im Schmuckmuster, wie Fig. 24a, gleichen sie den Stücken von Sanne, Altmersleben, Kalbe a. M., Neuhaldensleben. Dagegen weicht die Form der Babenschen Ringe insofern ab, als ihre Innenseiten konvex sind und ihre Enden sich allmählich verjüngen. Nach Beltz[1]) fand sich in einem böhmischen Grabe ein gleichartiges Stück zusammen mit einer Flachaxt, also einem sehr altertümlichen Geräte. Einen bei Berlin in einem Kegelgrabe gefundenen analogen Ring datiert der Forscher auf M III.

7. Neulingen, Kr. Osterburg.

Unter Verweis auf eine Abbildung des Friderico-Francisceums erwähnt Danneil[2]) drei Armringe, die beim Pflügen in der Feldmark Neulingen gefunden wurden. Augenscheinlich handelt es sich um ein zerstörtes Grab, denn auch Gefäßtrümmer wurden vom Finder beobachtet. Zwei der Ringe zeigten wie die Stücke von Baben rhombischen Durchschnitt, das dritte Exemplar war innen flach. Wie ein Einblick in das

[1]) MJ 1902 p. 100. [2]) SJ III (1840) S. 7.

von Danneil angezogene Werk ergibt, handelt es sich um mindestens zwei Fassettenringe.

Bevor ich diese Ringe bespreche, erwähne ich noch den Fund von

8. Mehrin, Kr. Salzwedel.

Er besteht aus einem ungemusterten innen konvexen Fassettenarmringe mit allmählich verjüngten Enden und einer ca. 6 cm langen flachen Dolchklinge. Beide Stücke sind sehr primitiv und stimmen gut zueinander. Sie liegen im Provinzial-Museum zu Halle a. S.



Fig. 24a. 1/2

Es sind also in dem behandelten Gebiete nicht weniger als 20 Fassettenringe gefunden, nämlich bei Mehrin 1, bei Baben 2, bei Sanne 1, bei Reesen 2, bei Neuhaldensleben 2, bei Kalbe a. M. 9, bei Altmersleben 1 und bei Neulingen 2 Stücke.

Das typologisch älteste dieser Stücke[1]) stellt zweifellos der ornamentlose, nach den Enden zu verjüngte, innen konvexe Ring von Mehrin dar. Die beiden Geräte von Baben sind von gleicher Form, tragen aber schon das auf allen übrigen gleichmäßig wiederkehrende Strichmuster wie Textfig. 24a.

Später führt das Bestreben, die dekorative Wirkung der Schmuckstücke zu erhöhen, dazu, die beiden Außenfassetten in gleicher Breite von der Mitte nach den Enden zu führen. Um aber trotz der gesteigerten Wirkung nicht mehr Metall als bisher zu verwenden, flachte man zunächst die konvexe Innenseite ab, wie das Stück von Altmersleben erkennen läßt. Die Behandlung der übrigen Ringe geht hierin noch einen Schritt weiter und höhlt die Innenseite so aus, daß man die Gegenstände immerhin noch als massiv bezeichnen kann. Die jüngsten Formen dieser Entwicklungsreihe sind schließlich, wie einige Fragmente aus dem Depot von Kalbe a. M. beweisen, fast blechartig dünn.

---

[1]) Montelius kennt die Fassettenringe aus dem Material der nordischen Bronzezeit anscheinend nicht, dagegen führt er derartige Stücke mit verjüngten Enden in der zweiten Periode der französischen Bronzezeit auf. Demnach dürfte die Form für uns aus dem Westen stammen.

9. Thüritz, Kr. Salzwedel.

Einem Grabe, das in der Gegend von Thüritz geöffnet wurde, entstammt das Fragment einer Dolchklinge im Mus. f. Völkerkunde Kat.-Nr. II 1531. Das Stück zeigt undeutlichen Mittelgrat, die Heftplatte trug anscheinend drei Nietlöcher.

10. Neuenhofe, Kr. Neuhaldensleben.

Bei Neuenhofe, Kr. Neuhaldensleben, wurde bei der Feldbestellung ein äußerlich nicht kenntliches Grab aufgedeckt. Es enthielt in keinerlei Steinsetzung zwei jetzt verlorene Gefäße, zwischen denen eine Dolchklinge lag. Es ist ein 18 cm langes Stück mit breiter Heftplatte, ohne Angel, geschweiften Konturen und undeutlichem Mittelgrat. Die Heftplatte trägt drei Nietlöcher, zwei Niete sind noch erhalten. Auf der Vorderseite tragen sie große Köpfe in Form flacher Kugelsegmente. Die Klinge, die zum Inventare von MII gehört, ist im Besitze des Herrn Rentners Bodenstab, Neuhaldensleben.

11. und 12. Alvensleben, Kr. Neuhaldensleben.

Im Provinzial-Museum zu Halle liegen zwei Grabfunde von Alvensleben, die der älteren Bronzezeit angehören.

Der erste enthält 1. einen diademartigen Halsschmuck, 2. einen Armring.

Der Halsschmuck (Sign. 1,5) zeigt am oberen und unteren Rande sowie in der Mitte je eine hervortretende Rippe. Die beiden dazwischen liegenden Felder sind durch Spiralbänder verziert.

Der Armring (Sign. 2,5) ist innen schwach konkav, außen undeutlich fassettiert. Die Außenflächen tragen ein unter der malachitgrünen Patina schwer erkennbares Strichmuster.

Der zweite Grabfund von Alvensleben enthält 1. den Kopf einer Oesennadel (das Stück ist hier S. 38 besprochen), 2. und 3. zwei Handringe, 4. eine Hakennadel, 5. einen pinzettenähnlichen Gegenstand und eine Menge unbestimmbarer Bronzestückchen; alles stumpf malachitgrün patiniert.

Der eine der beiden innen flachen, außen gewölbten Handringe ist auf der Schauseite gemustert. Gruppen von je drei parallelen Linien laufen in gleichen Abständen schräg von einem Rande des Stückes zum andern. Die dazwischen liegenden rautenförmigen Felder sind durch wagerechte Schraffuren gefüllt.

Ich habe diese Art von Ringen im behandelten Gebiete sonst nicht gefunden. In Mecklenburg[1]) sind sie recht häufig.

Die Hakennadel stellt eine recht alte Form[2]) dar, die sich schon in den Trümmern der II-V Stadt von Hissarlik-Troja findet.

Beide Gräber von Alvensleben zeigen das Inventar von MII.

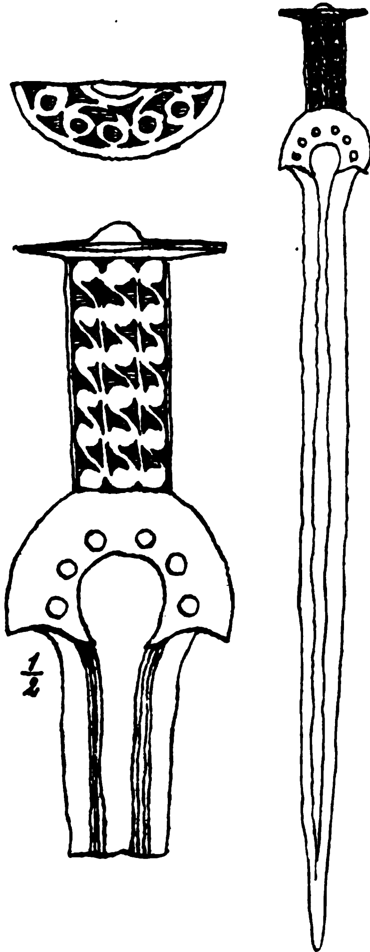


Fig. 25.

13. Das Hügelgräberfeld von Havemark,[3]) Kr. Jerichow II,

das bei seiner hervorragenden Wichtigkeit eigentlich eine ausgiebig illustrierte Sonderbesprechung verdiente, kann hier nur summarisch behandelt werden.

Das Feld bestand aus 111 Hügeln. die alle geöffnet worden sind. Sie enthielten fast durchweg Skelette; die verbrannten Knochen, die sich dabei fanden, dürften die Reste von Kulthandlungen (Opfern, Leichenschmäusen) sein. Nur Hügel 28 scheint ein Brandgrab eingeschlossen zu haben. Ueber die Keramik vgl. hier S. 55.

Ein Männergrab enthielt das schöne nordische Schwert, Textfig. 25 (nach Zts. f. Ethnol. 1888, Taf. VII). Der Griff ist heute hohl und durchbrochen; die schraffierten Kurvendreiecke trugen früher goldene Füllungen. Seitenstücke führt Beltz[4]) an.

Ein reich ausgestattetes Frauengrab (Hügel 39) enthielt folgende Bronzen: 1. ein Paar Ohrringe, 2. eine Armberge, 3. einen diademähnlichen Halsschmuck, 4. einen offenen

---

[1]) Beltz in MJ 1902 S. 119 mit Abbildung. [2]) ZE 1907 S. 786.
[3]) ZE 1888 S. 431; NA 1890 S. 27; NA 1891 S. 65. [4]) MJ 1902 S. 118.

Handring, 5. eine Spiralarmröhre von 40 Windungen flachgewölbten Bronzebandes, deren Enden zu kleinen Voluten eingerollt sind.

Der Halsschmuck trägt neun Parallelrippen, in die senkrechte Striche dicht nebeneinander eingepunzt sind. Die Armberge dürfte das älteste aus dem behandelten Gebiete bekannte Stück dieser Form darstellen. Sie besteht aus etwas gedrückt rundem, ziemlich massivem Drahte, die Voluten sind verhältnismäßig klein (ca. 5 cm Dm.), Verzierungen fehlen, soweit ich sehen konnte.

Unter den übrigen Altsachen sind erwähnenswert: eine schmale Tüllenaxt, zwei Handringe mit undeutlicher Fassettierung und Strichmuster auf der Schauseite, ein Fingerring und eine Spiralperle von Golddraht, kleine durch Druckdenglung geformte Silexpfeilspitzen, ein Tüllenmeißel u. a. m. Zweifellos gehören alle diese Funde in einen Abschnitt, dem das Inventar von M II entspricht. P. Reinecke nimmt sie für seine Stufe B in Anspruch. Alle Stücke liegen in der Sammlung von Genthin.

14. Schönfeld, Kr. Stendal.

Schließlich muß ich hier einen Grabfund von Schönfeld erwähnen, der beim Wegebau von Arbeitern gefunden wurde. Nach den unsicheren Berichten handelt es sich um ein Flachgrab. Es enthielt mehrere, nicht aufbewahrte Gefäße, die gemeinsam von Steinhäufungen umgeben waren. Bemerkenswert ist, daß an den vier Ecken der Anlage Steine pfeilerartig übereinander gelegt waren. Es scheint sich also um eine improvisierte Steinkiste zu handeln. An Bronzesachen wurden den Urnen entnommen: ein breites geschweiftes Messer mit abgebrochener, wie der erhaltene Ansatz zeigt, breiter Griffzunge; ein Spiralfingerring aus doppeltem stielrunden Bronzedraht, und eine Nadel mit geschwollenem durchlochten Halse und flachem Scheibenkopfe, wie Textfigur 26. Sämtliche Stücke gelangten in das Altmärk. Museum zu Stendal.

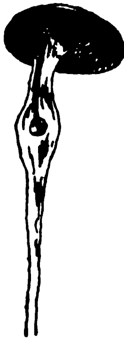


Fig. 26. 1/2

Die Nadel ist für unsere Gegend ein sehr merkwürdiges Stück. Sie bezeichnet den am weitesten nach Norden gelegenen Punkt des Vordringens dieser südlichen Form. Die nächstgelegenen Fundorte sind Biere bei Magdeburg und

Eisleben,[1]) dann folgen Fulda und Alsfeld in Hessen. Lissauer[2]) datiert derartige Geräte auf M II - M III; auf das Auftreten verwandter Stücke in den Ländern des Mittelmeerbeckens ist schon oben hingewiesen worden.

Das geschweifte Messer hingegen gehört einer Formenreihe an, die gewöhnlich der jüngeren Bronzezeit zugeschrieben wird. Indessen berichtet Beltz[3]) von einem ähnlichen in einem Skelettgrabe bei Dobbin gefundenen Instrumente, das er auf M III datiert. Ich folge dem mecklenburgischen Forscher mit Hinsicht auf die altertümliche Nadel und den sehr primitiven Spiralfingering auch für den vorliegenden Fall.

III. Jüngere Bronzezeit.

Die Grabformen und die Keramik der jüngeren Bronzezeit in der Altmark ergeben mindestens drei deutlich gegeneinander abgesetzte Perioden. Bei einseitiger Berücksichtigung der vorhandenen Bronzen dieses Abschnittes tritt indessen die eine dieser Perioden, die nennenswerte Metallsachen nicht geliefert hat, vollständig zurück. Alles was sich bei Betrachtung der Metallgerätschaften ergibt, ist die Erkenntnis, daß gegen das Ende der Bronzezeit zahlreiche Formen einer jüngeren südlichen Kultur auftreten und die nordischen Typen verdrängen. Die Schwertformen, Lanzenspitzen, Armringe, Messer und Nadeln der ausgehenden Bronzezeit sind der Form nach fast sämtlich Eindringlinge, die zum Teil im Süden schon mit Eisen zusammen gefunden werden. Es scheint mir vorteilhaft, die zu meiner Kenntnis gelangten Einzelfunde ungetrennt aufzuzählen.

A. Einzelfunde.

1. Lappenaxt von Gardelegen.

Lappenäxte sind im behandelten Gebiete äußerst spärlich gefunden worden. Eine mittelständige Lappenaxt von Gardelegen mit italischem Ausschnitt am Bahnende liegt im Mus. f. Völkerk. zu Berlin unter Kat.-Nr. I g 1470.

---

[1]) Nach gütiger Mitteilung des Herrn Prof. Größler. Das Stück liegt in der Sammlung des Mansfelder Geschichtsvereins zu Eisleben. Ein ähnliches Exemplar ohne Durchbohrung stammt von Dissau, Kr. Querfurt. Es befindet sich in dem Museum zu Burgscheidungen.

[2]) ZE 1907 S. 801 fg. [3]) MJ 1902 p. 150 fg.

2. Lappenaxt von Neuhaldensleben im Museum zu Magdeburg vom gleichen Typus.

3. Lappenaxt von Thüritz, Kr. Salzwedel.

Eine im Privatbesitz befindliche Lappenaxt, wie Textfig. 27, ist vom oberständigen Typus mit seitlicher Oese, die Bahn fehlt, die Schneide ist nachträglich gerade geschliffen. Sie gehört in das Inventar der Stufe Hallstadt A.

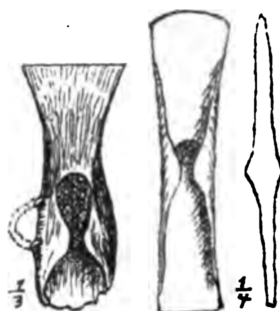


Fig. 27. Fig. 28.

4. Lappenaxt von Magdeburg.

Der nähere Fundort des im Privatbesitz befindlichen Stückes, das, wie Textfig. 28 ergibt, Typus der mittelständigen Lappenäxte zeigt, ist nicht bekannt. Es gehört vielleicht nicht einmal hierher.

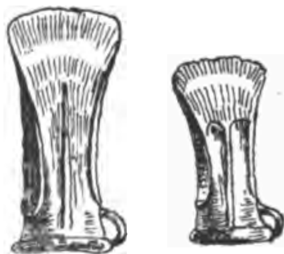
Es sind also innerhalb des hier behandelten Gebietes nur vier Lappenäxte gefunden. Drei der Stücke zeigen die mittelständige Form dieser Geräteart, deren Lappen annähernd in der Mitte des Instrumentes sitzen. Da sie mit Absatzäxten zusammen gefunden sind, dürfen wir in ihnen den älteren Typus der Werkzeuge erblicken. Die jüngeren oberständigen Lappenäxte schieben die Lappen nach dem Bahnende.

5. Tüllenaxt von Bismark, Kr. Stendal.

Eine kleine, glänzend grün patinierte Tüllenaxt, wie Textfig. 29, die in einer Sandgrube bei Bismark gefunden wurde, gelangte in das Altmärkische Museum zu Stendal. Das Ornament deutet die Entstehung der Form aus dem norddeutschen Typus der Absatzäxte an.

6. Tüllenaxt von Arneburg, Kr. Stendal.

Auf dem Kachau bei Arneburg wurde eine schöne grün patinierte Tüllenaxt, wie Textfig. 30, aufgelesen, die ebenfalls in den Besitz des Museums zu Stendal überging. Das etwas flauere Leistenornament hat den gleichen Ursprung wie das des Stückes von Bismark.


Fig. 29. 1/3 Fig. 30. 1/3

7. Tüllenaxt von Schafbrück, Kr. Osterburg.

Bei Schafbrück, Kr. Osterburg, wurde im Moore eine ziemlich starke Tüllenaxt, wie Textfig. 31, mit bräunlicher Patina gefunden, die im Mus. zu Stendal Kat.-Nr. 2320, I 142 liegt. Ueber das sehr flache Ornament vgl. die Bemerkungen oben zu den Stücken von Bismark und Arneburg.

8. Tüllenaxt von Arneburg, Kr. Stendal.

Das glänzend goldbraun patinierte Stück ist vermutlich ein Moorfund. Das Leistenornament ist, wie Textfig. 32 zeigt, so verwildert, daß sich sein Ursprung ohne Zwischenformen, wie sie die Stücke vom Kachau und von Bismark zeigen, nicht mehr erraten läßt. Das Instrument liegt im Altm. Museum zu Stendal.

9. Tüllenaxt von Kläden, Kr. Stendal.

Eine große mit brauner Moorpatina versehene Tüllenaxt von Kläden, die im Altm. Museum zu Stendal liegt, zeigt, wie

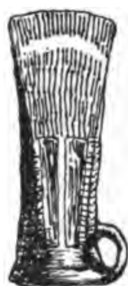


Fig. 31. $^1/_3$



Fig. 32. $^1/_3$



Fig. 33. $^1/_3$

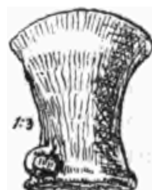


Fig. 34.

Textfig. 33 veranschaulicht, auf den Breitseiten als Ornament das Reliefbild eines Flachbeiles.

10. Tüllenaxt von Süplingen, Kr. Neuhaldensleben.

Die Gymnasial-Sammlung zu Neuhaldensleben besitzt eine kleine, grün patinierte Tüllenaxt von Süplingen. Das bekannte alte Ornament ist hier zu drei kurzen, bedeutungslosen Strichen aufgelöst.

11. Tüllenaxt von Schernebeck, Kr. Stendal.

Im Provinzial-Museum zu Halle liegt eine kleine, gänzlich schmucklose Tüllenaxt, wie Textfig. 34, von Schernebeck.

Von den sieben Instrumenten der letzterwähnten Art gleichen sich nicht zwei Stücke untereinander. Scheidet man das Gerät von Kläden aus, so bilden die übrigen eine lückenlose Entwicklungsreihe, deren Anfangsglied das mit kräftigen Leisten geschmückte Beil von Bismark bildet. Das durch die Anordnung dieser Leisten gebildete Muster hat sein Vorbild in dem Streifen- und Rippenornamente, das wir auf dem Schneidenteile der altbronzezeitlichen norddeutschen Absatzäxte vorfanden. Auf den folgenden Stücken bemerken wir eine stetig zunehmende Verflachung des Ornamentes, das auf dem Endgliede der Reihe, dem Beile von Schernebeck, schließlich gänzlich verschwunden ist.

Die Form der Tüllenäxte hält sich bis tief in die Eisenzeit hinein. Für unser Gebiet dürfte als letzter Ausläufer des Typus ein Eisenbeilchen mit vierkantiger Tülle von Rindorf, Kr. Stendal, zu betrachten sein. Es gehört chronologisch in die mittlere oder jüngere Tèneperiode und liegt im Altmärk. Museum zu Stendal.

12. Lanzenspitze von Arendsee, Kr. Osterburg.

Das Museum f. Völkerk. bewahrt unter Kat.-Nr. II 10787 eine Lanzenspitze von Arendsee auf. Die Tülle des Stückes ist ziemlich lang, mit wagerechten und senkrechten Strichgruppen verziert und in halber Höhe durchlocht. Die Flügel sind gestreckt und tragen rechts und links von der Mittelrippe je eine nach unten rundlich abgeschlossene Blutrinne. Das Schmuckmuster der Tülle ist verwandt mit dem der Lanzenspitze von Hillersleben, die wir der älteren Bronzezeit zuschrieben. Der Umriß und die erwähnten Blutrinnen zwingen uns aber, das Stück von Arendsee mit der von Montelius[1]) Tidsbestämming abgebildeten, mehrfache Uebereinstimmung zeigenden Lanzenspitze in die jüngere Bronzezeit zu setzen.

13. Lanzenspitze von Dalchau, Kr. Osterburg.

Vom Elbufer aus der Gegend von Dalchau stammt eine im Altmärk. Museum aufbewahrte Lanzenspitze, die durch Taf. IX Fig. 5 wiedergegeben wird. In Form und Größe stimmt sie überein mit der

14. Lanzenspitze von Emden, Kr. Neuhaldensleben

die in der Gymnasialsammlung zu Neuhaldensleben liegt. Die

[1]) Taf. IV Fig. 77.

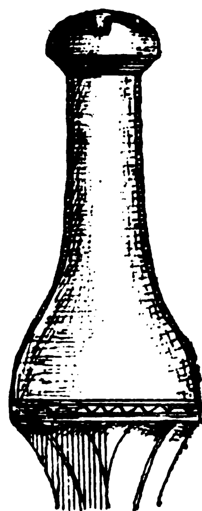
schlanken Stücke sind ca. 15 cm lang und unterscheiden sich in der Form beträchtlich von den altmärkischen Lanzenspitzen der Periode M IV, die wir unter den Grabfunden antreffen werden. Dagegen stimmen sie im Umriß etc. überein mit der sehr großen Lanzenspitze aus dem Hindenburger Depotfunde, der nach MV gehört, sowie mit einem ihnen auch in der Größe fast gleichem Stück aus den späten Gräbern im Schlüden bei Arneburg. Die kleinen

15—21. Lanzenspitzen

von Kemnitz, Baars, Umfelde, Altmersleben, sämtlich im Kr. Salzwedel, ferner die Stücke von Ostheeren, Schernikau und Westinsel im Kr. Stendal, von denen die oben ersterwähnten, sowie das an vierter Stelle aufgeführte Stück im Besitze des Museums f. Völkerk. sind, die übrigen im Altmärk. Museum zu Stendal aufbewahrt werden, stimmen mit den aus Grabfunden gut bekannten Lanzenspitzen der Periode MIV überein.

22. Schwert von Tangeln, Kr. Salzwedel.

Das Museum zu Salzwedel besitzt ein in vier Stücke zerbrochenes Bronzeschwert, das bei Tangeln[1]) gefunden worden ist. Der Griff, wie Textfig. 35, schließt, nach Nauescher Bezeichnung, glockenförmig ab und trägt oben einen durch ein ungleicharmiges Kreuz verzierten, runden Knauf. Der Umriß des Kreuzes, die Konturen des Griffes und der Abschluß der Handhabe wird durch Zierleisten hervorgehoben. Die Waffe gleicht den in Norden auch in Miniaturstücken als Grabbeigaben gefundenen Schwertern sehr, deren Form nach S. Müller[2]) von südlicher Herkunft ist; vielleicht sind sie aber Endglieder der Entwicklungsreihe der nordischen Schwerter.


Fig. 35. ca. $^2/_3$

23. Schwert von Holzhausen, Kr. Stendal.

Ein bei Holzhausen gefundenes Schwert liegt unter Kat.-Nr. 86 I im Provinzial-Museum zu Halle. Das Stück ist ein ca. 40 cm langes Antennenschwert mit einem Griffabschlusse, der nach Art der nordischen Schwerter die Heftplatte im nach unten offenen

[1]) SJB 24 p. 101. [2]) Nord. Bronzezt. p. 20.

Bogen umfaßt. Das einzige mir bekannte Seitenstück aus dem behandelten Gebiete ist eins der Schwerter aus dem Hindenburger Depotfunde, der zweifellos südlicher Provenienz ist.

24. Schwert von Lüderitz, Kr. Stendal.

Von Lüderitz stammt eine schmale, im ganzen 56 cm lange Klinge mit 6 cm langer Griffangel, die ihrer Färbung nach im Moore gefunden sein muß. Das Gerät zeigt keinerlei Verzierungen und auch keine Mittelrippe. Der Querschnitt der Waffe gleicht dem einer Linse. Das Stück liegt im Altmärk. Museum zu Stendal. Ebendort wird die ca. 10 cm lange

25. Spitze eines Schwertes von Karritz, Kr. Stendal, aufbewahrt. Augenscheinlich wurde sie im Moore gefunden. Außer einer dem Umriß folgenden Doppellinie zeigt das Stück nichts Merkwürdiges.

26. Messer von Buch, Kr. Stendal.

Ein Messer nordischer Form, wie Textfig. 36, das von Buch a. Elbe stammt, gelangte in den Besitz des Altmärk. Museums. Das Gerät ist mit tiefgehendem malachitgrünen Roste bedeckt. Aehnliche Instrumente sind im Norden und auch im Süden gefunden worden. Naue[1]) führt formverwandte Stücke von Oberbayern an.

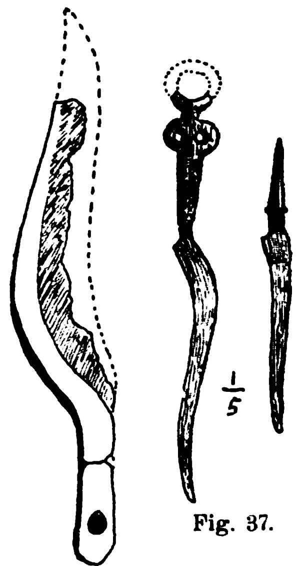


Fig. 36. 2/3

Fig. 37.

27 und 28.

Messer von Büste, Kr. Stendal.

Zwei geschweifte Messer, wie Textfig. 37, von Büste liegen im Altmärk. Museum zu Stendal. Das größere, 22 cm lange Stück zeigt eine schmale, stark geschweifte Klinge; der mitgegossene rundliche Griff trägt oben eine flache im Vertikalumrisse runde Erweiterung mit zwei nebeneinanderstehenden Löchern. Darüber hinaus ragt ein kurzer Zapfen, der in einem heute nur noch halb vorhandenen Ringe endigt. Das zweite 18 cm lange Messer besitzt eine weniger gekrümmte Klinge. Sie trägt einen kurzen stielrunden Ansatz,

[1]) Bronzezeit in Oberbayern, Taf. XVIII Fig. 8.

aus dem die vierkantige, nach oben spitze Angel hervortritt. Beide Stücke verraten engen Zusammenhang mit hallstättischen Formen und gehören für unser Gebiet in das Ende der jüngeren Bronzezeit, also etwa nach MV.

29. Messer von Ferchau, Kr. Salzwedel.

Die Klinge eines geschweiften Messers mit einfacher, oben umgebogener, einen Niet umschließender Griffangel von Ferchau liegt im Provinzial-Museum zu Halle.

30. Rasiermesser von Wiewohl, Kr. Salzwedel.

Ebenfalls im Museum zu Halle wird ein viereckiges Rasiermesser aufbewahrt, das bei Wiewohl gefunden ist. Das Instrument gleicht in der Form dem aus dem Grabe von Düsedau gewonnenen Geräte, trägt aber auf dem Rücken einen durchlochten ösenartigen Vorsprung und einen schräg nach oben und rückwärts gerichteten Fortsatz, von dem etwas abgebrochen ist. Seitenstücke sind mir nicht bekannt.

31. Nadel von Loitsche, Kr. Wolmirstedt.

Eine 23 cm lange Nadel von Loitsche, Kr. Wolmirstedt, trägt ein durchaus südliches Gepräge. Dem Kopfe nach gehört das Stück in die Gruppe der sogenannten Wulstnadeln. Es ist stilistisch mit dem Exemplare aus dem Gräberfelde von Hohengöhren, Kr. Jerichow II, verwandt. Seiner Größe nach erinnert er an die unförmig langen Nadeln (Peitschennadeln), wie sie bayrische Grabfunde geliefert haben. Das im Gebiete einzige Stück liegt im Provinzial-Museum zu Halle Kat.-Nr. 190.

32 und 33. Lanzenspitzen von Loitsche, Kr. Wolmirstedt.

Zwei Lanzenspitzen mit leichtgeschweiften Flügelkonturen und hochsitzenden Löchern in der bis in die Spitze fortgesetzten Tülle stammen ebenfalls von Loitsche. Sie sind im Besitze des Provinzialmuseums zu Halle (I, 178).

34. Hängegefäß von Schollene, Kr. Jerichow II.

Eine jüngere Form der nordischen Hängegefäße, ähnlich denen, wie sie von Neulingen und Darsekau, Kr. Salzwedel, bekannt sind, wurde bei Schollene gefunden und gelangte in den Besitz des Provinzial-Museums.

B. Depotfunde.

1. Karritz, Kr. Stendal.

Im Moore bei Karritz wurde ein aus zwei Stücken bestehender Depotfund gehoben, der im Altmärkischen Museum zu Stendal liegt. Es ist eine sehr große Spiralbrillenfibel mit Doppelkreuznadel und ein jetzt in vier Stücke zerbrochener Halsring. Die Abbildung Taf. X Fig. 1 und 2 gibt beide Geräte wieder.

Die in ihrer größten Ausdehnung mehr als 30 cm messende Spiralbrillenfibel ist m. W. das einzige derartige Prachtstück, das aus dem behandelten Gebiete vorliegt. Die Verzierungen des Gerätes bestehen in getrennten Gruppen radialer Striche auf den äußeren drei Windungen der Scheiben, einem Fischgrätenmuster auf der Mitte des größten Kreuzbalkens, sowie in Strichgruppen auf den anderen Teilen des Nadelgriffes. Der Bügel ist nicht gedreht, auch nicht flach und verbreitert, sondern schwillt nach der Höhe zu an. Seine Verzierungen sind rundliche, undeutliche Kerbungen, wie sie die kleineren Brillenfibeln aus Gräbern von Abendorf, Depekolk, Düsedau und Mechau, sowie Handringe von Seehausen und Arneburg zeigen.

Der Halsring ist ein ca. 50 cm langes, 1,5 cm breites Band aus dünnem, oben leicht gewölbtem, unten flachem Bronzeblech. Die Schauseite trägt ein auf Gefäßen des Lausitzer Stiles häufig beobachtetes Muster, das unter dem Namen trianguläres Strichsystem bekannt ist. Ein Seitenstück ist ein Halsband[1]) aus der Gegend von Brandenburg a. H., das ebenfalls mit Brillenfibeln, wenn auch kleineren, gefunden wurde. Was die ungewöhnlich großen Spiralfibeln anlangt, so sind aus Mecklenburg etwa 30, aus der Lausitz ein halbes Dutzend dieser schönen Schmuckstücke bekannt geworden. In der Provinz Sachsen fanden sich Stücke mit flachen, breiten Bügeln im Mansfelder Seekreis[2]) und bei Elsterwerda.[3]) Sie gehören chronologisch zum Inventare von MIII (Schluß). Unser Stück ist nicht älter als MIV.

2. Hindenburg, Kr. Osterburg.

Bei Hindenburg am Südrande der Wische ist bei der Feldbestellung ein prächtiger Depotfund gehoben worden, der in das

[1]) Voß und Stimming, Altert. d. Mark Brdnbg. Abt. II, Taf. 4 Fig. 6b.
[2]) Mansfelder Blätter 1901 S. 242 fg.
[3]) N A 1892 S. 48.

Altmärkische Museum zu Stendal gelangte. Er ist schon von Hartwich[1]) besprochen worden. Die Abbildungen Tafel IX Fig. 12—16 geben die fünf Stücke, aus denen er besteht, wieder. Es sind: 1) ein Schwert vom Möriger Typus mit Schalenknauf, Fig. 12, 2) ein Antennenschwert, dessen die Heftplatte im Bogen umfassender unterer Griffteil durch eine gradlinige Leiste abgeschlossen ist, Fig. 16, 3) eine mit kurzer Griffangel versehene schmale Klinge, deren oberen gradlinigen Abschluß eine aufgelegte Leiste

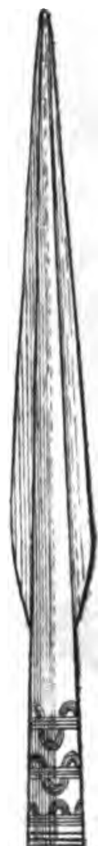


Fig. 38. $^1/_4$



Fig. 39a. ca. $^1/_2$

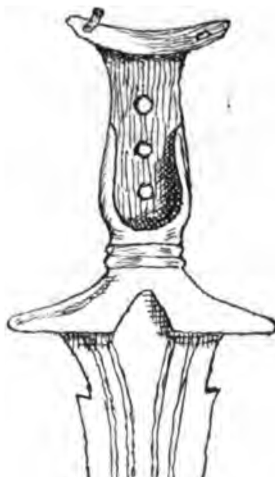


Fig. 39b. ca. $^1/_2$

umzieht, Fig. 13, 4) eine ähnliche, aber größere Klinge ohne Leiste, Fig. 15, 5) eine schöne, sehr starke Lanzenspitze mit verzierter Tülle, Textfig. 38 u. Taf. IX Fig. 14.

Sämtliche Stücke gehören in den Formenkreis der Hallstatt-Kultur. Eine kürzere, aber völlig gleich ornamentierte Lanzenspitze aus dem Pfahlbau bei Wollishofen liegt im Landesmuseum zu Zürich. Ein ähnliches Stück gehört zum Depotfunde von Lehnitz, Kr. Niederbarnim.[2]) Schwerter vom Möriger- und Ronzanotyp sind in den Pfahlbautenresten ebenfalls wohlbekannte Erscheinungen. Der Hindenburger Fund gehört also zeitlich in das Ende der Bronzezeit, das etwa der Periode MV entspricht. Alle Stücke sind wohl als importiert aufzufassen. In der Provinz steht der im Museum zu Halle

[1]) SB I, 5 S. 25 fg. [2]) NA 1895 S. 16.

aufbewahrte Fund von Bleicherode (2 Ronzano-, 4 Möriger Schwerter, 1 Klinge, 1 große Lanzenspitze ohne Verzierung) dem Depot von Hindenburg am nächsten.

3. Stendal.

Im Museum f. Völkerk. zu Berlin liegen unter Kat.-Nr. I g, 3393—4 zwei Möriger Schwerter, die bei Stendal gefunden sind. Das eine, Textfig. 39a, entspricht dem oben S.71 unter 1 angeführten Stücke von Hindenburg, das andere, Textfig. 39b, hatte wie zwei Nietlöcher in der Knaufschale und drei im Griffe beweisen, einen mit Knochen oder Horn belegten Griff.[1])

4. Neulingen, Kr. Osterburg.

Von einem großen Funde, der i. J. 1719 bei Neulingen ausgepflügt wurde, berichtet Beckmann.[2]) Er bestand aus einer glatten Bronzesitula[3]) mit vier paarweise gegenüber stehenden Kreuzattachen. Dieser Behälter, der gewiß italischer Provenienz ist, enthielt: zwei nordische Hängegefäße jüngeren Stiles, wie Textfig. 40a und 40b (nach Beckmann).



Fig. 40a. ca. 1/3



Fig. 40b. ca. 1/3

Ueber die Verbreitung dieser eigenartigen Geräte äußert sich R. Beltz[4]) ziemlich ausführlich. Demnach ist das südlichste Stück bei Frankenhausen, das westlichste bei Münster und das östlichste bei Stargard (Pommern) gefunden. Das kleinere Stück von Neulingen enthielt 7 flache, tellerartige Zierscheiben, eine große Anzahl halbkugeliger

[1]) Ob das Antiqua 1890 S. 52 behandelte Bronzeschwert von Stendal mit einem der beiden im Mus. f. Vkde. befindlichen Stücke übereinstimmt, vermag ich nicht zu sagen.

[2]) Chur und Mark Brdnbg. Teil II Sp. 389 fg.

[3]) Undset, Eisen Taf. XXIII Fig. 1 und p. 222, nach dem mir unbekannten Keysler, Antiquitates selectae septentrionales; Hannoverae 1720.

[4]) MJ LXI p. 225.

Stegknöpfe in zwei Größen und (nach Beckmann) Asche. Mir scheint letztere Angabe aber recht zweifelhaft, schon die Raumverhältnisse widersprechen dieser Annahme, die den sonst recht charakteristischen Depotfund zu einem Grabfunde stempeln würde.

5. Darsekau, Kr. Salzwedel.

Bei Darsekau[1]) stieß man auf ein Gefäß von gewöhnlicher Urnenmasse. Es enthielt ein nordisches Hängegefäß jüngeren



Fig. 41a. ca. 1/5



Fig. 41b. 1/3

Stiles, wie Textfig. 41a (nach Förstemann), ähnlich den Stücken von Neulingen und Schollene, in dem über dreißig Bronzegeräte lagen, z. B. sichelförmige Messer, beschädigte und unbeschädigte Tüllenäxte mit Oesen, Zierplatten von 7,5 cm Durchmesser mit und ohne Oesen, Handringe, Spiralrollen u. a. m. Ein Ueberblick über die gefundenen Geräte, die bis auf zwei Stücke freilich nur dem Namen nach zu beurteilen sind, ergibt wieder ein Gemisch von Formen südlicher Herkunft mit Typen von rein nordischem Charakter. Nordisch sind das Hängegefäß, die Spiralröhrchen und die Zierplatten; hallstättischen Einfluß verraten die „sichelförmigen“ Messer und die Handringe, wie Textfig. 41b. Die letzteren breit ausgetriebenen, dünnwandigen Schmuckstücke sind in Depots[2]) rein hallstättischer Formen gefunden worden. Der Fund von Niederjeutz in Lothringen, der im Museum zu Metz liegt, enthält neben einer Anzahl gleichgeformter Handringe, Lappenäxte und eine der schlanken Lanzenspitzen, wie sie uns von Dalchau, Emden, Arneburg und Hindenburg bekannt sind. Was die Formenverwandtschaft der Handringe anlangt, so verweise ich auf das von Undset[3]) abgebildete Stück von Hallstatt.

[1]) FNM I Heft 3, p. 102 m. Abb; KDA III 1-2 p. 61; Undset, a. a. O. p. 222.
[2]) Jahrb. d. Ges. f. lothr. Gs. u. Altert. 1900 (Fund von Niederjeutz).
[3]) Eisen Taf. I Fig. 4.

C. Gräber.

Die Grabformen der jüngeren Bronzezeit, die in dem hier behandelten Gebiete auftreten, sind durchaus nicht einheitlich. Für den Beginn dieses Abschnittes scheint noch die alte Form[1]) der Einzelbestattungen mit Leichenbrand in Hügeln aufzutreten, denen zum Teil der innere Steinkranz am Fuße der Anlage, die innere Schüttung und schließlich auch die Steinkiste fehlen. Daneben finden sich auch Flachgräber, d. h. Gräber, die heute äußerlich nicht kenntlich sind, obwohl sie zur Zeit ihrer Anlage gewiß Merkmale getragen haben, die das Vorhandensein der zum Teil in Gruppen und Reihen angeordneten Bestattungen verrieten. Flachgräber in diesem Sinne lieferte das für unsere Gegend merkwürdige Gräberfeld von Hohengöhren.[2]) Vereinzelt lag das Flachgrab von Tangermünde[3]) und ein in letzter Zeit bei Fahrsleben, Kr. Wolmirstedt. aufgedecktes Grab.

Im letzten Drittel der jüngeren Bronzezeit, das ungefähr mit der Periode MV zusammenfällt, anscheinend sogar schon lange vor Schluß seiner ersten Hälfte (= Schluß der Periode MIV) sind die Kegelgräber mit Einzelbestattungen als gebräuchliche Grabform verschwunden. An ihre Stelle sind (vielleicht schon seit MIV) flache Hügel getreten, die viele Bestattungen einschließen. Hierher mögen die relativ frühen Gräber von Lindorf[4]) (Kr. Stendal) gehören, deren altertümliche Gefäße mit Leichenbrand innerhalb eines äußerlich nicht sichtbaren, aus groben Geschieben sperrig gesetzten Steinkreises standen. Zwischen Bürs und Beelitz auf dem Arneburger Plateau liegen nicht weniger als 34 solcher Hügel.[5]) Ihre keramischen Einschlüsse sind jünger wie die Gefäße von Lindorf; die Bronzen, die sie lieferten, deuten auf MV; Eisen ist in ihnen nie gefunden worden. Aehnliche Anlagen liegen bei Klein-Ellingen und westlich von Kirch-Polkritz am Nordrande der Arneburger Hochfläche. Daneben finden sich, wie der schöne Fund von Demker[6]) Kr. Stendal beweist, auch Flachgräber. Die benachbarte Westprignitz weist als Einzelbestattungen noch Hügelgräber[7]) mit dem Inventare von MV und Gefäßen wie die von Beelitz auf.

---

1) FNM II p. 557. 2) SB II p. 1 fg. 3) BV 1887 p. 395. 4) SB II p. 263 fg. 5) SB II p. 78 fg. 6) SB II p. 78. 7) NA 1894 S. 83.

Schon die späten Kegelgräber mit Einzelbestattungen vernachlässigen nach dem oben angeführten Berichte Danneils die innere Einrichtung so, daß sie oft nicht einmal mehr eine Kiste enthalten. Nichtsdestoweniger ist der Brauch, das Grabgefäß allseitig mit Geschieben zu umlegen, den wir in allen Flachgräberfeldern und den Hügelgräbern mit Massenbestattungen durchgängig finden, eine Nachwirkung der frühbronzezeitlichen Sitte, die Urne in einer Steinkiste beizusetzen. In der Tèneperiode schwindet die Steinhülle bis auf einen Ring von faustgroßen Geröllen. Die Aschengefäße der späteren Zeit stehen im bloßen Sande. Die Beigefäße, meist eins, selten zwei, liegen ganz oder zerbrochen auf den zerbrannten Knochen in der Haupturne, eine Sitte, die ebenfalls die ganze Tèneperiode hindurch anhält. Später fehlen Beigefäße gänzlich. Die umfangreichen altertümlichen Gefäßformen sind nie mit künstlichen Deckeln versehen. Dagegen sind die mäßig großen Gefäße von Hohengöhren und den umfangreichen Grabhügeln auf der Arneburger Hochfläche stets mit einer Schale zugedeckt.

Seltener finden sich sogenannte Glockengräber, so bei Kabelitz[1]) und Fahrsleben, Kr. Wolmirstedt. Hier zeigt sich ein weites, starkwandiges Gefäß, das in der Form an eine Glocke erinnert, über die Leichenurne gestülpt. Den gefundenen Trümmern nach zu urteilen, enthielt auch die oben erwähnte Anlage von Lindorf ein Glockengrab. Derartige Gräber sind übrigens keine Typen, sondern nur gelegentlich auftretende Erscheinungen. Eine Zwischenform gibt die auf Taf. IX Fig. 9 abgebildete Knochenurne von Böhmenzien, Kr. Osterburg, die mit einem ungegliederten, topfähnlichen Napfe bedeckt ist.

Im ganzen betrachtet, bieten die Grabformen der Bronzezeit in der Altmark so wenig wie anderwärts ein einheitliches Bild und das, was wir mit Entwicklung zu bezeichnen pflegen, kommt durchaus nicht immer klar zum Ausdruck. Mag an diesem Umstande auch hier und da das vielfach ungenügende und zu eindeutiger Beurteilung ungeeignete Fundmaterial schuld sein, so dürfen wir aber andererseits nicht verkennen, daß wie in der Geschichte so auch in der Vorgeschichte die Kausalität unter der Herrschaft eines mächtigen Faktors steht, nämlich unter der des freien Willens, der sie oft aus ihren Bahnen drängt.

---

[1]) NA 1896 p. 88.

Was die Gefäßformen anlangt, die die Gräber der jüngeren Bronzezeit geliefert haben, so lassen sich deutlich drei zeitlich verschiedene Gruppen unterscheiden.

Die dem Anscheine nach älteste Gruppe wird durch die Gefäße vertreten, die die Gräber von Fahrsleben, Kr. Wolmirstedt, Hindenburg, Düsedau, Polkritz, Böhmenzien, Lindorf und Tangermünde in den Kreisen Stendal und Osterburg geliefert haben. Es sind 1) große, bauchige Graburnen mit kleiner Standfläche, mit Kegelstumpfhals, zum Teil mit, zum Teil ohne deutlichen Uebergang, selten mit einfachen Ornamenten, wie Taf. IX Fig. 7, 2) glatte, oben weite, topfartige Gefäße mit schwachem Einzuge unter dem Rande, wie Taf. IX Fig. 6, 3) weite Gefäße mit scharf stumpfwinklig gebrochener Seitenwand, auf der nach unten gekehrten Wandfläche bisweilen durch radiale Striche und umlaufende Parallellinien verziert, die in ihrer Anordnung gewisse Aehnlicheit mit dem Netze einer Spinne haben (Düsedau, Polkritz), 4) kleine, besser gearbeitete Gefäße von der Form wie die unter 1) angeführten, mit deutlichem Uebergange, auf dem zwei gegenüberstehende, ösenartige Henkel sitzen, Taf. IX Fig. 4, von Thüritz, Polkritz, 5) Beigefäße von Schalen- oder Becherform, wie Taf. IX Fig. 8 und 10, von Tassenform, teils mit schrägen glatt aufsteigenden Wänden, teils mit bauchigem Unterteil und weitem Trichterhalse.

Formen der nächsten Gruppe fanden sich vor allem in dem Reihengräberfelde von Hohengöhren, Kabelitz und Fischbeck, Kr. Jer. II, sodann bei Lückstedt, Kr. Sw., Heiligenfelde, Kr. Osterburg. Die Gefäße zeichnen sich durch starke Anklänge an die Keramik des mittleren lausitzer Stiles aus. Es finden sich 1) Gefäße wie die oben unter 1) angeführten, aber zierlicher und immer mit scharf abgesetztem Halse, wie Textfig. 42a, 2) terrinenförmige Urnen mit geschwungenen Wandungen, wie Textfig. 42c, 3) Krüge mit weitem Trichterhalse mit Schraubenfurchen auf der Schulter des bauchigen Körpers, wie Textfig. 42b und d, 4) doppeltkonische Gefäße, 5) Henkelschalen, 6) hohe Töpfe mit im ganzen senkrechten, leicht geschwungenen Wandungen, 6) krug-, terrinen- oder tassenähnliche Beigefäße, wie Textfig. 42e und f. Als Schmuckmittel kommen Schraubenfurchen, vertikale Furchensysteme, wagerechte Kaneluren und verkümmerte Buckel zur Anwendung. Neben dem Ansatze der Henkel stehen öfter zwei hörnchenähnliche Vor-

sprünge auf dem Rande (ansae cornutae). Mit kurzen Worten wir finden hier Eigenheiten, die sonst an der Ware des mittleren lausitzer Stiles beobachtet werden.

Im südlichen Teile des behandelten Gebietes gelangt diese Gruppe zu unvergleichlich schärferem Ausdruck. Die Sammlung

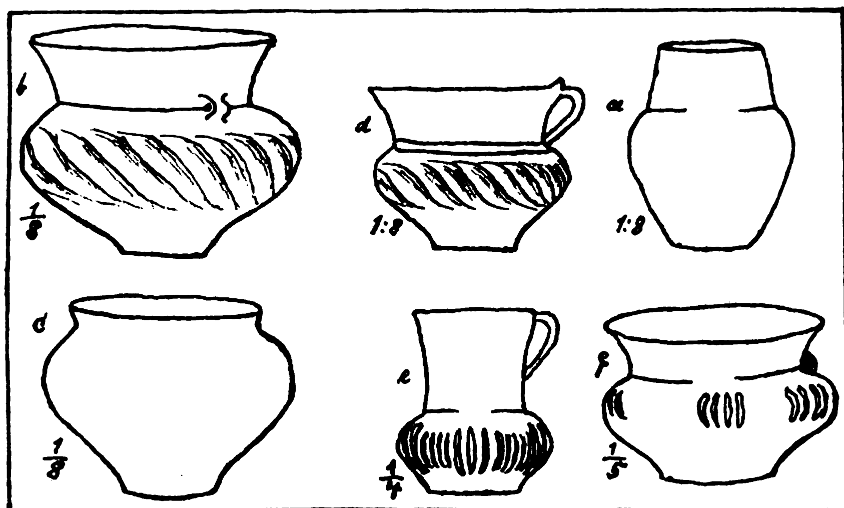


Fig. 42.

zu Genthin enthält eine ganze Anzahl stilistisch verwandter Formen, unter denen sich aber gewiß älteren Perioden angehörige Stücke verbergen. Die Verbreitung[1]) ähnlicher Typen auf dem linken Elbufer des behandelten Gebietes habe ich schon 1906 nachgewiesen und auch ausgesprochen,[2]) daß sie einer Periode angehören, die jünger als die Hügelgräber mit Steinkreisen, aber älter als die Tumuli mit Massenbestattungen sind.

Die jüngste Gruppe keramischer Erzeugnisse lieferten schließlich die Tumuli mit vielen Gräbern bei Belitz, Kr. Stendal, die E. Kluge-Arneburg beschrieben[3]) hat. Der Kreis keramischer Formen, den ihre Ausbeutung ergab, ist nicht eben vielgestaltig. Er enthält durchweg Typen mit flauer Gliederung: 1) doppeltkonische Gefäße mit nicht scharfem Umbruch, wie Textfig. 43b, 2) Urnen mit bauchigem Körper und konischem Halse mit deutlichem Ansatze, wie Textfig. 43a und c, also altbekannte Gestalten, die wir schon in älteren Gruppen antrafen, 3) terrinenartige mit der soeben erwähnten Form verwandte

[1]) ZE 1906 p. 380 fg. u. 749 fg. [2]) SJ 1906 p. 136. [3]) SB II p. 73 fg.

Gefäße, wie Textfig. 43 e, 4) hohe, relativ schlanke Töpfe mit geschwungenen Wandungen, wie Textfig. 43 f, 5) Beigefäße in Gestalt kleiner Terrinen und Henkelkrügchen, wie Textfig. 43 g, h, k, mit weiter Mündung, 6) weite, schlichte Henkelschalen. Die meisten dieser Formen erscheinen als Entartungen

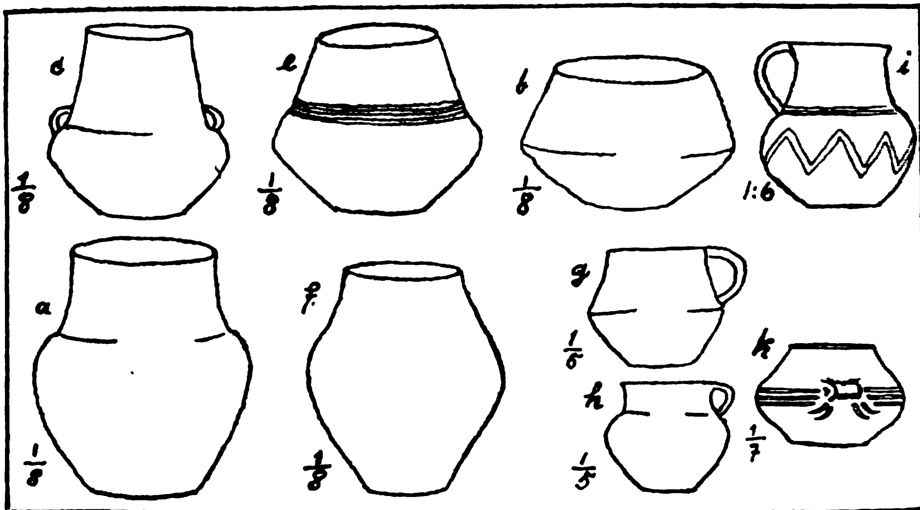


Fig. 43.

der in der ersten Gruppe dieses Abschnittes angeführten Typen. Schwächlichere Profilierung und Verwischung der Uebergänge sind die Ursachen der Abweichungen. Die Ornamente sind recht spärlich, nur bisweilen finden sich Schraubenfurchen, nur ab und zu wagerechte Kannelüren, einmal eine Zickzackfurche um den Körper eines Krügchens wie Textfig. 43 i. Was aber die Keramik der ausgehenden altmärkischen Bronzezeit an Kraft der Form verloren hat, ersetzt sie durch den unverkennbaren Fortschritt, den sie in der Oberflächenbehandlung ihrer Erzeugnisse gemacht hat. Fast alle Stücke sind sorgfältig geglättet und zeigen satte rotbraune, gelbliche, bräunliche oder dunklere Farbentöne.

In einigen der Gräber aus der jüngeren Bronzezeit sind reiche Metallbeigaben gefunden worden. Aus der ältesten Gruppe führe ich an die Gräber von

1. Düsedau, Kr. Osterburg.

Ein großes, breites Gefäß mit stumpfwinklig gebrochener Seitenwand enthielt über zerbrannten Knochen zwei tassen-

artige unzerbrochene Beigefäße und an Bronzen die Taf. X Fig. 8—13 abgebildeten Stücke, nämlich zwei Lanzenspitzen, wie wir sie zahlreich aus dem Gebiete kennen gelernt hatten, zwei Brillenfibeln im Stile M IV, ein viereckiges Rasiermesser nordischer Form und eine quer durchlochte, oben und unten offene Zwinge mit zwei jetzt hakenartig gebogenen Stacheln.[1]) Im Altmärk. Museum zu Stendal.

2. Grobleben[2]), Kr. Stendal.

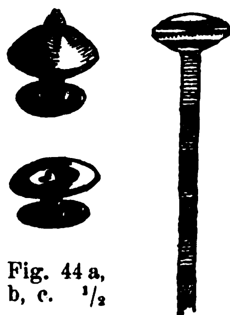
In einem großen, bauchigen Gefäße mit konischem Halse ohne Uebergang lagen auf zerbrannten Gebeinen ein napfartiges Beigefäß, eine Lanzenspitze und eine verzogene Nadel mit kleinem, runden Kopfe, wie Taf. X Fig. 6 und 7. Im Altmärk. Museum zu Stendal.

3. Arneburg[3]), Kr. Stendal.

Ein Grab, das Gefäße „gewöhnlicher Form“ enthielt, lieferte zwei der bekannten Lanzenspitzen, ein geschweiftes Messer, dessen Rücken mit Strichgruppen, dessen Breitseiten durch ein auf drei Längslinien stehendes, gedrücktes Wolfszahnmuster verziert sind, einen Spiralfingerring von fünf Windungen, den Bügel einer großen Fibel (?) und ein Stück getriebenen Bronzebleches, vielleicht von einem Stirnschmucke herrührend, Taf. X Fig. 14—19. Im Altmärk. Museum zu Stendal.

4. Mechau, Kr. Osterburg.

Einem Grabe, dessen nähere Beschaffenheit nicht bekannt ist, wurden entnommen: eine Brillenfibel wie die von Düsedau, aber mit Spiralen von vierkantigem Drahte und einer Scheibe als Nadelgriff, zwei Spitzknöpfe, wie Textfig. 44a, ein Doppelknopf, wie Textfig. 44b, eine 12 cm lange Nadel, wie Textfig. 44c und zwei kleine Ringe. Im Altmärk. Museum zu Stendal.


Fig. 44 a, b, c. 1/2

5. Hindenburg, Kr. Osterburg.

Ein bei Hindenburg aufgefundenes Grab lieferte neben einer Urne, ähnlich wie

[1]) Entweder ist das seltsame Gerät ein Schlaginstrument oder der Kopf eines allerdings viel primitiveren Werkzeuges, wie es Guide, to the Antiquities of the Bronze Age, London (Brit. Mus.) 1904 Fig. 4 S. 28 abbildet: probably a flesh-hook, used ceremonially.

[2]) BV 1887 p. 395. [3]) BV 1887 p. 393; SJ 1899 p. 14.

Taf. IX Fig. 1, eine Lanzenspitze mit durch drei Gruppen parallel umlaufender Rippen verzierter Tülle, zwei offene Armringe (der eine schwach massiv, der andere aus Draht), einen Handring aus seitlich eingerolltem Blech. Stücke gepreßten dünnen Bronzedrahtes und eine Spiralröhrenperle. Der Verbleib der Stücke ist mir nicht bekannt; die Aufzählung erfolgt nach einer Photographie.

6. Rindorf, Kr. Stendal.

Einem Tumulus bei Rindorf entstammt ein quergeriefter Zierkegel mit Steg. Im Altmärkischen Museum zu Stendal.

7. Abendorf, Kr. Salzwedel.

Eine Brillenfibel von Abendorf liegt im Provinzialmuseum zu Halle. Das Stück trägt statt der Spiralen feste Scheiben mit schwacher zentraler Erhebung. Die Handhabe der Nadel ist ein Ring.

8. Depekolk, Kr. Salzwedel.

Ein Grab von Depekolk lieferte eine nordische Fibel[1]), die wie das vorerwähnte Stück zum Inventare der Periode MIV gehört. Das Gerät ist im Besitze des Museums zu Salzwedel.

[1]) Wir haben also im behandelten Gebiete nordische Fibeln gefunden bei Neuhaldensleben (MII), bei Genthin (MIII), bei Hundisburg (MIII), bei Güsseféld (MIII), bei Karritz, Düsedau (2 Stücke), Depekolk, Abendorf und Mechau (MIV). Mit den beiden bei Montelius, Tidsbestämning verzeichneten Stücke von Stappenbeck und Pretzier (MIII) beläuft sich die Zahl der hier gefundenen Geräte auf zwölf.

Wenn wir nun auch diese charakteristischen Instrumente als echt nordische Formen anerkennen müssen, so ergibt sich bei aufmerksamer Betrachtung, daß sie nichts anderes als die Fortentwicklung eines auch uns bekannten Gerätes südlicher Herkunft sind, nämlich der Nadeln mit geschwollenem und durchlochtem Halse, von denen wir ein versprengtes Exemplar von Schönfeld, Kr. Stendal, vorlegen konnten. Die Durchbohrung hatte den Zweck, einen Faden aufzunehmen, der über die bei Gebrauch des Instrumentes entstehende Gewandfalte hinweg nach der hervortretenden Nadelspitze geführt und hier befestigt wurde. Im Gebiete der nordischen Bronzekultur wurde der Faden durch einen solideren Metalldraht ersetzt, und das Urbild der Fibel, dem das bei Neuhaldensleben gefundene Stück sehr nahe kommt, war fertig. Soweit ich sehen kann, sind Undset (ZE 1889 p. 208 fg.) und Voß (BV 1898 p. 221) die ersten, die diese Entwicklung erkannten, für die sich auch die von der deutschen anthropologischen Gesellschaft herausgegebene Typenkarte (ZE 1907 p. 805) entscheidet. Während der Süden, der die Nadeln noch lange beibehält, im Laufe der Zeit wahrhaft monströse Formen dieses Instrumentes entwickelt, bildet der Norden den neuerfundenen Metallbügel immer mehr

Die Gräber mit lausitzisch beeinflußter Keramik haben nur wenige Bronzen geliefert. Das Feld von Hohengöhren ergab nur zwei Nadeln. Die eine trägt als Kopf einen länglichen, mit großen, scharfkantigen, wagerechten Riefen verzierten Wulst, die andere ist oben etwas verbreitert und abgeflacht wie ein moderner Nagel. Die Gräbergruppe von Kabelitz, die das schon erwähnte Glockengrab enthielt, lieferte einen Armring (?) von der Form der dünnen, gedrehten Oesenringe, einen Handring von einer Form, die sich in Schlesien auch in Eisen findet und eine unscheinbare Nadel mit gedrückt birnenförmigem Kopfe.

Das Kleingerät, das aus den späten Hügeln bei Belitz gewonnen wurde, läßt sich summarisch erledigen, eine Detailaufzählung würde auch zu weit führen, ohne größere Klarheit zu gewähren. An größeren Geräten sind nur ein schmales geschweiftes Messer mit kurzer, rundlicher Griffangel, in der am Ende ein Niet sitzt, und ein ca. 10 cm langer, im Durchschnitt quadratischer (6×6 mm) Meißel gefunden worden.

Schmuck- und Toilettengegenstände sind häufig. Es sind Handringe, Fingerringe, Nadeln, Pinzetten, wie Textfig. 46 b, und Rasiermesser nordischer Form, sowie Halsketten aus dünnem, dreikantigem Draht, wie sie ähnlich schon in der frühen Bronzezeit[1]) und später noch im La Tène vorkommen.

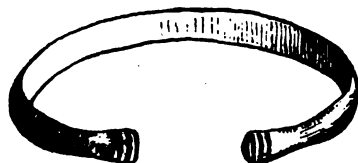


Fig. 45. ca. $^2/_3$

Die Fingerringe sind aus Draht oder schmalen Blechstreifen zurechtgebogen und in der Regel von $1^1/_4$—$1^1/_2$ Windungen.

Die Handringe sind aus schlichtem oder torquiertem Drahte, dünnem Blech mit C-Querschnitt, oder noch häufiger

zu Ungunsten der Nadel heraus, so daß hier schon zu Beginn der Periode MIII der anfänglich nebensächliche Bügel das Hauptstück des ganzen Gerätes ist, neben dem die Nadel in dekorativer Hinsicht fast verschwindet.

Die Endglieder dieser Entwicklungsreihe, d. h. die Fibeln, die im Norden mit dem Inventare von MV gefunden werden, scheinen im Gebiete spärlich aufzutreten. Zwei große Stücke finde ich nachträglich in der Sammlung zu Genthin. Vielleicht gehören auch die Geräte, die Danneil SJ 1841 S. 36 unter 7) von Depekolk beschreibt, hierher.

1) JVS-TL 1905 Taf. I Fig. 6.

gegossene außen gewölbte, innen flache Stücke, mit kleinen Endstollen und ohne Schmuck. Das Textfig. 45 abgebildete Gerät trägt ausnahmsweise drei dekorative Einschnitte auf den Stollen.

Die Nadeln sind ebenfalls recht schwächliche Formen und von bescheidener Größe. Wir finden Stücke mit trichterähnlichem Kopfe, wie Fig. 46e, neben der alten Hirtenstabnadel. Andere tragen als Handhabe eine wagerecht stehende, zylindrische oder, wie Textfig. 46 d, linsenförmige Scheibe, die oft durch konzentrische Kreisfurchen vierziert ist; außerdem treffen wir die im Gebiete der Hallstattkultur entstandene Vasen- oder

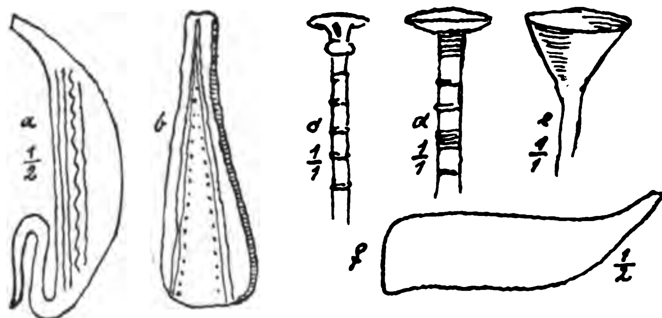


Fig. 46.

Mohnkopfnadel, wie Textfig. 46 c, und zwar die späte Art mit kleinem Kopfe, an. Keine der hier gefundenen Nadelformen trägt die in der Eisenzeit so häufige Ausbiegung unter dem Kopfe, ebensowenig finden sich Schwanenhalsnadeln [1]) im Gebiete.



Fig. 47. $^2/_3$

Die Rasiermesser nordischer Form sind, wie Textfig. 46 f zeigt, kürzer geworden. Nicht viel anders ist das Bild, das die Beigaben aus dem Gräberfelde im Arneburger Schlüden [2])

[1]) Der nächste mir bekannte Fundort einer Schwanenhalsnadel mit kleinem Vasenkopfe ist Gloehte, Kr. Calbe a. S.

[2]) SJ 1899 p. 149.

gewähren. Abgesehen von einer sehr schön patinierten Lanzenspitze von der Form der Stücke von Dalchau, Emden und Hindenburg, finden wir hier dieselben dürftigen Bronzeformen, wie in den letzterwähnten Hügeln. Ein nordisches Rasiermesser, dessen Schneidenecke ziemlich abgenutzt ist, trägt einen Fortsatz, der den Vogelkopf, den er vorstellen soll, nicht mehr erkennen läßt (Textfig. 46 a). Die Handringe sind die nämlichen Typen, die wir bei Belitz fanden. An Nadeln finden wir auch hier die uns bereits bekannten Scheibennadeln, Hirtenstabnadeln und Vasenkopfnadeln. Aus zerstörten Gräbern stammen vermutlich eine halbe Knopfsichel und ein geschweiftes Messer, wie Textfig. 47, die auf dem Felde aufgelesen wurden.

Damit hätten wir die Betrachtung der Bronzezeit in der Altmark erledigt. Nicht aus allen Teilen des behandelten Gebietes lag zur Beurteilung geeignetes Material vor, und vieles was vorhanden ist, bedarf dringend der Ergänzung. Hoffen wir, daß weitere glückliche Funde und sorgfältige Beobachtung uns das Fehlende bringen.

Die Ausgrabung des Nienstedter Grabhügels

durch Professor Klopfleisch aus Jena.

Hierzu Tafeln XI—XIV.

Am 12. Mai 1879 teilte — wie ein bei den Akten des Germanischen Museums zu Jena befindlicher Brief bekundet — der Schulze Herrmann von Nienstedt Herrn Professor Klopfleisch in Jena mit, daß die Gemeinde in keinerlei Art etwas gegen eine Ausgrabung des in ihrer Flur gelegenen Hügels einzuwenden habe, nur schadlos möchte die Gemeinde gehalten werden. Mit Geschirr stünden sie nach Kräften zu Diensten.

Am 14. Mai sandte dann Klopfleisch an denselben Schulzen einen Brief, der — wie sich Klopfleisch bemerkt hat — seine Ankunft am Pfingstmontag (2. Juni) anzeigt mit der Bitte, im Gasthof Logis zu bestellen und durch Vermittelung des Gemeindedieners ihm in Nienstedt oder den Nachbardörfern 20 leistungsfähige Arbeiter zu bestellen, Tagelohn 2,25 resp. 2,50 M., Arbeitszeit von früh 6 bis abends 7 Uhr, Antreten mit Rodehacke, Schaufel, Spaten; auch einige Picken erwünscht. Beginn der Ausgrabung Dienstag früh 6 Uhr.

Ueber die Ausgrabung selbst liegen von Klopfleisch's Hand keine spezielleren Notizen vor, abgesehen von einigen Angaben, die an den betreffenden Stellen angeführt werden sollen. Dagegen besitzt unser Archiv eine Reihe von Skizzen in Bleistift und in Sepia ausgeführt, die der Kunstmaler Hirsch im Auftrage Klopfleischs an Ort und Stelle während der Ausgrabungstage gezeichnet und gemalt hat. Ich habe den Herrn Hirsch in Jena aufgesucht und mit ihm diese Bilder eingehend besprochen und auf Grund dieser folgendes zu berichten:

Tafel XI, Fig. 1. Nach Abtragung gewaltiger Massen von Humuserde, die sich als eine über mannshohe, aufgeschüttete Schicht ergab, stieß man auf eine Schicht künstlich aufgehäufter

Steine. Im weiteren Verlauf erwies sich diese Schicht als die Decke eines mächtigen Steinbaues, der von einem erhöhten Zentrum breitkegelförmig zum gewachsenen Boden abfiel. Das untere Drittel dieses Steinkegels deckten schräg aneinander gelehnte, größere, plattenförmige Steine. Die Hauptmasse der äußeren Schicht im oberen Zweidrittel des Steinkegels bildeten kleine Steine. Aus dieser regellosen Masse ragten aber wieder größere Steinplatten heraus, die auf die hohe Kante gestellt, in zwei parallelen Linien strahlenförmig nach der Kegelspitze verliefen.

Das vorliegende Bild zeigt dieses Ausgrabungsstadium. Wir sehen im Osten vor dem Hügel stehend mit dem Blick nach Westen auf den freigelegten Teil eines breiten Steinkegels, am Fuße die plattenförmigen Steine schräg aneinander gelehnt, im oberen Teil die zwei Reihen hochkant gestellter Steine nach dem Gipfel zu ziehend, im Hintergrund links (also nach Süden zu) die noch erhaltene Humusschicht, ebenso rechts einen Humusberg (also im Norden). Zwischen dieser Nordwand und dem freigelegten Steinbau bemerken wir die oberen Umrisse einer zweiten flachen Erhöhung.

Tafel XI, Fig. 2, von demselben Standpunkt aus aufgenommen, nur etwas weiter nach Norden zu, zeigt den Steinbau nach Entfernung eines Teiles des äußeren Mantels. Neben jenen strahlenförmig zum Gipfel ziehenden parallelen Reihen hochkant gestellter Steine sehen wir zwei weitere Reihen hochgestellter Platten im Steinbau vom Fuße desselben nach oben ziehen. Weiterhin aber sehen wir, daß der Steinkegel auf der nach Norden gerichteten Seite senkrecht abfällt. Wie mir zur Erklärung der Herr Hirsch mitteilte, war diese sich rechts von der senkrecht abfallenden Steinsetzung auf dem Bilde präsentierende Lücke von Erde ausgefüllt, die Erde von den Arbeitern fortgenommen worden. Rechts am Fuße des Hügels sehen wir noch die unberührten schräg aufeinandergelegten äußeren platten Decksteine. Der Hintergrund des Steinkegels ist derselbe, wie bei Tafel XI, Fig. I.

Tafel XII, Fig. 3, von demselben Standort aufgenommen wie Tafel XI, Fig. 1, bringt neu neben dem oben beschriebenen Steinbau den Durchschnitt des oberen Teiles eines zweiten breitkegelförmigen Baues. Die Zeichnung verrät uns auf den ersten Blick, daß es sich dort um das Dach eines künstlichen

Baues handelt, das getragen wird von Pfeilern. Die punktierten Linien orientieren uns über die Stellung dieser Pfeiler hinter dem erstbeschriebenen Steinkegel.

Tafel XII, Fig. 4 zeigt die Anlage dieses zweiten Baues in voller Deutlichkeit vom Standpunkt wie Tafel XI, Fig. 2, also von der Nordostecke. Wir konstatieren, daß dieser hüttenförmige Bau weiter nach Westen liegt als der freigelegte erste Steinbau mit seinem senkrecht abfallenden Gipfel, und daß derselbe mit seinem Fundament nicht so tief herabreicht, als wie der große, erste Steinkegel. Ganz auffällig aber zeigt sich hier der senkrechte Absturz des Steinbaues und das platte, wagrechte Rechteck vor dem Holzbau. Es sei wiederholt, daß diese rechtwinklige Ecke nur mit Erde ausgefüllt war, daß Klopfleisch nicht etwa diesen scharfen Ausschnitt anlegte durch Wegnahme eines Teiles des Steinbaues.

Der Holzbau selbst ist auf Tafel XIII, Fig. 5 isoliert dargestellt, allerdings von einem anderen Standpunkt aus, nämlich von Süden mit dem Blick nach Norden. Wir sehen den Holzbau-Durchschnitt, darüber den Durchschnitt des nördlichen Grabhügelteiles — „aufgeschütteten Humusboden als Schutzdecke über dem Bau" — wie Klopfleisch dazu bemerkt hat. Im Holzbau-Durchschnitt konstatieren wir zwei senkrechte Hölzer (Holz und Stein sind auf der Skizze durch verschiedene Farben genau voneinander unterschieden), durch je eine schräge Holzstütze von außen gefestigt unter einer breit dachförmigen Decke. Die senkrechten Hölzer stehen in einer Vertiefung, die unter das Bodenniveau dieses Steinmantels herabreicht, und zwar auf einem horizontal liegenden Holzstamm. Auf der Außen- und Innenseite ist die untere Partie dieses Holzpfeilers mit hochkant gestellten Steinplatten umgeben, so daß der Holzpfeilerfuß mitsamt dem wagrechten Fundamentbalken zwischen den Steinplatten eingeklemmt liegt. Ein seitliches Umlegen der hochkant gestellten Steinplatten verhindern schräg an dieselben angelehnte Steine: Wagrecht liegende Steinplatten bilden ihrerseits das Lager für den wagrecht gelegten unteren Holzstamm.

Die senkrechten Holzpfeiler sind einzeln von außen durch schräge Streben aus Holz in ihrer Stellung befestigt. Auf diesen schrägen Streben liegen quer brettartige Bohlen, die nach außen den Holzbau dachartig abschließen. Mit dem unteren Ende stehen die schrägen Stützen auf dem Boden auf, der aus einer

Estrichschicht hergestellt ist, wie Klopfleisch auf der Zeichnung bemerkt hat. Ein großer Stein verhindert von außen ein Ausrutschen der Strebe nach außen. Der Hauptsache nach aber besteht dieser Bau aus kleineren Bruchsteinen, die einen dicken Mantel bilden um einen zentralen „piséartigen“ (aus Lehm und kleinen Steinen bestehenden) Erdpfeiler. Im senkrechten Durchschnitt erscheint dieser Erdpfeiler zwischen den Holzpfeilern rechteckig. Kleinere Bruchsteine lagern als Decke auf demselben. Nach außen schließen plattenförmige Steine den Steinmantel dachziegelförmig aneinander gelegt. Auf der Spitze des Steinkegels ist ein größerer Schlußstein sichtbar. Parallel den schrägen Holzstreben durchziehen den Steinmantel plattenförmige gelegte Steine mit größeren Steinblöcken als Fußabschluß, wie die queren Holzstreben.

Als äußerster Abschluß dieses Holzbaues wurde schließlich eine künstliche Tonschicht festgestellt.

Der Grund des piséartigen Erdpfeilers ist ausgemuldet und als Grab von Klopfleisch bezeichnet. In der Zeichnung sehen wir über über der Grabmulde den Durchschnitt einer großen Steinplatte und Holzreste.

Tafel XIII, Fig. 6 gibt uns den Grundriß dieses Holzbaues. Klopfleisch hatte zehn senkrechte Holzpfeiler mit ihren seitlichen äußeren Streben freigelegt. Sie standen in einem Oval in bestimmten regelmäßigen Zwischenräumen, fünf auf der Westseite, fünf auf der Ostseite. Auf der Südseite ist die Reihe derselben eine Strecke weit unterbrochen. Ueber die Nordseite läßt sich Sicheres nicht sagen. Die Skizze zeigt, daß Klopfleisch hier den Holzpfeilerkreis als geschlossen angenommen hat. Wie erwähnt, standen die Holzpfeiler in einem Graben, der innen und außen und unten mit Steinplatten ausgelegt war. Wie wir jetzt nun auf der Zeichnung sehen, lagen auch zwischen den einzelnen senkrechten Pfeilern große Steine, so daß schließlich die Pfeiler von allen Seiten durch Steine in ihrer Lage festgehalten werden. Gleichzeitig aber wurden die querliegenden Holzbalken des Fundaments durch diese aufgelagerten großen Steine fixiert.

Auf dem Grunde dieses ovalen, von Holzpfeilern umstellten Baues fand man — wie erwähnt — unter dem piséartigen Lehmpfeiler eine plattliegende, große, rechteckige Steinplatte. 2 m verzeichnet Klopfleisch ihre Länge. Nach der Zeichnung läßt

sich ihre Breite auf 1 m berechnen. Sie lag etwa in der Mitte des Ovals, nach allen Seiten in beträchtlicher Entfernung von den Pfeilern. Unter ihr befand sich — wie oben schon mitgeteilt — das Grab.

Der senkrechte Durchschnitt des Stein-Holzbaues zeigte — wenn wir ihn noch einmal betrachten — eine pilzhutförmige Verbreiterung des piséartigen Erdpfeilers am Dach, ein Vorquellen des Steinmantels nach innen in den Erdpfeiler, ein Fehlen eines Abschlusses der Holzpfeiler am Dach. Daraus möchte ich folgern, daß die als piséartiger Pfeiler bezeichnete Erdmasse ursprünglich nicht in dem Holzhaus vorhanden war. Vielmehr war der Raum, den diese Masse bei der Ausgrabung einnahm, ursprünglich hohl und erst im Laufe der Jahrhunderte hat sich die Erde, vermengt mit kleinen Steinen des Steinmantels, in den Hohlraum hineingeschwemmt. Ebenso war die pilzhutförmige obere Erdpfeilererweiterung ursprünglich hohl. Hier lagerten die Querbalken, welche die senkrechten Holzpfeiler deckenartig verbanden. Sie sind vermodert und herabgefallen. Ihre Reste sind die Holzteile, die — wie oben berichtet — auf der wagrecht liegenden großen Steinplatte gezeichnet sind. Nachgefallene Steine aus der Decke lagern haufenförmig über den Holzresten auf der Steinplatte.

Bei Betrachtung der Skizze ist mir auch der Gedanke gekommen, daß auch die große, 2 m lange Steinplatte mit zur Bildung der Hüttendecke — als Hütte müssen wir nunmehr den Holzbau bezeichnen — gedient habe. Sie habe ursprünglich auf den Querbalken oben gelegen, die im Laufe der Zeit verfaulten und durch die Last barsten. So sei sie auf den Boden des Hohlraums gestürzt. Es erschien mir damit auch erklärlich, weshalb die senkrechten Holzpfeiler nach außen solcher Streben bedurften, sie hatten den schweren Deckstein zu tragen und mußten vor einem Ausbiegen nach außen bewahrt bleiben. Ich habe auch mit Herrn Kunstmaler Hirsch darüber verhandelt, schließlich aber erschien uns diese Vermutung unhaltbar, da die Steinplatte zu regelmäßig im Holzbau-Inneren gelagert war. Im Laufe der Zeit ließen auch die ursprünglich senkrecht zwischen den Holzpfeilern aufgerichteten Steinmauern nach und quollen vor in das Holzbau-Innere.

Ein Blick auf den Grundriß gibt uns schließlich weiterhin Nachricht davon, daß neben dieser Holzhütte noch zwei ovale

Stellen mit schwarzer Branderde ausgegraben wurden. Dieselben liegen nach Süden von der Hütte. Die der Hütte nähere bezeichnet Klopfleisch als Beerdigungsstelle. In ihr sind durch die Zeichnung Knochenfunde angedeutet.

Ein Blick auf den Grundriß zeigt uns aber auch, daß Klopfleisch nur einen Teil jenes Hügels ausgegraben hat, etwa ein Vierteil. Nur eine definitive Maßangabe liegt vor: die Länge der Steinplatte 2 m und eine Verhältniszahl der Größe des Grundrisses des Holzhauses zur Skizze 1 : 75. Danach berechnet sich der längste Durchmesser des Holzhauses auf 6,5 m rund, zu 5,25 m in der Breite.

Es erübrigt noch ein Wort über das Verhältnis beider Hügeleinbauten.

Beim Blick auf den vorliegenden Grundriß imponiert der ovale Holzbau als Mittelpunkt des Hügels. In vier konzentrischen Kreisen umziehen das Holzhaus die parallelen Reihen der kugelförmigen Steinblöcke. Strahlenförmig vom Hügelzentrum nach der Peripherie verlaufend, durchkreuzen parallele Reihen hochkantgestellter Steinplatten diese Kreise. Diese Ansicht hatte Klopfleisch.

Doch ein Blick auf Tafel XII, Fig. 3 drängt mir eine andere Auffassung auf. Nicht eine einheitliche große Grabanlage liegt vor, sondern es handelt sich um zwei zeitlich getrennte Anlagen in einem großen Hügel. Das Holzhaus ist ein jüngerer Einbau in einen älteren gewaltigen Grabhügel mit großem Steinbau. Um Platz für den jüngeren Holzbau zu gewinnen, hat man seinerzeit den alten gewaltigen Steinmantel bis an die senkrecht abfallende Wand teilweise abgetragen. Nach Aufführung des neuen Grabhauses hat man dann alles unter einem gemeinsamen Hügel mit schützender Erde zugedeckt.

In der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder 5. Bd., S. 88 ist angegeben, daß Klopfleisch hier bei der Ausgrabung des Hügels einen Schacht von der Spitze des Hügels bis auf den Grund eingetieft habe. Die Skizzen und die Aussage des Herrn Hirsch, der bei der Ausgrabung zugegen war, widersprechen dem. Wir sehen den Steinbau bis an den Hügelrand freigelegt.

Auf einer Tafel hat Klopfleisch weiter auch eine Anzahl **Fundstücke** zeichnen lassen, die bei der Ausgrabung des Hügels zu Tage gefördert worden sind und ihm besonders wichtig

erschienen. Das gesamte Fundmaterial ist 1883 an das Hallesche Provinzialmuseum abgegeben worden. Herr Direktor Reuß hat die Güte gehabt, mir dasselbe jetzt wieder zur Bearbeitung zur Verfügung zu stellen. An der Hand der Klopfleischschen Zeichnungen habe ich zunächst die betreffenden Originale zu den alten Zeichnungen aus dem Gesamtfundmaterial herausgesucht und neu gezeichnet (Tafel XIV). Es sind Gefäßscherben, einige Bronzestücke, Feuersteine. Außerdem aber sind aus der Nienstedter Ausgrabung noch aufbewahrt Holzreste, Tierknochen, erdige Klumpen.

Wenden wir uns zunächst zu den von Klopfleisch gezeichneten, hiermit als sicher von dieser Ausgrabung herrührenden **Gefäß-Scherben.**

Unter Nr. 1 ist auf Klopfleisch's Tafel eine kleine Urne gezeichnet in Napfform, S-förmigem Profil und nach innen gewölbtem Boden. Das Original dazu ist ein Gefäßbruchstück, das gerade soweit erhalten ist im Profil und Boden, daß sich das ganze Gefäß leicht ergänzen läßt. Der obere Durchmesser des vollständigen Gefäßes ist auf 13 cm zu berechnen, die Höhe beträgt 6 cm, die Wandstärke 5—6 mm. Die Oberfläche ist bräunlichgrau, einzelne Stellen schwarzfleckig. Auf der Bruchfläche sieht man schwärzliche verbrannte Stückchen in die bräunliche Tonmasse eingebettet neben hirsekorngroßen Quarzstückchen und Sandkörnchen. Figur 1.

Unter Nr. 2. Randscherben eines topfförmigen Gefäßes mit pyramidenförmigem Griff am oberen Gefäßbauch unterhalb des Halseinschnittes. Hals und Bauch deutlich abgesetzt, Rand S-förmig ausladend; Oberfläche des Gefäßes bräunlich mit vereinzelten glitzernden Sandkörnchen, innen glänzend glatt. Der Durchmesser des Gefäßes am oberen Rand betrug nach der Berechnung aus den Scherben 15,5 cm, die Wandstärke 6—7 mm. Figur 2.

Unter Nr. 4: Gefäßscherben von der Uebergangsstelle vom Bauch zum Hals von einem großen Gefäß, ungefährer Durchmesser des oberen Bauchteiles 22 cm. Oberfläche außen schwarzgrau mit flimmernden Sandkörnchen, glatt, innen grau; am Hals fünf parallele tiefe Riefen. Figur 3.

Unter Nr. 5, 7, 8 Scherben eines Tongefäßes mit erhöhter schräg gekerbter Leiste auf der Außenfläche und parallelen zu dieser Leiste schräg verlaufenden eingeritzten Linien, am Hals

fünf parallele seichte Furchen. Außen- und Innenfläche des Gefäßes bräunlich, glatt. Auf dem Bruche ist die mittlere Tonschicht schwarz gefärbt. Figur 4, 5.

Unter Nr. 6: Bruchstück eines ähnlichen Gefäßes mit parallelen Riefen und erhöhter Leiste. Figur 6.

Von den übrigen nicht von Klopfleisch gezeichneten Tongefäßscherben sind noch zu erwähnen:

ein Randstück eines schwarzen glänzenden Gefäßes. Der Hals stieg gerade in die Höhe, der obere Mündungsdurchmesser hat ungefähr 10 cm betragen;

ein Randscherben eines großen, dickwandigen Gefäßes. Der Hals des Gefäßes ist glatt, leicht eingezogen. Der obere Mündungsrand hatte im Durchmesser ca. 24 cm;

eine Anzahl dickwandiger Gefäßscherben mit künstlich gerauhter Oberfläche, zum Teil sieht man die Strichfurchen der Finger; diese Scherben gehören wahrscheinlich zu dem eben erwähnten glatten Randscherben, ebenso wie

die Bruchstücke eines großen 1,6 cm dicken Bodens von 12 cm Durchmesser. Das Material aller dieser dickwandigen Scherben ist mit Quarzstückchen reichlich vermengt.

Von den drei **Feuersteinstücken** ist auf Klopfleisch's Tafel abgebildet unter:

Nr. 10 ein unregelmäßig geformter Abschlag von bräunlichgelber Farbe, hornartig durchscheinend, die obere Querkante mit retuschenartigen Absplitterungen, ebenso der obere Teil der rechten Seitenkante. Figur 7.

Nr. 11 ein klingenförmiges, im Querschnitt flach dachförmiges Flintstück; die Seitenränder abgeschrägt, mit einer fortlaufenden Reihe sägeartiger Auszackungen; Unterseite glatt, ohne Absplitterungen. Figur 8.

Aus **Bronze** liegen kleine abgerundete geschmolzene Stücke vor, ferner zwei Teile einer säbelförmig gebogenen Nadel (auf Klopfleisch's Tafel Nr. 12) von rundem Querschnitt, Durchmesser 3,5 mm; die Spitze ist stark inkrustiert. Figur 9.

Ein sehr kleines, klammerartiges Stück aus einem 2 mm breiten, 1 mm dicken Streifen mit je einem spitzen Stift am Ende, ein Stift abgerostet (auf Klopfleisch's Tafel Nr. 14). Figur 10.

Die unter Figur 15 von Klopfleisch gezeichnete knöcherne Nadel ist nicht mehr vorhanden. Figur 11.

Die **Tierknochen** sind fast alle zerschlagen. Sie zeigen keine Spur von Feuereinwirkung. Bestimmen ließen sich von equus caballus der rechte humerus (unteres Ende), der rechte astragalus, ein metatarsus und eine phalange; von bos taurus Bruchstück des rechten Unterkiefers, der processus spinosus eines Brustwirbels, einzelne Zähne; von sus scrofa ein Schulterblattknochen, Fußknochen, Unterkiefer, Zähne; von cervus elaphus der linke und rechte humerus, das rechte Schulterblatt, die rechte tibia, der linke calcaneus, ein Wirbelfragment, ein Stück Beckenknochen.

Mir erscheint es unwahrscheinlich, daß diese Tierknochen aus dem Nienstedter Grabhügel stammen. Schon die Art ihrer Bezeichnung (Aufschrift mit Tinte auf den Knochen selbst) und die Handschrift, die nicht von Klopfleisch herrührt, machte mich bei der Durchsicht stutzig. Diese Aufschriften stimmen vielmehr mit den Aufschriften derjenigen Tierknochen überein, die von einer ausgedehnten vorgeschichtlichen Ansiedelungsstelle in Jenas Umgebung stammen. Auch die Zusammenstellung als Knochen vom Pferd, Rind, Schwein, Hirsch spricht für die Herkunft dieser Tierknochen von jener alten Wohnstätte und nicht von Nienstedt. Ich vermute, daß diese Knochen versehentlich 1883 von unserem Museum mit abgegeben worden sind.

Die in Kasten Nr. 14, 15, 16 aufbewahrten **Erdproben** sind zweierlei Art. In dem einen Kästchen befinden sich bräunlichgraue Lehmklümpchen mit Einschlüssen von Knochenstückchen, Holzkohlen und braunen Holzfasern, im anderen sind Reste von grünlichgrauem, schwerem Tonmergel.

Die **Holzreste** (Nr. 17) sind in großen Stücken erhalten. Die makroskopische und mikroskopische Untersuchung derselben, die ich unter gütiger Anleitung des Direktors unseres botanischen Instituts, des Herrn Professor Stahl, auszuführen Gelegenheit hatte, hat ergeben, daß die jetzt braunen, vermoderten Holzreste aus Eichenholz sind. Die Struktur des Holzes ist noch vollständig erkennbar. Ich bemerke besonders, daß es nicht Buchenholz ist, das im Bau mit der Eiche viele Aehnlichkeit hat.

Nach diesen spezielleren Untersuchungen können wir nunmehr mit Sicherheit angeben, die Holzeinbauten im Nienstedter Grabhügel sind aus Eichenholz hergestellt worden.

Nr. 18 ist seinerzeit als Probe von Aschenerde signiert worden. Auch diese ist im botanischen Institut von uns untersucht worden. Schon makroskopisch mußte konstatiert werden, daß es sich nicht um Aschenerde handelt, nicht um verbrannte Holzreste, sondern um vermoderte, graue pflanzliche Reste. Die mikroskopische Untersuchung erwies dann, daß es **vermoderte Reste** einer Monocotyledone — **eines Schilfrohres** — waren, mit Pilzfäden reichlich durchsetzt.

Schilf wurde zur Abdeckung des Grabhausdaches benutzt, wie Klopfleisch schon bei der Ausgrabung des Leubinger Grabhauses konstatiert hat. Die vorliegenden Reste von der Nienstedter Ausgrabung werden in gleicher Weise von einer Schilfschicht stammen, die neben einer Holzbohlenlage das Dach des Holzbaues ausmachte.

Klopfleisch bezeichnet den Grabhügel von Nienstedt als gleichaltrig mit dem Leubinger, also als Grabhügel der frühen Bronzezeit.

Dr. G. Eichhorn.

Vorgeschichtliche Funde

aus der jüngeren Steinzeit, vom Hüttenberge bei der Gottesbelohnungshütte unweit von Groß-Oerner (Mansfelder Gebirgskreis).

Beschrieben von

Professor Dr. Hermann Größler in Eisleben.

Hierzu 4 Tafeln.

I. Ein Grab mit Bandkeramik.

Noch vor 10 Jahren (1898) mußte Hörnes[1]) bekennen, daß typisch-neolithische Gräber der Bandkeramik fehlten. Seitdem sind am Mittelrhein (namentlich bei Worms von Köhl und am Neckar von Schliz) ganze Gräberfelder mit Bandkeramik aufgedeckt worden, aber in Thüringen kannte man bis vor kurzem kein einziges, sondern nur Wohnstätten. Zwar hat Kossinna in seinem Aufsatze „Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet" [2]) auf ein (1901 aufgefundenes?) spiralverziertes Kugelgefäß aus einem Hockergrabe bei Waldau bei Bernburg hingewiesen, das sich jetzt im Museum zu Bernburg befinden soll, aber nähere Mitteilungen über dieses Grab gibt er nicht. Doch nimmt er — und wohl mit gutem Grunde — an, daß eine Anzahl vollständiger Gefäße der thüringischen Bandkeramik aus unerkannten Gräbern herrühre, aber ein Nachweis solcher konnte nicht gegeben werden. Fischer[3]) sodann hat anläßlich der Auffindung eines bandverzierten Gefäßes mit Muschelschmuck

---

[1]) Hörnes, Die Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa von den Anfängen bis um 500 v. Chr. Wien, Adolf Holzhausen, 1898. S. 271.

[2]) Zeitschr. für Ethnologie usw., Jahrg. 1902, Heft 5, S. 166, Anm. 1.

[3]) Fischer, Stein- und bronzezeitliche Beziehungen des Orients zu dem Schleswig-Holsteinschen Bernsteinlande und der Handelsweg an der Saale (in der Zeitschr. des Harzvereins XXIX, S. 562—574, besonders S. 571 ff.).

nach Gräbern mit Bandkeramik Umschau gehalten, aber kein solches gefunden, denn die von ihm angeführten gehören nicht in den Kulturkreis der Bandkeramik. Doch sollen nach Köhl[1]) bei Erfurt in letzter Zeit Gräber mit Rössener und auch solche mit Spiral-Mäanderkeramik gefunden sein, über die mir aber keine Beschreibung zu Gesicht gekommen ist. Im Mansfeldischen habe ich das erste sichere Grab mit Bandkeramik im Jahre 1906 auf einer ausgedehnten, mit bandkeramischen Siedelungen bedeckten Fläche unweit von Helfta bei Eisleben[2]) im engsten Anschlusse an eine große Wohngrube und deren Nebengruben aufgedeckt und unter Beigabe eines Lageplans beschrieben, aber die Ausbeute dieses Grabes war insofern eine dürftige, als die dem darin liegenden Hocker mitgegebenen Gefäße zerfallen waren und zwar noch einfache Bandverzierung, aber keine bestimmte Form mehr erkennen ließen. Ein oberhalb der „Gottesbelohnung" bei Groß-Oerner im Mansfelder Gebirgskreise aufgedecktes Grab mit Bandkeramik ist nun das zweite seiner Art im nordöstlichen Thüringen, aber mit weit besser erhaltenen Beigaben als jenes, Grund genug, diesen Fund für einen besonders wichtigen anzusehen und ihm eine genaue Beschreibung zu widmen, die ich hier folgen lasse.

Am 6. Mai 1908 las ich in Nr. 106 der Eisleber Zeitung (vom Mittwoch, 6. Mai 1908), daß in der Nähe der Gottesbelohnungshütte, welche zwischen Groß-Oerner und Hettstedt im Mansfelder Gebirgskreise auf der linken Seite der Wipper am südlichen Fuße des Hüttenberges liegt und früher auch Amalgamierwerk hieß, bei Erdarbeiten für das hier von der Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft zu errichtende Messingwerk Hockergräber gefunden worden seien. Noch selbigen Tags wurde ich von Herrn Hütteninspektor Fleckser auf der Gottesbelohnungshütte von dem Funde in Kenntnis gesetzt mit dem Anheimgeben, mir die Fundstelle und die Fundstücke anzusehen. Infolgedessen fuhr ich am nächsten Tage auf der elektrischen Kleinbahn im Mansfelder Bergrevier zur Gottesbelohnung, wo mich in Abwesenheit des Herrn Hütteninspektors

---

[1]) Köhl, Ueber stratigraphische Verhältnisse neolithischer Fundplätze bei Worms. (Korresp.-Blatt der Deutschen Gesellsch. für Anthropologie etc. XXXVII, Nr. 9/11. Braunschweig 1906.)

[2]) In den Mansfelder Blättern XX, S. 244—246, Eisleben 1906.

Herr Silberbrenner Werther empfing und zur Fundstelle führte, auf der sich auch Herr Hütteninspektor Fleckser bald einfand. Die Fundstelle liegt in der Flur Groß-Oerner auf dem Scheitel des nördlich von der Hütte aufsteigenden und auf seiner Nordseite von dem Stockbachtale begrenzten Hüttenberges, welcher auf eine beträchtliche Strecke bis zu etwas mehr als 6 m Tiefe abgetragen wird, um auf seinem Scheitel eine ebene Standfläche für die Messingfabrik zu gewinnen. Daß bei einer so tiefgreifenden Abtragung alle etwa dort vorhandenen Bodenaltertümer zum Vorschein kommen müssen, ist selbstverständlich, daher ist die Hoffnung nicht gering, daß sich Gelegenheit zu mancher wertvollen Ausbeute für die vorgeschichtliche Wissenschaft bieten werde.

An Ort und Stelle bot sich meinem Blicke ein fast tonnen förmiger Grabschacht von 1,40 m Tiefe und einem Weitendurchmesser von 1,45 bzw. 1,30 m mit senkrecht abfallenden Wänden und fast wagerechtem Boden dar, der in den dort anstehenden Löß eingesenkt war und außer den Fundstücken schwarze Erde enthalten hatte. In dieser Grube hatte man drei Skelette in Hockerlage vorgefunden, deren Schädel zum Teil noch vorhanden waren. Einer von diesen war ganz zerfallen; darum waren seine zermürbten Bruchstücke nicht aufbewahrt worden; von einem zweiten, der einem Kinde angehört hat, war die vordere Hälfte der Hirnschale noch vorhanden; ein dritter, dessen Wandungen ungewöhnlich dick und fest sind, war mit Ausnahme der verloren gegangenen Kinnlade und des abgebrochenen Oberkiefers noch wohlerhalten.

Der größte Breitendurchmesser des Kinderschädels (Nr. 2975 b der Altertümersammlung des Vereins f. Gesch. u. Altert. der Grafschaft Mansfeld in Eisleben[1])), in dessen Oberkiefer die Backzähne noch nicht völlig durchgebrochen waren, beträgt etwa 12 cm; die Länge ließ sich, weil das Hinterhaupt fehlt, nicht feststellen; die senkrecht bis zur Nasenwurzel laufende und deutlich sichtbare Stirnnaht ist noch nicht verwachsen. Die Stirn steigt fast senkrecht auf und ist gut gewölbt, doch ist der Vorderschädel etwas schief seitwärts gedrückt.

Der dritte Schädel (V. S. Nr. 2975 a[2])) ist der einer

[1]) Abbildung auf Tafel XV.
[2]) Abbildung auf Tafel XV.

erwachsenen Person. Sein größter Breitendurchmesser beträgt 13 cm, der Längendurchmesser vom Augenbrauenrande bis zum entferntesten Punkte des Hinterhauptes 17 cm. Die Stirn ist niedrig, steigt aber gerade auf und hat eine sich scharf absetzende Breite von 9 cm. Die Hirnschale erreicht vom Ohrloche aus ebenfalls eine Höhe von 9 cm, steigt also von der Stirn nach hinten stark empor. Leider ist weder der Ober- noch der Unterkiefer erhalten. Ueber die Lage der Schädel und die Richtung der Skelette konnte ich sichere Auskunft nicht erhalten, doch lagen nach Angabe des Aufsehers Herrn Krämer die Köpfe im Westen.

Am Südrande der Grube stand ein nur noch zur Hälfte erhaltenes, leider in mehrere Bruchstücke zerfallenes Gefäß. Außerdem waren auch noch von anderen Gefäßen, deren mindestens vier gewesen sein müssen, noch einzelne Bruchstücke vorhanden. Ein einzelner Scherben, den ich noch selbst am Rande der Grube vorfand (V. S. Nr. 2975 c[1])), zeigte, nachdem ich ihn zu Hause gereinigt hatte, Verzierung. Schon dieses nur 5,5 cm hohe und 6 cm lange Randstück, welches wegen seines Krümmungsverhältnisses von einem bombenförmigen Gefäße herzurühren scheint, bewies, daß die in der Grube Bestatteten dem durch Bandkeramik gekennzeichneten Kulturkreise angehört haben. Denn dicht unterhalb des Randes zieht sich eine Reihe kleiner dreieckiger Grübchen und unterhalb derselben ein Paar unten zusammengeschlossener, nach oben zu aber in spitzem Winkel auseinanderlaufender, eingeritzter Bänder von der Gestalt eines lateinischen V hin, deren Innenraum mit je einer Reihe dicht beieinander stehender, der Mehrzahl nach ebenfalls dreieckiger Grübchen verziert ist, eine auf Gefäßen der Bandkeramik nicht sehr häufig wiederkehrende Verzierungsweise. Die hellgraue innere Wandung ist durch Streichen mit einem Steine oder Stäbchen, dessen Strichrichtungen deutlich zu erkennen sind, geglättet; völlig geglättet ist auch die schwarzgraue Außenseite, welche nicht die geringsten Unebenheiten zeigt. Der Bruch hat durchweg hellgraue Färbung.

Ein zweiter dreieckiger, glatter, sehr kleiner Scherben (Nr. 2975 d) muß von einem anderen Gefäße herrühren, weil auf dem schwärzlich aussehenden Bruche sowohl nach außen wie

---

[1]) Abbildung auf Tafel XV.

nach innen eine ganz feine, fast ziegelrote Deckschicht zu erkennen ist, die dem vorigen Stücke fehlt.

Ein dritter, viel größerer Scherben (V. S. Nr. 2975 e[1])) von 11,5 cm Länge und 6 cm Breite ist mit tiefeingeritzten Spiralbändern reich verziert, Da die innen und außen hellgraue Wandung, welche wie poliert glänzt, stark gekrümmt ist, so muß das Stück einem bombenförmigen Gefäße angehört haben. Zur Herstellung der Bandverzierung ist eine Art von Kanalstich angewendet worden. Denn nachdem die Spiralbänder durch tief eingeritzte Linien eingezeichnet worden waren, hat man mit einem Stäbchen aus Holz oder Knochen in diese Rinnen prismatische Dreiecke eingestochen, welche dicht aufeinander folgen, und auch den Innenraum der Bänder durch eine Reihe dreieckiger Prismen verziert, wie auch quer durch die Bänder hindurch eine Doppelreihe solcher dreieckigen Vertiefungen, jedoch ohne vorher eingeritzten Kanal als Führer, eingestochen. Da, wo das Band in einer keilförmigen Spitze endet, ist die innere Reihe dreieckiger Grübchen noch über die Spitze hinausgeführt bis an das nächste, in rechtem Winkel vorüberstreichende Band.

Nur etwa eine Stunde weiter abwärts im Wippertale kehrt auf dem Nordabhange des Küphügels in Ober-Wiederstedt dieselbe Verzierung mit prismatischen Dreiecken wieder, wie aus verschiedenen Scherben in der Eisleber Sammlung (Nr. 2421 a-e) zu ersehen ist, welche Spiral- bzw. Bogenbänder, und zum Teil auch prismatische Dreiecke als Verzierung tragen. Sie fanden sich in Gruben, welche 1 m und mehr in den gelben Löß eingetieft und mit schwarzer Erde ausgefüllt waren. Sie waren aus feingeschlemmtem Ton geformt und hatten verschiedene Färbung. Nr. 2421 a und b waren (wie Nr. 2975 e) gelbgrau, 2421 c rot, d schwarz, e gelblich-schwarz. Ob die Gruben Gräber waren oder Wohnzwecken gedient hatten, hatte der Finder, Lehrer Steinbach in Ober-Wiederstedt, nicht feststellen können.[2])

Genau dieselbe Verzierungsweise mit geringfügigen Unterschieden zeigt aber auch ein bei Hoym in Anhalt gefundener Gefäßscherben, der ebenfalls mit dreieckigen prismatischen

[2]) Abbildung auf Tafel XV.

[1]) Abbildung auf Tafel XV.

Eindrücken (△) ausgestattet ist. Klopfleisch hat ihn in den Vorgeschichtlichen Altertümern der Provinz Sachsen II, S. 102, Fig. 103 abgebildet.[1]) Dieselbe Verzierung durch dreieckige Prismen findet sich ferner auch in den Gruben der bandkeramischen Siedelung auf der Langenlochsbreite in der Flur Helfta, und nicht minder in einer Siedelung derselben Kulturstufe dicht am Dorfe Tröbsdorf (Kr. Querfurt) auf Rosenhahns Plan. (Letztere ist abgebildet in der Jahresschrift für Vorgesch. der sächs.-thür. Länder Bd. III, Halle 1904, Taf. X, Untertafel 1, vorletzte Reihe und a. a. O.)

Verhältnismäßig am besten erhalten ist die fast senkrecht geteilte Hälfte einer kugelförmigen Flasche[2]) mit hohem Hals (V. S. Nr. 2975 f), deren Bruchstücke sich so weit wieder zusammensetzen ließen, daß die eigenartige Form erkannt und in einer Zeichnung ziemlich vollständig von mir wiedergegeben werden konnte, obwohl von dem kragenförmig emporstehenden Halse nur ein kleines Stück und von dem Boden nichts erhalten ist, der jedoch, nach der starken Krümmung der erhaltenen Reste zu schließen, rund gewesen sein muß. Die zum Teil 1 cm dicke Wandung ist innen und außen geschwärzt, wie auch die Bruchstellen dieselbe stumpfschwarze Färbung zeigen wie die geglättete Oberfläche. Die Masse hat also einige Aehnlichkeit mit der römischen terra nigra. Die Gesamthöhe dieser Kugelflasche scheint etwa 20 cm betragen zu haben, wovon etwa 5 cm auf den durch keine besondere Scheidelinie getrennten, aber doch ziemlich scharf sich absetzenden und in der Mitte — etwa 3 cm unter dem Rande — eingezogenen Hals kommen. Der Durchmesser der Oeffnung dürfte 8,5—9 cm betragen haben, der des Bauches 17,5 cm. Eine eigentliche Verzierung ist nicht vorhanden. Die besondere Merkwürdigkeit des Gefäßes besteht darin, daß es auf der glücklicherweise erhalten gebliebenen, kennzeichnendsten Hälfte vier wagerecht angesetzte, aber stark nach oben gebogene Henkel von ziemlich ansehnlicher Größe oder doch die Reste oder Ansatzstellen abgesprungener Henkel deutlich erkennen läßt. Das dicht unter dem Halse angesetzte Henkelpaar, welches völlig erhalten ist, läßt zwischen den Henkeln einen Zwischenraum von 6 cm frei, das untere, fast

[1]) Abbildung auf Tafel XV.

[2]) Vergl. hierzu die Zeichnung des ergänzten Gefäßes auf Tafel XVI.

völlig verschwundene einen solchen von 8 cm. Die Spannung der oberen Henkel beträgt 5, die der unteren 6 cm, die Lochweite durchschnittlich 2 cm. Da die Henkel senkrecht durchlocht sind, so sind sie offenbar zur Aufnahme von Tragriemen oder Stricken bestimmt gewesen, so daß man das Gefäß auf dem Rücken tragen konnte wie einen Ranzen oder eine Butte.

Zu dieser eigenartigen Kugelflasche besitzt die Eisleber Sammlung zwei schöne, überaus ähnlich geformte Vergleichsstücke, die ich bereits im XII. Jahrgange der Mansfelder Blätter (Eisleben 1898) auf Seite 206 und 207 beschrieben und auf Tafel II hinter Seite 200 abgebildet habe. Ich wiederhole hier das Wesentliche meiner damals gegebenen Beschreibung. Zu Neujahr 1844 wurde zu Westeregeln a. d. Bode von dem Steiger Grüneberg beim Abräumen lehmigen Sandes in einem Lachter Tiefe (= 6—7 Fuß) eine fast kugel- oder birnenförmige, weißgraue, ursprünglich glatte, aber durch angebackene Asche stellenweise rauh gewordene Kugelflasche mit wenig abgeplattetem Boden gefunden und an den späteren Bergrat Plümicke in Eisleben eingeliefert. (Nr. 75 der Plümickeschen Abteilung der Eisleber Sammlung.[1])) Der ziemlich hohe, stark verjüngte Hals ist von dem kugelförmigen Bauche nicht scharf abgesetzt. Die Höhe dieses kleinen Gefäßes beträgt 10, der Durchmesser der Oeffnung 4,5, der des Bauches fast 9 cm. Auch dieses Gefäß trägt auf der einen Seite vier wagerecht angesetzte, nach oben gebogene Henkel mit senkrechter Durchlochung, welche ebenfalls so verteilt sind, daß zwei übereinander stehende Henkelpaare, deren unteres weiteren Abstand der Henkel zeigt, als das obere, auf der einen Gefäßhälfte angebracht sind, denen auf der anderen Hälfte in der Höhe des oberen Henkelpaares nur ein einziger Henkel gegenübersteht. Es gleicht also in seinem Aufbau völlig dem in dem Grabe auf dem Hüttenberge bei der Gottesbelohnung gefundenen und nicht minder einem freilich nur höchst trümmerhaft erhaltenen, zu Meckenheim bei Bonn in einer Erdgrube gefundenen und in Könens Gefäßkunde auf Tafel I als Nr. 2 abgebildeten Gefäße. Diese fast völlige Uebereinstimmung der Form, wie auch der Zahl und Stellung der Henkel macht es wahrscheinlich, daß sowohl das Meckenheimer Gefäß wie auch das bei der „Gottesbelohnung"

---

[1]) Abbildung auf Tafel XVI.

gefundene auf der Mitte der Gegenseite ebenfalls einen fünften Henkel gehabt hat.

Diese Wahrscheinlichkeit wird zur Gewißheit, wenn man ein in der Nähe von Oberwiederstedt im Mansfelder Gebirgskreise, wahrscheinlich auf dem im Dorfe selbst gelegenen Küphügel gefundenes Gefäß, welches von dem früheren Besitzer, dem Königl. Kammerherrn Freiherrn von Hardenberg auf Oberwiederstedt, dem Mansfelder Geschichts- und Altertumsverein überwiesen worden ist, in dessen Sammlung es die Nummer 2735[1]) führt, mit den schon beschriebenen Gefäßen vergleicht. Dieses Gefäß ist nämlich ebenfalls eine Kugelflasche mit stehkragenförmigem Hals; nur ist letzterer von dem Kugelbauche scharf abgesetzt, wie es bei den Amphoren der Schnurkeramik der Fall ist. Die Höhe beträgt 31 cm, der Durchmesser der Halsöffnung 11, der des Bauches 29 cm. Der Boden ist, wie bei den vorigen, völlig abgerundet. Der Bauchumbruch liegt 10 cm über dem Boden. Der gegen 7,5 cm hohe Hals ist in der Mitte nur wenig eingezogen und unverziert. Die Oberfläche sieht gelblichgrau aus, jedoch ohne gleich der Westeregeler Flasche eine Kruste aus feiner Asche angenommen zu haben. Auch bei diesem Gefäß ist das eine Drittel der Wandung von vier paarweise übereinander angebrachten, nach oben gekehrten Henkeln mit senkrechter Durchlochung eingefaßt, denen zwischen den beiden anderen Dritteln ein fünfter gleichgeformter gegenübersteht. Besondere Beachtung verdient nun aber der Umstand, daß der kürbisförmige Rumpf bandartige Verzierungen hat, nämlich auf den letzterwähnten zwei Dritteln zwei tief eingeritzte Spiralbänder, die durch den einzelnen fünften Henkel, von welchem sie auslaufen, voneinander geschieden werden und von einer Reihe in ihrer Mitte sich hinziehender kleiner Grübchen verziert sind. Auf der anderen Seite zeigen sich zwischen den vier eine einheitliche Gruppe bildenden Henkeln winklig gebrochene, zum Teil in Haken, die man als Doppelhaken oder auch schon als unvollkommene Mäander bezeichnen kann, auslaufende, ebenfalls eingeritzte Bänder ohne Grübchenreihen. Wie die Bänder, so scheinen auch die Grübchen mit kohlensaurem Kalk ausgefüllt gewesen zu sein. Aus dieser Verzierung des Gefäßes ergibt sich

---

[1]) Abbildung von drei Seiten her aufgenommen (a, b, c), auf Tafel XVI.

mit zweifelloser Gewißheit, daß auch die Kugelflasche von der „Gottesbelohnung“, obwohl sie unverziert ist, weil sie ganz dieselbe, bei keiner anderen Keramik wiederkehrende Form hat, wie die von Oberwiederstedt, der bandkeramischen Kultur angehört, und zwar dem Kreise der Spiral- und Mäanderkeramik.

Dasselbe gilt auch von einem anderen Gefäßreste (V. S. Nr. 2975 g), der in dem Schachtgrabe auf dem Hüttenberge gefunden worden ist, obwohl das Gefäß weder Henkel noch Bandverzierung gehabt zu haben scheint, weil es dieselbe Form gehabt haben muß, wie das mit ihnen ausgestattete, nämlich kugelförmigen Bauch und ziemlich hohen, in der Mitte etwas eingezogenen Hals und annähernd auch dieselbe Größe. Denn jenes, dessen Größenverhältnisse oben angegeben sind, ist nur wenig größer gewesen. Auch die Farbe der Wandung und der Bruchflächen ist ebenso schwarzbraun wie bei dem anderen. Eine Anzahl von Scherben, welche zu keinem der beschriebenen Gefäße passen, sind der Vereinssammlung unter Nr. 2975 h-w einverleibt.

Endlich muß ich auch noch auf eine andere Kugelflasche hinweisen, welche aus einer Wohngrube der großen bandkeramischen Siedelung in und bei der Lehmgrube des Dorfes Tröbsdorf a. d. Unstrut stammt, von mir im III. Jahrgange der Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Halle 1904, auf Seite 126 beschrieben und als Fig. 9 auf Tafel XII abgebildet worden ist. Auch dieses 30 cm hohe Gefäß hatte fünf nach Art der Oberwiederstedter Kugelflasche verteilte Henkel und ist auf seiner ganzen Außenfläche von einem reich entwickelten Mäandermuster bedeckt, dessen vertiefte Linien mit einem roten Farbstoff ausgefüllt gewesen sind, von welchem hie und da noch deutliche Reste zurückgeblieben waren.[1]) Der Zeichner hat hier den Mäander in den mannigfaltigsten Formen und Verbindungen darzustellen gesucht, ein Verfahren, das durchaus nicht auf geistesarme Nachahmung eines fremden Vorbildes hindeutet. (Jetzt Nr. 84 im Museum auf dem Schlosse Burgscheidungen a. d. Unstrut.)

Uebrigens hat auch P. Reinecke[2]) auf Kugelflaschen

---

[1]) Vergl. die Abbildung auf Tafel XVIII.

[2]) P. Reinecke, Zur jüngeren Steinzeit in West- und Süddeutschland (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst XIX, 3, Seite 244).

hingewiesen, ohne jedoch bestimmte Fundorte anzugeben und ohne sie genauer zu kennzeichnen.

Sind nun schon die soeben beschriebenen fünfhenkeligen Kugelflaschen aus der Stufe der Bandkeramik in Thüringen eine seltene Erscheinung, die — von dem kleinen trümmerhaften Gefäß von Meckenheim bei Bonn abgesehen — anderswo meines Wissens überhaupt noch nicht so häufig und ausgeprägt nachgewiesen worden ist, so sind doch Gräber aus der Zeit dieser Kulturstufe noch seltener.

Was nun das Alter der in dem Grabe bei der „Gottesbelohnungshütte" gefundenen Gefäßreste und damit auch des Grabes selbst anbetrifft, so ist zu beachten, daß die Erzeugnisse der Bandkeramik eine ungeheure Verbreitung haben, die wieder eine sehr lange Dauer dieser Kultur vorauszusetzen gebietet. Nach Hörnes[1]) und Reinecke[2]) ist diese Kultur innerhalb Westeuropas vertreten in Spanien, Portugal, der nördlichen Hälfte Frankreichs, in Belgien, in den Rheinlanden vom Niederrhein bis zum Bodensee, in Süddeutschland und den Ostalpengebieten, in Hessen, in Thüringen bis an den Nordostrand des Harzes, in der Provinz und dem Königreich Sachsen, in Schlesien, Böhmen, Mähren, Westgalizien, Niederösterreich nördlich der Donau und sogar an einzelnen Punkten der norddeutschen Tiefebene (z. B. in Brandenburg und Pommern); weiter in Oberungarn, im Alföld, in Siebenbürgen (Tordos bei Broos im Maroschtale), im österreichischen Litorale, in Dalmatien, Bosnien (Butmir), Kroatien, Slawonien, Serbien, Rumänien, Bulgarien, in der Moldau, Ostgalizien und Südrußland, in den vormykenischen Gräbern der Troas und selbst in Phrygien. Nach Hubert Schmidt[3]) finden sich auch in Makedonien Ueberbleibsel dieser Keramik und nach Hörnes sind verwandte Erscheinungen auch in den ältesten Gräbern auf den Inseln des östlichen Mittelmeeres, besonders auf Cypern und Amorgos zutage gekommen. Dagegen ist, soweit bisher festgestellt werden konnte, der größte Teil Frankreichs und die appenninische Halbinsel, desgleichen die britische Inselgruppe und Nordeuropa frei von dieser Keramik.

---

[1]) A. a. O., Seite 206.

[2]) P. Reinecke, Zur jüngeren Steinzeit in West- und Süddeutschland (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst XIX, 8, Seite 239).

[3]) H. Schmidt, Die Keramik der makedonischen Tumuli (in der Zeitschrift für Ethnologie usw., Berlin 1904. 36. Jahrg., Seite 91—113).

In diesem ungeheuren Verbreitungsgebiete lassen sich drei oder auch vier Sondergebiete mit besonderen Eigentümlichkeiten unterscheiden[1]: 1. ein südöstliches südlich von der Donau bis nach Kleinasien, jedoch mit Siebenbürgen (Tordos und Szamos-Ujvar) und dem Theißbecken nördlich von der unteren Donau, 2. das Alpenland und Alpenvorland nördlich bis zur oberen Donau bzw. bis zur schwäbischen Alb mit Ausläufern weiter nach Norden zu, z. B. bis in die Oberpfalz hinein, 3. der Nordwesten, von Belgien und Nordfrankreich an durch Mittel- und Norddeutschland einschließlich Thüringens, der Provinz und des Königreichs Sachsen und eines Teiles von Schlesien bis nach Mähren und Westgalizien. Ein viertes Gebiet, gekennzeichnet durch bemalte Gefäße, scheint die Gebiete des Dnjestr, Sereth, Pruth und Dniepr, also Ostgalizien, Südrußland und die Moldau zu umfassen. Die Zugehörigkeit der Bandkeramik in Spanien und Portugal zu einem dieser Gebiete läßt sich zurzeit noch nicht bestimmen.

Was im besonderen das dem Nordwesten des Verbreitungsgebietes angehörende Sondergebiet zwischen dem Thüringer Walde und dem Harze bis zum nordöstlichen Vorharze anbelangt, so kehren in ihm mit großer Regelmäßigkeit kugelförmige Bombengefäße und schlauch- und birnenförmige Vasen mit allerhand Uebergängen zwischen diesen beiden, und zwar zumeist ohne Henkel, wieder. Doch sind auch jene bauchigen Töpfe mit ziemlich engem Hals, welche — mehr im Norden — fünf Henkel (zweimal zwei übereinander) tragen, nicht selten, wogegen mehr im Westen drei Henkel in gleichmäßigem Abstand die Regel sind.[2])

Die erwähnten fünfhenkeligen Gefäße, zu denen in erster Reihe die von mir nachgewiesenen Gefäße von Westeregeln, Oberwiederstedt, Großörner (Gottesbelohnung) und Tröbsdorf a. d. Unstrut gehören, waren offenbar vorgeschichtliche Butten. Durch die beiden Henkelpaare auf der für den Rücken des Trägers bestimmten Seite wird man Tragriemen oder Stricke gezogen, diese nach ihrer Vereinigung durch den fünften Henkel auf der Gegenseite geführt und mit den beiden anderen Enden vereint haben, so daß sie den Boden des Gefäßes

---

[1]) Reinecke, a. a. O. Seite 241 und 242.

[2]) P. Reinecke, a. a. O., Seite 242.

umfaßten und den von dem gefüllten Gefäße bewirkten Druck verteilten.

Wie schon bemerkt worden, setzt die ungeheure Verbreitung der Bandkeramik nicht nur eine sehr lange Zeit voraus, in welcher diese Verbreitung stattfinden konnte, sondern auch eine sehr weit zurückliegende. Denn selbst die jüngsten Gruppen müssen spätestens dem dritten Jahrtausend v. Chr. G. angehören, da entweder gar keine Metallgegenstände bei ihnen gefunden worden sind oder höchstens, wie bei den Gefäßen aus dem Pfahlbau im Mondsee, Sachen aus Kupfer. Es ist daher ein sehr gewagtes Unternehmen, bestimmen zu wollen, von wo die bandkeramische Kultur ausgegangen ist. Der dänische Vorgeschichtsforscher Sophus Müller, von dem Wahne befangen, daß alle Kultur Europas von dem Orient ausgegangen sei, leitet — wie beinahe alles andere — auch den Ursprung der Bandkeramik aus dem Oriente ab; Hörnes verhehlt sich die Schwierigkeit dieser Frage durchaus nicht, ist darum auch zu einer ganz bestimmten Ansicht über das Ursprungsland der Bandkeramik noch nicht gelangt, neigt aber ebenfalls der Annahme zu, daß sie in dem näher gelegenen Südosten, in Thrakien und Illyrien entstanden sei. Gleich Müller von dem Vorurteile, daß alle höhere Kultur von dem Südosten ausgegangen sein müsse, gleichsam hypnotisiert, macht ihm das mindestens ebenso hohe Alter der bandkeramischen Technik in Thüringen, die ihm auch nicht genügend bekannt gewesen zu sein scheint, nicht die geringsten Bedenken; vielmehr ist er geneigt anzunehmen, daß sie von dem Südosten Europas, aus den Ländern an der unteren Donau, ausgegangen sei und sowohl nach Südosten wie nach Nordwesten gewirkt habe, weil sie in jenen Gegenden, namentlich in Butmir in Bosnien, zur höchsten Blüte gelangt sei. Nicht minder ist Kossinna in seinem jüngsten Aufsatze „der Großgartacher und Rössener Stil" (Zeitschrift für Ethnologie 1908, Heft 4, Seite 580) der Meinung, daß der Ursprung der bandkeramischen Kultur an der unteren Donau erwiesen worden sei, und auch Wilke[1]) schließt sich dieser Auffassung an, weil die auf den bandverzierten Gefäßen des Nordwestens nicht selten

---

[1]) A. G. Wilke, Zur Entstehung der Spiraldekoration. (Zeitschrift für Ethnologie etc., Berlin 1906, Seite 1—33.)

erscheinenden Spiralen und Mäander ihm den Eindruck machen, als seien sie wenig gelungene Nachahmungen fremder, besserer Vorlagen und aus mangelndem Verständnis für die Gestaltung schwieriger Bildungen hervorgegangen, wogegen die Spiral- und Mäanderverzierungen auf den Gefäßen des Südostens eine sichere Erfassung des Verfahrens erkennen ließen, durch die Halbierung und Verschiebung konzentrischer Kreise, Quadrate und Rhomben kunstvolle Spiral- und Mäanderformen zu erzielen, wie sie sich auf manchen Gefäßen der Länder an der unteren Donau finden. Die Gewißheit dieser letzteren, von Wilke scharfsinnig nachgewiesenen Tatsache läßt sich nicht bestreiten, aber bewiesen ist damit doch noch nicht, daß die bandkeramische Kultur an der unteren Donau ihre Ursprungsstätte haben muß.[1]) Der französische Altertumsforscher Salomon Reinach dagegen nimmt an, daß es in Nord- und Mitteleuropa eine durchaus unabhängige und bodenständige Kultur während der jüngeren Steinzeit gegeben habe, welche, fächerförmig von dort ausstrahlend, der Keim aller Fortschritte gewesen sei, welche Europa bis zur Blütezeit der mykenischen Kultur und darüber hinaus zurückgelegt hat. Auch der österreichische Forscher M. Much nimmt diesen Standpunkt ein, den er in seinem neuesten Werke[2]) mit sehr beachtenswerten Gründen, wie schon zuvor in seinem Buche über „die Heimat der Indogermanen“, verteidigt hat. Eine Entlehnung der Spiraldekoration aus der mykenischen Kultur hält er schon deshalb mit Recht für ausgeschlossen, weil jene Verzierungsweise in den unteren Donauländern und in dem mitteldeutschen Gebiete bereits in der jüngeren Steinzeit, also erheblich früher erscheint, als die angeblich mykenischen Vorbilder überhaupt vorhanden waren.[3]) Da nun die in Nordthüringen bzw. im Mansfeldischen gefundenen Gefäße mit Spiral- und Mäanderverzierung, denen keine Spur von Metall beigegeben ist, zum mindesten im dritten Jahrtausend v. Chr., ja vielleicht schon im vierten, geformt sein müssen, so ist auch der umgekehrte Fall denkbar, nämlich

[1]) Auf diese Dinge werde ich in einer abschließenden Betrachtung über die Entstehung der Spiral- und Mäanderverzierung, ihr Alter und ihr Ursprungsland noch einmal zurückkommen.

[2]) M. Much, Die Trugspiegelung orientalischer Kultur in den vorgeschichtlichen Zeitaltern Nord- und Mitteleuropas. Jena, H. Costenoble 1907.

[3]) A. a. O. Seite 129.

daß die Bandkeramik vom Nordwesten ausgegangen ist, nach Südosten zu ihren Weg genommen, in den Ländern an der unteren Donau ihren Höhepunkt erreicht hat und in abgeblaßten Formen selbst bis auf die Inselwelt des Aegäischen Meeres und in das westliche Kleinasien vorgedrungen ist, nicht auf den Wegen des Handels und Verkehrs, der in jenen fernliegenden Zeiten eine solche Wirkung schwerlich hätte hervorbringen können, sondern im Gefolge einer gewaltigen Völkerbewegung. Der Nachweis, welche Völker die Träger der Bandkeramik gewesen sind, und von wo sie ausgegangen sind, muß demnach erst noch geliefert werden. Vor allem stimmen die Altersverhältnisse nicht zu den herrschenden Annahmen. Denn wenn Hörnes[1]) schließlich doch nur zu behaupten wagt, die Ausbildung der bandkeramischen Verzierung im Süden sei vor und während der mykenischen Kulturperiode, also teilweise parallel mit der Entwicklung des spezifisch mykenischen Zeichenstils erfolgt und sei dann im Dipylonstil (den Kossinna[2]) als früheisenzeitlich bezeichnet und um 1200 v. Chr. zur Zeit der dorischen Wanderung beginnen läßt) mehr oder minder gereift und glänzend hervorgetreten, d. h. — in Zeitzahlen übertragen — ihre Ausbildung sei in der Zeit von 1500 bis 1000 v. Chr., also vor 3000—3500 Jahren erfolgt, so ist das denn doch ein gewaltiger Zeitabstand gegenüber dem Alter der thüringischen Bandkeramik, die mindestens dem dritten Jahrtausend v. Chr. angehört, der also ein Alter von rund 5000 Jahren zuzusprechen ist, wie denn auch Köhl selbst der jüngsten Periode der rheinischen Bandkeramik ein Alter von über 5000 Jahren zuweist. Wie wenig hier die Ansichten der Forscher noch übereinstimmen, ergibt sich schon daraus, daß Hörnes es für einen Irrtum erklärt, die geometrischen Stilarten Griechenlands aus dem Norden herzuleiten, wogegen Kossinna den Dipylonstil im geraden Gegensatz dazu als einen nordisch-geometrischen bezeichnet.

Merkwürdigerweise ist auch Much, der doch so viele berechtigte Einwendungen gegen „das Trugbild der orientalischen Kultur" erhoben hat, der Ansicht,[3]) „daß ohne Zweifel das Ländergebiet an der Donau die Geburtsstätte dieses in allen

---

[1]) Hörnes, a. a. O. Seite 323.
[2]) Kossinna, a. a. O. Seite 178.
[3]) A. a. O. Seite 80.

folgenden Zeitaltern bis zum heutigen Tage in allgemeiner Uebung gebliebenen Dekorationselementes gewesen sei" und kommt weiter zu der Annahme, daß ein Krug aus einem der Pfahlbauten im Mondsee[1]) die Zwischenstufe der Entwicklung der Spirale zum Mäander zeige, läßt aber dabei außer acht, daß die Mondseer Pfahlbauten, wie die in ihnen gehobenen Kupferfunde beweisen, doch erst in den Ausgang der jüngeren Steinzeit gehören, während die thüringische Bandkeramik einer noch völlig metallosen Zeit angehört, also erheblich älter ist. Im besonderen werden aber die noch zu besprechenden Funde von der Gottesbelohnungshütte den unwiderleglichen Beweis erbringen, daß alle Erscheinungen der Ursprungszeit der Bandkeramik Mitteldeutschlands im dritten Jahrtausend v. Chr., ja — da diese Keramik bereits einer älteren Periode der jüngeren Steinzeit angehört — vielleicht schon im vierten Jahrtausend v. Chr. im Mansfelder Lande vorhanden gewesen sind und überdies auch einen unverkennbaren Kunstsinn und eine weit größere Kunstfertigkeit voraussetzen, als man bisher der nordeuropäischen Bandkeramik zugetraut hat. Denn hier findet sich nicht nur die Spirale and der Mäander, sondern auch die Füllung der eingetieften Linien mit Weiß, ja auch, wie es bei den Mäandern der Tröbsdorfer Butte der Fall ist, mit Rot; ferner die Auflegung oder Hervortreibung leistenförmiger Gebilde und Wülste; hier auch die Anfänge der Bemalung. Von einer Entlehnung aus den Küstenländern des Mittelmeeres und nun gar von der mykenischen Kultur kann angesichts dieser Altersverhältnisse nicht die Rede sein. Und wenn schon vor dem Eintritt der sogen. Kupferzeit auf den Gefäßscherben der „Gottesbelohnung", wie auch auf den Gefäßen von Oberwiederstedt nicht bloß die Spirale, sondern auch der Mäander sich nebeneinander zeigen und auf dem Gefäße von Tröbsdorf eine freie, fast launenhafte Verwendung von ausgebildeten Mäandern, so ist doch hinlänglicher Grund gegeben, mit dem Urteil über das Ursprungsland der Bandkeramik noch zurückzuhalten und erst eine größere Fülle von Beobachtungen abzuwarten.

[1]) Ebenda Abbildung 36.

II. Ein Gefäfs mit figürlichen Darstellungen aus dem Kulturkreise der Bandkeramik und seine Bedeutung für die Urgeschichte der bildenden Kunst.

Ein Fund von ganz besonderer Wichtigkeit wurde nicht lange nach der Aufdeckung des von mir beschriebenen Grabes mit Bandkeramik ebenfalls in der ersten Hälfte des Monats Mai 1908 dicht am Ostabhange des Hüttenbergs, da, wo dieser sich zum Wippertale hinabzusenken beginnt, gemacht, als die Arbeiter — Italiener und Türken! — die dort liegende Lößdecke bis auf den darunter befindlichen Kies abräumten. Dort stieß man nämlich nach Angabe des Herrn Hütteninspektors Fleckser auf eine runde Grube von nicht mehr als 0,5 m Durchmesser, welche sich durch die in ihr vorhandene, tiefschwarze Erde auffallend von der gelben Umgebung abhob. Bei der geringen Größe der Grube und auf Grund der persönlichen Wahrnehmung des Herrn Fleckser kann mit voller Bestimmtheit behauptet werden, daß hier kein Grab bloßgelegt war, weshalb auch keine Menschenknochen sich fanden, sondern eine Grube von anderer Bestimmung. Ferner steht fest, daß die an dieser Stelle zutage geförderten Fundstücke in der tiefschwarzen Erde so dicht beieinander lagen, daß der Schluß auf ihr Hineingeraten in die Grube zur selben Zeit durchaus berechtigt ist. Der Nachweis der Gleichzeitigkeit aller in der recht kleinen Grube vorgefundenen Sachen ist nämlich in diesem Falle von Wichtigkeit.

An dieser Stelle also fand man eine ziemlich große Anzahl verschiedener Scherben, die sich dem Kundigen auf den ersten Blick als Scherben der jüngeren Steinzeit erweisen. Mehrere sind grob, rauh und unverziert; andere haben Gefäßen angehört, welche sorgfältig geformt, gut gebrannt und verziert sind. Einige von ihnen ergaben nach ihrer Zusammensetzung den unteren Teil eines Gefäßes, welches unter den bisher bekanntgewordenen Fundstücken der neolithischen Keramik geradezu als einzig bezeichnet werden kann, da es in den Sammlungen Europas schwerlich seinesgleichen hat.

Zunächst beschreibe ich drei Randstücke eines hellbraunen, unverzierten Napfes (V. S. Nr. 2977 a 1—3), der vielleicht halbkugelige Gestalt hatte und dessen Innenseite, wie auch die

Bruchstellen dieselbe braune Färbung hatten, wie die Außenseite. In den Ton sind kleine Splitter von Feldspat eingemengt. Sechs andere fahlbraune Scherben (Nr. 2977 b 1—6), deren Tonmasse Feldspatbrocken in so großer Zahl beigemengt sind, daß sie nicht nur auf der äußeren, sondern auch auf der inneren Oberfläche zahlreich hervortreten, müssen einem großen und starken Gebrauchsgefäße angehört haben. Denn an einem noch 11 cm langen, 6 cm breiten und durchschnittlich 1 cm dicken Bruchstücke (V. S. Nr. 2977 b 1) erblickt man einen undurchlochten Buckel von 5 cm Länge und (einschließlich der 1 cm starken Wandung) 3,5 cm Dicke, welchem sich übrigens noch ein zweites Bruchstück (V. S. Nr. 2977 b 2) von derselben Stärke, aber etwas geringerer Höhe des Buckels zugesellt. Dieser Buckel ist ein wenig aufwärts gebogen, gleich den Henkeln an den von mir beschriebenen Tonbutten, und zeigt eine von oben nur bis zur Mitte des Buckels ausgeführte Durchlochung.[1]) Dieser Umstand läßt das Gefäß, dem diese Vorsprünge angehörten, als ein den bandkeramischen Butten verwandtes erscheinen. Dicht neben diesen beiden Buckeln bemerkt man auf der oberen Hälfte ihrer Umgebung mehrere tiefe Eindrücke von Fingernägeln, die auch auf einem dritten buckellosen Bruchstücke desselben Gefäßes (V. S. Nr. 2977 b 3) wiederkehren. Die übrigen Bruchstücke (V. S. 2977 b 4—6) haben kein besonderes Merkmal.

Ein drittes Gefäß, welches nach Ausweis seiner stark gekrümmten Wandung Bombenform und außerdem eine oder mehrere Warzen gehabt haben muß, da eine in der Mitte abgebrochene Warze noch an ihm zu sehen ist, ist nur durch ein einziges schwärzlichgelbes Bruchstück (Nr. 2977 c), dessen Innenseite hellere Färbung zeigt, vertreten. Die Wandung ist 1 cm stark.

Von einem vierten Gefäße ist ebenfalls nur ein Bruchstück, aber ein Randstück (Nr. 2977 d) vorhanden. Der feingeschlämmte, anscheinend von Einmengungen freigehaltene Ton dieses Stückes ist beiderseits mit einer feinen, höchstens 1 mm starken, ziegelroten Tonschicht überzogen, deren Rot dem Tone schon vor dem Brennen des Gefäßes beigemengt zu sein scheint. Auf der Innenseite ist die rote Färbung noch sehr gut erhalten;

---

[1]) Vgl. das zweite Stück rechts in der zweiten Reihe der Tafel XVII unter Nr. 2977 b².

auf der Außenseite leuchtet sie nur noch schwach durch eine dunklere Färbung hindurch. Bei der Betrachtung der Innenseite erhält man den Eindruck, daß das nur $^1/_2$ cm starke Gefäß durch Aufeinanderlegen schmaler Tonwülstchen, die durch Zusammendrücken und Ueberstreichen ausgeglichen worden sind, aufgebaut worden ist.

Mehr Beachtung beansprucht und sicherere Belehrung über die Zeit, welcher die Fundstücke angehören, gewährt eine Anzahl verzierter Scherben, zu deren Beschreibung ich nun übergehe.

Richten wir zunächst unsere Aufmerksamkeit auf einige durch beigemengten Kohlenstaub oder Kienruß innen und außen, wie auch an den Bruchstellen schwarzgefärbte Scherben von durchschnittlich 1 cm Stärke (Nr. 2978 a und b), von denen sich einige zu einem größeren Randstück (a), andere zu einem stark gekrümmten Bauchstück (b) zusammensetzen ließen.[1]) Das Ganze scheint eine bombenförmige Schale mit glatt gestrichenem, nach innen gekehrtem, oben verdünntem Rande gewesen zu sein. Schon durch diese Form wird das Gefäß der Bandkeramik zugeteilt. Näheren Aufschluß über seine Zeitstellung gewähren die auf der Außenseite eingeritzten Verzierungen, welche teils aus geraden, teils aus winkelig gebrochenen Linien bestehen. Diese sind die einfachste und älteste Verzierungsweise der Bandkeramik. Dieser ihrer ältesten Periode aber dürften die hier zu besprechenden Scherben aus dem Grunde nicht angehören, weil die auf ihnen wahrnehmbaren Linien anscheinend Mäander bilden. Am Rhein, wo in der Gegend von Worms neuerdings viele Gräber mit Bandkeramik aufgedeckt worden sind, hatten die Forschungen Köhls[2]) ihn zu dem Ergebnis geführt, daß die Haupteigentümlichkeit der zweiten bandkeramischen Entwickelungsstufe darin bestehe, daß in ihr die Ornamente der Spirale und des Mäanders, d. h. eines geradlinigen Winkelbandes, zum erstenmal auftreten, die in der dritten Entwickelungsstufe der Bandkeramik vollständig wieder verschwinden und erst in erheblich späteren Perioden wieder

---

[1]) Vgl. die Abbildungen (das zweite Stück der ersten und das erste Stück der zweiten Scherben-Reihe) auf Tafel XVII.

[2]) Köhl, Südwestdeutsche Bandkeramik. Neue Funde vom Rhein mit analogen Fundstellen. (Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft Nr. 8, 1902, S. 64.)

auftauchen. (Ob auch die Annahme, daß diese Ornamente südlichen Völkern entlehnt oder von solchen bei uns eingeführt seien, zu Recht besteht, soll an dieser Stelle dahingestellt bleiben.) Zwei Jahre später aber hat Köhl (im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Gesch.- und Altertumsvereine 1904) seine Zeitbestimmung verändert, und zwar infolge neuer Funde. Diese ergaben aufs unzweideutigste, daß auf die älteste oder Hinkelsteinperiode die Rössener Keramik und auf diese die Spiral-Mäander-Keramik gefolgt ist, wie auch die Bestattungen der ersten beiden Perioden gestreckte Skelette, die der dritten aber auf der linken Seite liegende Hocker enthielten. Den Beweis dafür, daß die Rössener Periode — wenigstens am Rhein — älter ist als die Spiral-Mäander-Keramik, hat Köhl in den Lagerungs- und Ueberschneidungsverhältnissen derjenigen Erdschichten gefunden, welche Ueberreste aus den beiden Perioden in sich bergen. In einer ganzen Reihe von ihm genau beobachteter Vorkommnisse war stets bei der Herstellung einer spiralkeramischen Grube die Rössener Anlage, Grube oder Graben, zum Teil zerstört worden, und zwar so, daß man unter der sie überschneidenden Schicht mit Spiralkeramik noch bis zu einer gewissen Tiefe den Rest der Rössener Anlage deutlich nachweisen konnte. Dadurch ist für das Rheinland — und doch wohl auch für andere Gegenden — aufs schlagendste bewiesen, daß die Rössener Anlage die ältere, die mit Spiral-Mäanderkeramik die jüngere ist.

Zweitens ist zu bemerken, daß über das Alter und Vorkommen des Mäanders vielfach ganz irrige Vorstellungen herrschen, über die ich mich in einem Anhang aussprechen werde, da die Altersbestimmung des Bildwerks von der Gottesbelohnung von der Altersbestimmung des Mäanders mit abhängt. Betrachtet man nun die beiden noch bis zu 12 bezw. 10 cm großen Bruchstücke, so erblickt man auf ihnen deutlich fein eingerissene Mäander, durch welche ihre Zugehörigkeit zur dritten Entwickelungsstufe der Bandkeramik nach Köhlschem System verbürgt wird.

Betrachten wir ferner das aus drei kleineren Bruchstücken wieder zusammengesetzte und nunmehr 10×8 cm große Randstück eines großen Gefäßes mit (nach Ausweis der Krümmungslinie) weiter Oeffnung (Nr. 2978 c), welches aus

fein geschlämmtem, tiefschwarz wie poliertes Ebenholz glänzendem Ton hergestellt ist, so fällt uns sofort eine kühn geschwungene, zwischen zwei tief eingeritzten Linien sich dachförmig erhebende und etwa 1 cm breite Bogenlinie ins Auge, deren konkave Oeffnung dem Boden zugekehrt ist, so daß man annehmen muß, sie habe in ihrer Fortsetzung eine Spirale gebildet.[1]) Von der Außenseite dieser Spirale erstreckt sich nach dem Rande zu ein tief eingeritztes, sehr spitzes Dreieck, welches die obere Hälfte einer Raute, aber auch Teil eines Mäanders sein kann. Der inneren Seite des Bogens aber strebt von unten her eine eigentümlich geformte Kreuzfigur entgegen, als deren Kern man ein Quadrat mit stark eingezogenen Seiten bezeichnen kann, dessen Ecken je ein ovales Grübchen quer in rechtem Winkel vorgelegt ist, jenseits dessen dann die durch das quer vorgelegte Grübchen abgeschlossene Ecke sich noch $^1/_2$ cm weit in Spitzenform fortsetzt. Allerdings ist nur die nach dem Gefäßrande weisende Ecke der quadratischen Figur mit Grübchen und Spitze vollständig erhalten, aber an den nach links und rechts weisenden Ecken der Figur ist wenigstens ein Teil der Rundung des vorgelegten Grübchens noch deutlich zu erkennen, während die übrige Umfassungslinie und die Spitze weggebrochen sind. Die dem Boden zugekehrte Ecke des Vierecks ist aber abweichend gebildet, denn sie verläuft nicht spitz, sondern knaufförmig abgerundet. In ihr erhebt sich eine senkrecht gestellte, ovale Warze, welche sie vollständig ausfüllt und steil in die begrenzenden Umrißlinien zur Rechten und Linken abfällt. Mehr ist von dem Gefäße leider nicht erhalten, aber das Erhaltene genügt, um zu erkennen, daß in ihm Spiral- und Winkelverzierung vereint sind, die das Gefäß ebenfalls in die nach Köhls Rechnung dritte Entwicklungsstufe der Bandkeramik mit Spiral- und Winkelbandverzierung verweisen. Besondere Beachtung verdient noch der Umstand, daß hier eine aufgetragene, erhöhte Spirale auftritt, die man sonst dem Nordwesten Europas abzusprechen pflegt und für eine Eigenheit der osteuropäischen Bandkeramik anzusehen geneigt ist. Wenn wir nun bedenken, daß Köhl, der dem Rössen-Albsheimer Typus, welcher besonders durch eine

---

[1]) Vergl. die Abbildung des Stückes Nr. 2978 c in der ersten Reihe links auf Tafel XVII.

verschwenderische Ausfüllung der Vertiefungen mit weißer Paste und durch die Anbringung herabhängender Franzen und Troddeln sich hervortut, ein Alter von mehr als 5000 Jahren zuschreibt, ihn also vor das Jahr 3000 v. Chr. G. verlegt, was durchaus zutreffend erscheint, weil in den mit Bandkeramik ausgestatteten Gräbern Rheinlands und auch Thüringens noch nie auch nur eine Spur von Metall gefunden worden ist, so müssen, mit diesem Maßstabe gemessen, die Gefäßreste der „Gottesbelohnung", weil sie der dritten Entwicklungsstufe der Bandkeramik angehören, mindestens der Mitte oder dem Anfange des dritten Jahrtausends v. Chr. Geb. zugewiesen werden, zumal ja in demselben Jahrtausend auf die Bandkeramik noch die Stufen der Schnur- und der Zonenbecherkeramik folgen. Diese Feststellung des annähernd zutreffenden Alters der Spiral- und Mäanderkeramik ist von Wichtigkeit, weil durch sie auch das Alter der mit ihnen zusammen gefundenen und nun noch zu besprechenden Gefäßreste bestimmt wird, welche nach ihrer Zusammensetzung den unteren Teil einer mit figürlichem Bildwerk bedeckten Vase ergaben, die, wie schon von mir angedeutet worden, wegen ihres Alters geradezu als eine Seltenheit ersten Ranges bezeichnet werden darf und diese Bezeichnung auch noch verdienen würde, wenn sie einer erheblich jüngeren Zeit angehörte, als ihr tatsächlich zukommt. Ich gebe zuerst eine Andeutung ihrer Form, die ja zwar am besten aus der wohlgelungenen, von Herrn Königl. Landmesser H. Eschenhagen in Nordhausen freundlichst hergestellten Abbildung auf Tafel XVII[1]) erhellt, aber doch, weil eben nur ein Teil des Gefäßes sich hat wieder zusammenstellen lassen, eine Ergänzung durch Wort und Zeichnung finden muß, so weit die dürftigen Trümmer des Oberteils eine solche gestatten. Wie die zahlreichen frischen Bruchstellen der Scherben beweisen, sind noch mehr Stücke der oberen Hälfte da gewesen, aber von den fremdsprachigen Arbeitern, die natürlich für den Wert solcher Trümmer kein Verständnis hatten, weggeschafft worden, so daß vom Bauchumbruche an bis zum Rande beinahe nichts erhalten ist, was außerordentlich zu bedauern ist. Um so mehr ist anzuerkennen, daß es der Aufmerksamkeit des

[1]) Nr. 2979 a der Eisleber Sammlung. Vgl. die photographische Abbildung auf Tafel XVII, Nr. 2979 a[1] und die Zeichnung der aufgerollten Bildfläche auf Tafel XVII, Nr. 2979 a[2].

Herrn Hütteninspektors Fleckser und des Herrn Aufsehers Krämer gelungen ist, das uns Verbliebene zu retten.[1])

Auf einem flachen Boden von nur 9 cm Durchmesser erhebt sich eine stark ausgebauchte, also nach oben schräg aufgehende Wandung mit stetig sich vergrößerndem Durchmesser, welche durch vier senkrechte, von innen herausgetriebene, wie Bildrahmen wirkende Wülste in vier Felder eingeteilt ist.[2]) Die Bruchstellen zeigen einen schwarzen, infolge der Beimischung sehr fein zerstoßener Quarz- oder Feldspatteilchen sandsteinähnlichen Ton von körnigem Gefüge; die Färbung der Innen- und Außenseite ähnelt einem Schokoladenbraun; die Wandung ist gleichmäßig 1 cm dick, verdickt sich aber da, wo die Wülste und die noch zu erwähnenden Warzen aufsitzen, um 1 cm. Da, wo die Wülste am weitesten aus der Wandung herausgedrückt sind, erreichen sie die Höhe von 1 cm. Diese, auf der Innenseite als längliche, rechteckige Grube sich darstellende Vertiefung wird natürlich dem Boden zu immer flacher, wie sich auch dementsprechend die Erhöhung des Wulstes auf der Außenseite nach dem Boden zu allmählich verläuft. Jeder Wulst wird von dem Bauchumbruche an bis zu seinem Auslauf in der Nähe des Bodens auf jeder Seite von einer ihn begrenzenden, eingetieften Linie begleitet. Nur ein einziger Wulst wird auf seiner rechten Seite von einer doppelten Tieflinie begleitet, die vermutlich die Bestimmung hat, den Anfang bzw. das Ende der Bilderreihe anzuzeigen, da nicht einzusehen, warum diese zweite Linie an anderen Stellen weggelassen ist, obwohl hinreichend Raum zu ihrer Anbringung gewesen wäre. Leider fehlen nun zwei Felder und demnach auch die in ihnen dargestellte Figur fast vollständig, so daß aus den Darstellungen, die uns verblieben sind, nicht mit Sicherheit auf eine nach bestimmtem Plane fortschreitende Darstellung geschlossen werden kann; aber eine Abänderung der Haltung des dargestellten Gegenstandes in den verschiedenen Feldern ist ohne

---

1) Vgl. die Zeichnungen 2979 a[1] und a[2] auf Tafel XVII.

2) Hier hätten wir also neben der Gruppe des von Hörnes neuerdings so benannten „Umlaufstils" auch einen frühesten Vertreter des von jenem unterschiedenen Rahmenstils, der auf der Einteilung der Flächen in Felder durch Einteilungsrahmen (hier Wülste) beruht. (Hörnes, Die neolithische Keramik in Oesterreich. Jahrbuch der Zentral-Kommission für Kunst- und historische Denkmäler III, Seite 1 ff.)

Zweifel vorhanden. Ziemlich genau in der Mitte zwischen je zwei Wülsten, die an ihrem oberen Ende selbst warzenartig auslaufen, sitzt in gleicher Höhe dicht unter dem Bauchumbruche je eine Warze von 1 cm Höhe, die bald spitz abgerundet, bald auf ihrem Scheitel platt gedrückt ist. Die Höhe des in Felder geteilten Unterteils beträgt 10 cm; der größte Durchmesser des Gefäßes, der sich an der Stelle des Umbruchs befunden haben muß, hat 21 cm Länge; die Breite der Wülste schwankt in ihrem oberen Teile zwischen 2,5 und 3 cm; die Breite der zwischen ihnen liegenden Felder beträgt in der Nähe des Umbruchs 13—14 cm. Wie der obere, in den erhaltenen Stücken fast schwarz erscheinende Gefäßteil gestaltet gewesen ist, läßt sich leider nicht sagen, da an keiner Stelle Bruchstücke erhalten sind, die vom Umbruche bis zum Rande reichen; aber so viel ergibt sich aus den wenigen erhaltenen Stücken doch, daß vom Umbruche an der Oberkörper sich alsbald stark verengt haben muß und daß unmittelbar an den Umbruch sich ein 2 cm breiter, gürtelförmiger, nach oben sich stark verjüngender und beiderseits, oben und unten, durch sehr tief eingefurchte Linien abgegrenzter Streifen angeschlossen haben muß, der wechselnd geglättete und verzierte Felder zeigte. Die Verzierung dieser letzteren besteht aus vier wagerecht übereinander angeordneten Reihen teils kreis- teils halbmondförmiger Eindrücke, die, dicht aneinander gereiht, ein rechteckiges Feld bilden.[1]) Ob auch auf dem weiter oben folgenden Schulter- oder Halsteile des Gefäßes Verzierungen zu finden waren, und welche Gestalt dieser Teil hatte, läßt sich in Ermangelung von Beweisstücken nicht sagen. Nur so viel ist gewiß, daß sich das Gefäß über jenen Gürtel hinaus noch weiter nach oben fortgesetzt hat.

Wir wenden uns daher nun den bildlichen Darstellungen des Gefäßes zu, welche in allen vier Rahmenfeldern e i n e n V o g e l i n g a n z e r F i g u r oder doch noch Teile seines Körpers wiedergeben.[2]) Gleich hier sei bemerkt, daß die vertieften Linien der Zeichnung eine weiße Einlage gehabt haben. Reste davon sind noch sichtbar.

---

[1]) Ein Stück dieses über dem Umbruche sich anschließenden Gurtbandes ist als letztes Stück der Scherben auf Tafel XVII mit der Nummer 2979 d abgebildet.

[2]) Hierzu ist die Zeichnung der Vogelbilder auf dem aufgerollten Gefäßmantel (Nr. 2979 a^2 auf Tafel XVII) zu vergleichen.

Wenn wir mit dem hinter dem senkrechten Doppelstriche stehenden Felde als dem ersten beginnen, so erkennen wir in dem darin erhalten gebliebenen kleinen Bildreste, sobald wir diesen mit dem entsprechenden Stücke in den anderen Feldern vergleichen, mit voller Deutlichkeit den sehr gut erhaltenen Rest eines fächerförmig ausgebreiteten Vogelschwanzes, wie ihn in dieser Art nur ein ganz bestimmter Vogel haben kann. Dazu kommt noch auf einem vom Boden emporragenden zackigen Stückchen der Wandung der rechte Ständer und dessen rechte Zehe nebst der Mittelzehe. Im zweiten Felde fehlt dem Vogel Kopf, Hals, Ober- und Hinterteil samt dem Schwanze; dagegen sind Brust, Bauch, beide Ständer und deren Zehen vollständig erhalten. Im dritten Felde ist das den Vogel von seiner Langseite zeigende Bild mit Ausnahme des oberen Drittels des fächerförmigen Schwanzes, wenn auch mit einem weithin durch den Leib gehenden Bruche, vollständig erhalten, und auch im vierten Felde ist das Bild mit Ausnahme eines kleinen Halsausschnittes ein vollständiges. Daß es immer derselbe Vogel sein soll, ergibt sich aus der übereinstimmenden Zeichnung der einzelnen Teile; dagegen ist die Gesamthaltung des Körpers nicht durchweg dieselbe; der Zeichner scheint also beabsichtigt zu haben, eine verschiedene Haltung darzustellen. Aus dem Felde Nr. 1 läßt sich bezüglich der Haltung des Vogels gar nichts entnehmen, da der ganze eigentliche Körper fehlt; in dem zweiten Felde zeigt die verhältnismäßige Länge und etwas schräge Stellung der Ständer, sowie die fast senkrechte Haltung von Brust und Unterhals, daß der Vogel sich wie zum Lauf oder zum Umherspähen aufgerichtet hat; im dritten Felde ist der Vogel gerade aufgerichtet und späht vor sich hin; im vierten Felde ist er nach vorn geneigt und duckt sich deutlich zusammen; darum erscheinen hier die Ständer kurz, weil durch den geduckten Leib ihr Oberteil verdeckt wird. Aus alledem erhält man den Eindruck, daß der Zeichner nach einem lebenden Vorbilde, sei es an Ort und Stelle oder sei es aus fest eingeprägter Erinnerung heraus, die Bilder entworfen hat. Besondere Anerkennung verdient es aber, daß er die Ständer in richtiger Perspektive gezeichnet hat, nämlich den vornstehenden rechten erheblich länger, als den weiter hinten stehenden linken, daß er also ein schon einigermaßen geschultes künstlerisches Auge besessen hat.

Wenn nun die Frage aufgeworfen wird, was für ein Vogel hier (ehemals in vier, jetzt nach dem Verluste von zwei Bildern nur noch in zwei vollständigen Bildern) dargestellt ist, so ist klar, daß schon wegen des sehr hohen Alters des Gefäßes Nachbildungen fremder Vögel ausgeschlossen sind, daß vielmehr nur solche Vögel in Betracht kommen können, die an dem Fundorte heimisch waren, und zwar nur ungewöhnlich große. Pfau und Truthahn sind von vornherein ausgeschlossen, denn beide sind erst in jüngerer Zeit in Deutschland eingeführt worden: der Pfau, wie schon der aspirierte Anlaut seines Namens, der bei lateinischen Lehnwörtern im Deutschen immer eingetreten ist, beweist, aus Italien in der römischen Kaiserzeit; der Truthahn nach der Entdeckung Amerikas aus diesem neuentdeckten Erdteil. Von den in Deutschland seit der Urzeit heimischen Vögeln können ihrer Größe und Gestalt wegen nur die Trappe und der Auerhahn in Wettbewerb miteinander treten. Freilich spricht schon der erste Blick zugunsten des Auerhahns. Um aber zu einem möglichst sicheren Urteil zu gelangen, habe ich die von dem verstorbenen Direktor des Königl. Luther-Gymnasiums zu Eisleben Herrn Prof. Dr. Gerhardt zusammengebrachte vorzügliche Sammlung ausgestopfter Vögel unter Führung des Herrn Prof. Otto in Eisleben in Augenschein genommen, in welcher sich mehrere ausgestopfte Vertreter beider Gattungen befinden, die von kundigem Jägerauge beobachtet und von der Hand desselben Jägers in naturgetreuer Haltung ausgestopft worden sind. Bei der alsbald vorgenommenen Vergleichung stellte sich heraus, daß der Abstand der Flügelkante von der Bauchlinie bei dem gezeichneten Vogel dasselbe Verhältnis zeigt, wie bei dem Auerhahn. Bei beiden erstreckt sich auch die Federlage und die Zeichnung der Federn in der Richtung der Längenachse des Körpers, wogegen die Federn der Trappe in einer so auffallenden Weise quer gestreift sind, daß diese Zeichnung von dem Zeichner nicht unbeachtet hätte bleiben können, wenn er eine Trappe als Vorlage gehabt oder sich gedacht hätte. Für einen Auerhahn scheint allerdings der gezeichnete Vogel etwas zu beleibt zu sein, aber diese Eigenheit erklärt sich, wenn man annimmt, daß der Zeichner einen Auerhahn hat darstellen wollen, der sein Federkleid beim Balzen „aufgeplustert“ hat, worauf wohl auch die kreis- und halbkreisförmige Randverzierung

des ganzen Vogelkörpers, die wohl gekrauste Federchen darstellen soll, hindeutet. Während nun bei dem Trappenhahn die Spitzen des Schwanzes und der Flügel zusammentreffen, reicht beim Auerhahn der Schwanz, wie es auch bei den gezeichneten Bildern der Fall ist, beträchtlich über die Flügelspitzen heraus. Bei dem von mir betrachteten Vogel betrug der Ueberstand mindestens 20 cm. Und während die Beine des Trappenhahns verhältnismäßig nahe beisammen stehen, haben die des Auerhahns einen größeren Abstand voneinander, genau so, wie es der Bildrest Nr. 2 zeigt. Die drei Zehen des Auerhahns sind kräftiger und länger als die der Trappe und stehen genau so von dem Ständer ab, wie es die Zeichnung in den Bildern Nr. 2—4 zeigt. Ferner hat der Trappenhahn einen verhältnismäßig kurzen und geraden Schnabel, der Auerhahn dagegen einen weit größeren und nach Raubvogelart stark gekrümmten, lauter Merkmale, die auch an den gezeichneten Bildern sich finden. Auffällig ist, daß die Augen fehlen. Sonst aber stimmen alle Einzelheiten so vollkommen zu dem Auerhahn, wie er in Wirklichkeit ist, daß man nicht zweifeln kann, daß der Zeichner einen Auerhahn hat darstellen wollen und auch infolge scharfer Beobachtung lebender Vögel ganz geschickt dargestellt hat. Ja, die feine Beobachtung und die Bekanntschaft mit dem eigenartigen Gebaren des merkwürdigen Vogels scheint so weit zu gehen, daß er ihn nicht einfach schablonenmäßig vervielfältigt, sondern in wechselnder Haltung dargestellt hat. Es ist sehr zu bedauern, daß nur zwei Darstellungen fast völlig und die anderen zwei nur als kleine Bruchstücke erhalten sind, aber so viel kann man schon aus der Vergleichung von Nr. 2 und 3 mit Nr. 4 ersehen, daß in den beiden ersten der Körper des Vogels steil aufgerichtet, in Nr. 4 dagegen nach vorn gebeugt, seine Haltung also eine geduckte ist. Das Bruchstück Nr. 1 hat, obwohl es nur einen Teil des Schwanzes zeigt, den Vorzug, daß hier die fächerförmige Ausbreitung der Schwanzfedern besonders anschaulich hervortritt.

Wenn nun auch, da die Töpferei in der Urzeit wohl vorwiegend Frauenarbeit war, eine Frau dem Gefäß seine Form gegeben haben mag, so kann als Zeichner der Vogelbilder doch wohl nur ein Mann, und zwar ein Jäger, der auf der Jagd in wiederholter Beobachtung die Eigenart dieses Vogels sich genau eingeprägt hatte, in Betracht kommen. Dieser vorgeschichtliche

Zeichenkünstler, der vor etwa 5000 Jahren den Zeichengriffel zu diesen Bildern geführt hat, entspricht durchaus den Anforderungen, die Hörnes[1]) an wirkliche Kunst der vorgeschichtlichen Zeit stellt, wenn er sagt: „Damit sich wirkliche Kunst (und nicht etwa bloß eine Bilderschrift) gestalten könne, muß das Vergnügen an der Nachahmung ausbildend hinzutreten. Dieses Vergnügen kann hervorgerufen werden durch die Naturtreue, die volle Deutlichkeit und Richtigkeit der Darstellung. So entsteht die freie naturalistische Bildnerei." [2]) Wer könnte nun wohl bei der Betrachtung der zwar wiederholten, aber in Haltung und Stellung bewußt veränderten Zeichnung desselben Vogels auf unserem Gefäß leugnen wollen, erstens, daß Vergnügen an der Nachahmung diese Bilder geschaffen hat, und zweitens, daß sie naturgetreu ausgefallen sind und somit der freien naturalistischen Bildnerei angehören? Wenn dann Hörnes weiter fortfährt: „Das Vergnügen kann aber auch im Sinne des Bildes wurzeln, welcher nur verstanden zu werden braucht, um eine Lustwirkung hervorzubringen. Das Vergnügen dieser Art besteht in einem gewissen Einverständnis, in dem an sich angenehmen Erwecken von Erinnerungen und Vorstellungen durch einfachste piktographische Zeichen", — so kann dieses Verstehen natürlich nur bei angenehmen Erinnerungen ein Vergnügen sein. — Jedesfalls läßt sich nicht verkennen, daß bei Anfertigung der hier vorliegenden Auerhahnzeichnungen offenbar beide Arten des Vergnügens wirksam gewesen sind: einerseits das Vergnügen an der gelungenen naturgetreuen Nachahmung, und andererseits die Absicht, angenehme Erinnerungen an erlebte Jagdfreuden zu erwecken, welche das mehrfache Bild des in verschiedener Haltung dargestellten edlen Wildes immer aufs neue in der Seele des mit dem kleinen Kunstwerke beglückten Besitzers wachrufen sollte.

---

[1]) Hörnes, Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa, S. 332. Wien 1898.

[2]) Much in seiner Schrift „Die Trugspiegelung orientalischer Kultur", Jena, Costenoble 1907, S. 182, ist der Meinung, daß Nachbildungen von Tieren, seien es plastische oder bloße Tierzeichnungen, selbst ganz formlose Stücke, besonders sofern sie Ornamente tragen, auch als Zaubermittel getragen sein könnten. Die Richtigkeit dieser Annahme vorausgesetzt, dürfte sich doch noch fragen, ob dies auch von Tierbildern auf Gefäßen gelten könne.

Die Bildnereien des Gefäßes hatten also wohl den Zweck, den Besitzer als glücklichen und erfahrenen Jäger zu feiern, der es verstanden hatte, das scheue Wild zu belauschen und zu erlegen. Ja vielleicht hatte der Jäger seinen eigenen Jagderinnerungen hier Ausdruck verliehen.

So wenig ich nun Anlaß finde, die eben mitgeteilten Auffassungen Hörnes' von der vorgeschichtlichen Kunst zu bemängeln, so ist das doch nötig gegenüber dem von einer vorgefaßten Meinung stark beherrschten Kapitel seines Buches über „Die Zeichnung in Mittel- und Nordeuropa", in welchem er sich folgendermaßen äußert: „In Mittel- und Nordeuropa findet sich nichts, was der freien mykenischen Zeichnung auf Vasen, Grabsteinen und anderen Objekten verwandt oder vergleichbar wäre." Und weiter: „Naturalistische Bildnerei ist der neolithischen und der Bronzezeit im übrigen Europa völlig fremd." Zum Erweise dessen zählt Hörnes auf, was man als figurale neolithische Zeichnung aus Europa kenne oder auch nur als solche geltend zu machen versucht habe. Das ist ja nun freilich sehr wenig, nämlich einige Einritzungen auf Knochen aus der Gegend von Triest, deren Zugehörigkeit zur neolithischen Periode nicht einmal feststeht, und einige andere aus Schonen und Laaland, deren Vorbild von ihm für kaum erkennbar erklärt wird. Dieser tatsächlichen Dürftigkeit gegenüber konnte er nicht wohl anders urteilen. Dennoch hätte er bedenken müssen, daß eines Tages Funde zum Vorschein kommen könnten, die es verböten, den Bewohnern Nord- und Westeuropas in neolithischer Zeit jegliche Anlage zu freier figuraler Gestaltung abzusprechen, und daß nur ein ungünstiges Geschick uns die Beweise des Gegenteils vorenthalten haben könne. Aber, gleich Sophus Müller beherrscht von dem Vorurteil, daß alles geistige Leben Europas aus dem Orient abzuleiten sei, behauptet er[1]), daß sich das regere Kunstleben in der jüngeren (d. h. in der Stein- und Bronze-) Zeit auf Griechenland beschränkt habe und daß erst im letzten Jahrtausend, in der ersten Eisenzeit, eine von Griechenland ausgegangene Nachwirkung der figuralen mykenischen Zeichnung hin und wieder in Italien und in Transkaukasien zu finden sei.

Gegenüber diesem den Bewohnern von Nord- und Westeuropa

[1]) S. 680.

allen Sinn und alles Geschick zu freier naturalistischer Zeichnung absprechenden Urteil dürfte ein Blick auf die naturalistischen Bildnereien des Gefäßes von der Gottesbelohnungshütte, denen sich, wenn das Glück gut gelaunt ist, bald andere ähnlicher Art anschließen können, genügen, das Urteil von Hörnes als unhaltbar zu erweisen. Einem Volke, in welchem vor ungefähr 5000 Jahren eine so naturgetreue Nachahmung geschaffen werden konnte, kann man nicht den Sinn und das Geschick für freie künstlerische Gestaltung absprechen und noch weniger alle, eine solche Anlage bekundenden Betätigungen lediglich als eine schwache Ausstrahlung eines erst anderthalb Jahrtausend später zu künstlerischen Leistungen gelangten Kulturkreises ansehen. Vielmehr, wenn man bedenkt, wie weit die Blüte der mykenischen Kunst hinter der Zeit zurückliegt, d. h. jünger ist als die Zeit, in welcher das Gefäß mit den Auerhahnzeichnungen auf einem schon damals indogermanischen Boden geschaffen wurde, und daß sich die Annahme, die Ahnen des später so kunstsinnigen Griechenvolkes hätten in Nord- oder Nordwesteuropa ihre Urheimat gehabt, mehr und mehr als wahrscheinlich erweist, so kann man vielmehr den Spieß umkehren und behaupten, daß die Ursprungsstätte der freien figuralen Bildnerei in dem angeblich jegliches wahren Kunstsinnes entbehrenden Nordwest-Europa auf jetzt germanischem Boden zu suchen ist. Die Frage, welcher Völkerfamilie die Bewohner bandkeramischer Siedelungen angehört haben, bleibt freilich erst noch zu beantworten.

Erwähnt muß noch werden, daß ich in dem eben beschriebenen, mit Bildwerk bedeckten Gefäße eine Anzahl kleiner, dünner, mit Erde vermischter Knochen, die ich für Vogelknochen halte, gefunden und aus der sie umhüllenden Erde herausgewaschen habe. Bei ihrer starken Zertrümmerung wird es wohl kaum gelingen festzustellen, welcher Vogelart sie angehören; ich stelle sie aber Fachleuten, welche versuchen wollen, ihre Herkunft zu bestimmen, gern zur Verfügung.

Aus dem vorstehend besprochenen Funde ergeben sich aber nicht bloß für die Urgeschichte der bildenden Kunst, sondern auch für die Heimatkunde, im besonderen für die Flora und Fauna des Mansfelder Landes wichtige Folgerungen. Denn wenn hier vor etwa 5000 Jahren ein Auerhahn naturgetreu nach dem Leben gezeichnet werden konnte, so muß es eben damals auch schon Auerhähne in unserer Heimat gegeben und

diese müssen für ein edles Wild gegolten haben. Gab es aber Auerhähne, die ja nur in dichtem Walde sich aufzuhalten pflegen, so muß auch alter Hochwald einen großen Teil des Landes bedeckt haben, eine Tatsache, die für die Wende des dritten und zweiten Jahrtausends v. Chr. G. schon durch das Vorkommen von 80 bis 90 cm breiten Eichenbohlen in dem von mir beschriebenen Helmsdorfer Fürstengrabe zur Genüge erwiesen ist.

III. Die Entstehung der Spiral- und Mäanderverzierung, ihr Alter und ihr Ursprungsland.

Für die Beantwortung der Frage, wie der Mensch auf die immerhin etwas auffälligen Verzierungen der Spirale und des Mäanders hat kommen können, ferner, ob etwa die eine aus der anderen abgeleitet werden kann, und welche in diesem Falle die ältere ist, ist die Bestimmung ihres Alters selbstverständlich von großer Wichtigkeit.

Für die Spirale, d. h. eine um einen Punkt in stetig sich erweiterndem Abstand herumgeführte Linie, war in der Natur gar manches Vorbild gegeben, welches zu ihrer Nachahmung verlocken konnte, so z. B. im Pflanzenreiche die kreisförmig eingerollten Ranken der Rebe und der Schlingpflanzen überhaupt, der als Wetterkündiger bekannte Storchschnabel und andere Pflanzen mehr; im Tierreiche konnten gewisse Schnecken und Muscheln, auch in versteinertem Zustande, wie z. B. das Ammonshorn, die Anregung geben. Wie Hörnes annimmt[1]), kann auch der Anblick zusammengerollter Schlangen die Nachahmung dieser Form veranlaßt haben.

Daß der vorgeschichtliche Mensch diesen Anregungen bereits in der älteren Steinzeit, also vor einigen Jahrzehntausenden, nachgegeben hat, dafür liegen als zweifellose Beweise aus West- und Mitteleuropa die in Elfenbein geschnittenen konzentrischen Kreise und Spiralen von Arudy und Lourdes im südlichen Frankreich, die sogar zusammenhängende Muster bilden, und ähnliche Ornamente auf einem Mammutstoßzahn aus Předmost in Mähren vor, so daß man mit Much[2]) annehmen

---

1) A. a. O. S. 36.

2) M. Much, Die Trugspiegelung orientalischer Kultur usw., S. 69 u. 70 im Anschluss an Ed. Piette, Classification des sédiments formés dans les cavernes pendant l'âge du renne. L'Anthropologie XV, p. 1.

muß, die Spiraldekoration habe ihre Wurzel schon in der älteren Steinzeit und sei daher eine bodenständige Kulturerrungenschaft von West- bezw. Nordeuropa, die sich dann in der Folgezeit immer reicher und mannigfaltiger entwickelt hat. Zur Erklärung ihres Ursprungs bis auf den Südosten, auf Griechenland (Mykenä), ja sogar bis nach Kleinasien zurückzugreifen und die Spirale als eine Entlehnung aus der mykenischen Kunst anzusehen, dazu liegt also nicht der geringste Grund vor, zumal ja die Spirale in Nord- und Westeuropa schon in einem recht frühen Abschnitte der jüngeren Steinzeit, also schon lange vor 2000 v. Chr. G., als Verzierung gebraucht worden ist. Dazu kommt, daß die Spirale schon bald nach dem Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. G. in West- und Nordeuropa zu verschwinden beginnt und längere Zeit verschwunden geblieben ist.[1])

Demnach beruht die Annahme von Hörnes[2]), daß das Spiralornament sich von Südosten her (aus Aegypten und Griechenland) nach dem Norden, d. h. nach Bosnien, Ungarn und Nordeuropa, verbreitet habe und daß überhaupt die jüngere Steinzeit des Nordens ornamental von südlichen Einwirkungen abhängig sei, auf irrigen Voraussetzungen und ist daher nicht haltbar.

Trotzdem hat die Hörnessche Annahme sehr beachtenswerte Verteidiger gefunden. So läßt z. B. Reinecke[3]) die Hauptformen der bandverzierten Gruppe unter dem Einflusse der mittelmeerländischen Steinvasen entstanden sein. Aber wenn dieser Einfluß in bezug auf die unteren Donaulandschaften vielleicht als möglich zu denken wäre, so doch sicher nicht in bezug auf das doch recht weit entfernte Saalegebiet, denn es werden schwerlich Vasen aus Stein, die als Vorbilder hätten dienen können, dorthin gelangt sein, und außerdem ist die noch nicht mit Metall vergesellschaftete Bandkeramik des Saalegebiets meiner Ansicht nach mindestens ebenso alt, wenn nicht älter, als die donauländische. Hubert Schmidt[4]) sieht das

---

[1]) Das hebt schon Much a. a. O. S. 76 hervor: „Schon vor Beginn der Herrschaft des Mykenästils finden wir im mittleren und nördlichen Europa bei der Gefäßdekoration keine der angeblich mykenischen Dekorationsmuster, keine Spiralen, keine Mäander mehr!"

[2]) A. a. O. S. 291—295.

[3]) Reinecke, Beiträge zur Kenntnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas. (Mitteil. d. Wiener anthropolog. Gesellsch. XXXII, S. 126 ff.)

[4]) Zeitschr. f. Ethnologie 1903, S. 468.

Gebiet der unteren Donau ebenfalls als das Heimatland der Spiral- und Mäanderverzierung an. Ob mit Recht, das wird hoffentlich aus den folgenden Erörterungen erhellen. Nach Wilke ist angeblich auch Köhl dieser Meinung, weil er die Spiral- und Mäanderkeramik an den Schluß der jüngeren Steinzeit gesetzt habe, woraus Wilke schließt, daß Köhl Nordwest- oder Mitteldeutschland als Heimat der Spiral- und Mäanderverzierung nicht ansehe. Aber die vorausgesetzte Tatsache ist nicht richtig, denn Köhl hat die in Frage stehende Verzierung nicht an den Schluß der jüngeren Steinzeit gesetzt, innerhalb deren ja — von den nordischen Kulturgruppen ganz abgesehen — auf die Bandkeramik noch eine ganze Reihe von Kulturstufen folgt, wie z. B. die Stufe der Zonenbecher, die Stufe der Schnurkeramik u. a. m., sondern an den Schluß der steinzeitlichen Bandkeramik. Das ist aber ein ganz erheblicher zeitlicher Unterschied.

Much[1]) dagegen hat bekanntlich die Erfindung dieser Verzierungsweise in das Harz- und Saalegebiet verlegt und angenommen, daß sie von da durch wandernde indogermanische Stämme nach Westen und Südosten verbreitet worden sei, und sich zum Erweise der Richtigkeit dieser Behauptung auf das Alter und die Einfachheit der Spiral- und Mäanderkeramik Mitteldeutschlands berufen. Wilke[2]) dagegen will die verhältnismäßige Einfachheit der thüringischen Formen als ein Beweismittel zugunsten der Muchschen Annahme nicht anerkennen, schon darum nicht, weil man von einer sicheren Zeitbestimmung der Gefäße mit der erwähnten Verzierung noch weit entfernt sei. Das ist ja richtig, aber auch von der Zeitdauer der anderen Entwickelungsstufen der Bandkeramik weiß man nichts Gewisses. So viel jedoch gesteht jeder Sachkundige zu, daß die Spiral- und Mäanderkeramik in die metallose Zeit gehört, und damit ist ihr Alter in Höhe von mindestens 5000 Jahren erwiesen. Wilke hat aber noch einen ganz anderen, der Technik entnommenen Grund gegen die Muchsche Behauptung bereit. Angeregt nämlich durch einen Aufsatz von Alfons Stübel, der in überraschend einfacher Weise die

[1]) In seinem Buche: „Die Heimat der Indogermanen."

[2]) Wilke, Beziehungen der west- und mittelländischen Spiral-, Mäander-Keramik zur donauländischen Spiral-Mäander-Keramik. (Mitteil. der Anthropol. Wiener Gesellschaft XXXV, S. 249 u. 250, Wien 1905.)

altperuanischen mäanderartigen Gewebemuster aus konzentrischen Quadraten, Rhomben und ähnlichen Figuren hergeleitet hatte, hat Wilke dieses Verfahren auch auf die steinzeitlichen Spiral- und Mäandermuster Mitteleuropas angewandt und nachgewiesen, daß man eine Reihe mehr oder minder kunstvoller, mathematisch begründeter Zierformen erlangt, wenn man eine Reihe von konzentrischen Kreisen, Quadraten oder Rauten in ihrer Längsrichtung halbiert und um eine oder mehrere Einheiten — den Abstand der konzentrischen Figuren von einander als Einheit genommen — verschiebt. Aus der Verschiebung solcher Kreise entstehen dann Spiralen, aus der von Quadraten Mäander.

Diesen Vorgang führt Wilke in einer Reihe von Umwandlungen in fesselnder Weise vor und zieht dann aus dem Umstande, daß in Butmir in Bosnien schon in der untersten Siedelung die schönsten und kunstvollsten Spiralen gefunden worden sind, die eine genaue Kenntnis des eben erwähnten Konstruktionsverfahrens erkennen lassen, den Schluß, daß die donauländische Spiralkeramik höchst wahrscheinlich älter sei, als die im Saalegebiet und am Harze, und daß darum diese Landschaft nicht als der Ausgangsort dieser Verzierung angesehen werden könne.

Dem naheliegenden Einwande, daß diese Verzierungsweise, wenn sie im Saalegebiete entstanden sei, auf ihrer Wanderung nach Ländern mit bereits weiter vorgeschrittener Kultur durch Aufnahme neuer technischer Mittel eine immer höhere Ausgestaltung und Durchbildung erfahren haben werde und gerade darum nicht im Donaulande entstanden sein könne, wo die Funde von einer so hohen Stufe der Technik Zeugnis ablegen, hält er die Bemerkung entgegen, daß die donauländische Keramik nicht bloß reich ausgestattete und durchgebildete Muster aufzuweisen habe, sondern auch ganz einfache, nämlich nur eingeritzte Spiralornamente, so daß die Entwickelung der Spiralverzierung sehr wohl in Butmir begonnen und vor sich gegangen sein könne. Die Einfachheit der Spiralverzierungen im Saalegebiet erkläre sich durch die Wahrscheinlichkeit, daß bei der Ausbreitung dieses Kunststils von dem höher entwickelten donauländischen Kulturzentrum aus nach dem kulturrückständigen Saalegebiet ein Stück nach dem anderen abgebröckelt sei, bis er schließlich ganz verarmt und mißbildet in jenem äußersten Grenzgebiete angelangt sei.

Dieser Beweisversuch hat etwas Bestechendes, aber dem natürlichen Verlaufe entspricht eine solche Entwickelung nicht. Wilke scheint das auch selbst empfunden zu haben, denn sonst hätte er, weil doch jede Entwickelung von Kunstformen nicht mit tadellosen, kaum noch zu überbietenden Mustern zu beginnen pflegt, nicht darauf hingewiesen, daß in Butmir auch „ganz einfache Spiralornamente“ vorkämen. Das von dort uns vorgeführte „ganz einfache“ Muster, ein Wellenmäander, ist nun in der Tat insofern einfach, als er nur aus einer einzigen Wellenlinie besteht, andererseits aber durchaus nicht einfach, weil auch er nach den Kunstregeln der Verschiebung hergestellt ist.[1]) Kein Unbefangener wird diese kunstvolle Wellenlinie für ein Erzeugnis elementarer Kunstfertigkeit halten, denn mit einer so vollkommenen Form fängt keine Kunstübung an. So lange also nicht rohere Gebilde aus dem Schoße von Butmir gehoben worden sind, kann dieser Ort unmöglich als die Geburtsstätte der Spirale angesehen werden. Denn aller Theorie geht ein oft wiederholter und anfangs wenig gelungener Versuch voran. Nun fehlt es freilich an rohen Spiralen in Butmir durchaus nicht. Hörnes selbst nämlich fällt (S. 303) über eine spiralverzierte Scherbe von Butmir (abgebildet auf Tafel VI, Fig. 3 seines Werkes) folgendes Urteil: „Das Relief der Spirale erinnert an die erhabenen Spiralen steinerner Gefäße von den griechischen Inseln. Dies ist das schönste Stück und man entschließt sich nur schwer, dasselbe für ein lokales Fabrikat zu halten.“ Dann fährt er in schroffem Gegensatze zu Wilke fort: „Rohe oder mißlungene Nachahmungen von Spiralen sind so zahlreich, daß man die obengenannten (und auf Tafel VI abgebildeten) Stücke als Auslese des Allerbesten bezeichnen darf.“

Das Natürlichste ist daher doch wohl die Annahme, daß ein aus dem Saalegebiet oder aus einer anderen Gegend Mitteldeutschlands ausgewandertes Volk seinen Kulturbesitz in das Donaugebiet mitgenommen und dort, angeregt durch wiederholte Berührungen mit anderen Kulturelementen, ihn auf eine höhere Stufe erhoben hat.

Gegen diese Möglichkeit, um nicht zu sagen Wahrscheinlich-

---

[1]) Abgebildet bei Hörnes a. a. O. auf Tafel VI als Fig. 18 und bei Wilke a. a. S. auf S. 250 als Fig. 2.

keit, wendet nun Wilke ein, daß die wichtigste Vorbedingung zur Erfindung der Spirale, das Kreisornament, im Gebiet der Saale vollständig fehle. Aber dieser Einwand ist hinfällig. Denn nicht nur hat Much neuerdings[1]) darauf hingewiesen, daß konzentrische Kreise im Westen Europas (in Frankreich und in Mähren) bereits in paläolithischer Zeit vorhanden gewesen sind und daß darum gerade dort die Entstehung der Spiraldekoration nicht befremdlich sei, sondern ich selbst habe das Bruchstück eines napfförmig gebogenen neolithischen Gefäßes aus einem Hügel, welcher auf dem Burgscheidunger Anger unmittelbar links (westlich) vom Wege nach dem Märmel lag, gefunden, welches außen und innen mit konzentrischen Kreisen verziert und von mir an das Museum auf dem Schlosse Burgscheidungen abgegeben worden ist. (Siehe die Abbildung beider Seiten auf Tafel XV.) Damit ist also der Beweis des Gegenteils erbracht und die Vorbedingung, die Wilke als die wichtigste bezeichnet hat, erfüllt. Aber — ist der konzentrische Kreis wirklich die wichtigste Vorbedingung für die Erfindung der Spirale? Für die Verschiebungsmechanik ist er freilich unentbehrlich, aber für die Spirale überhaupt ist er nicht die Vorbedingung. Denn es lagen ja, wenn man annehmen will, daß die Zierform der Spirale in der langen Zwischenzeit bis zum Beginn der jüngeren Steinzeit wieder in Vergessenheit geraten sei, den Neolithikern die mancherlei natürlichen Vorbilder der Spirale aus der Pflanzen- und Tierwelt ebensowohl vor, wie den Paläolithikern, und lockten zur Nachahmung, so daß eine abermalige Erfindung der Spiralverzierung nichts Befremdliches wäre. Gerade die Nichtkenntnis des auf mathematischer Konstruktion beruhenden, zur reinen Spirale führenden Verschiebungsverfahrens ist mir ein Zeichen höheren Alters der im Saalegebiet beobachteten Verzierungen, welche der Kenntnis dieser Technik noch ermangeln. Diese sind mir aber nicht verständnislose Nachahmungen von Mustern befähigterer Meister, wie Wilke meint, sondern anerkennenswerte, wenn auch noch tastende Versuche eines nach höherer Ausbildung ringenden Kunstsinnes, der es denn auch ohne Kenntnis jenes Verschiebungsverfahrens zu Leistungen gebracht hat, die, wenn man das Verhältnis zu den gleichzeitigen Leistungen anderer Gegenden in Rechnung

[1]) Much, Die Trugspiegelung der orientalischen Kultur, S. 69 und 70.

stellt, nicht von einer Kulturrückständigkeit des Saalegebiets Zeugnis ablegen.

Im Gegensatze zu der Spirale fanden sich für den Mäander, d. h. eine in wiederholt gebrochenen, geraden Linien dahinfließende Verzierung, in der Natur keine Vorbilder. Zwar ist der Name von dem in wunderlichen Krümmungen und Winkeln dahinfließenden kleinasiatischen Flusse *Μαίανδρος* entlehnt, aber dieser Name gehört einer verhältnismäßig späten Zeit an. Die Zierform des Mäanders ist ohne Zweifel viel älter als sein griechischer Name. Freilich herrschen über den Ursprung und das Alter des Mäanders sogar bei hervorragenden Forschern irrige und darum der Berichtigung bedürfende Vorstellungen. Jedenfalls macht der Mäander sofort den Eindruck, als ob er nicht von einem natürlichen Vorbilde abgesehen, sondern von einem Freunde absonderlicher Formen in langem Nachdenken ausgeklügelt worden wäre, wenn auch in Anlehnung an irgend eine anregende Vorlage.

Was zunächst sein Vorkommen anbetrifft, so geht auch hier Hörnes von ganz irrigen Annahmen aus und gelangt infolge davon zu ganz unhaltbaren Schlüssen. Denn nach seiner Behauptung[1]) findet sich der Mäander als spezifische Erscheinung zuerst im Dipylonstil, der — wie seine Worte lauten — „ohne Zweifel irgendwie auf das Spiralornament zurückgeht". Auf das Verhältnis zu diesem läßt er sich freilich nicht weiter ein. Da nun der Mäander auch in der Dekoration der italischen Villanova-Stufe als „führendes Element" auftritt, so möchte Hörnes daraus schließen, daß diese Zierbandform schon bald aus Griechenland nach Italien und in der Hallstattperiode aus Italien nach Mitteleuropa gebracht sein müsse[2]), obwohl er zugeben muß[3]), daß die griechische Heimat dieses Ornamentsystems, dessen wesentliche Elemente Mäander, Hakenkreuz, Treppenlinie und Dreiecksband seien, sich derzeit noch nicht bestimmen lasse. Freilich wird sich eine griechische Heimat des Dipylonstils schwerlich finden lassen, da alles dafür spricht, daß er auf nordische Einflüsse zurückzuführen ist, und somit schwebt die Behauptung von Hörnes und anderen über den Ursprung des Mäanders völlig in der Luft. Da nun aber Hörnes

---

[1]) Hörnes, a. a. O. S. 549.
[2]) Ebenda S. 302.
[3]) Ebenda S. 550.

einmal in diesen Irrtum verfallen ist, offenbar weil er die Bandkeramik des Saalegebiets nicht genügend kennt, so kann man sich kaum wundern, wenn er weiter behauptet, daß sich der Mäander im Norden überhaupt nicht vor dem Beginn der Hallstattperiode finde. Um zu erkennen, wie verfehlt das ist, genügt ein Blick auf das von mir abgebildete Mäandersystem der Tröbsdorfer Butte[1]), welches wie ein Netz ihre ganze Oberfläche bedeckt, so daß es auf dieser nicht bloß als maßgebende, sondern auch als einzige Verzierung erscheint, und zwar zum mindesten 1—2 Jahrtausende vor dem Beginn der Dipylon- bezw. der Hallstattzeit. Ein solches Netz zusammenhängender Mäander bedeckt als Untergrund auch das prächtige Tongefäß von Halasz an der Theiß[2]), das wohl ebenfalls der jüngeren Steinzeit, also dem dritten Jahrtausend v. Chr. G., angehört und gleichfalls Zeugnis wider die Hörnessche Annahme ablegt.

Seltsamerweise läßt sich hier Much[3]) — im Widerspruche mit sich selbst — zu dem Zugeständnisse herbei, daß die Geburtsstätte des bewegten Mäanders in dem Ländergebiete an der Donau zu finden sei. Zu diesem Zugeständnisse scheint er durch die kunstvolle Entwickelung des Mäanders im Theißgebiete bewogen worden zu sein. Nun ist es zwar wahrscheinlich, daß dort die Ursprungsstätte des kunstvoll ausgebildeten Mäanders liegt, aber schwerlich die des Mäanders überhaupt. Denn auf Grund der von mir gemachten Funde kann das nordöstliche Thüringen an der unteren und mittleren Saale gewiß einen weit besser begründeten Anspruch auf die Ehre erheben, die Ursprungsstätte des Mäanders überhaupt zu sein. Zum mindesten müßten erst einmal aus anderer Gegend und aus einer älteren oder, da diese von vornherein ausgeschlossen ist, aus einer gleich alten Periode der jüngeren Steinzeit wirkliche Mäander nachgewiesen werden.

Was bisher aus den Donauländern von dieser Zierform bekannt geworden ist, ist recht ungünstig für Hörnes. In seinem großen Werke[4]) gibt er ja einen Ueberblick über die

---

[1]) Vgl. Tafel XVIII.

[2]) Abgebildet in Hampels Altertümern der Bronzezeit in Ungarn II und bei Much, Trugbild etc., S. 89, Fig. 41 und 42.

[3]) A. a. O. S. 80.

[4]) S. 296—306.

auf den neolithischen Stationen Ungarns, Slawoniens, Siebenbürgens u. a. m. gemachten Funde, vermag aber aus den meisten dieser vielbesprochenen Stationen keine Mäander nachzuweisen, auch in Lengyel, Tordos und Butmir nicht. Nur an einigen Scherben von Szentes (Komitat Csongrad) will er „merkwürdige Anklänge an den Mäander", der „hier offenbar entstellt und mißverstanden, in allerlei schräge und gerade Elemente zerfallen" sei, wahrgenommen haben, und von der Bandkeramik von Szamos-Ujvar (im Komitat Szolnok-Doboka) berichtet er, daß sie neben einfachen geometrischen Motiven auch die Spirale und den Mäander und als Mittelform den Doppelhaken verwende. Leider sind keine Abbildungen dieser Verzierungen beigegeben, aus denen man ersehen könnte, daß dort wirkliche Mäander nachweisbar sind. Aber wenn Hörnes dann fortfährt[1]: „Die Mäander sind teils schräg (noch halbe Spiralen), teils horizontal, aus mit punktierten Stricheln gefüllten Bändern hergestellt", so wird man doch wohl einige Zweifel hegen dürfen, ob diese als „noch halbe Spiralen" bezeichneten Gebilde wirklich Mäander genannt werden dürfen. Dennoch wird auf Grund eines so dürftigen und zweifelhaften Materials die siebenbürgische Keramik „als höchst merkwürdig vorgeschritten und (offenbar unter fremdem Einfluß) entwickelt" bezeichnet! Von einer „starken Einwirkung des Südostens auf die donauländische Keramik Ungarns und seiner Nebenländer" kann wenigstens in bezug auf den Mäander in neolithischer Zeit auf Grund dieser Funde nicht die Rede sein, da ja bis jetzt vor der Dipylonperiode in Griechenland überhaupt noch keine Mäander nachgewiesen sind. Darum ist auch das Urteil über das vielgerühmte Butmir erheblich einzuschränken. Hörnes wenigstens nennt die geradlinigen Muster von Butmir, unter denen sich, wie schon bemerkt, keine Mäander befinden, „eine offenbar degenerierte Dekoration", und spricht dabei von „barbarischem Unverständnis" in der Ausführung. Man kann also ruhig abwarten, ob vielleicht in Zukunft in den Donauländern Mäander-Funde gemacht werden, die an Alter den nordthüringischen Funden gleichkommen, und zwar solche, die uns den Fortschritt von der Roheit und dem „barbarischen Unverständnis" zur gesetzmäßigen Schönheit begreiflich machen.

[1] S. 302.

Bis dahin ist es mit Erfindung des Mäanders im Südosten und nun gar in Griechenland trotz seiner heutigen Bezeichnung als Grecquekante nichts.

Wenn man nun fragt, wie denn wohl die Entstehung des Mäanders zu denken sei, so wird man die Hörnessche Behauptung[1]), daß der Dipylonstil, in welchem der Mäander eine spezifische Erscheinung ist, irgendwie auf das Spiralornament zurückgehe, wohl so zu verstehen haben, daß er behauptet, der Mäander sei, wie es wirklich der Fall ist, aus der Spirale entstanden. Damit hat er auch vollkommen Recht. Aber einen Nachweis, wie diese Umgestaltung vor sich gegangen ist, gibt er nicht. Nur bezeichnet er schräge Doppelhakenbänder als eine Mittelform zwischen Spirale und Mäander, wie sie z. B. in Szamos-Ujvar in Siebenbürgen sich finde.[2])

Damit ist nun freilich für das Verständnis des Herganges nicht viel gewonnen, denn es wird dem Leser überlassen, diese Andeutung sich zu einer klaren Anschauung auszugestalten, und wir erfahren nicht, warum und inwiefern gerade diese Doppelhakenbänder als eine Mittelform zwischen beiden Ornamenten anzusehen sind.

Noch entschiedener als Hörnes nimmt Much die Entwickelung der Spirale zum Mäander an, verweist aber, um diesen Vorgang erklärlich zu machen, gleichfalls nur auf einen mit Doppelhaken geschmückten Krug, der in einem Pfahlbau des Mondsees gefunden worden ist.[3]) Was Hörnes Mittelform nennt, nennt Much Zwischenstufe; im übrigen verstärkt er die Hörnessche Behauptung nicht etwa durch weitere Ausführungen, namentlich nicht durch eine besser passende und darum überzeugungskräftigere Mittelform, sondern nur durch ein Vorkommen ganz derselben Art, welches natürlich ebensowenig zur Aufhellung des bisher dunklen Vorganges beiträgt, wie das Gefäß von Szamos-Ujvar.

Nun sehe man sich aber einmal die Zeichnung auf der prächtigen Tonbutte von Ober-Wiederstedt an, welche auf dem einen Drittel ihrer Oberfläche Winkelbänder nebst

[1]) Urgesch. der bild. Kunst, S. 549.

[2]) Ebenda S. 302 u. 301.

[3]) Much, Das Trugbild etc., S. 80, und Fig 36 auf S. 86.

einem wie ein Z bezw. wie ein eckiges S geformten Doppelhaken, auf den beiden anderen aber 2 Spiralen zeigt. Diese Spiralen sind gleichsam ein Zwitter von Spirale und Mäander, denn sie haben im allgemeinen zwar noch die kreisförmige Windung der Spirale, zeigen aber schon stark angedeutete, fast einen rechten Winkel bildende Brechungen der sonst gleichmäßig gebogenen Linie.[1]) Aus solchen fast im rechten Winkel gebrochenen Spiralen muß der Mäander hervorgegangen sein.[2]) Bis zu dem grundsätzlich aus geraden Linien zusammengesetzten Mäander war von diesen Spiralen aus nur ein kleiner Schritt.

[1]) Siehe im besonderen Nr. 2735 a auf Tafel XVI.

[2]) Eine Vermittelung durch Doppelhaken ist demnach etwas ganz Ueberflüssiges.

Eisleben. Hermann Größler.

Tafel I.

Reuss: Depotfund von Bronzeschwertern etc. von Kehmstedt (Grafsch. Hohenstein).
S. 1 ff.

Fig. 1. Antennenschwert mit Parierflügeln, S. 2 f.
Fig. 2. Antennenschwert mit Griffflügeln, S. 3 f.
Fig. 3. Auvernierschwert mit Parierflügeln, S. 4.
Fig. 4. Mörigerschwert mit Parierflügeln, S. 5 f.
Fig. 5. Mörigerschwert mit Parierflügeln, S. 6.
Fig. 6. Mörigerschwert mit Parierflügeln, S. 6 f.
Fig. 7. Schwertklinge mit Griffschuh, S. 7 f.
Fig. 8. Lanzenspitze, S. 8 f.

Tafel II.

Reuss: Depotfund von Bronzeschwertern etc.
von Kehmstedt (Grafsch. Hohenstein).
S. 1 ff.

Fig. 1 a) Ansicht des Schwertes Tafel I, 1 in 1/2 natürl. Grösse, mit Querschnitt der Klinge.

Fig. 1 b) Draufsicht auf die Knaufplatte.

Fig. 2. Ansicht des Schwertes Tafel I, 2 in 1/2 natürl. Grösse mit Querschnitt der Klinge.

Situation der Fundstelle.

Tafel III.

Reuss: Depotfund von Bronzeschwertern etc. von Kehmstedt (Grafsch. Hohenstein).

S. 1 ff.

Fig. 3. Ansicht des Schwertes Tafel I, 3 in ca. 1/2 natürl. Grösse, mit Querschnitt der Klinge.

Fig. 4. Ansicht des Schwertes Tafel I, 4 in ca. 1/2 natürl. Grösse, mit Querschnitt der Klinge.

Fig. 5. Ansicht des Schwertes Tafel I, 5 in ca. 1/2 natürl. Grösse, mit Querschnitt der Klinge.

Fig. 6. Ansicht des Schwertes Tafel I, 6 in ca. 1/2 natürl. Grösse, mit Querschnitt der Klinge.

Fig. 7. Ansicht der Klinge Tafel I, 7 in ca. 1/2 natürl. Grösse, mit Querschnitt.

Tafel IV.

Reuss: Depotfund von Bronzeschwertern etc. von Kehmstedt (Grafsch. Hohenstein).

Anhang aus Museen und Literatur S. 11 ff.

Fig. 1 a) Antennenschwert aus dem Depotfund von Münchenroda im German. Museum der Universität Jena, $^1/_3$ nat. Grösse.

Fig. 1 b) Bronzeband der Scheide mit Scheidenstiefel zu obigem Schwert, $^1/_8$ nat. Grösse.

Fig. 1 c) Draufsicht auf die Knaufplatte (Antenne).

Fig. 2. Bronzeschwert von Auvernier, $^1/_2$ nat. Grösse, (Naue, die vorrömischen Schwerter, Tafel XXXIII, 5.)

Fig. 3. Griff eines Bronzeschwertes aus Hoftarp, Provinz Schonen, $^1/_2$ nat. Grösse.

Fig. 4. Klinge aus dem Stöllener-Fund im Berliner Völkermuseum, $^1/_4$ nat. Grösse.

Fig. 5 a) Bronzeschwertstumpf aus Oldisleben im Provinzial-Museum zu Halle a. S., $^1/_2$ nat. Grösse.

Fig. 5 b) Seitenansicht von Fig. 5 a.

Tafel V.

Reuss: Bronzeschilde von Herzsprung bei Kyritz.

S. 12 ff.

Fig. 1. Vorder-Ansicht des I. Schildes, $^1/_6$ natürl. Grösse.

Fig. 2. Vorder-Ansicht des II. Schildes, $^1/_6$ natürl. Grösse.

Fig. 3. Hinter-Ansicht des halbzerstörten Schildbuckels und der Schildfessel-Befestigung bei Fig. 1.

Fig. 4. Hinter-Ansicht des Schildbuckels und der zwei Laschen zur Schildfessel bei Fig. 2.

Tafel VII.

Voges: Das Gräberfeld von Nienhagen.
Die Grabkammer von Osterode am Fallstein.
S. 17 ff.

H. M. Br. = Herzogl. Museum, Braunschweig.

	Mündung	Boden	Höhe	Gr. Durchmesser in mm
Fig. 1. Kanne aus Nienhagen . i. H. M. Br. 1024.	78	30	80	92
Fig. 2. Kumme aus Osterode . i. H. M. Br. 1203.	58	70	76	44
Fig. 3. Hoher Topf aus Nienhagen . . . . H. M. Br. 1005.	155	135	250	
Fig. 4. Becher aus Nienhagen . H. M. Br. 1021.	97	52	95	
Fig. 5. Becher aus Nienhagen . H. M. Br. 1022.	90	55	95	
Fig. 6. Bauchtopf aus Nienhagen H. M. Br. 1007.	132	95	230	210
Fig. 7. Gebauchtes Henkeltöpfchen aus Nienhagen . . H. M. Br. 1025.	87	40	63	107
Fig. 8. Hohler Kegelrumpf aus Nienhagen . . . . . . H. M. Br. 1026.	—	—	65	52
Fig. 9. Napf mit Henkel aus Nienhagen . . . . . . H. M. Br. 1020.	130	60	65	
Fig. 10. Gebauchtes Henkeltöpfchen aus Nienhagen . . H. M. Br. 1023.	125	60	125	155
Fig. 11. Aunjetitzer Henkeltopf aus Nienhagen . . . . H. M. Br. 1013.	165	70	135	
Fig. 12. Hoher Topf a. Nienhagen H. M. Br. 1010.	138	100	165	
Fig. 13. Niedriger Bauchtopf aus Nienhagen . . . . . . H. M. Br. 1008.	163	80	130	185

Tafel VIII.

Voges: Das Gräberfeld von Nienhagen.
Die Grabkammer von Osterode am Fallstein.
S. 17 ff.

H. M. Br. = Herzogl. Museum, Braunschweig.

		Mündung	Boden	Höhe	Gr. Durchmesser in mm
Fig. 1.	Terrine aus Nienhagen. H. M. Br. 1017.	195	100	120	225
Fig. 2.	Terrine aus Nienhagen. H. M. Br. 1011.	232	120	160	260
Fig. 3.	Türurne aus Nienhagen H. M. Br. 1009.	250	130	200	290
Fig. 4.	Terrine aus Nienhagen. H. M. Br. 1012.	200	90	125	210
Fig. 5.	Hoher Topf aus Nienhagen . . . . H. M. Br. 1006.	115	90	218	220
Fig. 6.	Kumme aus Osterode im Fürst Otto-Museum in Wernigerode.	60	35	47	65

Tafel IX.

Kupka: Die Bronzezeit in der Altmark.
S. 29 ff.

1. Beigefäss im ältesten lausitzer Stile von Storkau, Kr. Stendal, (H. 11 cm).
2. Beigefäss von Kl. Hindenburg, Kr. Osterburg (H. 8 cm).
3. Beigefäss aus einer Steinkiste von Winkelstedt, Kr. Salzw. (H. 9,5 cm).
4. Gefäss von Priemern, Kr. Osterburg (H. 18 cm).
5. Lanzenspitze von Dalchau, Kr. Osterburg, (L. 15,5 cm).

6.	(H. 26 cm)	Grabgefässe von Bömenzien, Kr. Osterburg.
7.	(H. 25 cm)	
8.	(H. 4,5 cm)	
9.	(H. 32 cm)	
10.	(H. 10 cm)	
11.	(H. 31 cm)	
12.	(L. 63 cm)	Depotfund von Hindenburg, Kr. Osterburg.
13.	(L. 54 cm)	
14.	(L. 43,5 cm)	
15.	(L. 66 cm)	
16.	(L. 65,5 cm)	

Tafel X.

Kupka: Die Bronzezeit in der Altmark.
S. 29 ff.

1.	Grosse Brillenfibel (L. 28,5 cm)	Depot — (Moorfund) von Karritz, Kr. Stendal.
2.	Flaches Halsband (Br. 1,5 cm)	
3.	Fussring von Fischbeck, Kr. Jerichow II. (Grösster Dm. 14 cm).	
4.	Armberge von Brunau, Kr. Salzwedel (L. 23,5 cm).	
5.	(L. 11 cm)	Grabfund von Grobleben bei Tangermünde, Kr. Stendal.
6.	(L. 12,5 cm)	
7.	Halsschmuck von Bühne, Kr. Salzw. (Moorfund, Grösster Dm. 14 cm).	
8.	Brillenfibel (L. 9,5 cm)	Grabfund von Düsedau, Kr. Osterburg.
9.	Instrument ungewissen Gebrauches	
10.	Brillenfibel (L. 10,2 cm)	
10 a.	Dorn zum Nadelkopfe der Fibel 10	
11.	Lanzenspitze (L. 8,3 cm)	
12.	do. (L. 10 cm)	
13.	Rasiermesser (L. 9 cm.)	
14.	Lanzenspitze (L. 12,5 cm)	Grabfund von Arneburg.
15.	desgl. (L. 14 cm)	
16.	Spiralfingerring	
17.	Getriebenes Bronzeblech (von einem Stirnbande?)	
18.	Rest eines Armringes oder einer Fibel	
19.	Messer (L. 18,5 cm)	

Tafel XI.

Eichhorn: Die Ausgrabung des Nienstedter Grabhügels.
S. 85 ff.

1. Der Nienstedter Grabhügel
   von der Ostseite aus gesehen.
   Im Vordergrund der freigelegte Steinkegel nach Abtragung der Humusdecke.
2. Der Nienstedter Grabhügel
   von der Nordostecke aus gesehen.
   Ein Teil des äusseren Steinmantels ist entfernt.

Tafel XII.

Eichhorn: Die Ausgrabung des Nienstedter Grabhügels.
S. 55 ff.

Fig. 3. Der Nienstedter Grabhügel
von der Ostseite aus gesehen.
Neben dem freigelegten Steinkegel ist der Durchschnitt des oberen Teiles eines **zweiten** breitkegelförmigen Baues sichtbar.

Fig. 4. Der Nienstedter Grabhügel
von der Ostseite aus gesehen.
Die obere Schicht des linken Steinkegels ist abgetragen; rechts davon sieht man den hüttenförmigen Holzbau mit dem ihn umgebenden Steinmantel im Durchschnitt.

Tafel XIII.

Eichhorn: Die Ausgrabung des Nienstedter Grabhügels.
S. 55 ff.

Fig. 5. Der Holzbau des Nienstedter Grabhügels von der Südseite aus gesehen.

Fig. 6. Blick auf den von Professor Klopfleisch freigelegten Teil des Nienstedter Grabhügels mit dem Grundriss des Holzbaues.

Tafel XIV.

Eichhorn: Die Ausgrabung des Nienstedter Grabhügels.
Fundstücke aus dem Nienstedter Grabhügel.
S. 85 ff.

Fig. 1. Napfförmige Urne. ($^1/_2$)
Fig. 2. Randscherben eines topfförmigen Gefässes mit Griffzapfen. ($^1/_1$)
Fig 3. Gefäss-Scherben mit Riefenverzierung. ($^1/_1$)
Fig. 4, Fig. 5 } Scherben eines Tongefässes. ($^1/_1$)
Fig. 6. Gefäss-Scherben mit Riefenverzierung. ($^1/_1$)
Fig. 7. Feuerstein-Abschlag. ($^1/_1$)
Fig. 8 Feuerstein-Klinge ($^1/_1$)
Fig. 9. Bruchstück einer bronzenen säbelförmigen Nadel. ($^1/_1$)
Fig. 10. Klammerartiges Bronzestück. ($^1/_1$)
Fig. 11. Bruchstück einer knöchernen Nadel. ($^1/_1$)

Tafel XV.

Grössler: Vorgeschichtl. Funde bei der „Gottesbelohnung“
(Gross-Oerner, Mansfelder Geb.-Kr.)

1. (2975 b) Halber Kinderschädel 2. (2975 a) Schädel eines Erwachsenen 3. (2975 c) } Scherben 4. (2975 e) }	Aus einem Grabe auf dem Hüttenberge über der „Gottesbelohnung“.

5. Scherbe von Hoym in Anhalt. (Aus Vorgeschichtl. Altertümer der Prov. Sachsen II S. 102, Fig. 103.)
6. (2421 a—e) Scherben vom Küphügel in Ober-Wiederstedt.
7. (o. Nr.) Scherbe, auf beiden Seiten mit konzentrischen Kreisen verziert, vom Anger bei Schloss Burgscheidungen a. d. Unstrut.

Tafel XVI.

Grössler: Vorgeschichtl. Funde bei der „Gottesbelohnung“ (Gross-Oerner).

1. (2735) Tonbutte von Ober-Wiederstedt. (Mansfelder Geb.-Kr.) a) Drittel mit herald. rechts gewendeter Spirale.
2. b) Drittel mit herald. links gewendeter Spirale.
3. c) Drittel mit Winkelband und Doppelhaken.
4. (2975 f) Zeichnerische Ergänzung der Tonbutte von Gross-Oerner.
5. (Plümickesche Sammlung Nr. 75.) Tonbutte von Wester-Egeln a. d. Bode.

Tafel XVII.

Grössler: Vorgeschichtl. Funde bei der „Gottesbelohnung" (Gross - Oerner).

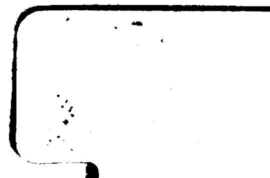
1. (2977 b 2) Scherbe mit Buckel 2 und 3. (2978 a und b) Scherben mit Mäanderverzierung. 4. (2978 c) Scherbe mit Spirale 5. (2979 a 1) Gefässrest mit Vogelbildern 6. (2979 a 2) Aufgerollter Mantel dieses Gefässrestes. 7. (2979 a 3) Zeichnerische Ergänzung desselben. 8. (2979 d) Scherben vom Umbruch dieses Gefässes.	Aus einer Grube auf dem Hüttenberge bei der „Gottesbelohnung" bei Gross-Oerner. (Mansf. Geb.-Kr.)

Tafel XVIII.

Grössler: Vorgeschichtl. Funde bei der „Gottesbelohnung" (Gross-Oerner).

1. (84 im Museum auf Schloss Burgscheidungen.) Tonbutte von Tröbsdorf a. d. Unstrut.
2. Zeichnung der aufgerollten Mäanderverzierung auf diesem Gefässe. Die gestrichelten Linien sind Ergänzungen der Zeichnung auf verloren gegangenen Teilen des Gefässes.






Widener Library
3 2044 100 075 621